ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4295. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 7. JULI 1927

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD ALTHEIDE KUR-PENSION VIKTORIA. Erstkl., best. Lage.

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gutbürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort; beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD KUDOWA KURPENSION SAN REMO. Gemütlicher Aufenthalt, mäßige Preise.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens.. Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz., Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÜHLER BRUNNEN", Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF, erstklassig und solid.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus., alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus, moderner Komfort.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges. Fließend warm. u. kalt. Wasser.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m! Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlingen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ (520 m). Pensionshaus Waldschlößchen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. R. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNSHÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

STOLBERG (SÜDHARZ). HOTEL PREUSSISCHER HOF.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG. Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten, prächtige Lage.

SCHWEIZ

CELERINA BEI ST. MORITZ. HOTEL CRESTA-PALACE. Komfort. Familienhotel. 200 Betten.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich, Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12,50.

HOTEL VIKTORIA. Familienhotel ersten Ranges. 250 Betten.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

ST. MORITZ-SILVAPLANA. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhaus.

TARASP & VULPERA. Das ideale Kurbad im Engadin. Weltbek. Mineralquellen, Höhenluft u. Sonne. Prospekt Nr. 29 gratis.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4295. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 7. Juli 1927.

Allgemeine Notizen.

Die Hygiene-Abteilung des Völkerbundes veranstaltet jedes Jahr eine ärztliche Studienreise. Dieses Jahr findet im September und Oktober eine Austausch-Studienreise derselben durch Deutschland statt, an der insgesamt 30 ausländische Medizinalbeamte teilnehmen werden. In Dresden wird das mit zu besuchende Deutsche Hygiene-Museum bei den Teilnehmern besonderes Interesse erwecken, da das Deutsche Hygiene-Museum im Ausland überall durch seine bahnbrechenden Methoden und seine Anschauungsmittel über moderne Volksgesundheitsbelehrung bekannt und berühmt geworden ist. Wie groß in fremden Ländern das Bedürfnis nach Errichtung eigener Hygiene-Museen ist, zeigen die Anfragen verschiedener, auch überseeischer Staaten, denen das Deutsche Hygiene-Museum die Einrichtung dazu schaffen soll.

Partenkirchen. Wohl in der geschütztesten, aussichtsreichsten und sonnigsten Lage Partenkirchens, inmitten wundervoller Obstgärten, nicht weit von den harzduftenden Wäldern der steilaufsteigenden Berge, liegt das Sanatorium, das von Geheimrat Dr. Wigger 1905 erbaut worden ist und in der Folge durch eine Reihe von Neubauten unter Verwendung aller Errungenschaften der Wohnungshygiene erweitert wurde. Selten schöne Spaziergänge und Ausflüge teils in der Ebene, teils mit mehr oder weniger Steigung, sind gerade von hier aus besonders gut ausführbar. In der klinischen Abteilung kommen alle schweren Fälle von Patienten in Betracht, wie auch besonders alle Stoffwechselkranke, Magen- und Darmleidende, Nierenkranke, schwer Herz- und Gefäßkranke u. dgl. In der Kurheim-Abteilung, von jener räumlich getrennt, finden Leichtkranke, Nervenleidende und auch Gesunde, Erholungsbedürftige Aufnahme. Von der Aufnahme streng ausgeschlossen sind Geisteskranke und mit ansteckenden Krankheiten Behaftete. Eine Reihe tüchtiger, klinisch langjährig vorgebildeter Spezialärzte stehen den Patienten und Gästen im Sanatorium zur Verfügung. Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Willst du gut für dein Kind sorgen, so ernähre es mit „Kufeke" und frischer Milch. Du gibst ihm damit die Nahrung, die es für seine kräftige Entwicklung braucht und schützt es vor Erkrankungen, besonders vor den so gefürchteten Verdauungsstörungen. „Kufeke" ist außerdem sehr billig. Die Einzelportion kostet nur 3 Pfg.

LEIBNIZ-KEKS

TET

DUVE KEKS

Pangani-Gebäck

H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G· HANNOVER

Haarwasser

ROSA CENTIFOLIA

und

JLONA

beliebte Haarpflegemittel (Flasche M 2,75 u. M 4,25) machen das Haar locker und üppig und durchduften dieses mit

„ROSA CENTIFOLIA",

dem Duft der dunkelroten Gartenrose in wunderbarer Natürlichkeit

Parfüm: Flasche i. K. M. 4,50. 7,00	Seife: Stück .... M. 1,25
Probe im Karton .... M. 2,15	3 Stück im Karton ...... M. 3,50
Puder .... M. 1,25. 2,00	Nüss. Kopfwaschseife: N.M. 1,75

oder mit

„JLONA",

Bukett auserlesener Wohlgerüche, voller anhaltender Duft.

Parfüm: Flasche i. K. M. 7,25. 10,00	Seife: Stück .... M. 1,25
Probe .... M. 2,15	3 Stück im Karton ..... M. 3,50
Puder: .... M. 1,75. 3,00	Nüss. Kopfwaschseife: N.M. 1,75

zu beziehen durch alle einschlägigen Geschäfte

J.F. SCHWARZLOSE SÖHNE

FABRIK: Dreysestr. 5. BERLIN DETAILVERKAUF: Markgrafenstr. 26.

PARFÜMIERTE KARTEN v. PARFÜM „ROSA CENTIFOLIA", JLONA u. A. STEHEN KOSTENLOS z. VERFÜGUNG.

GENERALVERTRETUNG FÜR ÖSTERREICH: ROBERT SCHRAUF, WIEN I. FLEISCHMARKT 22.

Willing J.

Mein bester Freund eine Zeiss Ikon-Camera!

Verwendet Goerz Film

Sie hält die schönsten Erinnerungen für immer lebenswahr fest. Jede Zeiss Ikon-Camera ist ein Juwel; das Ergebnis vierzigjähriger Erfahrungen im Camerabau.

Und ihre Vorzüge?

Elegant - zuverlässig - einfach zu handhaben! Unser neuer Katalog bietet reiche Auswahl.

Zeiss Ikon A.-G. Dresden 34

Vereinigte Werke: Contessa-Nettel, Ernemann, Goerz, Ica.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Sommer in der Schweiz: Am Abend in der Hauptstraße von Zermatt (Wallis).

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus.

Dr. Schmelzle,
bisher Staatsrat im bayrischen Ministerium des Äußeren, der an Stelle des tödlich verunglückten Ministers Krausneck zum bayrischen Finanzminister ernannt wurde.

Vom Aufenthalt des Reichsaußenministers Dr. Stresemann in Oslo (Norwegen), wo er seine Nobelpreis-Rede anläßlich des ihm im Dezember 1926 verliehenen Friedenspreises hielt: Dr. Stresemann am Rednerpult während der Ansprache in der Aula der Universität am 29. Juni.

Käthe Kollwitz,
bedeutende Graphikerin, Mitglied der Akademie der Künste, Berlin, 1919 zum Professor ernannt, feiert am 8. Juli ihren 60. Geburtstag.

Die Eröffnung der Gartenbau- und Gewerbe-Ausstellung in Liegnitz (Gugali) am 25. Juni: Während der Ansprache des Reichsjustizministers Dr. Hergt im Ehrenhof der Ausstellung.

Von der 250-Jahrfeier der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck am 25. Juni: Einzug der Chargierten in die Universitätskirche.

Vom Zugzusammenstoß auf dem Bahnhof Wunstorf bei Hannover am 26. Juni: Die Unglücksstelle mit den zerstörten Güterwagen.

UNSTERBLICHE GESCHICHTSENTSTELLUNGEN

VON DR. KURT PIEPER

Erst die Weltanschauung der Aufklärung hat im 18. Jahrhundert die Forderung aufgestellt, geschichtliche Vorgänge vorurteilslos und nach Möglichkeit so darzustellen, wie sie tatsächlich verlaufen sind. Das 19. Jahrhundert verlangte als führende Richtlinie für alle historische Forschung Objektivität, und der Wunsch, das historische Geschehen in seinem wirklichen Verlauf aufzuhellen, hat dazu geführt, eine Fülle von Darstellungen geschichtlicher Vorgänge als unhaltbar nachzuweisen. Trotzdem erfreuen sich viele dieser falschen Auffassungen und Schilderungen einer erstaunlichen Beharrlichkeit (z. B. die Behauptung, daß nach dem durch Kriege verursachten Männerverlust ein unverhältnismäßiger Überschuß an männlichen Geburten eintrete); die Geschichte selbst, vor allem die umbildende und nachschaffende Phantasie des Volkes, verwandelt den wirklichen Ablauf der Dinge sehr rasch in eine ihr genehme Form. „Alles Geschehen dauert lange", schreibt Voltaire — einer der ersten, der bewußt objektive Geschichtsdarstellungen zu verfassen sich bemühte — aber die umbildende Phantasie drängt es zusammen. Die charakteristischen Züge aller nachträglichen Geschichtsfälschung sind erstens einmal die Verbildlichung, die Umwandlung abstrakter Entwicklungen in möglichst konkrete Szenen von theatralisch-effektvoller Formung, zweitens die Übertreibung aller Zahlenbegriffe (das „hunderttorige" Theben, die Zahlen der persischen Heere in den Perserkriegen!) und drittens die Zusammendrängung zeitlich langer Abläufe in kurze, prägnante Momente.

Unglücklicherweise wird die Geschichte in diesem Bestreben noch durch viele von den „Historikern" unterstützt, die ein Interesse daran haben, die Ereignisse aus nationalen oder persönlichen Gründen zu verändern und sozusagen à corriger la vérité (um Lessings anmutiges Wort seines Riccaut, das übrigens ursprünglich aus Terenz stammt, zu variieren): zu diesen Geschichtsfälschern ersten Ranges gehört Livius, der alles Licht auf Rom und alle Schatten auf Karthago fallen läßt, ebenso wie auch Tacitus in seiner antimonarchistischen Einstellung und nicht weniger der Herzog von Saint-Simon, dessen an sich höchst fesselnde Memoiren infolge seiner Verbitterung nur mit Vorsicht als Geschichtsquelle zu benutzen sind.

Eine mehr amüsante Abart des bewußten Geschichtsfälschers ist der jüdische Historiker und Propagandist Josephus, der eine Anzahl der unerfreulichen Eigenschaften seines journalistischen Standes in Reinkultur verkörpert. Er verstand es jedenfalls, seinen Aufschneidereien einen ungewöhnlich sensationellen Beigeschmack zu geben.

Die bekannte Sage vom Mäuseturm bei Bingen ist eine typische Geschichtsumformung. Der Turm war ein Zollturm und hieß „Maut"-Turm, das Volk machte später daraus „Mäuseturm" (wie es z. B. auch aus „mit dem Wind allein" das Wort „mutterwindallein" machte) und erfand die Sage von dem geizigen Bischof dazu. Übrigens ist von jeher die Maus ein Symbol des Todes gewesen; die ganze Erzählung ist außerdem eine sogenannte Wanderanekdote, da sie an 13 verschiedenen Orten vorkommt. Als eine weitere Auslegung diente auch die Annahme, der Bischof hätte an Delirium tremens gelitten und deshalb überall Mäuse erblickt!

Abälard und Heloise gehören zu den berühmtesten Liebespaaren der Weltgeschichte — und doch sind ihre Liebesbriefe untergeschoben, denn deren älteste Fassung ist hundert Jahre nach Heloisens Tod entstanden. Tell und Winkelried, die Schweizer Volkshelden, lassen sich nicht historisch nachweisen, vielleicht ist der erstere nur eine Weiterbildung des Mythos vom Sonnengott bzw. Siegfrieds.

Die „weiße Frau", das Familiengespenst der Hohenzollern, verdankt seine Existenz einem Mißverständnis, nämlich dem Grabstein der Abtissin Ottilie Schenk von Siemau im Kloster Himmelkron (am Weißen Main). Auf diesem Grabstein halten zwei Putten das Wappen — aus diesen Putten machte man zwei ermordete Kinder und aus der Abtissin die Gräfin von Orlamünde (die Abtissin im Kloster Himmelthron bei Nürnberg war) und erfand die Geschichte dazu, daß die Gräfin, um den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg heiraten zu können, ihre Kinder umgebracht habe und von dem Grafen aus Abscheu über ihre Tat hingerichtet worden sei. Die „weiße Frau" spukt seitdem mit größter Beharrlichkeit in den verschiedensten Hohenzollernschlössern und an anderen Orten, und einer der packendsten Berichte über ihr Erscheinen gilt der Vision des Prinzen Louis Ferdinand kurz vor der Schlacht von Saalfeld.

Allgemein bekannt ist die Erzählung, daß die Hussiten 1432 vor Naumburg erschienen, aber durch einen Fürbittezug der Kinder zum Abzug bewogen worden seien. Am 28. Juli wird dort noch heute zum Andenken daran das Kirschenfest gefeiert. Leider sind aber die Hussiten niemals nach Naumburg gekommen und konnten deshalb einleuchtenderweise auch nicht zum Abzug von dort veranlaßt werden. Überhaupt hat Naumburg in der fraglichen Zeit von äußeren Feinden nichts zu leiden gehabt, und wahrscheinlich ist der Ursprung des Naumburger Kirschenfestes in einer Friedensfeier am Ende des Dreißigjährigen Krieges zu sehen.

Kaum eine bedeutende Person der neueren Geschichte ist so reich mit Ausschmückungen in Form von Legenden und Anekdoten bedacht worden wie Friedrich der Große. Auch hier hält der Forschung fast nichts stand: die berühmte Szene, in der Zieten an der königlichen Tafel eingeschlafen sei und Friedrich verboten habe, ihn zu wecken, hat sich in dieser Form nie abgespielt; sie ist eine typische theatralische Geschichtszuspitzung und geht auf eine Szene im Feldzug von 1760 zurück, als der König und seine Generale nachts an einem Lagerfeuer weilten und Zieten wie auch andere Generale eingeschlafen waren. Hier soll der König einem sich nähernden Offizier bedeutet haben, Zieten nicht zu wecken. — Eine ganze Streitliteratur hat sich anläßlich der „Mühle von Sanssouci" entwickelt. Die wirklichen Verhältnisse lagen ungefähr entgegengesetzt, als sie gewöhnlich erzählt werden.

Ein rührendes Märchen ist es, daß die Königin Luise auf der Flucht vor Napoleon Goethes Verse „Wer nie sein Brot mit Thränen aß . . ." in die Fensterscheibe eines Bauernhauses mit einem Diamantring eingeritzt habe. Sie hat diese Verse sogar wohl nicht einmal in ihr Taschenbuch geschrieben (weil sie ein solches damals offenbar nicht besaß) — und die Rührung, die Goethe über diesen Vorfall im 153. seiner Sprüche in Prosa äußert, ist also grundlos.

Nicht grundlos aber sind die erheblichen Bedenken, die man der Zuverlässigkeit eines autobiographisch-historischen Werkes der Goethe-Zeit gegenüber geäußert hat, nämlich gegen Bettina von Arnims „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Wilhelmine von Chézy hat wohl das treffendste Urteil über Bettinas historiographische Zuverlässigkeit abgegeben, wenn sie sagt: „Sie lügt nicht immer . . ." Auf Bettina geht eine ganze Menge unwahrer Anekdoten über Goethes Jugend zurück.

Die weltverändernden Umwälzungen, die zur Zeit Goethes wie Bettinas Frankreich und Europa erschütterten, mußten notwendigerweise die Geschichtsfälschung und Legendenbildung mächtig befruchten. So ist z. B. die Guillotine nicht, wie behauptet wird, von dem Arzt Guillotin erfunden worden, sondern von einem Arzt Louis in Paris und einem deutschen Mechaniker Schmitt; man nannte sie daher zuerst Louisette oder „petite Louison". Erst später wurde sie Guillotine genannt, da Guillotin in der Nationalversammlung empfohlen hatte, die Todesstrafe auf einheitliche Weise durch eine sichere Maschine zu vollziehen.

Napoleon I. hat alles Erdenkliche getan, was an Geschichtsfälschung möglich war, um sein Kaisertum und seine Dynastie zu verherrlichen und historisch zu fundieren. Den großartigsten Betrug leistete er sich wohl bei seiner Krönung, bei der er mit dem angeblichen Zepter Karls des Großen erschien (welches übrigens später unter die berühmten Sehenswürdigkeiten der Galerie d'Apollon im Louvre-Museum eingereiht wurde) — in Wirklichkeit soll es der Taktstock eines Kapellmeisters des 17. Jahrhunderts gewesen sein, mit der Inschrift „Sanctus (!) Carolus Magnus".

Wie schnell die Geschichte Wichtiges vergißt und Erdichtetes als sicheren historischen Besitz aufnimmt, erlebte der ältere Dumas, der Verfasser des berühmten „Grafen von Monte-Christo" im Château d'If. Man zeigte ihm nämlich dort die Zelle, in der der in diesem Roman vorkommende Dantès nach Dumas' Erfindung gesessen haben soll — aber das Gefängnis des echten, welthistorischen Mirabeau, der dort gefangengehalten war, kannte man nicht mehr!

An anderen Stellen wieder tut die Geschichte das Gegenteil: in Eger, in Dux und in Friedland zeigt man die Hellebarde, mit der Wallenstein niedergestoßen wurde; in Heilbronn gibt es zwei Häuser, in denen das Käthchen gewohnt haben soll, und im Odenwald streiten zwei Quellen um den tragischen Ruhm, daß Siegfried in ihrer Nähe getötet wurde.

EDELSTEINE UND ABERGLAUBE

VON E. BECCE-WOOP

Zu allen Zeiten haben die Menschen den Edelsteinen geheime Kräfte zugeschrieben. Lange vor Christi Geburt verknüpften bereits die Inder, als überzeugte Anhänger der astrologischen Wissenschaft, das Wesen der Edelsteine mit dem der im Kosmos kreisenden Planeten. Die alten Ägypter fügten Edelsteine von guter oder böser Wirkung in Amulette und verwendeten sie beim religiösen Kult.

Der Diamant als der härteste und am schwersten zerstörbare aller Edelsteine ist von einem ganzen Legendenkranz umgeben. Vor allem soll er Mut und Kraft verleihen. Indischen Theosophen des Altertums galt er als Talisman bei Gewittern, Wirbelstürmen, Blitz und Wetterschlag. Dem Planeten Saturn geweiht, gilt der Diamant als Glücksstein für den Sonnabend (Saturday). Wasser oder Wein, über den Diamanten gegossen, werden heilkräftig, kurieren Gicht und Fallsucht. So glaubten die Alten. Einzelne Diamanten jedoch galten als wahre Katastrophenträger. So soll der berühmte „Orlow" tatsächlich dem Zarenhause Unglück gebracht haben.

Der Saphir in seiner köstlichen Bläue gilt als Wetterstein. Hell und klar bei schönem Wetter, verdüstert er sich im umgekehrten Falle. Er ist der Stein der Frömmigkeit, Keuschheit und Treue, gilt als Glücksstein des Freitags, des Tages der Liebesgöttin, und ist in seinen okkulten Wirkungen dem Planeten Venus verknüpft. Heiterkeit, Ruhe des Gemüts und Anmut soll er seinen Trägern verleihen. Bei den Vermählungszeremonien der Dogen von Venedig mit dem Meere, die bekanntlich mit großem Pomp vollzogen wurden, spielte der Saphir eine symbolische Rolle.

Der Smaragd mit seinem herrlichen Grün galt im alten Orient als Augenheilmittel, wie ja auch bei uns Grün noch als den Augen dienlich gilt. Die Alten benutzten den Smaragd zum Austreiben böser Geister und glaubten, daß er seinem Besitzer prophetisch Unheil ankünden könne. Astrologisch ordnete man den Smaragd dem Tierkreiszeichen Zwillinge unter, dem Planeten Jupiter gehorchend.

Der Rubin galt als Repräsentant des Fleißes und als Mittel gegen Energielosigkeit. Als Heilmittel wurde er zur Zeit der Kreuzzüge gegen die Pest verwendet. Im Altertum gab man den Leichen geliebter Personen Rubine mit ins Grab, um sie vor Verwesung zu schützen. Veränderung der Farbe warnte den Besitzer des Steines vor Gift, drohende Gefahr verdunkelte seinen Farbton. Auch schützte er vor melancholischen Gedanken. Der Rubin gehört dem Tierkreiszeichen Steinbock, okkult dem Planeten Uranus verwandt.

Amethyst ist der Stein der Freundschaft, die er erhält und festigt. Er galt als Mittel gegen den Rausch, und häufig findet man altrömische, aber auch alte slawische Trinkgefäße mit roh geschliffenen Amethysten verziert. Man glaubte auch, daß der Amethyst beruhigend bei Aufregungen und Jähzorn wirke, wie er überhaupt im Gefühlsleben milde Regungen auslösen soll. In katholischen Ländern findet man die Krummstäbe der Bischöfe oft mit Amethysten eingelegt. Daher der Name Bischofsstein und Bischofslila für bestimmte lila Farbtöne. Der Amethyst gehört dem Planeten Neptun.

Das Heer der Halbedelsteine samt ihren dem Aberglauben verquickten Eigenschaften läßt sich nur flüchtig streifen. Der Türkis gab abergläubischer Phantasie besonders Nahrung seiner tatsächlich variablen Färbung halber. Trübte sich die Farbe des Steins, so bedeutete das Verluste, Unglück, Kummer, verlorene Schlachten usw. Im Orient findet man noch heute kleine, in Silber oder Gold gefaßte Türkisplatten, die als Amulette getragen werden.

Lapislazuli (Lasurstein) soll eine einlullende Wirkung haben. Allen Italienfahrern ist er in Form schöner, dickkugeliger Ketten bekannt. Er gilt als den spiritistischen Medien dienlich.

Bernstein, Agtstein oder Amberstein marschiert auch in dem langen Zug von Edelstein und Aberglaube. Noch heute haben alte pommersche oder ostpreußische Kutscher die Gepflogenheit, hin und wieder ein Stückchen Bernstein im Stalle zu verbrennen. Das soll die Tiere gegen Krankheit und Verhexung schützen. An Ostpreußens Küsten glaubt man, daß das Räuchern mit Bernstein gesund sei; jedenfalls riecht es gut. Die Bäuerinnen jener Landstriche legen Bernstein ins Waschwasser, um die Haut jung und frisch zu erhalten. Solches Bernsteinwasser gilt auch als Haarpflegemittel, befördert dessen Glanz und Wachstum. Natürlich dient Bernstein auch als Liebeszauber. Man muß ihn verbrennen und drei rote Rosen in die Flamme halten; dann bildet sich im Niederschlag ein goldfarbener Tropfen. Dieser Tropfen wird in ein Kleidungsstück des Liebespartners genäht und sichert dessen Treue für alle Zeit. Aus der Wolkenbildung rauchenden Bernsteins erkannten die Wahrsager der Alten die Zukunft, wenn die Mondstellung günstig war.

Der Sardonyx war geschätzt, weil er Weisheit und sicheres Urteil in allen Unternehmungen verlieh. Und der Onyx machte seinen Träger unsichtbar, wenn dieser das Herz einer jungen Wachtel mit etwas Seetang kochte, den Sud mit Wachs aus einem Bienenstock, der notwendigerweise in einem Holunderbusch nisten mußte, verknetete und diese Pille schluckte.

Für Selenit oder Mondstein arbeiten starke okkulte Kräfte. Bei zunehmendem Mond in einen Garten gehängt, soll er bei Obstbäumen tausendfache Frucht bewirken. Meergrüne Berylle und Aquamarine bewahren vor Streit und Verstimmung und ziehen außerdem Geld ins Haus.

Topase fördern nach altem Glauben die Gesundheit, erhalten jung und bewirken günstigen Ausgang von Reisen. Außerdem verhüten sie Unfälle. Chrysoprase geben Sanftmut, Güte und Geduld und sollen als Schlafmittel bewährt sein. Die guten Eigenschaften und Wirkungen aller Edel- und Halbedelsteine sollen sich besonders als Monatssteine auslösen, d. h. sobald sie von den in den entsprechenden Monaten Geborenen getragen werden.

Januar: Lapislazuli; Februar: Amethyst; März: Rubin; April: Diamant; Mai: Smaragd; Juni: Chrysopras; Juli: Bernstein; August: Sardonyx und auch Onyx; September: Saphir; Oktober: Mondstein (Selenit); November: Topas und auch Beryll; Dezember: Türkis.

Ernst Wilhelm Arnoldi, Kaufmann in Gotha, der am 9. Juli 1827 die Gothaer Lebensversicherungsbank a. G. begründete.

Das Verwaltungsgebäude in seiner jetzigen Gestalt.

Dr. jur. Karl Samwer, Geheimer Regierungsrat, derzeitiger Generaldirektor der Gothaer Lebensversicherungsbank a. G. (Phot. Dr. C. Rohrbach, Gotha.)

Zum 100jährigen Jubiläum der Gothaer Lebensversicherungsbank a. G. am 9. Juli.

Tagesgeschichte.

Reichsaußenminister Dr. Stresemann verließ am 26. Juni Berlin zum Besuch der norwegischen Hauptstadt Oslo, wo er den Feierlichkeiten zur Verleihung des Friedens-Nobelpreises beiwohnte. In seiner Begleitung befand sich seine Gattin, Geheimrat v. Baligand und Legationsrat Redlhammer. In Oslo waren zur Begrüßung der norwegische Ministerpräsident und Außenminister Lykke, Mitglieder des Nobel-Komitees, der deutsche Gesandte Dr. Rhomberg, Vertreter der Stadt und der deutschen Kolonie erschienen. Am 29. Juni hielt Dr. Stresemann in der Universitätsaula unter starkem Beifall vor dem norwegischen König, dem diplomatischen Korps, dem Nobel-Komitee und zahlreichen führenden Persönlichkeiten der Politik, Wissenschaft und Wirtschaft seine bedeutsame Nobelpreis-Rede. Besuche und Empfänge zu Ehren des deutschen Außenministers füllten noch die Tage seines Aufenthalts in Oslo.

Anläßlich seines **50jährigen Bestehens** veranstaltete das **Reichspatentamt** im Langenbeck-Virchow-Hause eine Festsitzung, bei der auch sechs Vertreter ausländischer Patentämter zugegen waren. Der Präsident des Reichspatentamts, v. Specht, gab einen Überblick über Entwicklung und Tätigkeit des Amtes seit seiner Gründung im Jahre 1877.

Die **Gartenbau- und Gewerbe-Ausstellung in Liegnitz** (Schlesien) wurde am 25. Juni eröffnet. Die „Gugali“, die vorwiegend schlesische Erzeugnisse vereinigt und stark heimatlichen Charakter trägt, will dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf den deutschen Osten zu richten. Reichsjustizminister Dr. Hergt und der preußische Landwirtschaftsminister Dr. Steiger hielten Ansprachen bei der Eröffnungsfeier im Ehrenhof der Ausstellung.

In Anwesenheit des Bundespräsidenten Dr. Hainisch beging am 25. Juni die **Universität Innsbruck** die **Feier ihres 250jährigen Bestehens**. An einen Gottesdienst in der Universitätskirche schloß sich ein Festakt an, dem die Spitzen der Behörden und Vertreter auswärtiger Hochschulen beiwohnten.

Auf dem Roosevelt-Flugplatz in Neuyork startete am 29. Juni Commander **Byrd** mit drei Begleitern zu seinem lange vorbereiteten **Europaflug**. Am 1. Juli mußte dann das Flugzeug „Amerika“ 200 m von der französischen Küste entfernt auf das Meer niedergehen. Die Flieger erreichten unversehrt das Land.

In **Hamburg** kam bei schwierigsten Bodenverhältnissen das 59. **Deutsche Derby** zum Austrag. Sieger im Rennen um das Blaue Band wurde nach erbittertem Endkampf „Mah Jong“.

Von der kürzlich erfolgten Eröffnung der Kranebethsattel-Bergbahn (bei Gmunden, Oberösterreich): Die Bergstation am Kranebethsattel (1000 m).

Von dem Besuch der Presse bei der Weltfirma A. Borsig (Maschinenbau-Werke) in Berlin-Tegel, die vor 90 Jahren am 22. Juli durch August Borsig gegründet wurde: Die Teilnehmer der Besichtigung. × Geheimrat Ernst v. Borsig, ×× Geheimrat Konrad v. Borsig.

Die Sonnenfinsternis am Morgen des 29. Juni: Phasen der Verdunkelung, beobachtet in Leipzig: 1. 5,30; 2. 6,05; 3. 6,10; 4. 6,17 (höchster Grad der Verdunkelung); 5. 6,30; 6. 6,46 Uhr. — 7,15 Uhr Sonnenscheibe frei. (Phot. Paul Faulstich, Leipzig.)

50 Jahre Deutsches Reichspatentamt: Während der Jubiläumsfeier im Langenbeck-Virchow-Haus am 1. Juli. × Der Präsident des Reichspatentamts, Fritz v. Specht.

Im Oval: Aus dem spanischen Herrscherhause: Die Königin von Spanien, Viktoria Eugenia, geb. Prinzessin von Battenberg, in der sehr kleidsamen landesüblichen schwarzen Spitzenmantille auf dem Wege zur Kirche in Madrid.

Der dritte Ozeanflug von Amerika zum europäischen Kontinent: Commander Byrd, der am 28. Juni mit drei Begleitern in Neuyork startete und am 1. Juli bei widrigem Wetter an der Küste des Ärmelkanals nahe Ver-sur-Mer landete, an seinem dreimotorigen Apparat.

Beförderungszeremoniell in der amerikanischen Armee: Kriegssekretär F. Davis bei der feierlichen Überreichung des Offizierspatents an die neu ernannten Offiziere in der West-Point-Militärakademie, der großen Vorbildungsanstalt des amerikanischen Offiziersnachwuchses.

Bittfeierlichkeiten von Amts wegen um Regen in — China: Vertreter der Behörden der Stadt Peking im Tempel der Erde beim Gebet um Regen, welcher der in der Umgebung herrschenden Dürre ein Ende machen soll.
Rechts nebenstehend: Von der Einweihung der jetzt endgültig fertiggestellten Regent Street in London, die in den letzten Jahren nach und nach von Grund aus neu errichtet wurde: Das Königspaar bei der Fahrt im vierspännigen Wagen durch die Straße bei der Einweihungsfeier.

Von der am 25. Juni eröffneten fünften Berliner Turn- und Sportwoche: Frauensportvorführungen am 29. Juni auf dem Sportplatz des Sportklubs Charlottenburg in Witzleben; Medizinball-Spiel zu Paaren.

Rechts oben: Von der Kieler Woche, der berühmten segelsportlichen Veranstaltung, die am 24. Juni ihren Anfang nahm: „Inga Lill" (G. Estlander, Schweden), Sieger im Rennen der 22-qm-Schärenkreuzer um den Irene-Preis.

Vom Deutschen Derby in Hamburg, dem großen deutschen Zuchtrennen, am 26. Juni: Der spannende Endlauf im Kampf ums Blaue Band. Nr. 21 der Sieger „Mab Jong" (Reiter: Pretzner), daneben Nr. 25 „Libertas" (Reiter: Grabsch).
Links Mitte: Das Internationale Wurftaubenschießen in Hamburg-Bahrenfeld vom 23. bis zum 25. Juni, das der Schießklub Hamburg-Altona veranstaltete. Vorn Houmann (Dänemark), der erfolgreichste Schütze.

Vom Gauturnfest des Berliner Turnrats in Karlshorst bei Berlin (25. und 26. Juni) anläßlich seines 70jährigen Bestehens: Massenvorführungen der Männerabteilung.
Links nebenstehend: Aus dem Blumenkorso der Automobile und Motorräder durch die Straßen Berlins am 28. Juni im Rahmen der Berliner Turn- und Sportwoche: In eine Blumenmühle verwandeltes Motorrad mit Beiwagen.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(8. Fortsetzung.)

Er ging zu dem Fels, wo seine Habseligkeiten lagen, zog das Hemd über und kramte im Rucksack. Dann setzte er sich auf den Stein und fing an zu essen; langsam und fast mit Widerwillen kaute er die Bissen, setzte die Flasche an den Hals und trank.

„Sonderbarer Mensch!“ Olsen lehnte den Rücken gegen das Kreuz und schaute über die Gipfel, die unter ihm lagen.

„Überall Rätsel! Wo leben wir? Was sind wir?“

„Wenn die Henker kommen, soll man sich aus dem Staub machen“, rief Job herüber.

„Was meint er?“

Golm zuckte die Achseln. Ihm wurde übel vor Hitze, und er suchte nach einem Halt. Fand einen Fels, gegen den er sich schwer atmend lehnte. Er blickte nach Olsen hinüber, der hochgereckt am Kreuz stand und plötzlich in den Himmel ragte. Was war das? Nie hatte er solche Beklemmung gefühlt. Es rieselte durch den Kopf und kroch übers Herz. Der Schlund wollte austrocknen.

„Olsen — gib — mir was — zu trinken.“

Aber Olsen war fort. Golm sah ihn über Felsblöcke kriechen, nach dem Südgrat zu. Ganz in die blauflimmernde Hitze war er getaucht.

Golm richtete sich auf und ging gegen den Wahnwitz dieses Zustandes an. Der Berg wandte sich von ihm ab, das fühlte er in dieser Stunde. Er schlich zu seinem Rucksack und trank den Tee hinunter. Nach einer Weile schwand die Unsicherheit. Er fühlte sich wieder stark und fest auf dem Fels stehend. Das Kreisen hörte auf, und die Gipfel traten klar vor seine Augen.

Da stand Job vor ihm. Knorrig und ausgemergelt, fast wie Holz. Er hatte ein zwinkerndes Lachen im Gesicht: „Daß Sie noch hier herauf sind, Herr Golm. Begreife nicht. Warum warten Sie nicht, bis der Fahrstuhl läuft?“

„Job, alter Kerl, warum sitzt Ihnen so der Grimm im Leib? Ich kann den Lauf der Zeit nicht hemmen, Job. Ich kann den Strom nicht aufhalten. Was wütet ihr alle gegen mich? Es ist mein Brot. Ich bin nicht schuld, wenn das Gebirge vom Stahl gefressen wird.“

Der Führer lachte auf: „Alter Kerl! Ja, alter Kerl, das bin ich. Aber noch stehe ich oben. Meine Zeit ist noch nicht um.“ Er ballte die Fäuste. „Ich hab' noch mitzureden, wenn es gilt. Ich lasse mich nicht abtun. Vierzig Jahre schon steige ich herauf. Ich habe teil am Berg; ich kenne jede Ader und jeden Kamin; kein Couloir und keine Steilwand ist mir fremd. Ich hab' ein Wörtel mitzureden, wenn es gilt.“ Seine Gestalt wuchs, als er jetzt vor Golm stand und seinem Grimm Luft machte. „Wißt Ihr noch, Golm? Es mögen zehn Jahre sein, da habe ich Euch zum erstenmal hier heraufgeschleppt über die Nordwand. Bei der oberen Traverse wurdet Ihr hilflos und hattet blaue Lippen. Aber der Dieffenbronner hat's Euch ausgetrieben. Der Dieffenbronner hat Euch das letzte Schwindelgefühl aus den Rippen gedrückt, und Ihr wurdet ein Steiger, ein braver Steiger. Ein guter Berggänger wurden Sie, Herr Oberingenieur Golm. Der Henker muß Sie holen, daß Sie uns jetzt den Berg verschandeln.“

„Ich tue nichts wider euch alle. Ihr verkennt mich. So wahr der Himmel über mir ist. Job, gebt mir Eure Hand. Ich war Euer Freund und will Euer Freund bleiben.“ Er reichte dem Führer die Hand hin, aber Zacharias Job wandte sich ab und blickte über den Gletscher hinunter ins Tal, wo er die Schutthalden erkennen konnte und die großen Stützpfeiler an den Hängen verankert waren.

„Von dort kriecht's herauf. Es ist wie Schwindsucht. Aber der Berg wird sich wehren. So wahr ich hier oben stehe, er wird sich wehren.“ Als er sah, daß Olsen zwischen den Felstrümmern auftauchte, verließ er Golm. „Ich gehe; denn mit euch hab' ich nichts gemein. Ich stehe noch fest auf den Beinen. Ich bin nicht am Ende. Ich bin — noch — nicht alt geworden.“

Er schulterte den Rucksack, nahm Seil und Pickel und ging. Tiefblau stand der Himmel über ihm. Seine Gestalt war überhaucht vom Flimmern der Luft.

„Warum geht er?“ sprach Olsen, dem das Erlebnis der Höhe in den Augen stand.

„Wohin, Job?“ Golm rief ihm nach, und Job wandte sich kurz zurück: „Ich gehe über den Grat!“ Er sank in die Felsen.

„Er will allein über den Grat.“

„Laß ihn, Golm, laß ihn!“

Grau lag der Stein, von Sonne überschwemmt. Die Firnhänge wurden weich und waren wie silberne Spiegel.

Sie hörten noch vereinzelt tastende Schritte, die hell tönten und wie klingende Hammerschläge waren. Beide streckten sich in den spärlichen Schatten eines zerfressenen Steines, der in der Nähe des Kreuzes lag. Tag und Höhe wurden grenzenlos. Gedanken und Vorstellungen wuchsen über sich selbst hinaus.

„Stein, Fels, Schnee und Himmel, alles ist Problem. Leben und Tod, Flucht der Zeit, alles ungelöst. Wir sind Faktoren eines Gesetzes, das wir selbst nicht begreifen. Gipfel an Gipfel, Gletscher im Tal, Himmel über uns und rauschendes Wasser in der Ferne. Vielleicht nur Spiegelung der eigenen Brust. Vielleicht nicht vorhanden, nur gesehen, nur gedacht von uns. Tröstlich aber, zu wissen, daß wir geborgen sind, daß wir über Tod und Leben nicht hinauskönnen. Oh, wir sind geborgen, weil wir begrenzt sind. Gott ist ohne Ende; Gott ist unbegrenzt und muß immer sein. Gott ist ohne Ruhepunkt und Ausweg. Wir dürfen sterben, aber Gott ist ewig und ohne Zuflucht. Gott ist eine tragische Gestalt.“

Werner Golm hörte diese Worte wie aus der Ferne. Unsichtbar Ding war zwischen ihm und dieser Stimme. Er hörte es fern rauschen und wußte, daß es der Strom seines Blutes war, der durch die Adern schäumte. Er wußte, daß es die Seele der Höhe war; der Geist des Viertausenders wuchs ihm entgegen, und er beugte sich vor ihm.

„Ich bin verlassen!“ sprach er bitter. „Man hat mich preisgegeben. Ich stehe zwischen Fels und Tiefe. Olsen, gib mir einen Rat!“ Er sprang auf und schritt auf das Kreuz zu. Packte es krampfhaft mit der Hand und schaute über den Abgrund, wo die Wand auf den Gletscher hinabstürzte.

„Du mußt eine Tat vollbringen!“

„Mir wankt der Boden unter den Füßen!“

„Wenn du schwach wirst, bist du verloren! Greife über dich hinaus! Eine Waffe besitzen wir, die ist stärker als Höhe und Abgrund und mächtiger als der Grat. Unser Wille!“

„Ich will stark sein, Olsen! Ich will!“

Da erhob sich der Nordländer und kam mit sicheren, stillen Schritten auf den Gefährten zu. Stand dicht vor ihm, als er lächelnd sprach: „Laß uns über den Grat gehen!“

Golm erschrak. Es rieselte kalt durch seinen Körper. Olsen jedoch lächelte.

„Ich bin vor Jahren mit Dieffenbronner hinüber. Kennst du ihn? Er ist fürchterlich.“

„Ich kenne ihn nicht. Ich fürchte mich nicht vor ihm. Stein und Fels und Eis sind mir Freund, und dem Freund soll man sich anvertrauen. Komm, laß uns über den Grat gehen!“

Sie stiegen den Südhang des Gipfels hinab, mußten in einfacher Kletterei durch einen kurzen Stemmkamin und standen nach einer halben Stunde vor dem berüchtigten Grat, der sich in 3920 Meter Höhe nach der Weißen Frau hinüberzog. Zu beiden Seiten fielen die nackten Felswände ab. In ungeheuer exponierter Höhe lief dieser Pfad des Todes, hundertfach zerhackt und zerrissen, nach dem firnüberdeckten Gipfel des benachbarten Viertausenders hinüber.

„Schau' hinüber und erschrick nicht!“

Drüben, fast am Ende der Scharte, hing der greise Führer im Fels und kroch auf allen vieren, ohne Seil, über die fürchterliche Brücke.

„Eine gigantische Tat!“ schrie Olsen, und die Feuer der Höhe brannten in seinen Augen. „Schau' ihn dir doch an, wie er an den steinernen Zähnen hängt! Nichts ist an Kühnheit dieser Tat gleichzustellen. Golm, auf! Wollen wir zwei hier zurückstehen? Mir strömt's durch alle Nerven.“

Werner Golm zitterte, aber er seilte sich an. Er trat vor auf die Scharte, kauerte sich nieder und kroch langsam hinaus. Noch stand Olsen fest und hielt das Seil. Golm hing über der Tiefe und schaute hinab. Da schlich das Schaudern schmarotzerhaft in ihn hinein. Endlos lang war der Weg hinüber. Nie würde er zu Ende gehen. Himmel über ihm, Abgrund unter ihm und er auf einem Seil, auf einer Schneide. Er kroch dem Untergang in den Rachen; niemals würde er über diesen Grat kommen.

„Vorwärts!“ hörte er eine hell klingende Stimme. Sie war wie ein Befehl; nein, sie war wie eine Warnung. Er wollte sich umschauen, da fiel sein Blick ins Tal, und er sah die Stützträger und Schutthalden; er sah die Seilbahn weit unten in der ertrunkenen Tiefe. Fels wuchs riesenhaft hoch. Fels wurde lebendig und wankte. Und jetzt — rrrumm mm! Sprengschuß!

„Halt!“ rief Werner Golm und kroch hastig zurück; wurde in die Flucht geschlagen von der Gewalt dieser Höhe, die er in diesem Augenblick nicht mehr zu meistern verstand. Mit gesenktem Kopf saß er an der Seite Svend Olsens auf einem Fels und wurde von einem Krampf elender Zerknirschung geschüttelt.

„Ich kann — heute nicht — über den Grat!“

Zacharias Job war drüben angekommen. Er stand im Firn, schaute herüber und warf beide Arme in die Luft.

Svend Olsen stieß einen jubelnden Ruf aus.

„Aaa—la—la—iiiii!“ rief er hinüber.

XII.

Als die Dämmerung kam, wurde der unbekannte Tote beerdigt. Eine kleine Schar stand in düsterer Gruppe um das offene Grab. Bergführer brachten ihn. Sie setzten den einfachen Sarg nieder, und ein Pfarrer sprach wenige Worte, die ohne Trost waren und ohne Ausblick. Man wußte nicht, wer der Tote war, was hätte man über ihn reden sollen!

Was sollten auch Worte um die Schwere solcher Stunde! Es waren einige Arbeiter unter denen, die den Heimgegangenen begleiteten. Sie standen in ihren beschmutzten Kleiderlumpen da und schauten einander nicht an; die klobigen Köpfe gesenkt, die Glut und den Schweiß des Tages noch in den Gesichtern, so hingen sie in einem Klumpen zusammen, und eine Ahnung wollte sich in ihnen regen, daß alles zwecklos und dies das Ende jeglichen Geschehens sei.

Klaus Dieffenbronner stand mit Maria in der vorderen Reihe, an ihrer Seite Zacharias Job, dem noch der Widerschein des Firns aus den Augen brannte.

Als sie den Sarg in die Erde gaben, kam Werner Golm die Gräberreihe entlang und blieb im Hintergrund stehen. Sein Gesicht war von der Sonne gerötet. Er hielt die Augen gesenkt und trug einen bitteren Zug um die Mundwinkel. Er hörte, daß Klaus Dieffenbronner sprach, ein wenig unbeholfen und eintönig im Tonfall. Er sprach vom Schicksal des Bergsteigers und von seinem Tod, der kein Tod sei, sondern ein Heimgehen; daß dieser Tod weitab liege von der großen Straße und von vielen nicht verstanden werden könne.

Golm, von einer jämmerlichen Stimmung überwältigt, wollte sich schon beiseitedrücken und den Friedhof verlassen; denn er war fremd hier; er gehörte nicht mehr zu diesen, die hier standen und wie eine Gemeinsamkeit waren. Er mußte sich still davonmachen, sonst würden sie ihn noch entlarven. Nie, seit er lebte, war er so furchtbar geschlagen worden. Gedanke und Erinnerung quälten ihn. Erde polterte auf Holz. Schrecklicher Klang; war wie Hammerschlag aus Höhlen und Schächten.

Golm wollte gehen. Da traf ihn Marias Blick. Zwischen den Köpfen der Arbeiter hindurch, sah er plötzlich ihre Augen, wie sie groß und unerbittlich auf ihn gerichtet waren. Da blieb er und war festgebannt. Da schob er sich durch den Menschenklumpen vor ans Grab und griff nach der Schaufel. In diesem Augenblick warf Maria dem Toten einen Strauß später Blumen nach. Golm sah die Blüten in der Grube liegen, und sie schienen ihm von Glanz und scheuer Liebe durchstrahlt. Was will der Tote, was will der Fremde mit Marias Blumen? dachte er und hielt krampfhaft die Schaufel. Er zitterte, als er die trockene Erde auf den Sarg warf. Dann schaute er sich um, von Qual durchsetzt, und hatte eine Vorstellung, er würde abseits stehen, und alle würden ihn anschauen und sein Tun beobachten. Er sah Klaus Dieffenbronner und Maria, er sah Zacharias Job und die Bergführer; er sah fremde Gesichter und die düsteren Mienen seiner Arbeiter. „Ich bin ja hier zur Schau gestellt.“ Er wankte von der Gruft. Sie schauten ihm betroffen nach, als er langsam und mit gesenktem Kopf aus ihrer Mitte ging.

Die Führer schaufelten das Grab zu. Die stumme Schar zerstreute sich langsam. In kleinen Gruppen liefen sie auseinander.

„Vielleicht, daß er's besser hat als wir“, sprach ein Arbeiter. „Am Tag hängen wir im Dreck, bis uns die Fingernägel bluten, und vom Schlaf wissen wir nichts. Na also!“

Ein anderer: „Aber keiner will runter unter den Boden. Keiner! Leben, nur immer leben! Beim Henker, wir fassen's nicht. Nein, wir fassen's nicht. Laß uns nicht davon reden.“

Ein Dritter suchte nach Sonne, nach Ausweg und Licht und Entschädigung. Er scharrte nach dem Begehrenswerten im Leben. „Und Sonntage?“ meinte er. „Und Weib und Kinder? Und gutes Essen und Schnaps und Gesangverein, hää!“ Er wehrte sich gegen die Dumpfheit, die ihm den Schädel sprengen wollte. Er schnüffelte nach dem Paradies.

Das Blut des Abends floß über die Zinnen.

Maria Dieffenbronner blieb am Grabe zurück, als müsse sie hier noch irgendeine Zwiesprache halten und das letzte Erfülltsein des Toten für sich begreiflich machen. Irgendeine dunkle Gemeinsamkeit zwang sie, zu bleiben, als wäre noch etwas zu sprechen, das keinerlei Aufschub dulde. Und so war ihr zu Sinn, als habe der Tote bisher geschwiegen, da zu viele Stimmen um ihn waren, als müsse er nun aber anheben, sich zu enthüllen und seine Brust zu öffnen wie eine Truhe. Meine Mutter ist tot, dachte sie, und ihr Gedenken war schwer. Meine Mutter liegt im Gletscher; vielleicht, daß dieser ihr begegnet auf einem Weg, der uns verschlossen ist. Es blieb stumm um sie her; nichts enthüllte sich ihr. Keine ferne Stimme wurde laut, und keine Hand streckte sich ihr unsichtbar entgegen. Da verließ sie das Grab und war von Traurigkeit erfüllt.

Vor der Pforte stand Werner Golm. Er war an die Mauer gelehnt und blickte sie an, als ob er kampflos wäre. Ganz einer Blindheit folgend, kam sie auf ihn zu.

„Warum stehst du hier allein?“

„Ich hab' auf dich gewartet, Maria!“

„Auf mich? Was willst du von mir? Ich will nach Hause gehen.“

Er blieb an die Mauer gelehnt, machte keine Bewegung und schaute nur immer vor sich hin.

„Was habt ihr mit mir gemacht, Maria? Warum seid ihr meine Feinde? In mir ist etwas, das ich dir nicht sagen kann. Ich bin leergebrannt, Maria. Wende dich nicht ab von mir!“

Sie zwang sich zu stiller Antwort.

„Ich bin nicht dein Feind, glaube mir das. Ich bin auch nicht böse auf dich. Wir alle sind dir nicht böse. Nur sollten wir uns trennen. Es wäre gut, wenn wir ganz zu Fremden würden, durch keinerlei Beziehungen verknüpft.“

„Warum das, Maria?“

„Weil du nicht zu uns gehörst. Verstehe mich doch!“

„Ich bin verlassen ohne dich.“

„Ohne mich?“ Sie erschrak vor diesem Wort. „Ohne mich? Was willst du von mir. Ich habe dich doch verloren!“

„Wenn ihr mir die Hände reicht, ist alles gut. Das sitzt wie eine Krankheit in mir, die mir alle Freiheit nimmt. Ich muß dir etwas sagen, Maria, was ich hinausschreien möchte, damit es mich nicht zerfrißt. Wir waren oben auf dem Sifantagipfel. Wir wollten über den Grat. Mit deinem Vater bin ich zum erstenmal hinüber. Weißt du es noch, Maria? Er schlug mir auf die Achseln, als wir drüben waren. Er lobte mich nicht, aber er schlug mir derb auf die Achseln mit beiden Händen.“ Er setzte eine Weile ab und wollte das Geständnis nicht über die Lippen bringen. Bis es zuletzt sich langsam hervorquälte. „Ich konnte heute nicht über den Grat, Maria! Der Schwindel schüttelte mich. Gebt mir wieder eure Hand, und alles ist vorbei!“

„Aber was willst du von mir?“

Er fand keine Antwort, denn es war sinnlos, was er hätte sagen müssen. Da stand doch Cornelie zwischen ihnen. Was wollte er denn? Welche Torheit, hier noch länger zu verweilen. Sie erriet seine Gedanken und wurde jäh erfaßt von einer häßlichen Vorstellung.

Sie schaute ihm still in die Augen, und er sah, daß ihre Seele voll weher Bitterkeit war, und daß sie einen Weg zu ihm suchte, der von Wirrnis überwuchert schien. Er wollte nach ihrer Hand fassen, aber er fand nicht den Mut zu diesem Betrug. Cornelie stand zwischen ihnen. Der Name wuchs hoch vor ihm wie eine Mauer. Er griff sich an die Stirn. Der Name hämmerte gegen die Schläfen.

„Was soll ich beginnen?“

Er ließ den Kopf hangen und krampfte die Fäuste zusammen. Maria ging, ohne daß er aufschaute und es gewahr wurde. Als sie schon weit von ihm entfernt war, fuhr er hoch, seine Erstarrung löste sich, und er griff mit beiden Händen nach ihr, die auf dem Wiesenpfad durch ein Meer von Gräsern und Blüten schritt. „Maria!“ rief er, und seine Gedanken waren verwirrt. „Maria! Verlaß mich nicht!“

Sie schaute sich nicht um nach ihm. Während sie in den singenden Abend ging und vom Wirrsal der tausendfältig sprießenden Hochlandwiese eingehüllt war, weinte sie still vor sich hin und fand kein Ende für ihre Tränen.

Auf halbem Weg traf sie auf Svend Olsen. Er sah ihre Not und fragte sie nicht.

„Ich will ein Stück Weges mit Ihnen gehen, Fräulein Maria. Der Abend ist so schön.“

Sie sah ihn forschend an und war froh, solchen Gefährten zu finden.

„Warum wollen Sie mich begleiten, Herr Olsen?“

Sie wußte nicht, warum sie diese Frage tat. Es erschien ihr selbst sinnlos hingesprochen und ohne Bedeutung.

„Weil Sie mir so merkwürdig nahe stehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Mag sein, daß ich mich selbst nicht recht verstehe, und daß ich Ihnen keine Erklärung geben kann. Das kam mir nur so in den Sinn. Ich habe den Gedanken, ich müßte mit Ihnen zusammen einmal einen jener Bergriesen bezwingen, dessen Besteigung maßlose Schwierigkeiten bietet. Sie haben geweint, Maria!“

Er ging mit ihr bis Ponthilara hinunter. Bei den ersten Häusern verließ er sie. Als er das Tal langsam wieder hinaufstieg, wurde es dunkel, und dann lag das Geschmeide des Himmels über ihm.

XIII.

„Die Pest!“ fluchte Buccalini, der auf dem Bauche lag und den Bohrer gegen das harte Gestein preßte. „Die Pest!“

Giacomelli lachte und gab keine Antwort. Sie lagen Seite an Seite im vordersten Stollen, tief im inneren Mark des Berges. Waren überkrustet vom Staub, und das Schwarz der Pulvergase hing unter ihren Augen. Salztropfen glänzten in den Gesichtern, auf denen der Unrat wie Larven saß, und wo nur die Augen glänzten und das gegen jeden Dreck gefeite Weiß der Zähne.

Wenn ich ihm die Gurgel hier zerdrücke, kräht kein Hahn nach ihm, dachte Buccalini und stemmte die Brust gegen den Bohrer. „Die Pest! Die Pest!“ Muskeln schwollen an den nackten Armen, die vom spitzen Stein blutig gerissen und mit halb verheilten Wunden und Schürfungen bedeckt waren.

„Was fluchst du mir die Ohren voll?“

„Wir sind alle gleich! Vor Gott sind wir alle gleich, hat der Pfarrer gesagt. Du bist nicht mehr als ich, wenn wir aus dieser Hölle hier heraus sind. Hier kannst du die Fresse aufreißen, aber draußen bist du nicht mehr als ich.“

„Hat der Pfarrer gesagt“, höhnte Giacomelli. „Was willst du denn, dreckiges Vieh!“

(Fortsetzung folgt.)

Gamsbartrupter. Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau.

Wochenend in Paddelboot und Zelt

/ VON CARL J. LUTHER / MÜNCHEN

Die Ouvertüre: Hunderte von Faltbooten aller Art werden am Ufer der Flüsse aufgebaut. (Faltboot-Aufbau bei Lenggries an der Isar.)

Fertig zur Abfahrt: Schlank und rassig sind Boot und Mädel.

Das ist die auch vom Sport und von der sportlichen und touristischen Rückkehr zur Natur nicht fernzuhaltende Tragik, daß der Mensch aufbauend doch sein Werk selber auch wieder vernichtet. Wir wollen und suchen nach hastigen Arbeitstagen die Wochenendausspannung, und wir suchen sie so gern an den Ufern und auf den Wellen schöner Seen und einsamer Flußläufe; wir flüchten aus dem Bereich allzu leichter Zugänglichkeit überdies mit Boot und Zelt in die schöne Unberührtheit stiller Idyllen und halten nun leider — den Mund nicht. „Preisend mit viel schönen Reden", locken wir immer mehr „Gleichgesinnte" und Außenseiter zum selben Erlebnis, um mählich zu merken, daß aus kleinem Kreis eine Menge wird, die unseren schmalen Pfad breittritt, und wir dann weiterflüchten müssen zu neuen stillen Eilanden. So „erschließen" wir allzu mitteilsamen Wanderer, Stadtflüchtlinge und unstet, Gottes schöne weite Welt, bis sie endgültig zertrampelt unter uns liegt.

Einst waren wir fast allein, verlacht vielleicht; heute werden an den Oberläufen der Flüsse, die Wassersportweg zur Stadt zurück sind, Tausende von Sportbooten aller Art aufgebaut. Der Egoist in uns lehnt sich auf dagegen, aber dennoch freut sich ein, wie uns dünkt, besseres Ich über die Tatsache, daß nun viele andere mit uns zu solchem Erderlebnis pilgern, und daß die Mädel, schlank und rassig wie das kleine Boot, das sie meistern selbst im Wildfluß und im Wogenprall, nicht mehr wie ehedem ungewandte Zimperliesen sind. — Sonntag ist's, Sonnentag, der Fluß scheint lebhafter, freier zu strömen, oder wir deuten es so, weil wir selber ledig aller Alltagssorgen sind. Man kann nur am Sonntag Sport treiben. Wie dieser Ruhetag zu seiner Berechtigung die Wochentage der Arbeit bedarf, kann Sport, wenn er nicht ausarten und seines Wesens entkleidet werden soll, nur Feiertagsabkehr von der Arbeit sein. Nun, diesen Feiertag haben wir uns verdient, und so können wir ihn und unseren Sport hochgestimmt denn auch voll genießen, wenn unser kleines Boot mit gut gedichteten Sitzlucken vom richtig gefundenen Stromstrich durch die Bergtäler getragen wird und hoch aufspringt auf den gischtenden Rücken der Widerwellen in den Stromschnellen. Daß eine hohe Welle uns ab und zu einmal regelrecht abduscht, kann an diesem heißen Sonnentag nur unseren Spaß erhöhen. Auch die Brandungswellen auf sturmbewegtem See tun uns nicht viel an, wenn wir auch vorziehen, weiter hinauszufahren, wo die Wellen rhythmischer tanzen und wir weniger Gefahr laufen, von den langen Brandungskämmen seitwärts an Land gesetzt zu werden.

Schnell und sicher fährt dann das Faltbootmädel seinen leichten Einer durch den Schwall hoher Wellen . . .

. . . oder sitzt als Kajakfrau und Ausguckmatrose, durch eine gute Spritzdecke gegen Wogenprall geschützt, in der vorderen Sitzluke des Zweiers.

Gute Abdichtung der Sitzluke ist geboten, wenn es durch die wildbewegten Floßgassen-Wellen geht . . .

. . . oder wenn wir uns rüsten zur Fahrt über den sturmbewegten See.

Hunderterlei eigenbewegte Erscheinungen des Flusses und des Sees, der sich in breiter Taltrogung irgendwo bildet, erfüllen Leib und Sinn auf solcher Reise mit angenehm fesselnder Beschäftigung. Sonne und Wind haben Zutritt zur bloßen Haut und durch die luftige, dem steten Schwimmbereitsein angepaßte Kleidung; der ganze lange Tag ist freudvolles Erlebnis, bis ein fürs Zeltlager gut geeigneter Platz gefunden wird. Zwar sind unsere heutigen modernen Sportzelte durch wasserdichte Gummiböden auf einen absolut trockenen Standplatz nicht mehr angewiesen, auch die mitgenommenen Gummiluftmatratzen entheben uns der früheren Sorge um ein Bündel Stroh. Wir haben die kleinen Stoffhäuschen oft genug schon während strömenden Regens ins nasse Gras, auch an wenig geeignete Plätze gebaut, wenn die Zeit nicht mehr reichte, einen besseren zu suchen. Aber heute haben wir einen schönen, warmen Abend zu erwarten, und so sind wir denn wählerisch genug, suchend immer weiter zu paddeln. Da, schau' dort hin an den Waldrand, da ist's schön, trocken, aussichtsreich — lange kann uns die Abendsonne bestrahlen — Tannen, unter denen das Zelt stets besser steht als unter Laubbäumen, bilden etwas Windschutz — eine Quelle plätschert! Hier ist's gut sein, hier wollen wir Hütten bauen und in der lauen Sommernacht plaudernd am Lagerfeuer sitzen, einen knusprigen Spießbraten drehen und vom Erlebnis solcher Flußreisen in weite Welt den erzählen lassen, der sie als echter Wanderbursch in Eile mit Weile genoß.

Vielleicht kommt dann auch zu Lande ein Wanderbursch vorüber und setzt sich zu uns oder der Bauer, dem das Land gehört, auf dem wir lagern. Wir haben ja Ödland gewählt und Flurschaden vermieden. Es kann sein, daß der Bauer als Feind sich unserem Lager nähert. Es liegt dann an uns und unserem ganzen Verhalten, daß er uns Freund wird. Mir ist es auf den vielen Wanderfahrten weit in die Lande noch nie begegnet, daß wir uns mit dem Einheimischen verfeindeten. Auch richtige Choleriker haben uns schon gestellt, und doch sind wir im guten mit ihnen ausgekommen, weil wir sie in ihrer Art nahmen und vor allem jeden Städterdünkel beiseiteließen. — Streifende Dorfjugend entdeckte uns wohl immer zuerst. Sie ist uns im Nu Freund, wenn wir sie nicht verjagen, sondern rufen und ihr all unsere Zigeunerherrlichkeit zeigen. Befriedigt ziehen die Buben und Mädel dann sogar früher ab als bei anderem Verhalten, und auch Vater und Mutter werden durch ihre Erzählung fast regelmäßig zu unseren Gunsten gestimmt.

Rasch ist am Abend das bewegliche Eigenheim des Paddlers, das Zeltlager, errichtet.

Hoch überm Wasser auf trockenem Boden und unter Bäumen lagert man sich im Abendsonnenschein . . .

. . . und genießt dann bei dunkelnder Nacht das schöne Erlebnis am Lagerfeuer.

Kano in Nordnigeria

Kano, die Hauptstadt der gleichnamigen, einst zum Negerreich Sokoto gehörenden Provinz in Westafrika, die jetzt einen Teil der britischen Kolonie Nordnigeria bildet, ist eine bemerkenswerte Stadt. Als südwestlicher Markt der Araber ist sie ein Berührungspunkt morgenländischer Halbkultur mit afrikanischem Städteleben. Die Bevölkerung der Stadt setzt sich hauptsächlich aus Haussa und Fellata (Fulben) zusammen, jedoch lebt auch eine Anzahl weißer Araber beständig hier. Die eigentliche Stadt Kano, auch das „Sudanesische London" genannt, ist von einer hohen Lehmmauer umgeben, durch die 14 Tore führen. Alle Seiten des Lebens zeigen sich in den Straßen. Es ist ein reiches, lebendiges Bild einer kleinen Welt für sich, äußerlich durchaus von dem, was man in europäischen Städten zu sehen gewohnt ist, verschieden und doch in seinen vielfachen Triebfedern so ähnlich. Der Handel liegt hauptsächlich in den Händen der Araber und Haussaner.

Der Marktplatz in Kano bietet zu jeder Tageszeit einen sehr interessanten Anblick dar. Unter Mattendächern, die von Pfählen gestützt werden, oder in den aus Lehm gebauten Markthallen sind Lederarbeiten, wie Beutel, prächtig geflochtene Kissen, Zäume und Sättel, Sandalen und Schuhe aus rotem und gelbem Leder, zum Verkauf ausgestellt. Salzstücke, getrocknete, auf Schnüre aufgereihte Datteln, Eisenwaren usw. liegen in Haufen aufgeschichtet. Weniger verlockend für den Europäer ist der Fleischmarkt. Ganz in der Nähe liegen weiße, farbige oder gestreifte Stoffe ausgebreitet, auch fertige Gewänder, prächtig bestickt, reich verzierte Satteldecken, Turban- und seidene Kopftücher für die Schönen des Landes. Auch Schmucksachen sind in großer Auswahl da. Schwere silberne oder kupferne Arm- und Fußspangen, Fingerringe, Halsketten usw. harren der Käuferin. Mehr oder weniger wohlriechende Öle und Salben spielen bei diesen Völkern ebenfalls eine große Rolle. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich alkoholhaltige Parfüme.

Ein ewiges Kommen und Gehen herrscht hier. Auffallend groß ist die Zahl der Aussätzigen, die einen schrecklichen Anblick bieten. Schwer belastete Kamele wanken einher, mit Häuten, Fellen, Erdnüssen oder anderen Landesprodukten beladen, von stolzen Busus begleitet, den Angehörigen eines stammverwandten Volkes der Tuaregs, jener gefürchteten Wüstenräuber. Eigenartig mutet ihre Sitte des Verhüllens des Gesichtes an, offenbar ist sie aus dem Schutzbedürfnis gegen die Mund und Nase austrocknende Wüstenluft hervorgegangen. Bewaffnet sind sie mit einem langen Speer, Schwert und Dolch. Die Busus sind ein wohlgestaltetes Volk mit regelmäßigen Gesichtszügen, kupferroter bis dunkelbrauner, gewöhnlich bronzefarbener Haut, von stolzer Haltung — so ziehen sie vorüber, um die ihnen anvertrauten Güter in den großen Handelsfirmen von Kano abzuliefern. Solche Karawanen zählen oft 100 und noch mehr Kamele. Nach kurzer Rast von wenigen Tagen verlassen sie diese Handelsmetropole wieder, um, reichbeladen mit Baumwollzeug, Salz, Zigaretten oder anderen so beliebten Produkten des Abendlandes, nach ihren Ausgangspunkten, Sinder, Maidugeri, Sokoto oder gar dem fernen Timbuktu, zurückzukehren. — Ein riesiges Völker- und Sprachengemisch herrscht den ganzen Tag über: Mandingos, Fulben, Tuaregs, Kanuri und Beri-Beri (Leute aus Bornu), Araber der westlichen Sahara, aus Algerien, Tunis und Tripolis, sie alle trifft man hier zur Zeit der Karawanen, alle auf das eine Ziel bedacht, durch Übervorteilung des andern einen kleinen Gewinn zu machen. Die Menschen von Kano selber in ihrem bunten Gemisch der Rassen und Kleidung, vom fast nackten Neger aufwärts bis zu dem farbenreich und prächtig gekleideten, auf edlem und reichverziertem Rosse sitzenden Araber, bieten in ihrem Tun und Treiben immer anregende und fesselnde Schauspiele.

E. Alder.

Die Moschee auf dem Königsplatz in Kano.

Vor einem der Stadttore.

Blick auf die etwa 3500 Einwohner zählende Stadt.

Eingeborene beim Bau eines Hauses. — Links: Marktszene.

Studie zur Schusterwerkstatt. 1880.
Links nebenstehend: Christus im Tempel. 1879.

Die Eltern des Künstlers. 1891.

Enkelin des Künstlers mit Kinderfrau. 1919.

MAX LIEBERMANN

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES KÜNSTLERS

Als eine Ehrung zum 80. Geburtstag Max Liebermanns am 20. Juli ist die Ausstellung in der Akademie der Künste zu Berlin, ein Extrakt aus seinem fünfundfünfzigjährigen Künstlerleben, gedacht. Hundert Bilder aller seiner Schaffensperioden hat man aus seinem großen künstlerischen Lebenswerk zusammengebracht; ein Viertel der ausgestellten Arbeiten stammt aus den letzten zehn seit der Ausstellung in der Akademie vom Jahre 1917 vergangenen Jahren. Die lang umkämpfte, heute überall anerkannte Künstlerschaft Liebermanns, des Hauptmeisters des deutschen Impressionismus, offenbart sich in diesem umfassenden Gemäldewerk, und wir spüren: hier spricht, unbeschränkt durch die Grenzen seiner Kunstrichtung, ein wahrer Künstler zu uns.

Wannsee-Garten. 1918.

Spät-Sommer

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK (PHOT. KITTY HOFFMANN)

Oben links:

Schlangenhautmantel und Schlangenhautschuhe. Modell: Zwieback.

Oben rechts:

Die Filmschauspielerin Marion Mill trägt das weiße Abendkomplet: Gaze-Musselinkleid mit Brillanten- und Perlmutterstickereien und Georgette-Mantel mit Brillantenstickereien und weißer Fuchsbordierung. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

In der Mitte:

Die Filmschauspielerin Renate Renée in einem Kleid mit den neuen Blumengodets; Spitzen und Georgette in Rosenfarben zusammenarrangiert. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Links nebenstehend:

Der moderne Moirémantel, mit aparter Hermelin-Imitation garniert, für den Hochsommernachmittag. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Rechts nebenstehend:

Bei diesem Kleid, das Adele Krausenecker, Solotänzerin der Wiener Staatsoper, zeigt, sind beige-rosé Spitzen mit Georgette sehr reizvoll zusammengearbeitet. Dazu handgestickter Hut. Modelle: S. Steins Söhne (Kleid), Berteaux (Hut).

Joachim Hellriegel

Erzählung von Gustav Schröer

Der Sturm heulte und warf die Regentropfen garbenweise gegen die Fenster. Joachim Hellriegel saß und grübelte. Die breite Faust lag schwer auf der Schreibtischplatte. Ruckweise öffnete und schloß sich die Hand, und die hohe Stirn des Gutsherrn war rissig. Er schob den Gerichtsbescheid weit über die Platte des Schreibtisches hinüber. Er sah aus, als könne er weder mit dem Wisch noch mit sich selber fertig werden. Geschieden! Warum nicht? Seine einstige Frau ist als allein schuldiger Teil verurteilt. Ist das eine Genugtuung? Irgendwo kichert der Teufel. Aber es ist immerhin gut so. Wäre ihr Anwalt noch pfiffiger gewesen, wäre auch nur der Schatten eines Makels auf ihn gefallen, hätte er, Hellriegel... Ja, was hätte er? Verkauft? Nein! Der letzte Hellriegel verkauft sein Gut nicht. Aber vielleicht säße er jetzt hinter Schloß und Riegel, weil er entweder den Verwalter oder seine Frau, die es mit dem gehalten, totgeschlagen. Totgeschlagen? Joachim Hellriegel lachte unbändig auf. Wieso die Frau totschlagen? Den Piepmatz zwischen den Händen erdrücken? Den — Piepmatz? Die Heirat war ja wohl von Anfang an eine Fehlrechnung gewesen. Der Rest waren tote Tage und Stunden. Nun ja, Tage und Stunden! Was kommt's darauf an? Das Leben ist verdammt lang. Die Frau hatte übrigens am ganzen, über tausend Morgen großen Gute bloß die Ställe gesehen und gerochen. Als er sie der Untreue überführte, war es gerade solch eine Sturmnacht wie heute. Das weiß Joachim Hellriegel noch. Es winselte so wundervoll in allen Ecken. Aber im übrigen?

Er hatte den Verwalter in die Höhe gehoben und ihn durch das Fenster geworfen. Das war zufällig geschlossen, und so gingen halt eben Scheiben und Rahmen mit hinaus. Drunten war der Kerl auf den Mist gefallen. Das war der erste Akt.

Der zweite war noch weniger geräuschvoll. Joachim Hellriegel war gar nicht zum Termin gegangen. Die Sache war ja wohl binnen einer halben Stunde erledigt gewesen. Dann — geschieden. Da lag der Wisch.

Es war nun schon mehr als ein Jahr darüber hingegangen, und — der Wisch lag immer wieder da. Überhaupt: Männlich war ja wohl, wie Joachim Hellriegel sich jetzt gab und dachte, nicht, aber — soll einer aus seiner Haut fahren können? Weder in den Tagen, da er wie ein witternder Fuchs war, noch an dem, da er die Beweise in der Hand hatte, war ihm, was einst gewesen, lebendig geworden. Das geschah erst nachher, ließ nicht nach an innerer Kraft, ward nicht schwächer, ward vielmehr stärker und deutlicher. Und das war das Niederträchtige, gegen das er alle Mittel anwandte — alle — und womit er doch nicht fertig wurde.

Natürlich war die Ehe eine Fehlrechnung gewesen, aber... Herrgott, wie das Weib an seinem Halse gehangen! Sie war gerade so groß, daß ihre Hände knapp hinter seinem Hals zusammenreichten. Wenn sie ihn dann küssen wollte, mußte er sich entweder herabneigen oder sie zu sich emporheben. Hundertmal hatte er im Scherz den Kopf zurückgebogen. Dann hatte sie an ihm hinaufzuklettern versucht, und es war ein Lachen gewesen, daß alle die Ahnen an den Wänden mitlachen mußten. Und hundertmal hat er sie auf seinen Schoß gesetzt, das Nichtschen aus lauter feinem Spitzenzeug. Der Hals! Mein Gott, ein Griff und... Und die Arme und die Hände! Und sie war seine Frau gewesen mit allen Wonnen. Fehlrechnung? Wer hat das erbärmliche Wort gesagt? Er, Joachim Hellriegel, nicht. Es war keine Fehlrechnung! Was hatte die Wirtschaft mit dem Menschen zu tun? Fragt Hellriegel danach, ob da gespart oder dort vergeudet wird? Verdammt! Er fragt danach. Er! Dazu ist er da. Das sieht er, und da fährt er dazwischen, wenn's ihm nicht paßt. Aber seine Frau? Er hat eine Frau geheiratet, daß sie ihn glücklich mache. Und das hat sie getan; sie hat ihn unmenschlich glücklich gemacht, sie, die Schneeflocke, ihn, den klotzigen Hellriegel. Denn ein Klotz ist er. Ein Meter neunzig lang und so breit, daß man zwei leidlich normale Männer aus ihm machen könnte. Er hat seine Frau auf die flache Hand gesetzt und sie lachend durch die Stube getragen. Sie aber hat, den ganzen Hellriegel zu tragen, zu führen, nur den kleinen Finger gebraucht.

Der grübelnde Mann schlägt sich vor die Stirn. So ein — Kind! Er natürlich! Wie ein Kind ist er gewesen. Sein ganzes Leben ist auf die Frau zugemündet und hat alle Tage vor dem einen gebangt! Was nun, wenn sie Mutter wird? Hellriegel, an dem Tage, an dem sie an dem Kinde stirbt — und sie stirbt bestimmt daran — jagst du dir eine Kugel durch den Schädel; denn das kannst du nicht verwinden! Sie haben keine Kinder gekriegt. Bloß verliebt waren sie. Und dann!

Der Sturm heult. Blas zu, Sturm; schlag die ganze Welt in Fetzen! Es ist alles so verlogen. Was ist der Mensch? Zeitendünger. Du glaubst, er wäre mehr? Keinen Deut. Dünger! Wie sich die alten Linden draußen wehren! Ihr Narren! Da steht ihr nun schon zweihundert Jahre. Was wollt ihr noch? Habt ihr noch nicht genug dessen gesehen, was die Narren Schicksal nennen? Haut doch hin! Haut hin und haut das Haus mit kaputt mit allem, was drum und dran ist!

Wie lange ist's her seit dem Tage der Scheidung? Vierzehn Monate? Lächerlich. Das muß doch erst gestern gewesen sein!

Ach nein, es war wohl schon länger her. Joachim Hellriegel lebt doch wohl schon länger; denn da sind... Laß die Namen! Aber es ist bestimmt länger her, und seit der Zeit lebt er, Joachim Hellriegel. Und was für ein Leben das ist! Schön? Schön wie — die Hölle! Ein Kerl wie er. Voller Saft und Kraft. Und die Weiber sind ganz verrückt. Es ist keine einzige unter ihnen, die mit einer Heirat rechnete. Sie wissen genau, daß er sie eines Tages wie alte Lappen in die Ecke wirft, aber...

Gott sei Dank, daß sie kein Kind hatten. Das wäre ihm wahrscheinlich zugesprochen worden und hätte ihn mit seinen unschuldigen Augen angesehen und dann... Am Ende hätte es die Augen seiner Mutter gehabt!

Wenn die Wände erzählen könnten! Sie haben alles gehört, Girren und Seufzen, Lachen und Heulen. Und Joachim Hellriegel lacht. Er lacht jetzt zu allem.

Wer dem Manne, der einst den Roggenhalm beinahe wie ein süßes Wunder geliebt, gesagt hätte, daß er einmal so lachen würde. So! Über die ganze bucklige Welt und über sich selber. Daß er lachen würde, als der Hagel im vorigen Jahre ganze Breiten zusammengeschmissen, und ein finsteres Gesicht machen würde, als die Scheunen, wie in diesem Jahre, nicht ausreichten, den Segen zu bergen!

Huiii! Das war doch wieder einmal ein Sturm, der sich hören lassen konnte. Nicht dieses kleinliche Gekläff und armselige Gekeife. Ein Brüllen wie — Es muß doch dazumal ähnlich geklungen haben, als Joachim Hellriegel in seinem Schlafzimmer aufbrüllte, da zum erstenmal das Bett neben seinem leer stand.

Der Mann steht auf und reckt sich. Wie ein Baum ist er. Und über ihm und unter ihm und um ihn ist Sturm. Er stößt die Faust in die Luft. Wer gibt mir Arbeit für die ungeheure Kraft in mir? Arbeit! Arbeitet er eigentlich? Joachim Hellriegel läuft mit starken Schritten hin und her. Das ist ja das Verrückte, daß er arbeitet! Nicht um sich zu betäuben, nicht um zu erraffen, nicht aus erfühlter Verpflichtung. Alles nicht. Er muß, weil er — ein Bauer ist. Richtig bedacht: Es macht Spaß. Wie die Weizenschläge standen, und wie das Vieh auf den Koppeln wimmelte. An Haus, Scheunen und Ställen kein Tadel. Hellriegel hätte gemerkt, wenn auch nur ein Nagel fehlte. Es machte Spaß, aber... Früher hatte er gesagt: „Komm her, Piepmatz!" Und jetzt sagt er: „Vergiß, Dummkopf!" Verdammt kurz hüben wie drüben und doch ungefähr so weit auseinander wie Nordpol und Südpol.

Hei, der prachtvolle Sturm draußen! Der dreht alles durch, und was nicht niet- und nagelfest ist, innerlich und äußerlich, das schmeißt er über den Haufen. Ist recht. Immer weg mit dem Kroppzeug.

Eigentlich möchte Joachim Hellriegel singen, aber das nimmt sich zu dumm aus. Der eine pfeift vor Angst, der andere singt. Also nicht singen. Lauschen. Dabei streicht der Mann über den rotblonden Vollbart. Wie sich der Piepmatz jetzt gefürchtet hätte! Er wäre ganz in ihn, den großen Mann, hineingekrochen. Und dann...

„Herein! — 'n Abend, Inspektor. Ist was los?"

„Nein. Ich komme wegen der Düngerbestellung."

„Ach so. Zunächst natürlich wie immer. Die Kreuzackerbreite wird im Frühjahr gedüngt. Dafür wollen wir mal gleich achtzig Zentner mit bestellen. Es ist ein Aufwaschen."

„Soll Siegmund den ganzen Weizen haben?"

„Nee. Mal sachte. Kurz treten. Er läuft Ihnen wohl die Bude ein? Kann ich mir denken. Der Kerl verkauft nachher als erste Absaat."

„Das ist auch in der Ordnung, bloß..."

„Daß wir das Geschäft selber machen können. Machen Sie mal zu."

„Ich wollte inserieren."

„Inserieren? Ich bin zwar kein Handelsmann, aber... Inserieren Sie meinetwegen, Weigand. — Hören Sie bloß den Wind! Ist das nicht ein prachtvolles Wetter?"

„Wenn nur unsere Feldscheune hält."

„Die sollte nicht halten? Wenn sie kaputt geht, ist's nicht schade drum; denn dann hat sie nichts getaugt. Wir bauen eine neue, und die soll kein Sturm klar kriegen. — Wie alt sind Sie eigentlich, Weigand? Zweiunddreißig? Zwei Jahre jünger als ich. Und noch nicht verheiratet? Komisch. Oder — durch die Lappen gegangen? Sowas kommt nämlich vor."

„Nein, Herr Hellriegel. Sie wartet auf mich. Ich will erst was unter die Füße kriegen."

Hellriegel faßt den Inspektor hart am Handgelenk. „Sie — wartet? Sagen Sie mal, können Sie darauf einen Eid ablegen?"

„Zehn für einen."
„Mann, das — glaub' ich nicht!"
„Aber ich!"
„Donnerwetter, Weigand, das ist ein Wort! Wissen Sie wirklich, was Sie sagen? So fest wie — das Haus da, nicht wie die Feldscheune?"
„So fest wie das Haus? Nein. Wie der Felsen drüben am kalten Hange."
„Wie der — Fels?" Hellriegel streicht wieder über den Vollbart. Er steht dicht vor dem fast ebenso großen Manne, sieht ihm in die Augen, wendet sich ab, blickt ihn wieder an.
„Wie lange wollen Sie noch warten?"
„Ich denke zwei bis drei Jahre."
„Viel zu lange, Weigand, viel zu lange. — Hören Sie bloß den Sturm! Prachtvoll. — Im Herbst wird Klein-Breitingen frei. Nicht groß, aber nicht schlecht. Wäre das nichts?"
„Warum nicht, aber..."
„Weigand, wenn ich Ihnen helfen kann. — Wissen Sie, ich helfe jedem ehrlichen Kerl gern, aber — die Weiber! Ich will Ihnen nicht weh tun. Das fuhr mir so heraus. Wollen wieder drüber reden, wenn Sie Lust zu der Sache haben. 'n Abend, Inspektor."
Joachim Hellriegel warf sich wieder in den Schreibtischstuhl. Er wollte lächeln, aber es ging nicht. Wie ein Fels! Nun lachte er doch. Fels? Er hatte damals an einen ganzen Berg geglaubt. Nein doch, an die Sonne. Nein, er hatte überhaupt nicht geglaubt, weil es nicht nötig war. Er hatte ja doch alles. Wozu dann glauben?
„Herein! 'n Abend, Mamsell! Heute tritt wohl alles an? Eben war der Inspektor da. — Wie, die Milchrechnung? Zeigen Sie mal her. Donnerwetter, schöner Ertrag! Ich weiß ja, was ich an Ihnen habe. Nicht Ihr Verdienst? Liegt an der Kasse und am Schweizer? Nee, da machen Sie mir den Schimmel nicht schwarz. Ich weiß schon. Bin kein heuriger Hase mehr. — Hören Sie mal den Sturm. Fürchten Sie sich dabei?"
„Warum sollte ich mich fürchten?"
„Na ja, das liegt doch wohl so in der Frauennatur."
„Sie irren, Herr Hellriegel."
Der Gutsherr lachte. „Es hat ja wohl auch mal Amazonen gegeben, ich weiß."
„Sage, Herr Hellriegel, und doch etwas Wahres daran."
„Wieso?"
„Das Volk selber ist wohl Sage. Wenn aber die Überlieferung der Frau Mut zuspricht, so redet sie die Wahrheit."
Joachim Hellriegel sieht die Mamsell aufmerksam an.
„Sagen Sie mal, Sie reden da so — so sachverständig. Es geht mich ja nichts an, aber... Aus der Dorfschule haben Sie das doch nicht."
Hermine Merbach lächelte. „Ich habe das Lyzeum hinter mir."
„Das ganze?"
„Ja, das ganze."
„Und — und..."
„Mamsell? Wie einen halt das Schicksal führt."
„Schicksal? Hatten Sie auch Schicksal? Das ist nämlich so eine Sache damit. Man nennt's Schicksal, aber..."
„Für Sie war es Schicksal."
„Nee, das war's nicht. Schweinerei war's."
„Für Sie nicht."
„Ach so. Ja. — Na ja, hm, Schicksal."
„Und auf der andern Seite..."
Joachim Hellriegel starrte die Mamsell an. „Darüber wollen Sie reden? — Wissen Sie, es ist nämlich heute abend bei mir der Teufel los, und ich weiß noch nicht, was ich mache. Vielleicht reite ich aus."
„Schade."
Hellriegel sprang auf. „Schade? Was ist schade?"
„Daß Sie Ihr Schicksal so tragen."
„Ach so. Wie trage ich's denn? Kann meine Wirtschaft besser in Ordnung sein? Habe ich kein Interesse für Ihre Milchrechnung? Eben hat der Inspektor die Tür zugemacht. Wir haben über die Düngerbestellung verhandelt. Was soll ich noch mehr tun?"
„Herr Hellriegel, was liegt Ihnen an meiner Meinung?"
Der Gutsherr stutzte und sah die Mamsell nachdenklich an. Richtig. Das ist ja wohl nicht Mode, daß sich der Herr mit seinen Leuten über sich selber unterhält. Lag zunächst ein Zug von Selbstverspottung auf seinem Gesicht, so wich er, als Hellriegel das Mädchen aufmerksam betrachtete. Groß, voll, blond, reif, kluges Gesicht. Dabei selbstbewußt, ohne eine Spur von Anmaßung.
Er fuhr etliche Male durch den Vollbart und ließ sich wieder nieder.
„Also, das Lyzeum haben Sie hinter sich? Das interessiert mich. Ihre Leute hatten ja wohl auch ein Gut?"
„Das hatten wir."
„Dann verkauft und zur Ruhe gesetzt?"
„Ja, ganz und gar zur Ruhe."
„Ganz und gar? Das — klingt so sonderbar."
„Schicksal, Herr Hellriegel."
„Tut's Ihnen weh, davon zu reden? — Sehen Sie mal, der Abend ist so... Ich weiß nicht. Es rumort wieder. Sie müssen nämlich wissen: Ich habe meine Frau mal — gern gehabt."
„Sie haben sie noch gern."
Hellriegel riß den Gerichtsbescheid an sich und schlug mit der flachen Hand darauf. „Nee! Nach dem? Hol' mich der und jener, aber nun noch? — Sehen Sie, Mamsell, ich hatte recht, als ich sagte, Sie könnten nicht darüber reden. Pst. Still. Das ist erledigt. Ich weiß überhaupt nicht, was mit mir los ist. — Also, Ihre Leute haben sich zur Ruhe gesetzt. Ganz und gar."
„Nicht gesetzt, Herr Hellriegel — gelegt. Ganz still ins Grab gelegt. Erst die Mutter, nachher der Vater."
„Hart, Fräulein, sehr hart, aber Sie können in aller Liebe an sie denken."
„Ich tue es wenigstens."
„Da ist nichts Bitteres dabei. Gestorben! Wenn ich denke, daß mir meine Frau gestorben wäre... Wissen Sie, ich hatte immer Angst davor, daß wir ein Kind kriegten; denn das hätte sie nicht überstanden. Na, das ist uns erspart geblieben. — Also ja, an Tote denkt man mit zehnfacher Liebe."
„Meinen Sie, daß das immer leicht sei?"
„Wieso? Ich habe doch auch Vater und Mutter verloren."
„Mein Vater hat sich erschossen."
„Fertig? Er konnte das Gut nicht halten?"
„Nein. Er hielt es mit einem von unseren Mädeln. Als meine Mutter dazukam, brach sie an einem Schlaganfall zusammen, und da..."
„Hören Sie auf! — So eine verfluchte Welt!" Er starrte das Mädchen an. „Was sagten Sie vom Schicksal? Richtig. Ja, ja, ich weiß schon. Aber nun sagen Sie mir in drei Deibels Namen, wo hier das Schicksal sein soll. Bei Ihrer Mutter, ja. Bei mir auch. Aber bei den anderen! Wo ist das Schicksal?"
„Glauben Sie, daß mein Vater, wie Ihre Frau auch, ohne innere Kämpfe untreu geworden ist? Können Sie sich das anders denken, als daß es zuvor in ihnen härter gestürmt hat als gegenwärtig draußen? Wenn ich das verneinen müßte, dann müßte ich — das Menschentum verneinen."
„Und das Tier bejahen. Tun Sie das mal ruhig."
„Nein, das tue ich eben nicht und werde es nie tun. Ich weiß, daß Vater meine Mutter liebgehabt hat. Er hat mit sich gerungen, genau so, wie — Sie mit sich ringen."
„Ich? — Ich ringe nicht mit mir. Warum denn? Ich habe doch nichts mehr zu verantworten."
„Außer sich selber."
„Mich? — Donnerwetter, Mamsell, wir sind aufs Glatteis gekommen, ohne es gewahr zu werden."
„Sie können mich ja fortschicken."
„Nee, Fräulein, tu' ich nicht. Im Gegenteil. Ich verstehe bloß nicht, wie Sie sich das alles so zurechtlegen konnten. Sie treffen nämlich den Nagel auf den Kopf. — Also, Sie meinen, jeder von den zweien hat sozusagen sein Schicksal in sich getragen?"
„Das meine ich."
„Dann — wäre mir also nichts anderes übriggeblieben, als die Arme breitzumachen und zu sagen: ‚Komm her, Piepmatz.'"
„Nein."
„Wieso denn nun wieder: nein?"
„Weil die Gerechtigkeit Sühne erfordert."
„Das klingt ja, wie wenn's in der Bibel stünde."
„Wenn's nicht drin steht, dann steht's dicht daneben. Ich bejahe das Schicksal nicht so weit, den freien Willen auszuschalten. Sie hätten stärker sein sollen als der Sturm in ihnen. Wenn ich Schwäche Schicksal nenne, so tue ich es, um liebbehalten zu können."
„Das kommt für mich nicht in Frage."
„Sie irren, Herr Hellriegel."
„Ich irre nicht!" Joachim Hellriegel überschrie den Sturm und hieb mit der Hand auf den Schreibtisch, daß die Papiere durcheinanderflogen.
Unerschütterlich aber beharrte Hermine Merbach dabei: „Sie irren."
Hellriegel lief im Sturmschritt durch die Stube, stand mit einem Ruck dicht vor dem Mädchen. „Sie — haben recht!" Er wiederholte: „Sie haben recht! Es ist alles Schwindel, die Sauferei — ich saufe nämlich jetzt — die Weibergeschichten..." Ein kurzes Schnauben durch die Nase: „Ah, pfui Deibel!"
Hellriegel faßte des Mädchens beide Hände und sah ihr tief in die Augen. „Was nun, Sie kluges Menschenkind?"
Hermine Merbach entzog ihm ihre Hände und trat zurück. „So nicht, Herr Hellriegel."
Er brauste auf. „So nicht? Wie denn? Habe ich denn was Unrechtes gesagt?"
Das Mädchen war blutrot. Der Gutsherr sah es und lachte.
„Nee, Fräulein. Da hab' ich, weiß Gott, nicht dran gedacht. — Geben Sie mir mal Ihre Hand." Ein kurzer, fester Druck. „Sie haben recht. So nicht. Also anders. Und nun sagen Sie mal Ihre Meinung. Ich bin neugierig."
Hermine Merbach sah ihm fest in das Gesicht. „Holen Sie Ihre Frau wieder."
„Ausgeschlossen! Nie!"
„Dann gehen Sie hin, ihr zu begegnen."
„Den Deibel werde ich tun."
„Sie müssen."
„Hahahaha! Müssen?"

Birmanische Tempeltänzerinnen. / Nach einer farbigen Zeichnung von G. Spencer Pryse.

„Ja, denn Sie müssen sich entscheiden. Entweder wieder ganz zu ihr oder ganz von ihr. Jetzt stehen Sie zwischen Tür und Angel."

„Ach so." Hellriegel hatte eine nachdenkliche Falte in der Stirn. „Das ist allerdings ein Gedanke. — Und was noch?"

„Eine Riesenarbeit."

Wieder ein kurzes Auflachen des Mannes. „Bin ich nicht von früh bis spät auf den Beinen?"

„Das sind Sie, und doch ist es nicht das, was Sie brauchen. Das Ziel ist zu klein, es erfordert zu wenig Kraft, macht Ihnen zu wenig Sorge."

„Wo wäre die Arbeit, die Sie meinen?"

Wieder war das Mädchen blutrot. „Am Drebenbach sind fünfzig Morgen Sumpfland. Legen Sie es trocken."

Hellriegel lachte, daß ihm die Stimme überschnappte. „Sie Kind, Sie großes Kind! Das Bachgelände? Meinen Sie, das hätte nicht schon mein Vater gemacht, wenn es ginge? Oder ich? Es geht nicht. Soll ich das ganze Gut in das Sumpfland werfen? Und wenn ich's täte, trocken kriege ich es nicht."

„Sie werden es trocken kriegen."

„Aber, Fräulein" — Hellriegels Stimme war gütig und väterlich — „Sie sind fraglos ein sehr gescheiter Kerl. Was Sie vorhin von meiner Frau sagten, war sehr, sehr vernünftig, aber jetzt haben Sie sich in eine Kateridee verrannt."

„Einem Manne von gewöhnlicher Kraft hätte ich es nicht zugemutet, und einem, der bloß ein Beruhigungspulver braucht, auch nicht. — Und jetzt bitte ich" — des Mädchens Stimme schwankte — „um meine Entlassung. Meine Zeit ist aus."

Hellriegel fuhr zurück. „Sind Sie denn des Deibels? Jetzt entdecke ich Sie und reiße Maul und Augen auf vor Verwunderung, und jetzt wollen Sie gehn?"

„Ja, jetzt gehe ich. Ich gehe morgen, aber ich werde Ihnen schon am andern Mittag Ersatz geschickt haben."

„Ich will keinen Ersatz. Sie bleiben! Ob unsere Unterhaltung im Knigge steht oder nicht, ist mir egal. Mamsell und Herr! Dreck! Mensch zu Mensch! Und Sie sind einer, der Kern hat."

„Herr Hellriegel, bitte, lassen Sie mich gehen. Ich muß."

„Nein, ich lasse Sie nicht gehen."

„Dann kündige ich hiermit."

„Mamsell, das hätten Sie mir nicht antun dürfen."

Augen voller Tränen sahen zu ihm auf. Da ward er verlegen, unsicher, strich den Bart.

„Bis morgen abend bleiben Sie?"

„Ja, bis morgen abend will ich bleiben."

„Gute Nacht, Mamsell."

„Gute Nacht, Herr Hellriegel." — — —

Joachim Hellriegel ritt mit dem Sturm um die Wette. In der Ferne, über den Berg herüberbrechend, stand der rote Schein der Stadt. Das Pferd kannte den Weg. Es hatte seinen Herrn in den letzten Monaten oft nach dem gleichen Ziele getragen. Der aber heute im Sattel saß, war ein anderer, als der sonst dem roten Schein zuritt, darin unterzutauchen und Lethe zu trinken und zu leben.

Aber Hellriegel war inwendig nicht gleichmäßig. Jetzt düster entschlossen, dann frivol über sich selber lachend. Jetzt die Hand fest am Vorhang, ihn niederzureißen, damit das Bild zu entheiligen, das durchaus nicht gemein werden sollte, nachher zurückzuckend, weil er vermeinte, das Klirren schon zu hören, wenn er die sündige Heilige vom Piedestal stieße. Jetzt in Gedanken sein Weib an sich reißend: Welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie, dann: Los von ihr und zu dir selber zurück.

Der Sturm hatte da einen Baum über den Weg geworfen und dort einen. Hopp, setzte der Rappe darüber. Und rundum das wilde Nachtlied der Lüfte. Aber... nicht mehr wundervoll, ihm nicht mehr vermählt, wesensgleich. Sturm, ja, aber fremder Sturm. Er selber innerlich gespannt, aber nicht aus sich selber aufstürmend. Zuletzt sogar ruhig in sich.

Bis er dann doch wieder fieberte, das Blut ihm zu Kopfe schoß, die Fäuste mit ihm durchgehen wollten. Etwas ganz Verrücktes tat er.

Sein Piepmatz tanzte an ihm vorüber. Sein Piepmatz! Ein girrendes, kicherndes Weibchen, reichlich entblößt, rot aufgelegt, Verfall an Leib und Seele.

Da knirschte er mit den Zähnen, trat auf den Herrn zu, hart, als ginge er in Ackerstiefeln, bereit, gewalttätig zu sein, stand vor ihm und — neigte sich kurz: „Verzeihung. Ich habe mich geirrt."

Natürlich kannten sie den Hellriegel. Es lag eine dumpfe Spannung in der Luft. Er machte Aufsehen, sah aus, als wäre er betrunken und war es doch nicht.

Finster trat er zurück.

Und dann noch eine Dummheit. Eine Riesendummheit. Er hatte irgendwie das Empfinden, daß seine Frau unglücklich wäre. Sie dauerte ihn. Wenn er jetzt den Piepmatz in den Arm nähme, hopp, in den Sattel und heim. Nein, so romantisch war die Zeit nicht mehr. Also anders. Er richtete es ein, daß er den Piepmatz draußen traf. Nun stand er vor ihr, finster, grollend und doch innerlich zerfließend. „Irma, willst du wieder mit mir heimkommen?"

Ein unbändiges Lachen, perlend, silbern. Ach nein, wie ein Trommelwirbel mit beinernen Schlegeln auf Totentrommeln. „In die Einöde? Joachim in das gottverlassene... Du bist ein guter Kerl, aber..."

„Was?"

„Ach, laß. Ich — lebe!"

Joachim Hellriegel wandte sich mit einem einzigen kurzen Ruck. Das Beil war gefallen, die Guillotine hatte gute Arbeit getan. Ausbluten lassen. Restlos ausbluten. Alles weg. So, nun kann frisches Blut in die Adern strömen. — Es ist noch reichlich früh. Alle Weinstuben sind noch offen, Liebe ist feil. Es würgt den Mann im Halse. Schal, alles schal.

Langsam trottet der Gaul seines Weges, und der Sturm brüllt sein Lied.

Hei, Sturm, blas zu! Kopf in den Nacken, Brust heraus! Droben am Himmel stehen Sterne. Blas zu, Sturm! Heraus mit dem Unrat! Droben — stehen Sterne.

Hermine Merbach steht am Morgen am Fenster, als Joachim Hellriegel über den Hof schreitet. Sie schlingt die Hände fest ineinander. Weltenmeister! Der Sturm ist vorüber, die Mann-Eiche steht! Nun muß sie gehen.

Auch der Inspektor ist betroffen. Weg der Spott, fort das Lachen, das mit Galle getränkt war, aus dem Gesicht des Herrn, ernst, tief, männlich Blick und Wort und beide mit dem deutlichen Klange des mitschwingenden Herzens.

„Die Feldscheune hat gehalten, Inspektor? Ja, man muß richtig bauen oder gar nicht. — Wir verkaufen unsere Absaat selber. Aber nur beste Ware. Kein minderwertiges Korn darunter! — Der Hannibal geht von jetzt ab mit im Geschirr."

Hermine Merbach kam daher. Joachim Hellriegel ging ihr entgegen und reichte ihr die Hand. „Morgen, Mamsell. Ich danke Ihnen nochmals. — Kommen Sie, wir wollen mal nach den Ställen gehen. Sagten Sie nicht neulich, die Simmentaler hätten abgewirtschaftet?"

Und auf dem Wege aus dem Stalle: „Sie sind doch der Meinung, daß man sein — Schicksal in der Hand hat?"

„Nicht unbedingt, aber weit mehr, als es scheint."

„Sagen wir also nicht Schicksal, sondern sein Leben."

„Ja, sein Leben, soweit das Menschen eben überhaupt in der Hand haben."

„Natürlich. Morgen, Mamsell."

Hermine Merbach ist stark, sehr stark, aber sie ist auch nur ein Mensch. Es hat sie niemand weinen sehen, aber sie hat geweint, heiße, bittere Tränen, nur daß sie selber nicht weiß, sind es Glücks- oder Leideszähren.

Sie stehen am Abend wieder voreinander, der Mann und das Weib.

„Ich will Sie nicht halten, Fräulein. Sie haben recht. Gehen Sie. Gutes wünsche ich Ihnen nicht, das — bringe ich. Gute Nacht, Mamsell."

Drei Tage darauf begann Joachim Hellriegel die Riesenarbeit im Sumpfgelände. Die Arbeiter liefen ihm gern zu. Es war Herbst, die Arbeit knapp.

Tage kamen und gingen. Joachim Hellriegel hatte das Scheidungsurteil längst weggeschlossen und es nicht wieder hervorgeholt. Er arbeitete mit dem Wiesenbaumeister zusammen, er verhandelte mit Inspektor und Mamsell, er arbeitete allein.

Der Piepmatz war tot, wie alles Weichliche und alles Stürmische an dem Manne. Der Winter warf Flocken gegen die Fenster, ganz leise klingend. Da träumte der blonde Mann von einem starken, blonden Weibe, und er hatte keine Sorge darum, daß sie an den Buben und Mädeln sterben könne, die sie ihm gebären würde.

Zwei Jahre hat die Riesenarbeit gedauert. Zwei lange, lange Jahre. Dann war auch der letzte Zipfel trocken. Hermine Merbach schritt durch den großen Gutsgarten in Helmhausen. Da rief sie Frau Gerlach.

„Herr Hellriegel möchte Sie sprechen."

Es war wenig zu reden. Der Mann forderte.

„Das Bachgelände ist trocken. Ich bin — fertig. Komm!"

Sie hing ihm am Halse.

„Weißt du, warum ich damals gehen mußte?"

„Natürlich, und deshalb habe ich dich ja auch gehen lassen. Komm, Hermine. Wir müssen uns dazuhalten. Ich bin schon sechsunddreißig gewesen."

„Ach Gott, ein solch langes Leben haben wir noch vor uns? Ich — gehe mit."

Siegerbaum (Wanderpreis der Stadt Halle für das Jahn-Schwimmen der Deutschen Turnerschaft) aus den Werkstätten der Städtischen Kunstgewerbeschule in Halle.

Vitrine der Vereinigten Staatsschulen Berlin-Charlottenburg: Gesticktes Kissen und Geräte in Silber, Bronze, Messing, Email.

Links nebenstehend: Erzeugnisse des keramischen Kunstgewerbes: Vasen. (O. Douglas Hill und A. Ehlers, Berlin.)

Blick von der Ausstellungshalle in einen Nebenraum.

Figuren in Messing (H. Zeitner, Charlottenburg.)

DEUTSCHES KUNSTGEWERBE AUF DER INTERNATIONALEN KUNSTGEWERBE-AUSSTELLUNG IN MONZA (ITALIEN)

(Hierzu ein Artikel auf Seite 30.)

Bühnen-Völkchen Friedrichs des Grossen

VON GRAF N. REHBINDER

A. Pesne: Theaterkünstler Friedrichs des Großen.

A. Pesne: Gestalten der friderizianischen Theaterepoche.

Friedrich Wilhelms I. derber Kunstgeschmack hatte sich mit den deutschen Hanswurstiaden des „starken Eckenberg" begnügt. Mit dem Regierungsantritt seines großen Sohnes trat ein vollkommener Umschwung der Dinge ein. Während der sieben kontemplativen Jahre des Aufenthalts zu Ruppin und namentlich zu Rheinsberg war die italienisch-französische Geschmacksrichtung Friedrichs zu voller Reife gediehen. Nun zögerte er nicht, seine Pläne in diesem Sinne zur Ausführung zu bringen. Knobelsdorff wurde mit dem Bau eines großen und prächtigen Opernhauses, Voltaire mit der Anwerbung einer Truppe „französischer Komödianten" unter Leitung des Direktors la Rue beauftragt. Graun hatte für das Engagement des Opern- und Ballettpersonals zu orgen.

„Wohl nie", sagt Brachvogel mit Recht, „gab es unter einem Monarchen eine Kunstepoche, die sich mit der Glanzzeit der friderizianischen Oper während der dreizehn Jahre messen konnte, welche dem Siebenjährigen Kriege voraufgingen. Selbst die sogenannte »Hofkomödie« Ludwigs XIV., so hervorragend sie in Erzeugung gleichzeitiger Talente, wie Molière, Racine und Corneille, gewesen ist, kann sich nicht mit der Epoche Friedrichs vergleichen, weil König Ludwig nicht ein der Berliner Oper gleiches festes Kunstinstitut gegründet hatte. Die Werke jener Dichter wurden nur von Privat-Komödiantentruppen aufgeführt. Ludwig bezahlte sie, sobald er deren Vorstellungen mit dem Hofe besuchte, überließ ihnen aber im übrigen, beim Publikum ihre Einnahmen zu suchen."

Am 5. September 1741 wurde durch den Markgrafen von Schwedt der Grundstein zum Opernhaus gelegt. Aber bereits im April 1742, als die Bauarbeiten noch lange nicht abgeschlossen waren, langten die Sängerinnen Farinella und Laura Anna Lorio Campalungo aus Italien an. Der König befahl darum von Schlesien aus, „einstweilen ein Theater im Schlosse zu Potsdam zu erbauen, damit absolument nach seiner Rückkehr im Dezember schon Opera gespielt werden könnte", und bestimmte zu diesem Zweck den sogenannten „Kurfürstensaal". Im Sommer traf dann das von Graun engagierte italienische Opernensemble vollzählig ein. Es bestand neben den beiden bereits genannten Sängerinnen aus den Damen Maria Camal und Giovanna Gasparini, die der König meist spöttisch „Casperini" nannte, und aus den Herren Giacomo Triulgi, M. Mariotti, Guiseppe Santarelli, Geatano Pinetti und Ferdinando Maggati. Als ständigen Operndichter hatte man den stark überschätzten Giovanni Gualberto Bottarelli gewonnen.

Zu Anfang Dezember 1742 konnte der Richtkranz auf das Opernhaus gesetzt werden. Knobelsdorff hatte in verhältnismäßig kurzer Zeit etwas für die damalige Zeit schlechterdings Vollendetes geleistet. Giebel und Säulenhalle der Hauptfront waren mit den Bildsäulen klassischer Dichter, Schauspieler und Tonkünstler geschmückt, das Frontispiz trug die Inschrift: „Fridericus Rex Apollini et Musis", die von einem orthodoxen Eiferer jener Zeit von der Kanzel herab mit den Worten „dem Teufel und seinen Engeln" übersetzt wurde. Mit Hilfe eines gewölbten Kanals, der unter dem ganzen Gebäude fortlief, wurde Wasser durch alle inneren Teile des Hauses nach einem unter Dach befindlichen Behälter geleitet, so daß das ganze Theater jederzeit unter Wasser gesetzt werden konnte. Fast die gesamte vordere Hälfte des Gebäudes enthielt den mit springenden Wassern versehenen Apollosaal, den eine von Bildsäulen und Thermen getragene Galerie umzog. In den Geschossen führten 12 Fuß breite Korridore zu den Logen, das Haus konnte 3500 bis 4000 Personen fassen. Die vortrefflichen Dekorationen entstammten dem Pinsel des Sardinius Gagliari und des italienischen Meisters Bartolomeo Verona. Die gesamte Einrichtung einschließlich der Komparserie hatte einen Aufwand von 150000 Talern verursacht.

Das Opernhaus und die Hedwigskirche zu Berlin im Jahre 1747. Kupferstich von Legeay.

Am 7. Dezember 1742 fand die feierliche Eröffnung des vornehmen Kunsttempels statt. Die Graunsche Oper „Cäsar und Cleopatra", Text von Bottarelli, eröffnete das außerordenlich reichhaltige Repertoire. Wie Brachvogel berichtet, trat der König durch die Parterretür links neben dem Orchester ein, grüßte unter Tusch und Jubel des Publikums und nahm in einem Parkett-Fauteuil Platz. Graun dirigierte in einer Allongeperücke und in einem roten Mantel, den auch Kapellmeister Benda trug, wie es in der Pariser Oper Sitte war. Der Ballettmeister Poitier tanzte mit der gefeierten Prima bellerina Mlle. Roland. Zu dieser Vorstellung wollte der eitle und an-

A. Graff: Elisabeth Mara.

Rechts:
A. R. Mathieu: Die Tänzerin Reggiani.

A. Pesne: Die berühmte und gefeierte Tänzerin Barberina.

maßende Tänzer ein vollständiges Corps de Ballet aus Paris kommen lassen. Das war dem König zu teuer, und da der Opernchor zur Hälfte aus in Frauenkleider gesteckten Gymnasiasten bestand, so beabsichtigte Friedrich, ein Ballettkorps aus hübschen und gewandten Berliner Bürgermädchen zu bilden. Poitier aber weigerte sich in unverschämter Weise, „seine Kunst zu profanieren“, und fiel in Ungnade. Einige Monate darauf verließ er Berlin, freiwillig von der Tänzerin Mlle. Roland begleitet. Überhaupt hatte der Große König manchen Ärger mit seinem Bühnenvölkchen, dem er in seinen Briefen an den getreuen Kammerdiener Fredersdorf nicht selten drastischen Ausdruck verleiht. So schreibt er ihm im November 1753: „Die Astrua und der Carestini haben nun Händel und fordern den Abschied; es ist Teufels-Krop, ich wollte, daß sie der Teufel alle holte! Die Canaillen bezahlet man zum Pläsir, und nicht Bexirerei von ihnen zu haben“ — und Mitte Februar 1754: „Carestini, die Astrua und die gantze Bagage ist Schelm-pack! ich habe einige 30 jahr ohne Carestini gelebet und werde ohne ihm noch wohl länger leben Könen! im Monaht april, wohr seine tzeit aus ist, Kan er reissen.“ Auch verfügte er am 11. November 1743 an das Berliner Hofgericht, die „beyden wegelauffen und wieder attrapirte Täntzer de Vos und Pietre zur Hauss-Vogtey“ abzuliefern und sie zu bestrafen, weil sie „vor Ablauf der Stipulirten Zeit desertiret“ und sich „freventlich denen Bauren, so Sie arretiret, mit Gewaltthätigkeit widersetzet“.

Die berühmtesten und glänzendsten Kunststerne Europas gingen während der ersten dreizehn Jahre, bis zu Beginn des Siebenjährigen Krieges, über die Berliner Opernbühne. Zu ihnen gehörten vornehmlich die berühmteste Sängerin ihrer Zeit, Madame Astrua, die Sängerinnen Masi, Farinella, Lorio, Moltena und der deutsche Star Schmeling, die später den Italiener Mara heiratete, die Sänger und Kastraten Salimbeni, einer der bedeutendsten Gesangsmeister aller Zeiten, Porperino, Carestini und Romani, die Tänzerinnen Cochois, Reggiani, Lany, Roland, Sauvage, Tessui, Denoncour und vor allem die schöne und gefeierte Barberina, um die Friedrich der Große drauf und dran war, mit der Republik Venedig in Kriegszustand zu geraten. — Man sagte ihr, wohl fälschlicherweise, intime Beziehungen zum König nach, gegen den sie sich später höchst undankbar erwies. Zu ihren ergebensten Verehrern gehörte Friedrichs Freund, Graf Algarotti.

In Potsdam hatte Friedrich Anno 1748 das „Intermezzotheater“ gegründet, das die italienische Operette kultivierte. Die Aufführungen fanden in dem bereits erwähnten „Kurfürstensaal“ statt. Hier brillierten die Damen Ruvinetti-Bon, Mangi, Madame Armelina Koch geb. Mattei und Madame Sidotti und die Bassisten Crichi, Joh. Aug. Koch, der Tenorist Paladini und der Baßbuffo Sidotti. Aber auch das deutsche Theater hat der König trotz seiner Vorliebe für die französisch-italienische Bühne nicht ganz vernachlässigt. Das Privilegium, das er am 7. Juli 1742 dem talentvollen Schüler der Neuberin, dem Hamburger Johann Friedrich Schönemann, erteilte, bekundet tieferes Verständnis, als man es von dem notorischen Verächter der deutschen Literatur erwarten durfte. Schönemanns „Deutsche Schaubühne“ stand allerdings auf respektabler Höhe und durfte sich unbedenklich mit der französischen Bühne in eine Reihe stellen. Friedrich II. unterhielt Oper, Ballett und Intermezzotheater ganz aus seiner Schatulle. Nur dem Adel, dem Militär und der besseren Gesellschaft waren ihre Pforten geöffnet, dem großen Publikum blieben sie verschlossen. Die französische Komödie wurde vom König subventioniert. Sie spielte zweimal in der Woche vor dem Hof, die übrigen Tage vor jedermann gegen Eintrittsgeld. Das deutsche Theater allein war lediglich auf die Einnahme aus den Eintrittskarten angewiesen. Trotzdem hat es sowohl unter Schönemann als auch später unter Schuch zielbewußt seinen Weg zur Höhe verfolgt. Die Bezüge, die der König seinem Opern- und Ballettpersonal gewährte, dürfen selbst nach heutigem Maßstab als sehr beträchtlich bezeichnet werden. Beispielsweise erhielt Madame Astrua 6000, Herr Salimbeni 4400, der Solotänzer Denis und Madame Cochois 2000 Taler. Am glänzendsten war die Barberina gestellt. Ihr Gehalt betrug 7000 Taler, sie hatte jährlich fünf Monate Urlaub und nahm an Gastspielhonoraren während dieser Zeit etwa 10000 Taler ein. Sie hinterließ bei ihrem Tode 100000 Taler Barvermögen und drei Rittergüter in Schlesien.

Der Beginn des Siebenjährigen Krieges schloß die Glanzzeit der Berliner Oper ab. Mit ihrem Niedergang begann der Aufstieg des deutschen Schauspiels. Am 19. Oktober 1753 fand auf der Schuchschen Bühne in Berlin die erste Aufführung von Lessings Trauerspiel „Miß Sara Sampson“ statt. Der geniale Eckhof gab den Mellefont, Marie Hensel, eine der bedeutendsten tragischen Liebhaberinnen ihrer Zeit, die Sara. Damit hatte eine neue Epoche für das deutsche Bühnenwesen begonnen, die in dem Bau des pompösen Schauspielhauses auf dem Gendarmenmarkt im Jahre 1775 einen würdigen Ausdruck fand.

A. Pesne: Madame Cochois.

Filmjagd auf die Silbermöwe

MIT PHOT. AUFNAHMEN

VON Dr. SCHULZ-UFA

1. Mit dem Zeitlupenapparat auf Anstand.
Im Kreis: 3. Möwenporträt.

2. Filmaufnahmeapparat mit einem 36-cm-Objektiv, einem sogenannten Teleobjektiv.

Als wir, mein Operateur und ich, Berlin verließen, um uns nach der kleinen Nordseeinsel Langeoog zu begeben, konnten wir beim Abschied erkennen, daß jeder einzelne unserer Kollegen im stillen dachte: Na, die haben es ja in den nächsten Wochen mehr als gut. So ein paar hundert Meter Film von Möwen sind bald gedreht, die übrige Zeit ist Erholung!

Unser Programm sah vor allem Bilder von Männchen und Weibchen beim Brutgeschäft, bei der Pflege der Jungen, ferner Zeitlupen-Großaufnahmen von Abflug und Landung dieser gefiederten Bewohner der Lüfte vor. Die erste Besichtigung der Silbermöwenkolonie, in der dank des seit einigen Jahren von Staats wegen streng organisierten Schutzes wieder mehrere tausend Paare von Silbermöwen brüten, belehrte uns bald, daß wir vor einer recht schwierigen Aufgabe standen. Obwohl wir uns mit den neuesten und lichtstärksten Teleobjektiven von 15 cm, 24 cm und 36 cm Brennweite (Abbild. 2) ausgerüstet hatten, brachte gleich der erste Tag fast nur Fehlresultate. Für die Möwen stellt nun einmal ein drehender Kurbelmann, zumal, wenn die Zeitlupe (Abbild. 1) mit ihrem laut surrenden Gang in Aktion tritt, ein völlig naturwidriges Etwas dar, das unter allen Umständen zu meiden ist. So konnten wir also nicht arbeiten, weil unsere „Stars“, einmal aufgescheucht, nicht zur Rückkehr zu bewegen waren, und zweitens, weil auf diese Weise Hunderte von jungen Möwen, die in ihren Eiern der Geburt harrten, hätten umkommen müssen. So hieß es denn, die Apparate einbauen und verkleiden! Die nächsten zwei Tage verbrachten wir also damit, Strandgut aller Art zusammenzusuchen. Bambusstäbe, Kistenteile, Matten, Stricke u. dgl. waren unsere Ausbeute. Bald war ein notdürftiges Gerüst errichtet, das mit den Matten und den verschiedensten Strandpflanzen verkleidet wurde. Nun kam die zweite Aufgabe, nämlich die Möwen an die neue Umgebung und vor allem an das Geräusch der Apparate zu gewöhnen. Vor Sonnenaufgang verließen wir das Dörfchen Langeoog, um nach zweistündiger Wanderung, mit Proviant für den ganzen Tag versehen, unsere Aufnahmehütte zu beziehen. Tagelang wurden dann bei Gluthitze die „ungeladenen“ Apparate gedreht. Nach fünf nicht enden wollenden Tagen waren die Möwen endlich so weit „kurbelzahm“, daß mit den Aufnahmen begonnen werden konnte.

4. Beginn des Schlüpfaktes im Möwengelege.

Wohlgelungene Porträte von Männchen und Weibchen (Abbild. 3) waren unsere ersten Erfolge, die wir buchen konnten. Die Eltern bebrüteten abwechselnd die zwei bis drei grobkörnigen, grünbräunlichen, getupften Eier. Was es für diese Tiere heißt, bei glühendem Sonnenbrand und auf siedend heißen Dünen etwa drei Wochen lang dem Brutgeschäft obliegen zu müssen, konnten wir einigermaßen nachfühlen. Gleich uns, litten die Tiere vor allem unter großem Durst.

Leben kam erst in die Gesellschaft, wenn das Meer im Pulsschlag von Ebbe und Flut zurückwich und endlose Schlammflächen freilegte. Dann machte sich fast die ganze Kolonie auf, um im Watt die zahlreichen wohlschmeckenden Muscheln, Krebse und Fischchen aufzulesen. Inzwischen gelang es uns, abgesehen von den verschiedensten Gelegebildern, vor allem den interessanten Schlüpfakt (Abbild. 4) der in einem dichten, gefleckten Dunenkleide steckenden Jungen zu kurbeln. Kamen die Eltern vom Proviantierungsflug zurück und fanden dann unerwartet ein Junges vor, so war die Freude groß. Mit ganz besonderer Vorsicht betrat Mutter oder Vater das Nest, um ja nicht das auf den Beinchen noch recht wacklige Kind zu verletzen. Wenige Stunden später hatte sich das Bild bereits ganz geändert. Der kleine Sprößling kam schon seelenvergnügt unter Mutter oder Vater hervor und empfing die erste von den Eltern bereits verdaute Atzung.

In wenigen Tagen war dann regelmäßig die kleine Kinderschar vollzählig (Abbild. 5) und erhielt schon frisch gefangene Nahrung vorgesetzt. Von der zweiten Woche an machten die Jungen stets ihre ersten Spaziergänge in der weiteren Umgebung des Nestes und waren Ende der dritten bzw. vierten Woche endlich so weit selbständig, daß sie sich ans und ins Meer (Abbild. 6) wagten.

Hiermit war auch die letzte Aufgabe unseres Programms erfüllt, und wir konnten nach fast vierwöchiger, zwar angestrengter, aber auch äußerst interessanter und erfolgreicher Tätigkeit das kleine Eiland verlassen.

Dr. Ulrich K. T. Schulz.

5. Vier muntere Möwenkinder.

6. Der erste Ausflug ans Meer.

Der verlorene Sohn. Radierung von Friedrich Ritschel.

Wissen und Leben

Das deutsche Kunstgewerbe in Monza. (Siehe hierzu die Abbildungen von Ausstellungsgegenständen auf S. 25.) In Monza ist kürzlich die große Internationale Kunstgewerbeschau eröffnet worden, bei der sich die Nationen in friedlichem Wetteifer begegnen. Deutschland, das leider nicht auf der wichtigeren Pariser Internationalen Ausstellung des vorigen Jahres vertreten war, beteiligt sich diesmal in hervorragender Weise unter der Leitung von Professor Bruno Paul, dem Direktor der Staatlichen Kunstschulen in Berlin. Die Auswahl aus der Produktion des deutschen Kunstgewerbes in Monza geht weniger auf Vollständigkeit aus als auf Repräsentation der hervorragenden Meister und der führenden Persönlichkeiten. Mit Höchstleistungen solcher Art könnte das Kunstgewerbe Deutschlands, das einige Zeit im Hintergrunde des Interesses gestanden hat, sich wieder den Platz an der Sonne erobern, der ihm gebührt. So stellen sich denn in Monza in erster Linie hochqualifizierte Kleinarbeiten ein; Inneneinrichtungen, auf die bei früheren Gelegenheiten der größte Nachdruck gelegt wurde, treten zurück. Man sieht vor allem ausgezeichnete Keramiken, unter denen köstliche figürliche Arbeiten und Gefäße von Max Läuger, materialgerechte Töpfereien von Douglas Hill und Paul Dresler hervorragen. Hier wird allerbeste Arbeit geleistet, die sich nach der handwerklichen wie nach der künstlerischen Seite mit der alten Kunsttöpferei Ostasiens wohl messen könnte. Auch an Metallarbeiten erkennt man oft den Geist der heutigen Sachlichkeit, die auf Ausnutzung der Materialschönheit und klare glatte Gebrauchsformen ausgeht; insbesondere bei den Messinggeräten und bisweilen auch beim Silber. Auf dem Gebiet des Spielzeugs steht Deutschland an erster Stelle; Anmut und Witz der Erfindung machen diese Werkchen auch für den Erwachsenen köstlich. Verwandt ist die spielerische Grazie bei den Glastierchen der Marianne v. Allesch; aber auch die Gebrauchsgläser zeichnen sich, zumal die von dünnwandiger Art, durch vorzügliche Formen aus. Das lange vernachlässigte Gebiet des Emails wird seit einiger Zeit bei uns wieder mit Glück kultiviert; Schönheit und Glanz der Farbe sind hier das Wesentliche. An guten Erzeugnissen der Buchkunst ist kein Mangel. Und wenn sich auf dem Gebiet der Textilkunst, des Mosaiks und des Porzellans nicht alles glücklich präsentiert, so weiß man doch, daß hier eine spätere Auswahl vieles nachholen könnte. Bedauerlich bleibt, daß bei der Tendenz der deutschen Wahl die fortgeschrittensten Schulen wie die Frankfurter und vor allem das Dessauer Bauhaus nicht mit vertreten sind. Ihr Prinzip der Normisierung und des Funktionalismus widerstreitet dem Grundsatz der Hervorhebung rein persönlicher Leistung, wie es in Monza herrscht. Die Ausstellung selber wird wohl dazu beitragen, diese heute brennendste Streitfrage in der Kunst zugunsten von einer der beiden Parteien zu klären. Dr. Paul F. Schmidt.

Elegante Venezianerinnen aus verflossener Zeit in einem malerischen Winkel der Lagunenstadt.

Die modernen Gondolieri: Öffentlicher Motorbootstand mit Telephon zum Anruf der „Taxis“ an der Riva degli Schiavoni. — Oben: Flinke Motorboote durcheilen die früher so ruhigen Fluten des Canale Grande und verdrängen immer mehr die alte Gondel, die bisher Venedig einen besonderen Reiz verlieh.

Es schwindet die Romantik aus der Welt: Das alte Venedig und das Venedig von heute.

Das eigentliche Stadtbild Venedigs hat sich in den letzten 50 Jahren kaum verändert: die inzwischen geschaffenen Neubauten wurden dem gegebenen Architekturstil angepaßt, und die altehrwürdigen Paläste stehen noch jetzt in derselben Pracht, in der unsere Voreltern sie schon bewunderten. Dennoch sind durch die neue Zeit in diese eigenartige Stadt Wechsel und Veränderung gedrungen, deren Spuren immer deutlicher werden.

Lichtwirkung auf Faserstoffe. Mit dem Einfluß des Lichtes auf Faserstoffe haben sich in letzter Zeit mehrere Forscher beschäftigt. Die Untersuchungen befassen sich hauptsächlich mit der Einwirkung des Sonnenlichts auf Textilstoffe tierischen und pflanzlichen Ursprungs, und im Interesse der Lebensdauer unserer Textilien verdienen die Ergebnisse dieser Beobachtungen weitgehende Beachtung. A. Kerteß konnte nachweisen, daß ein großer Teil der im Kriege gebrauchten Soldatenröcke nicht mechanisch, sondern in der Hauptsache durch atmosphärische Einflüsse, vornehmlich des Sonnenlichts, gelitten hat. Die Veränderung solcher Tuche bestand darin, daß durch fast vollständiges Verschwinden der oberen Wollschicht die Fadenbindung hervortrat und die Festigkeit der Stoffe stark gelitten hatte. In weiterer Verfolgung dieses für die Allgemeinheit interessanten Falles untersuchte das Staatliche Materialprüfungsamt in Berlin Proben, die besonders dem direkten Sonnenlicht ausgesetzt waren. Als Untersuchungsmaterial wurden fünf Wollstoffe (ein rohweißer Kleiderstoff und vier feldgraue Militärtuche) sowie ein im Felde getragener feldgrauer Militärrock verwandt. Es sollte festgestellt werden, ob an den Wollstoffen durch Einwirkung der Atmosphärilien eine gleichartige Veränderung (Wollschwund) eintritt, wie sie der Militärrock aufwies. Die Versuchsausführung geschah in der Weise, daß die Tuche Ende Februar 1925 der ungehinderten Einwirkung einer von Rauch und Nebeleinflüssen möglichst freien Atmosphäre ausgesetzt wurden. Die Proben waren auf dem Dache der Sternwarte in Neubabelsberg bei Potsdam ausgelegt, die auf einer die Umgebung etwa um 30 m überragenden Anhöhe liegt. Die Beobachtung erstreckte sich bis Ende Februar 1926; in Zeitabständen von drei zu drei Monaten wurden von den Stoffen Proben für die Prüfung auf eingetretene Schädigung entnommen. Nach einem Bericht des Materialprüfungsamts zeigten sich die ersten Anzeigen einer beginnenden Lichtung des Wollflaums bei dem reinwollenen rohweißen Wollstoff nach etwa 2—3 Monaten, bei den feldgrauen Proben nach etwa einem halben Jahre. Während sich die von direktem Sonnenlicht nicht getroffene Rückseite der Untersuchungsproben nach Ablauf der gesamten Belichtungszeit fast nicht oder sehr wenig verändert hatte, wies die belichtete Seite beim rohweißen Wollstoff schon nach einem halben Jahr einen vollständigen Schwund der Wolldecke auf, und nach neun Monaten war kein hervorstehendes Wollhaar mehr zu sehen. Bei den Militärtuchproben war dagegen nach einjähriger Belichtung noch immer vereinzelter Wollflaum auf der deutlich hervortretenden Bindung zu bemerken. Allgemein kann gesagt werden, daß nach längerem Wettereinfluß bei allen Wollstoffen ein Wollschwund auf der dem Lichte zugewandten Seite eintritt. Gewichts- und Festigkeitsabnahme, das Auftreten wasserlöslicher Abbauprodukte der Wollsubstanz und die Entstehung von Schwefelsäure, die sich durch Oxydation des bei der Spaltung des Wollsubstanzmoleküls frei gewordenen Schwefels bildet, kennzeichnen die eingetretene teilweise Zerstörung und chemische Veränderung der Wollhaare. Die Lichtschädigung hängt dabei von der Intensität und Dauer des Sonnenscheins ab und wird durch die kurzwelligen Strahlen des Sonnenlichts hervorgerufen. Durch Feuchtigkeit wird die Schädigung beschleunigt, auch werden die chemischen Abbauprodukte der Wollsubstanz teilweise gelöst, die dann leimartig das ganze Gewebe mit einer ganz dünnen Schicht überziehen. Chemisch und optisch lassen sich die Lichtschäden deutlich nachweisen. Interessant ist z. B., daß die eigenartige Fluoreszenz gesunder Wolle in ultraviolettem Lichte der Analysen-Quarzlampe nach starker Lichtbestrahlung vollständig verschwindet. Der Grad der Zerstörung, von der geringen Tiefenwirkung der kurzwelligen Strahlen abhängend, ist bei dicken und festen Stoffen geringer als bei leichten, porösen. Gewisse Vorbehandlungen des Stoffes, Färbungen usw., geben mitunter einen merklichen Lichtschutz. Bewetterungsversuche an anderen Faserstoffen zeigten ebenfalls interessante Erscheinungen. Die

(Fortsetzung auf Seite 32.)

Festigkeit der rohseidenen, der entbasteten und der mineralisch beschwerten Seidenproben war nach dreimonatiger Versuchsdauer auf den zehnten Teil der Ursprungsfestigkeit gesunken. Die Seidensubstanz wird mit Hilfe der Feuchtigkeit durch die kurzwelligen Strahlen teilweise in Lösung gebracht. Chemische Untersuchungen der belichteten Stellen bestätigten diese Erscheinung. Gewebe aus pflanzlichen Faserstoffen erlitten durch kurzwellige Lichtstrahlen erhebliche Festigkeits- und Gewichtsverluste. Prof. Dr. Kauffmann-Reutlingen untersuchte besonders die Einwirkung des Lichtes auf Baumwolle und kam zu dem Ergebnis, daß die durch die Bestrahlung eintretende Schädigung der Faser auf der Bildung von Photozellulose, einer oxyzelluloseähnlichen Substanz, zu der ein Teil der Baumwollzellulose umgewandelt wird, beruht. Baumwollzellulose, mit den Strahlen einer Quarzquecksilberlampe belichtet, teils unmittelbar, teils unter Zwischenschalten von Glasplatten, zeigte nur dann die Lichtwirkung, wenn den unsichtbaren ultravioletten Strahlen unbehindert Zutritt gewährt worden war. Werden die ultravioletten Strahlen durch Glasplatten abgeschnitten, so hört jegliche Einwirkung auf. Aus diesen Versuchen ergibt sich, daß der Bereich der wirksamen, faserschädigenden Strahlen im sog. Quarzultraviolett liegt, d. h. bei Wellenlängen kleiner als 350 Mikromillimeter. Die Kauffmannschen Untersuchungen sind von großem praktischen Interesse, vor allem für die Rasenbleiche. Es handelt sich dabei um eine photochemische Zersetzung der natürlichen Farbstoffe der Faser, dadurch wird das reine Weiß ermöglicht. Die gelben bis braunen Farbstoffe werden von den sichtbaren Lichtstrahlen ausgebleicht. Sind den sichtbaren noch ultraviolette Strahlen beigemengt, und das dürfte im Freien stets der Fall sein, so tritt zugleich Photozellulosebildung, also Faserschwächung, ein. Feststellungen ergaben, daß rohes Baumwollgewebe, das zwecks Unterbindung des Ultravioletts hinter Glasscheiben dem Sonnenlicht ausgesetzt war, auch ohne auf dem Rasen zu liegen, allmählich ausbleichte. Weitere Untersuchungen über die Wirkung der Rasenbleiche wurden von Dr. W. Kind-Sorau im bleicherei- und färbereichemischen Laboratorium der höheren Textilfachschule angestellt, um die praktische Auswirkung der beschriebenen Erscheinung festzustellen. Nach dem Arbeitsverfahren der Bleichereien wurden Leinengarne, deren Festigkeit durch Reißversuche ermittelt war, dem Lichteinfluß ausgesetzt. Da die Photozellulose, ähnlich wie die Oxyzellulose, eine faserverkittende Wirkung hat, konnte eine Festigkeitsabnahme der belichteten Leinengarne erst festgestellt werden, nachdem die Oxydationsprodukte der Faser entfernt worden waren. Dies erreicht man durch Abkochen des Fasermaterials in Alkalilaugen. Nach dieser Behandlung konnte auch die Faserschwächung durch Reißproben nachgewiesen werden — die Oxy- bzw. Photozellulose war nun entfernt. Im praktischen Leben vollziehen wir die Entfernung etwaiger Zelluloseoxydationsprodukte unserer pflanzlichen Textilien durch das Waschen. Ist die Faser eines Gewebes durch übermäßige Lichteinwirkung — starke Rasenbleiche — oxydiert, so bemerken wir zuerst wenig davon. Erst durch die Behandlung des Stückes in der alkalischen Waschlauge löst sich die Photozellulose, und das Gewebe wird schwächer. Der Verschleiß unserer Textilien aus Baumwolle und Leinen ist ja neben mechanischer Abnutzung auf eine fortwährende Ablösung hauptsächlich oxydierter Faserbestandteile — durch unfachgemäßes Bleichen, starke Lichtwirkung usw. entstanden — im Waschprozeß zurückzuführen. Die durch atmosphärische Einwirkung von Licht, Luft und Feuchtigkeit auftretende Zerstörung von Faserstoffen aller Art ist ein im wesentlichen sich an der Oberfläche der belichteten Seite abspielender Vorgang, der auf die Wirkung der kurzwelligen, hauptsächlich ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts zurückzuführen ist. Ohne die ungleiche Dicke der Stoffe zu berücksichtigen, erwiesen sich Seide und Jute am empfindlichsten. Dann folgten Kunstseide, Baumwolle, Flachs, Hanf und rohe Wolle. Chromierte Wolle verhielt sich am günstigsten. Für den Chemiker — man denke nur an Lichtschutzmittel — wie für die gesamte Textilindustrie entspringen diesen Tatsachen praktisch wichtige Ausblicke, ganz abgesehen von wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Dr.-Ing. J. Auerbach.

Nehmen die diabetischen Erkrankungen zu? Die objektive Tatsache der Zunahme der diabetischen Erkrankungen wird heute von hervorragenden Vertretern der Medizin nicht bestritten. Auffällig ist dabei das Ansteigen der Zuckerkrankheit in den Nachkriegsjahren. Eine Abnahme der Erkrankungen war dagegen in der Kriegszeit selbst zu konstatieren. Diese Beobachtung gilt nicht nur für den Weltkrieg. Bereits bei der Belagerung von Paris 1870/71 stellten die Pariser Ärzte ein Zurückgehen der diabetischen Erkrankungen fest. Daß Krankheiten ihren Charakter im Laufe der Jahre und Jahrzehnte, teils unter der Einwirkung der Behandlungsmethoden, teils aus Gründen, die nicht recht klar sind, ändern können und ändern, ist genügend belegt. Es braucht nur auf die besonders in den Großstädten steigenden Ziffern der Erkrankungen an bösartigen Neubildungen (Krebs) verwiesen zu werden. Ähnliches gilt von der Syphilis, die unter dem Einfluß der ärztlichen Behandlung seit Einführung des Salvarsans ebenfalls ihre Erscheinungsformen stark geändert hat. Die früher das Bild der Syphilis bestimmenden sekundären Hauterscheinungen sowie die tertiären Veränderungen der inneren Organe sind vielfach gewichen, und an deren Stelle ist eine Zunahme der spätsyphilitischen Erkrankungen des Nervensystems (Paralyse, Tabes) sowie der Hauptschlagaderentzündung getreten. Welche Gesichtspunkte gelten nun für die Zunahme der diabetischen Erkrankungen? Eine Berechnung der Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft ist hier von Interesse: „Mit der Zunahme des Einkommens steigt auch die Sterblichkeit an Diabetes.“ In einer ganzen Reihe anderer Zusammenstellungen zeigt sich, daß sich die Zuckerkranken im wesentlichen aus den wirtschaftlich besser gestellten Kreisen rekrutieren. Daß die Zuckerkrankheit sich häufiger bei denen findet, die reichlicher essen, sich weniger bewegen, als bei der körperlich schwer arbeitenden Bevölkerung, ist ebenfalls durch zahlreiche Untersuchungen bewiesen. Immer mehr tritt die Bedeutung der Lebensweise für die Zuckerkranken in den Vordergrund. Das weit häufigere Vorkommen von diabetischen Erkrankungen in industriereichen Städten, im Vergleich mit dem Lande, ist ebenfalls auffällig. Weiterhin auch die Erkrankungen der weiblichen Bevölkerung, die sich immer mehr der der männlichen Bevölkerung nähert, wobei man vielleicht nicht mit Unrecht darauf hinweisen kann, daß sich auch die Lebensweise der besser gestellten weiblichen Bevölkerung mehr und mehr der des Mannes angleicht. Wenn man die geographische Verbreitung der Zuckerkrankheit verfolgt, dann ergibt sich, daß tatsächlich alle Länder betroffen sind, aber in weitaus höherem Maße die industriereichen, kulturell hochstehenden Länder. Die „armen Chinesen“ und Neger in den Vereinigten Staaten von Amerika erkranken nur ein Drittel so häufig wie die Weißen. Daß natürlich auch erbliche Faktoren mitspielen, steht fest, da die Zuckerkrankheit erblich ist. Diese Erblichkeit schließt bei dem dauernd steigenden Prozentsatz der Diabetiker eine weitere Zunahme der diabetischen Erkrankungen zwangsläufig in sich. Die Häufigkeit der diabetischen Erkrankungen bei den westeuropäischen Juden ist bekannt. Bei den osteuropäischen Juden scheint aber eine derartige Häufung der diabetischen Erkrankungen nicht vorzuliegen. Sie weichen von der Durchschnittsziffer der übrigen Bevölkerung nicht ab. Daß die wirtschaftliche Lage der westeuropäischen Juden, Vererbung und Inzucht stark bei dem gehäuften Auftreten der Zuckerkrankheit ins Gewicht fallen, nimmt nicht wunder. Ob sich die Zuckerkrankheit weiterhin auf ansteigender Linie bewegen wird, dürfte vor allem von der zunehmenden Wohlhabenheit, der weiteren Besserung unserer Ernährungsverhältnisse sowie der Üppigkeit der Mahlzeiten bei ungenügender körperlicher Ausarbeitung abhängig sein. Daß das Publikum auf die Folgen der Überernährung aufmerksam gemacht wird und eine vorsichtigere, natürlichere Lebensweise einschlägt, besonders dort, wo erbliche Belastung vorliegt, wird wesentlich dazu beitragen, daß der Steigerung der diabetischen Erkrankungen Einhalt geboten wird. Leider fallen derartige Hinweise vielfach auf unfruchtbaren Boden. Inwieweit es die moderne Diabetesbehandlung (Insulin, Synthalin) ermöglichen kann, das Anschwellen der diabetischen Erkrankungen einzudämmen, muß die Zukunft lehren.

Dr. Fr.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben

ant — arch — ban — ber — cham — chi — da — dam — de — dog — e — e — e — eg — el — en — ep — er — fi — ge — ge — ge — ge — gel — gi — gnon — gra — graph — gu — ha — hals — hard — il — ka — la — lasch — li — li — li — me — na — na — nau — ne — ni — nor — of — on — pi — ra — ra — ra — ren — ri — ri — rot — sa — sche — spi — statt — ta — ta — tät — ter — tho — ti — ti — tis — tu — tus — u — vo — wa — wal — wich — zi

sind zu 26 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Männlicher Vorname, 2 Heidekraut, 3 Krankheit, 4 kühner Mensch, 5 Unterbeamter, 6 Stadt in Holland, 7 Kugelspiel, 8 höherer Geistlicher der griechischen Kirche, 9 Wüste, 10 deutscher Kurort, 11 Stadt in England, 12 Hundeart, 13 Glückwunsch, 14 männlicher Vorname, 15 Befestigungsmittel, 16 französische Kolonie in Äquatorialafrika, 17 Pfefferfleisch, 18 Gesamtheit der Generale, 19 weiblicher Vorname, 20 Schlachtfeld, 21 Ackergerät, 22 Edelpilz, 23 Weingeist, 24 Stadt in Holland, 25 Steinzeichner, 26 mongolischer Volksstamm.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust I."

Leiterrätsel.

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben: a a a a a b e e e e e e e e g g h i i k l l l l n n n o r s s s t t u u u v senkrecht: 1 Täuschung, 2 Klagelied, 3 Name für Altgriechenland, 4 Feuerberg, 5 Stadt an der Lahn; wagerecht: 6 deutscher Komponist, 7 deutscher Feldherr.

Kreuzworträtsel „Turm".

Wagerecht: 7 Stadt in Italien, 8 Geistlicher, 9 Strom in Amerika, 12 Vorgebirge, 13 Getränk, 14 Sonnengott, 16 Ausruf, 17 Strom in Sibirien, 18 Was jeder gern hört, 21 deutscher Maler, 25 Spielkarte, 28 Faultier, 29 Tierprodukt, 30 Insel in der Nordsee, 33 persönliches Fürwort, 34 Teil des Hauses, 38 Waffe, 40 Gewicht, 41 Getränk, 43 Berg, 44 Verneinung, 45 norwegischer Schriftsteller, 46 selten, 47 bestimmter Artikel; senkrecht: 1 Was das Rätsel vorstellt, 2 Stadt in Sachsen, 3 italienischer Maler, 4 heiliger Stier, 5 Teil des Gesichts. 6 Speise, 10 Gedicht, 11 griechische Insel, 15 Flächenmaß, 17 Frauenname, 19 Säugetier (Wild), 20 Umstandswort des Ortes, 22 Flüssigkeit, 23 biblische Stadt, 24 Streit, 25 Fisch, 26 Beiname von Goethes Mutter, 27 Gebirge in Amerika, 31 Muse, 32 keiner, 34 Amtstracht, 35 Maschine, 36 gleich, 37 Gewässer, 39 Hoherpriester, 42 norwegischer Schriftsteller.

Zifferblatträtsel.

1—3 Bühnenwerk von Georg Kaiser, 2—3 Spielkarte, 2—4 Teil des Baumes, 1—4 Besuch, 3 bis 7 Mineral, 1—7 Bad im Salzkammergut, 5—7 unbestimmter Artikel, 5—8 Zahl, 5—9 ehemals, 10—11 Tierprodukt, 11 bis 12 Präposition, 5—12 bekannter Physiker.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4294.

Fächerrätsel: 1 Sonde, 2 Orgie, 3 Niete, 4 Norne, 5 Ebene, 6 Niobe, 7 Weste, 8 Ernte, 9 Nonne, 10 Danae, 11 Epoche, 12 Fohre, 13 Etage, 14 Serie, 15 Treue. — Sonnenwendefest.

Einschalträtsel: Opfer, Alster, Raabe, Gebiet, Leistung, Nacht, Ruhm, Komplott, Leid, Wange. — Flaischlen.

KRITIKER-ANEKDOTEN

Ein junger Literat schickte seine neuesten humoristischen Gedichte, die den Titel trugen „Pillen gegen den Schlaf“, an seinen früheren Lehrer, den Professor X., zur Beurteilung. Bald darauf erhielt der junge Autor folgendes Schreiben dieses Kritikers: „Junger Freund! Nicht bald habe ich ein Buch gelesen, an dem ich so wenig Fehlerhaftes fand, wie an dem Ihrigen. Nur ein Wort ist an dem ganzen Werke nach meinem Dafürhalten zu ändern; statt ‚Pillen gegen den Schlaf‘ sollte es nämlich heißen ‚Pillen für den Schlaf‘.“

•

Zwei junge Schriftsteller, der eine sich im belletristischen, der andere sich im politischen Fache versuchend, wandten sich mit ihren Erstlingsprodukten an Kästner mit der Bitte, die Manuskripte einer Durchsicht zu würdigen und sie mit angemessenen Titeln auszustatten. Nach wenigen Tagen gelangten die Hefte an ihre Verfasser zurück. Das eine prangte mit dem Titel: „Mohnkörner für schlaflose Nächte“, das andere hatte die Aufschrift: „Fidibusse für politische Schmaucher.“

•

In Hamburg wurde einst ein Stück von einem Autor namens Babel gegeben. Am nächsten Tage erhielt er folgende Zuschrift: „Herr Babel! Stil und Fabel Ihres Stückes sind miserabel!“

•

Ein junger Dichter verfaßte ein Trauerspiel, das nicht gefiel; ein Rezensent schrieb eine strenge Kritik darüber. Den Dichter verdroß dies sehr, und er forderte den Rezensenten öffentlich auf, auch Verse zu machen, was, seiner Ansicht nach, sehr schwer sei. Der Rezensent ließ an gleicher Stelle am folgenden Tage folgendes Epigramm erscheinen: „Dein Stück hat kurz' und lange Teile: / Kurz ist die Kunst und lang' die Weile.“

Ein sehr eitler und unbedeutender Schriftsteller überreichte Voltaire eins seiner Bücher in der Handschrift und erbat sich darüber dessen Urteil. Voltaire strich bloß den letzten Buchstaben des ganzen Werkes aus und gab es stillschweigend zurück. So war aus dem Worte Fin (Ende) das Wort Fi (Pfui) geworden.

•

Der eitle Dichter S. fragte Kästner, den Spötter, was er von seinen gesammelten, im Druck erschienenen Gedichten halte. „Sie geben eine Anleitung," antwortete Kästner, „wie man schreiben muß, um den schändlichen Nachdruck allenthalben auszurotten."

•

Als ein Gelehrter an das letzte Blatt des Werkes eines jungen Dichters mit vieler Überwindung gekommen war, sagte er, tief Atem schöpfend: „Ich fühle mich wie Kolumbus!" — „Wieso?" fragte der anwesende Autor. — „Gott sei Dank, ich sehe Land!" G.

DER WOHNUNGSWECHSEL

Einem reichen Mann, der zwischen zwei Schmieden wohnte, so erzählt uns ein alter chinesischer Autor, verursachte das fortwährende Hämmern und Schlagen, das ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe ließ, schwere Pein. Er gab den beiden die besten Worte, ihr Gewerbe minder geräuschvoll zu betreiben, doch blieb alles beim alten, bis er ihnen schließlich große Versprechungen machte, wenn sie auf der Stelle auszögen.

Die beiden Schmiede erklärten sich denn dazu auch bereit, und höchst erfreut über ihren Entschluß, lud er sie zu einem Essen ein, wie sie es kostbarer und reichlicher noch nicht genossen. Als nun das Mahl zu Ende war, fragte er sie, wohin sie ihre Werkstätten verlegten?

Da antwortete der eine von ihnen:

„Oh, wir haben uns rasch entschlossen. Ich ziehe in sein Haus, und er zieht in das meinige." Hermann S. Rehm.

Asbach Uralt

Asbach Uralt Pralinen

CISSARZ.

Die Pelztierzucht

Internationale Monatsschrift für Hege, Haltung und Zucht von Pelztieren.

Herausgegeben unter ständiger Mitarbeit der Reichszentrale für Pelztier- und Rauchwaren-Forschung, Leipzig, der Forschungsstelle für Pelztierkunde, Tharandt, und vieler erfolgreicher und führender Züchter und Fachleute.

Erscheint im 2. Jahrgang.

Die Zeitschrift ist für jeden Tierzüchter und Tierheger unentbehrlich, da sie wertvolle Originalartikel aus dem gesamten Gebiet der Zucht und Hege von Pelztieren und aller damit verbundenen Fragen laufend erörtert. Zoologen und Tierärzte werden die Zeitschrift für ihre Handbibliothek anschaffen müssen, um sich über die Fortschritte der Wissenschaft, die sich ganz allgemein auf die Pelztiere überhaupt beziehen, auf dem Laufenden zu halten. — Es ist dafür Sorge getragen, dass alle Abhandlungen in bunter Reihenfolge erscheinen, sodass jedes Heft von neuem mit grossem Interesse gelesen wird. So wechseln z. B. miteinander ab Berichte über Seuchen und deren Bekämpfung, Notizen über Jagd und Hege von Pelztieren, Artikel über Erfahrungen bei der Zucht und über Krankheitsbehandlung, Beobachtungen über die Lebensweise der Tiere, Mitteilungen über die Ergebnisse von Kreuzungsversuchen, Arbeiten über Morphologie, Anatomie und Histologie, Behandlung von Vererbungsfragen, Berichte über wirtschaftliche Fragen usw.

Die Zeitschrift muss als das unentbehrliche Rüstzeug der Pelztierkunde bezeichnet werden; man wird in allen Fragen stets auf sie zurückgreifen müssen. Bei der Entwicklung des für Deutschland völlig neuen Erwerbszweiges der Edelpelztierzucht wird diese Zeitschrift allseitig begrüsst, da sie auch die Behandlung der Wirtschaftlichkeit der Zucht von Pelztieren in völlig unbeeinflusster Weise bearbeitet, sie dient als das vermittelnde Organ zwischen Wissenschaft und Praxis.

Preis vierteljährlich Rm. 3.—; Prospekt kostenlos.

Zu beziehen durch den

Verlag Arthur Heber & Co., Leipzig, Packhofstrasse 9

und durch jede Buchhandlung.

Bücher sind Führer zu geistigen Höhen.

Illustriertes Verlagsverzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig C 1.

Studenten-Utensilien-Fabrik

Aelteste und größte Fabrik der Branche

Emil Lüdke,

vorm. Carl Hahn & Sohn,

Jena i. Thür. 36.

Goldene Medaille.

Man verl. gr. Katal.

WEBER

Nicht die beliebig zu erhöhende „Auflage", sondern die Zahl der tatsächlich verbreiteten Exemplare einer Zeitschrift ist der richtige Maßstab für ihre Werbewirkung. Bei der

Leipziger Illustrirten Zeitung

entspricht die Verbreitung der Auflage.

SCHÖNE ARME MÜSSEN TAKYSIERT WERDEN ERKLÄRT FRÄULEIN MARCELLE PRAINCE.

Marcelle Praince besitzt die schönsten Arme der Welt und sagt uns: „Um vollkommen schön zu erscheinen, darf eine Dame nicht das geringste Härchen auf den Armen haben; da man sich unmöglich des Rasiermessers bedienen kann, welches die Haut reizt, Pickel verursacht, dunklen Schimmer hinterläßt, oder die üblichen schlecht riechenden Depilatorien, die kompliziert in der Anwendung sind, so kann man nur noch **TAKY** gebrauchen: Diese parfümierte Creme kommt gebrauchsfertig aus der Tube und beseitigt in 5 Minuten, wo man sich auch gerade befindet, überflüssige Härchen und Haarflaum. **TAKY** beseitigt die Härchen bis zur Wurzel und macht die Haut weiß und zart, ohne dunklen Schimmer. **TAKY** ist sparsam, reizt die Haut nicht und trocknet nicht aus. Jede elegante Dame sollte auf ihrem Toilettetisch und in ihrer Reisetasche eine Tube **TAKY** haben."

TAKY ist erhältlich in allen einschlägigen Geschäften zum Preise von RM. 2,50 die Tube. Generalvertretung für Deutschland: A. Bornstein & Co., Berlin W 62, Kalckreuthstr. 4, Telephon: Nollendorf 6666/67, Danzig, Böttchergasse 23/27 II. **Nur Tuben mit Garantiebanderolen, welche die Aufschrift A. Bornstein & Co. tragen, enthalten eine deutsche Gebrauchsanweisung; nur für diese Tuben wird garantiert.**

DER DEUTSCHE EDELSECT

Meunier ®

MEUNIER & Co HOCHHEIM A/M

Schreibe überall nur mit Rheinmetall

Denn Sie ist die zuverläßliche Büro-Maschine, die dank ihrer hervorragenden Konstruktion, bei der höchsten Inanspruchnahme sauberste Arbeit liefert, dabei diebstahlsicher

RHEINMETALL-SÖMMERDA BEI ERFURT

Verlangen Sie Vertreterbesuch und Prospekte Nr. 265 und 350 L. J.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkör. 24. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

Illustrirte Zeitung

R. LIPUS.

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4296. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 14. JULI 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4296. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 14. Juli 1927.

DIE HERRLICHSTE REISE VON

BERLIN

LEIPZIG

HAMBURG

NACH

LA BAULE

HAMBURG

BERLIN

FRANKFURT

MAINZ

LUXEMBURG

VERDUN

MEAUX

PARIS

ORLEANS

LEIPZIG

ANGERS

NANTES

Ein Teil des Strandes, im Hintergrund Hotel Hermitage.

Mit der Bahn,
mit dem Auto:

nach **LA BAULE**

wo Frühling und Herbst unvergleichlich schön sind.

Saison bis Oktober.

Im September große Kunst- und Sportdarbietungen.
Tennis, Segelregatta, intern. Motorbootkonkurrenz, Golf mit 18 Löchern.

3000 Villen. — 10 große Hotels — das Luxushotel

L'HERMITAGE HOTEL

ersten Ranges mit 300 Zimmern, alle mit Bad.

Anfragen an M. Boileau, Generaldirektor. — Man spricht deutsch.

Prospekte und Auskünfte: Kasinodirektion in La Baule (France Loire Inf.) oder in Paris: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 26 Avenue de l'Opéra.

MOULIN-ROUGE
PARIS

Die hervorragendste Musikhall der Welt

Ça... c'est PARIS!
mit der

MISTINGUETT

„Le coup de Fusil"
28, Avenue Victor Emanuel III
das gute
Pariser Restaurant!
Treffpunkt der Künstler!
Selbe Direction:
„Chez Marianne"
am Montmartre

HOTEL PRIMAVERA 147-ter Rue D'Alésia Paris.

Deutsch sprechendes Personal. — Fließendes Wasser. — Garage. — Lift. — Jeglicher Komfort. — Mässige Preise.

---

1. Preis

Arcona-Räder

setzen ihren Siegeszug fort

Meisterschaft von Deutschland 1926 gewann Wittig ..... auf **Arcona-Rad**

15. Berl. 6 Tage-Rennen gewannen MacNamara—Horan auf **Arcona-Rad**

17. Berl. 6 Tage-Renn. gewann. Wambst—Laquehaye auf **Arcona-Rad**

Die Weltmeisterschaft gewann Wiley auf **Arcona-Rad**

Die bedeutendsten Rennfahrer der Welt benutzten zu den längsten und schwierigsten Rennen das leichtlaufende Arconarad, die Qualitätsmarke von hoher Klasse.

Verlangen Sie Katalog gratis

Ernst Machnow Berlin C. 54, Weinmeisterstr. 14

Grösstes Fahrrad-Spezial-Haus Deutschlands

In Paris

findet man unsere „Illustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 26 Avenue de l'Opéra, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort spesenfrei erteilt.

O- und X-Beine
Verdeckungsapparate
Prospekt gegen Rückporto.
G. Horn & Co., Magdeburg 162.

Browning Kal. 7,65 M. 17.-, Kal. 6,35 M. 14.-, Schreibmasch. M. 60.—. Jagdwaffen, Radioapparate all. Stat. hörb. M. 35.- Benekendorff, Berlin-Friedenau L.

Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge Auerhahn

Das Rasieren mit der Auerhahnklinge macht Ihnen Freude. Sie ist ein deutsches Erzeugnis von unübertroffener Güte.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).

Mehr denn je ---

sucht und zeigt unsere Zeit die Schönheit des Körpers. Eng damit verbunden ist die tägliche Pflege der Haut.

Alle Bedingungen, sie zart, geschmeidig und jugendfrisch zu erhalten, ihr jenes schimmernde Blühen und Zarte zu geben, das jedes Kennerauge entzückt, erfüllt die milde, schäumige

Dr. Dralle's Lavendel-Seife

in Verbindung mit

Dr. Dralle's Lavendel-Crème

Lavendel-Seife „Schneewittchen" Stück 80 Gr schwer R.M. —.45, 150 Gr. schwer —.75
„ „ „Gold" (Spez.-Parf.) „ 80 „ „ „ —.60, 150 „ „ 1.—
Lavendel-Crème (trocken und fett) Glasdose „ 1.40, Tube —.60

Allgemeine Notizen.

Die Gesamthörerschaft der Universität Leipzig im Sommersemester 1927 beläuft sich auf 5890. Nach rund 1600 in diesem Semester vorgenommenen Neuimmatrikulationen beträgt der Bestand an immatrikulierten Studierenden 4937. Damit ist die Zahl der Studierenden des vorigen Sommersemesters um 300 überschritten und die bis 1911 erreichte Vorkriegszahl bereits eingeholt.

Der Weltbund für Erwachsenenbildung (The World Association for Adult Education) ist kurz nach Kriegsende durch die Bemühungen von Dr. Albert Mansbridge, der in der englischen Erwachsenenbildung an hervorgehobener Stellung steht, ins Leben gerufen. Er hat sich das Studium der Volksbildungsarbeit in den verschiedenen Ländern zum Ziel gesetzt und sucht durch Studienreisen, internationale Konferenzen und Berichte die Kenntnis der Erwachsenenbildung in ihren verschiedenen Formen und Zielen zu fördern. Seit Anfang dieses Jahres besteht ein Deutscher Arbeitsausschuß. Eine Konferenz, die in Frederiksborg in Dänemark stattfand, diente in erster Linie der Aussprache über eine Weltkonferenz, bei der über den Stand und die Aufgaben des Volksbildungswesens zu berichten war. An der Besprechung nahmen Vertreter der Erwachsenenbildung aus Amerika, Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Holland, Jugoslawien, Norwegen und Schweden teil. Die Weltkonferenz soll erst in einigen Jahren stattfinden. Die Deutsche Arbeitsstelle des Weltbundes befindet sich in Leipzig, und es gehören ihr als ehrenamtliche Sekretäre der Leiter der Volksbildungsämter der Stadt Leipzig, Professor Dr. Paul Hermberg, und der Schriftleiter der „Hefte für Büchereiwesen", Hans Hofmann, an.

Der Verband der Vereine Creditreform e. V. in Leipzig hat seinen von Generaldirektor Herm. Pielert-Leipzig erstatteten Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1926/27 veröffentlicht. Er enthält in seinem allgemeinen Teil wiederum eine ausgezeichnete Übersicht über alle wichtigen wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Geschehnisse der Berichtsperiode. Der Bericht betont die Notwendigkeit unseres Anschlusses an die Weltwirtschaft und behandelt die Problematik der Absatzmärkte. Er weist darauf hin, daß es auch notwendig ist, die Konsumkraft des Inlandes zu heben. Bei Anerkennung der wahrnehmbaren Fortschritte mahnt der Bericht, die durch die noch nicht

Der „heiße" Handkuß. Ein Herr wahrt gesellschaftliche Formen, indem er sie ausübt, — — eine Frau beseelt sie. Man braucht sich nur einmal etwa den Vorgang eines Handkusses vorzustellen: Ein glühend-heißer Sommertag, — eine schöne Frau — ein eleganter Herr. Der Herr beugt sich über die Hand der Dame, sie formvollendet zu küssen. Eine Aufgabe, doch keine Schwierigkeit. Aber die Dame? Trotz sengender Sommerglut ist sie, wie ein unirdisches Wesen, von einem erquickenden Hauch duftiger Frische umgeben. Trotz unerträglicher Hitze gleicht ihre zum Kuß gereichte Hand einer sammetglatten und kühlen Blume. Wie das möglich ist? Sie pflegt, erfrischt und belebt Körper, Haut und Nerven regelmäßig mit „Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen". Ihr weiblich-sicheres Gefühl fand für eine fast unerfüllbare Aufgabe — starre Gesellschaftsform zu beseelen, eine anmutige und leichte Lösung. Spielend und mühelos — wie das Ei des Kolumbus — nur . . . sie mußte eben das einzige und unersetzbare Losungswort kennen: Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen.

völlig geklärte und gefestigte Lage gegebene Vorsicht nicht außer Acht zu lassen. Gleichzeitig fordert er die Erschließung des Baumarktes, um gesunde Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Auch Steuer- und Verwaltungs- sowie sonstige die Allgemeinheit berührende Fragen werden kritisch beleuchtet. Besondere Beachtung verdienen die Vorschläge zur Hebung des Kreditschutzes. Infolge der Verarmung muß zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft mit erhöhten Krediten gearbeitet werden, und mit der Zunahme der Wirtschaftskriminalität ist auch das Kreditrisiko gewachsen, so daß den Kreditschutzinstituten wichtige Aufgaben bevorstehen. Man sieht, welchen ungeheuren Wertfaktor ein so organisiertes und ausgerüstetes Auskunftsunternehmen wie die Vereine Creditreform für die Gesamtwirtschaft darstellt. Das läßt auch die Monatsschrift „Creditreform" erkennen, die sich mit ihrer Auflage von 100 000 zu einer der angesehensten Zeitschriften entwickelt hat und heute auf dem Gebiet des Kreditschutzes eine führende Stellung einnimmt. Die etwa 60 Quartseiten umfassende Schrift bietet eine große Fundgrube für Theorie und Praxis der deutschen Wirtschaft.

St. Blasien. Der zwischen Tannen des Südschwarzwaldes in das obere Tal der Hauensteiner Alp eingebettete Kurort hat durch Erweiterung der Gehweganlagen in den Kurgarten willkommene Abwechslung gebracht und für die Zuhörer bei den Konzerten der vergrößerten Kurkapelle mehr Bewegungsfreiheit geschaffen. Bei den wöchentlich mehrmals in den Hotels stattfindenden Reunions und Tanztees wird heitere Zerstreuung und Unterhaltung geboten. Für den weiteren Verlauf der sommerlichen Kurzeit sind Sonderkonzerte, Vortragsabende, Beleuchtungen und Waldfeste in Aussicht genommen.

Das malerische Städtchen Neckargemünd bietet alles aufs reichlichste, was das Herz des Erholung suchenden Großstädters nur ersehnen mag: ob im Jubel der Blütezeit, im heißwerbenden Rausch seliger Sommertage oder in der leuchtenden Klarheit des farbenflammenden Herbstes — immer weht hier der Atem heilkräftiger Wälder, kühler Wogen, romantischer Höhen. Unvergleichlich schön ist der poetische Weg vom Heidelberger Königsstuhl (568 m) nach diesem gastfreundlichen Städtchen des Neckartals. Was sonst ein rühriger Verkehrsverein in opferwilliger Heimatliebe an heiteren Festen und fürsorglicher Unterkunft zu bieten vermag, wird man hier nicht vermissen. Auskunft erteilt der Verkehrsverein e. V., Neckargemünd.

Illustrirte Zeitung

GESCHREI

NACH EINEM GEMÄLDE VON FRANZ SEDLACEK

(Vgl. den Beitrag „Ein Maler des Unheimlichen“ auf S. 54 und 55.)

Links: Vom Gegenbesuch der englischen Großindustriellen (Federation of British Industries) beim Reichsverband der Deutschen Industrie in Berlin am 4. und 5. Juli: Die Besucher auf einem Dampferausflug nach Potsdam. 1 Geheimrat Duisberg, Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, 2 Lord Gainford, Präsident des britischen Industrieverbandes. — Rechts: Von der Ankunft des Staatssekretärs im italienischen Luftministerium, Italo Balbos, auf dem Tempelhofer Flugfeld in Berlin am 6. Juli: Balbo (in Uniform) in Begleitung von Herren der italienischen Botschaft (rechts von ihm, vorn, der italienische Botschafter Luigi Conte Aldrovandi-Marescotti) und der Deutschen Lufthansa.

Vom I. Schlesischen Kreissängerfest in Breslau am 3. Juli: Das Festkonzert in der Jahrhunderthalle.

Weihe eines Ehrenmals für die 137 im Weltkrieg gefallenen Gemeindeglieder auf dem Heldenhain-Friedhof in Beierfeld (Erzgebirge) am 26. Juni.

I. Ostmärkischer Kameradschaftstag in Frankfurt a. O. am 2. und 3. Juli: Die Abteilung „Kavallerie“ im Festzuge. (Phot. M. Rakonz.)

DER ÜBERMEER-LUFTVERKEHR

VON PROF. DR. C. KASSNER

Junge Leute sollen sich begeistern können, während den Alten das Recht der Kritik und des Weisens der Begeisterung in die rechten Schranken zukommt. Nicht bloß aus meinem Lebensalter von über sechzig Jahren darf ich diese Rechte der Alten in Anspruch nehmen, sondern auch daraus, daß ich der erste war, der einen fliegenden Menschen (Lilienthal) in der Luft photographierte — die Platten gab ich dem Deutschen Museum in München — und daß ich seitdem die Entwicklung des Flug- und Luftfahrtwesens verfolgte. Gerade darum haben mich die nahezu wahnsinnigen Begeisterungsausbrüche bei den letzten Übermeerflügen geschmerzt, wenn ich einerseits die übertriebenen Ehrungen der amerikanischen Draufgänger las und andererseits daran dachte, daß der Vater der modernen Luftfahrt, Lilienthal, zwar in Lichterfelde ein Denkmal hat, daß aber in Großberlin nach ihm nur am Rande des Weichbildes je eine 150 und 250 m lange Straße in einsamer Gegend benannt ist, während der Berliner und Kottbuser Magistrat die Amerikaner und ihre Flugzeuge durch größere Straßenzüge in bewohnter Gegend ehren. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande! An der Stelle, wo Chamberlin im Acker östlich von Kottbus unfreiwillig landete, als er vielleicht gar nicht nach Berlin, sondern nach Warschau fliegen wollte, um einen großen Streckenflug zu erreichen, soll ein Denkstein errichtet werden, aber an den Stellen, wo Lilienthal in Südende, Steglitz, Derwitz usw. durch unermüdliches Probieren den Grund zur Luftfahrt legte, steht keiner! Immer noch fehlt eine Lebensbeschreibung von ihm und eine Sammlung seiner Schriften. Deutsche, ehrt auch den deutschen Meister! Lilienthal war nicht bloß der Ingenieur, der durch Theorie und zahllose praktische Versuche die Grundsätze der Tragflächen für Flugzeuge entwickelte und lehrte, sondern auch der wagemutige Sportsmann, der sein Leben für seine Bestrebungen einsetzte und es schließlich dabei verlor. Die amerikanischen Flieger dagegen sind nur Sportsleute, junge Männer, denen es nur darauf ankam, andere Flieger zu übertreffen. Höchstleistungen sind aber niemals das Normale, niemals das allgemein Gültige und darum niemals das allgemein Brauchbare und Verwendbare. Indessen darf man gern anerkennen, daß Höchstleistungen die Ziele lehren, die man unter besonderen Umständen erreichen kann, und wessen die benutzten Maschinen und Apparate fähig sein können, jedoch durchaus nicht immer fähig sind. Solche Grenzen der Leistungsfähigkeit kennenzulernen, ist für die Praxis wichtig, aber sie dürfen in ihrer Wertung nicht überschätzt werden, denn ein zweites Mal können die Maschinen leicht versagen.

Zur richtigen Bewertung der Übermeerflüge der letzten Zeit muß man beachten, daß es ja gar nicht die ersten ihrer Art waren, denn schon vor acht Jahren, im Jahre 1919, flog Read von Nordamerika mit einer Zwischenlandung auf den Azoren nach Europa und gleich darauf Alcock ohne eine Zwischenlandung auf nahezu demselben Wege wie Lindbergh. Man ersieht daraus, wie schnell die Welt vergißt. Etwas Neues haben also die Flüge von Lindbergh, Chamberlin und Byrd nicht gebracht. Es sind ausgesprochene Rekordflüge, bei denen es nicht darauf ankam, irgend etwas zu erkunden, sondern nur der Wunsch bestand, einen Rekord aufzustellen. Das zeigt ohne weiteres die ganze Art des Unternehmens. Alle drei Flüge sind nicht so sorgfältig vorbereitet worden, daß dabei jede mögliche Gefahr in Rechnung gestellt worden wäre, zumal vor allem nicht für gute Richtungsführung gesorgt war. Lindbergh war vom Wetter meist sehr begünstigt und konnte deshalb guten Ausblick halten; aber der nützt ja auf dem Meere zur Erkennung der Richtung nichts, und da er auch mit Richtungsapparaten schlecht versehen war, muß es lediglich als ein besonderer Glücksfall, kaum als Lindberghs Verdienst angesehen werden, wenn er fast gefühlsmäßig den richtigen Weg fand. Deshalb berührt es sehr sympathisch, zu hören, daß ihn in richtiger eigener Abschätzung seiner Leistung das irrsinnige Toben der Menge in Paris und Neuyork und die ungeheuren Ehrungen nicht übermütig und allzu eingebildet gemacht haben. Verdient hat er unstreitig seinen Ruhm, denn es war sportlich eine ausgezeichnete Leistung.

Weniger hoch ist die Leistung seiner Nachfolger Chamberlin und Byrd zu bewerten, denn zunächst waren es eben nur Nachfolger, nicht Erstlinge, und sodann wollten sie ja nichts weiter, als den Rekord Lindberghs drücken. Auch sie waren, trotz besserer Ausrüstung, nicht so sorgsam vorgegangen, wie es bei mehr als öder Rekorddrückerei notwendig gewesen wäre. Beide irren im Nebel umher, und beide müssen notlanden. Wenn ein Ozeandampfer in See geht, so hat er stets zur Zeit- und Ortsbestimmung mindestens zwei Chronometer an Bord, damit beim Versagen des einen das andere benutzt werden kann. Byrd will wegen Versagens seines Richtungsapparates im Nebel und Regen ein- bis zweimal über Paris herumgeflogen sein, und Chamberlin kann nach der Notlandung bei Eisleben nicht einmal die Nordostrichtung, die ihm beim Wiederaufstieg gezeigt wurde, einhalten und nicht in nur 130 km Entfernung Berlin finden! Statt dessen fliegt er 160 km nach Osten: Richtung Warschau! Rekorddrückerei?

Bei allen drei Übermeerflügen handelt es sich also um ausgesprochene Sport- und Rekordunternehmungen, und es fragt sich nun, ob sie einen Wert für einen Luftverkehr über den Atlantischen Ozean hinweg zwischen Europa und Nordamerika haben. Wir wollen dabei den Flug von Byrd, der ja die europäische Küste noch erreicht hat, als ebenfalls geglückt betrachten.

Ein Luftverkehr, der auch wirtschaftlich ist, muß mehrere Bedingungen erfüllen, die man in gleicher Weise an die Eisenbahn, die See- und Flußschiffahrt, den Kraftverkehr zu stellen gewohnt und berechtigt ist, nämlich die Sicherheit des Fahrplans mit vorherbestimmter Abfahrts- und Ankunftszeit, die Sicherheit der Erreichung des gewünschten Zieles und die Sicherheit des Reisenden für Gesundheit und Leben. Diesen letzten Punkt können wir deshalb übergehen, weil nach den bisherigen Erfahrungen, die freilich meist über Land gewonnen wurden, die Unfallgefahr im Flugzeug nicht größer als auf der Eisenbahn ist; auch können noch leicht allerlei Vorkehrungen zu größerem Schutze, z. B. bei Absturz ins Meer, getroffen werden.

Weit schwieriger, ja, zum Teil gegenwärtig überhaupt nicht, können die anderen Bedingungen erfüllt werden. Prüfen wir sie etwas näher! Zunächst die Sicherheit des Fahrplans mit vorherbestimmter Abfahrts- und Ankunftszeit. Für alle anderen Verkehrsmittel, selbst auch für den Luftverkehr über Land und über kurze Meeresstrecken (nach England, Schweden usw.), gibt es feste Fahrpläne und Kursbücher, nach denen man sich für längere Zeit im voraus seinen Reiseweg, und zwar schon für bestimmte Tage, aufstellen kann. Nur beim Luftverkehr und gelegentlich, aber selten, bei der Seeschiffahrt verzögert der Nebel die Abfahrt und die Landung. Das ist wirtschaftlich durchaus erträglich. Bei dem Flug von Amerika nach Europa und umgekehrt jedoch kann von einem selbst noch so weitherzigen Fahrplan überhaupt nicht die Rede sein. Das „Wind und Wetter vorbehalten" in den Schiffahrts-Fahrplänen, das in sprachlich falscher Form besagt, daß bei schlechtem, ungünstigem Wind und Wetter geringe Fahrzeitenänderungen in den Kauf genommen werden müssen, hat für den Übermeerflug gar keinen Sinn, weil man jetzt noch Tage und Wochen auf günstiges Flugwetter warten muß. Das lehrten alle bisherigen Versuche. Der Grund dafür gilt zugleich für die zweite Bedingung, daß man eine Gewähr haben muß, das gewünschte Ziel zu erreichen. Dabei spielt es keine Rolle, ob das Ziel auf europäischer Seite London, Paris, Berlin, Wien usw. oder auf amerikanischer Seite Halifax, Boston, Neuyork, Washington, Chicago usw. ist. Es soll hier nur die Rede vom Flugverkehr zwischen Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika sein oder richtiger zwischen den Vereinigten Staaten und Europa, denn nur in dieser Richtung ist ja bisher der Flug geglückt. Verschiedene Versuche in umgekehrter Richtung aber mißglückten — zum Teil mit Rettung, zum Teil mit Untergang der Flieger.

Schon dieser Umstand, daß das Überfliegen des Ozeans immer nur in einer Richtung gelang, schließt vorläufig jede Wirtschaftlichkeit aus, denn sie besteht ja gerade im Austausch hin und her. Bis jetzt hat danach gewissermaßen nur eine Einfuhr von Flugzeugen und Postsendungen stattgefunden, falls nicht die Flugzeuge zerlegt und mit Dampfern zurückgeschickt werden. Der Grund für diese Einseitigkeit im Luftverkehr liegt in den Wetterverhältnissen auf der Flugstrecke.

Schon ein Blick auf die Karten, welche die vorherrschenden Windrichtungen auf dem Atlantischen Ozean darstellen und in vielen Schulatlanten zu finden sind, lehrt, daß zwischen Nordamerika und Europa die Südwest- und Westwinde weitaus die häufigsten sind, also einen Flug nach Europa begünstigen, von Europa nach Nordamerika aber sehr erschweren, da dann meist mit Gegenwind zu rechnen ist, und zwar bis in große Höhen hinauf, nur daß dort oben auch Nordwestwinde auftreten. Man muß also schon hiernach für einen Flug nach Amerika entweder stärkere Maschinen im Flugzeug verwenden als beim Fluge nach Europa oder mehr Betriebsstoff mitführen, wodurch die Frachtlast an Passagieren und Gütern herabgesetzt und damit die Wirtschaftlichkeit sehr vermindert wird. Hiernach ist mithin Europa in recht erheblichem Nachteil gegenüber Amerika.

Wenn das schon die auf Durchschnittswerten beruhenden Windkarten ergeben, so wird die Lage noch ungünstiger, sobald man das Wetter im einzelnen beachtet. Es wird hinsichtlich seines schlechteren Charakters durch die Tiefdruckgebiete bestimmt, die lebhafte bis stürmische Winde, Nebel, Wolken und Niederschläge bringen. Infolge verschiedener Ursachen, besonders der Erddrehung von West nach Ost, wandern auch die Tiefdruckgebiete oder Zyklonen von West nach Ost. Auf ihrer Südseite wehen die Südwest- und Westwinde, die eben erwähnt wurden, auf ihrer Nordseite aber Ost- und Nordostwinde. Jene sind dem Fluge von Europa nach Amerika hinderlich, diese förderlich, also läge es nahe, zu sagen, daß die Flieger sie benutzen sollen, wenn sie nach Amerika wollen. Indessen müßten sie dann von Europa gleich nach Norden über Schottland, Island, Südgrönland und Labrador, also in weitem Umwege fliegen, wobei viel Betriebsstoff wegen der weiteren Strecke und wegen der Gefahr der Belastung durch Eis und Schnee sowie zur Erwärmung der Passagierkabine mitzunehmen wäre. Dadurch würde der Ertrag natürlich sehr herabgesetzt werden. Manches wäre ja auch hierbei noch in den Kauf zu nehmen, wenn es sich auf dem ganzen Flugwege nur um eine Zyklone handeln würde, der auszuweichen wäre, aber man müßte sich erfahrungsgemäß auf deren mehrere gefaßt machen, wodurch die Sicherheit sehr gefährdet würde, ganz abgesehen von der erhöhten Unsichtigkeit durch Nebel und Schneestürme.

Soll also der Luftverkehr mit Nordamerika ein regelmäßiges und erst damit wirtschaftliches Unternehmen werden, muß alle sportliche Draufgängerei beiseitegelassen und mit nüchternem Verstande ohne Rekordgedanken vorgegangen werden.

TAGESGESCHICHTE

Das *Gebiet des Harzes* wurde am 6. Juli durch heftige *Unwetter* heimgesucht. Die durch die niedergehenden Regenmassen angeschwollenen Wasserläufe richteten starke Verwüstungen an. Dabei wurde auch der Eisenbahndamm der Harzquerbahn Wernigerode—Nordhausen im Thumkuhlental bei Hasserode unterspült, und hier stürzten die Lokomotive und der Packwagen eines von Nordhausen kommenden Zuges den Abhang hinunter. Auch der erste Personenwagen glitt den Bahndamm hinab, während die drei übrigen Wagen unbeschädigt auf den Gleisen stehen blieben. Außer den vier Beamten, die mit der Lokomotive in den Abgrund stürzten, sind noch drei Personen getötet worden.

Nach dem Besuch des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in London weilten am 4. und 5. Juli die *Vertreter des englischen Industrieverbandes* (Federation of British Industries) *in Berlin*. Die Verhandlungen zwischen den Industrieführern der beiden Länder hatten Fragen des gemeinsamen Interesses der beiden industriellen Spitzenverbände zum Gegenstand, so das Ergebnis der Internationalen Wirtschaftskonferenz in Genf, die internationalen Kartelle, die Regelung des Ausstellungs- und Messewesens.

Auf der Heimfahrt nach Rom *besuchte* nach Teilnahme an dem großen Flugfest in Hendon bei London der *Staatssekretär im italienischen Luftministerium, Italo Balbo, die Reichshauptstadt*. Zu seiner Begrüßung waren auf dem Tempelhofer Flughafen zahlreiche Mitglieder der italienischen Kolonie, mit dem italienischen Botschafter Grafen Aldrovandi-Marescotti an der Spitze, erschienen, ferner Mitglieder der Berliner faschistischen Vereinigungen und von deutscher Seite Ministerialrat Brandenburg vom Reichsverkehrsministerium, Oberstleutnant Willberg vom Reichswehrministerium und die Direktoren der Deutschen Lufthansa Merkel und Milch. Balbo besichtigte den Tempelhofer Flughafen und die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt in Adlershof und nahm an verschiedenen Empfängen teil. Auch wurde die Möglichkeit einer Luftverbindung Berlin—München—Mailand—Rom erwogen.

Dem *Ozeanflieger Byrd* und seinen drei Begleitern wurde nach ihrer zwar mißglückten Landung auf See *in Paris* ein großer Empfang zuteil. Unter der Menge, die die Flieger bei ihrer Ankunft auf dem St.-Lazare-Bahnhof erwartete, befanden sich auch Chamberlain und Levine, die ihr Europarundflug von Berlin aus inzwischen auch nach Paris geführt hatte. Ministerpräsident Poincaré empfing die vier Flieger der „Amerika" und überreichte dem Commander Byrd das Offizierskreuz der Ehrenlegion.

Am 4. Juli verließ *König Fuad von Ägypten* Paris, um sich zu einem offiziellen Besuch nach *London* zu begeben. Auf einem englischen Kriegsschiff trat er die Überfahrt über den Kanal an und wurde dann in Dover vom Prinzen von Wales begrüßt. Beim Eintreffen auf dem Viktoria-Bahnhof in London empfingen den Gast König Georg, die königlichen Prinzen, Vertreter der Regierung und der Lordmayor von London. In Begleitung König Fuads befand sich der ägyptische Ministerpräsident Sarwat-Pascha.

Auf sportlichem Gebiete wurden den Deutschen bei den *englischen Leichtathletik-Meisterschaften* im Stadion von Stamford Bridge, London, beachtliche Erfolge zuteil. Fast alle europäischen Nationen waren auf dieser großen englischen Sportentscheidung vertreten. Unter den 600 Bewerbern um die Meisterschaftstitel befanden sich 130 Nichtengländer und darunter wieder 15 Deutsche. Diese konnten fünf englische Meisterschaften erringen, zwei zweite und mehrere dritte Plätze erzielen. Brechenmacher siegte im Kugelstoßen, Dobermann im Weitsprung (der beste aller bisherigen englischen Meisterschaften), Houben holte sich im 220-Yards-Lauf den Sieg, Körnig wurde in der 100-Yards-Meisterschaft Erster, und die 4-mal-100-Yards-Staffel wurde von dem Krefelder Preußen gewonnen.

Beim Training für das *Internationale Reitturnier in Luzern* erlitt *Prinz Friedrich Sigismund von Preußen* einen schweren Unfall, dem er am 6. Juli erlag. Kurz vorher hatte er erst bei schwerster ausländischer Konkurrenz die Olympia-Vielseitigkeitsprüfung gewonnen, ein Sieg, der ihn zu den

Von der Uraufführung des Dramas „Der Bürge“ von Paul Claudel im Nationaltheater zu Mannheim am 17. Juni: Szene aus dem II. Akt mit Hildegard Grethe als Sygne v. Coufontaine und Ernst Langheinz als Turelure.
(Phot. Ferd. Israel, Heidelberg.)

Prof. Dr. Paul Flechsig,
Geheimer Rat, ehemaliger Direktor der Leipziger Psychiatrischen Universitätsklinik, bedeutender Gelehrter und Förderer der Irrenpflege, wurde am 29. Juni 80 Jahre alt.

Dr.-Ing. e. h. Sigmund Bergmann,
Geheimer Baurat, Begründer und Generaldirektor der Bergmann-Elektrizitätswerke A.-G. in Berlin, führende Persönlichkeit der deutschen elektrischen Industrie, † am 7. Juli im 77. Lebensjahre.

stärksten Hoffnungen für das Olympische Reitturnier 1928 in Amsterdam berechtigte. Der 35 Jahre alte Prinz war der Sohn des Prinzen Friedrich Leopold und Enkel des Prinzen Friedrich Karl, des bekannten Heerführers im Kriege 1870/71.

Am 7. Juli verschied Geheimer Baurat Dr.-Ing. e. h. **Sigmund Bergmann** im 77. Lebensjahre. Begründer und Generaldirektor der Bergmann-Elektrizitätswerke A.-G. in Berlin, hat er mehr als 36 Jahre an der Spitze dieses Unternehmens gestanden. In ihm ist ein hervorragender Förderer der deutschen elektrischen Industrie und ein Bahnbrecher auf dem Gebiete des elektrischen Beleuchtungswesens dahingegangen.

Seinen 80. Geburtstag konnte am 29. Juni Geheimer Rat Prof. Dr. med. et phil. **Paul Flechsig** feiern. Der Gelehrte hat sich besonders um die Erforschung des Gehirns und des Rückenmarks sowie um die Förderung der Irrenpflege verdient gemacht. Fast 46 Jahre hat er in Leipzig seine Lehrtätigkeit ausgeübt und leitete hier die Psychiatrische und Nervenklinik der Universität.

BÜHNENSCHAU

Im Mannheimer Nationaltheater gab es eine Uraufführung von dem französischen Dichter (früheren Botschafter in Tokio) **Paul Claudel: „Der Bürge“.** Das Drama spielt in der Zeit nach der Französischen Revolution; die beiden letzten Vertreter des alten Adelsgeschlechts Coufontaine geraten in Widerspruch mit der veränderten Umwelt. Die Sprache des Dichters ist von großer Wucht, bilderreich und rhythmisch beschwingt.

Das Münchener Künstler-Theater brachte eine **Ballettsuite**, inszeniert und choreographisch entworfen von Heinrich Kröller. Dazu gehörte das siamesische Tanzmärchen „Pagoden“, das hier seine Uraufführung erlebte. Besonders reizvoll wirkte das Spiel glatter Schlangenkörper der von einem eifersüchtigen Fürsten verzauberten Hofdamen.

Links nebenstehend:
Szene aus dem Ballett „Pagoden“ von Heinrich Kröller, das in einer Ballettsuite am 19. Juni am Künstler-Theater im Ausstellungspark zu München uraufgeführt wurde: Die in Schlangen verzauberten Frauen.

Friedrich II., der frühere Großherzog von Baden, konnte am 9. Juli seinen 70. Geburtstag feiern.

Von der kürzlich erfolgten Einweihung des erneuerten „Dietemann“, einer stündlich heraustretenden symbolischen Figur an der Uhr des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses in Eschwege (Werra): Während der Feier vor dem Schlosse (mit dem „Dietemann“ am Turm). (Phot. O. Tellgmann, Eschwege.)

Von der Eisenbahnkatastrophe bei Wernigerode (Harz) auf der Strecke von Nordhausen am 6. Juli, bei der mehrere Personen getötet wurden: An der Unfallstelle, wo der Bahndamm durch einen vorhergehenden Wolkenbruch unterspült wurde.

Unwetterverheerungen im Harz: Die Fluten in den Straßen von Wernigerode am 6. Juli.

Vom Besuch König Fuads von Ägypten in London: König Fuad bei der Erwiderung des ihm dargebrachten Willkommgrußes nach seiner Ankunft in Dover am 4. Juli.

Opfer des Großstadtverkehrs in Berlin-Reinickendorf: Abtransport der durch den elektrischen Strom getöteten Pferde eines Müllwagens, der mit einer provisorischen Straßenbahn-Stromleitung in Berührung kam und dadurch Kurzschluß verursachte.

Der Ozeanflieger Byrd in Frankreich: Byrd (links) und sein Begleiter Noville erhalten nach der Landung von Dorfkindern die ersten Blumensträuße zur Begrüßung. Links nebenstehend: Die „Amerika", das auf die See niedergestürzte, schwer beschädigte Flugzeug Byrds, am Strande des Meeres bei Ver-sur-Mer.

Zum Tode des Prinzen Sigismund von Preußen am 6. Juli.

Links: Prinz Sigismund, geboren am 17. Dezember 1891, bekannter Turnierreiter. (Phot. Selle & Kuntze.) — Rechts: Prinz Sigismund (ganz rechts) auf dem Internationalen Reitturnier in Luzern, wo er bei einem Übungsritt tödlich verunglückte. (Phot. Ahrens, Luzern.)

Von den englischen Leichtathletik-Meisterschaften im Stadion von Stamford Bridge, London, die am 5. Juli zu Ende gingen.

Links unten: Der Kampf um die 100-Yards-Meisterschaft, bei dem Körnig, Charlottenburg (Nr. 19), siegte und Houben, Krefeld, als Zweiter durchs Ziel ging. — Rechts: Dobermann (Deutschland), Sieger im Weitsprung (7,30 m), bei seinem Meistersprung.

Vom Deutschen Turnfest der Nordmark in Flensburg vom 2. bis zum 4. Juli: Während der Lauf- und Schwimmstaffel; Übernahme der Stafette von den Schwimmern durch die Läufer. (Sieger: Hamburger Turnerschaft von 1816.) Links nebenstehend: Vom Internationalen Polo-Turnier in Hamburg, das am 5. Juli seinen Abschluß fand: Überreichung des vom Hamburger Rennclub gestifteten Pokals an die englischen Moonlighters, die über die Wiener Red-Diamonds mit 13 : 1 siegten, durch den Vorsitzenden Schmidt-Schröder.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(9. Fortsetzung.)

Hart beieinander lagen sie im Stollen; halb erwürgt vom Gestein und vorgeschoben in einen Kanal, in dem sie sich nicht aufrecht setzen konnten. Ihre Körper berührten sich fast. Einer roch des anderen Schweiß. Sie ließen die Hände los und schauten einander an, und ihre Augen, unheilvoll nahe zusammengerückt, quollen aus dem schwärzlichen Unrat der Höhlen hervor.

„Du hast sie dir genommen. Gut, aber wer hat dir ein Recht auf sie gegeben? Hab' ich nicht das gleiche Recht —"

„Zurück jetzt, sonst fliegen dir die Brocken an den Schädel!"

„Daß sie dir das Hirn —!"

„Das Maul hältst du jetzt und zurück!"

Sie krochen auf den Bäuchen nach rückwärts, schoben sich über Geröll und beizenden Staub nach hinten, wo sie gebückt stehen und sich in einem kleinen Seitenstollen in Sicherheit bringen konnten.

Dumpf, ohne eigentliches Donnern, ging der Sprengschuß los, wirkte betäubend wie ein Faustḥieb und schlug gegen die Trommelfelle. Brocken fielen, Gestein spritzte schnellend gegen die Wände, und Staub und Pulverdampf quollen stickig aus der Höhle. Elektrische Lampen fraßen sich durch den Qualm, der Rachen und Kehle ausdörrte und brennend in die Lungen drang. Noch standen sie stumm einander gegenüber, kramten mit den Händen in den weiten Hosentaschen und spuckten aus.

„Was willst du eigentlich? Was geht dich das Frauenzimmer an? Du Esel! Ich lach' dir ins Gesicht, wenn du nicht still bist."

Dann krochen sie wieder vor; waren wie schmutzige Kröten, schoben sich schwer und plump über das harte Gestein und setzten die Bohrmaschinen ein.

„Sie ist ja längst satt an dir. Sag' ich! Denkst du, sie will schon wieder einen Kerl, der sie prügelt?"

Giacomelli fuhr auf, und der Zorn quoll aus seinen Blicken. Beide legten die Bohrer hin. Sie wollten zupacken. Sie wollten hier ringen, mitten in der Hölle und halb erwürgt vom Fels.

„Wer hat sie —?"

„Hast du sie nicht geprügelt?"

„Dio ti maledice!"

Durch die Höhle herein drang das Stampfen der Gebläsemaschine.

„Der Breitenmoser kommt herauf und nimmt sie wieder. Prügel kann sie billiger unten haben; da braucht sie nicht in diesem verlumpten Holzstall zu hausen."

„Red' dir nur die Därme aus dem Leib! Schwätzer!"

Giacomelli lachte den anderen aus und pfiff durch die Zähne. Dann sang er aus seiner ausgedörrten Kehle:

> „Ciau, ciau Morettina bella ciau!
> Prima di partire
> Un bacino ti voglio dare."

Buccalini fraß den Grimm hinunter und kaute es in sich hinein: „Ich nehme sie dir! Ich nehme sie dir!" Dachte an das schöne spitze Messer in seiner Tasche. Malte sich heiße Bilder aus, während der Bohrer singend das Gestein zernagte.

„Sind wir überhaupt Menschen, hier in dem lebendigen Grab! Hee! Klumpen von Dreck, und reißen uns noch gegenseitig die Seele aus dem Leib. Meine Mutter ist im Armenhaus gestorben, meinen Vater kenn' ich nicht. Was für ein Leben!"

„Fang noch das Heulen an und Jammern!"

„O tristezza e miseria!"

Giacomelli hörte nicht auf sein Geschwätz. Er schob einen Kautabak zwischen die Zähne und stierte vor sich hin auf den Fels. Ein teuflischer Gedanke kroch aus ihm heraus.

„Deine Mutter im Armenhaus, deinen Vater kennst du nicht. Lilla ist eine Italienerin. Vielleicht ist sie deine Schwester. Vielleicht hat sie deine Mutter noch im Straßengraben geboren, bevor sie ins Asyl flüchtete. Da hast du's!"

Da fuhr ihm der andere an die Kehle. Sie rangen, und während sich die Körper umkrallten, kamen die Atemstöße wie aus gesprengten Ventilen. Lautlos und ingrimmig spielte sich der Ringkampf um das Geschlecht im Innern der Erde ab. Nur wenig Platz war für diesen triebhaften Ausgleichversuch; sie stießen gegen den Fels. Kampf, ummauert von Urgestein. Furchtbar quollen die Muskeln an; Blut rauschte durch Adern, und Schweiß rann wie Wasser aus den Poren.

Buccalini versuchte, nach dem Messer zu tasten, aber Giacomelli hielt ihn umschlungen; sie waren verkrampft ineinander, und der Kampf mußte in Erschöpfung enden. Buccalini gelang es, das Messer zu erreichen.

Da drang ein scharfer Lichtkegel zu ihnen herein. Am Eingang des Stollens hing ein Gesicht, vom Spiel des Lichtes düster verzerrt wie eine Fratze.

„Der Oberingenieur!"

Beide erschraken und ließen los. Bebend und mit schlagenden Pulsen griffen sie zu den Bohrern. Buccalini stand Schaum vor den Zähnen.

„Wie weit sind wir?" kam Werner Golms Stimme herein.

„Über Punkt quattordici, Signore!" antwortete der Vorarbeiter mit gepreßter Stimme. Das Blut rann ihm aus dem Zahnfleisch. Sein Körper flatterte vor Erregung.

„Ihr habt doch Schichtwechsel, warum hängt ihr noch im Stollen?"

Sie waren verwundert über den raschen Ablauf der Zeit. Brummten beide wie Höhlentiere. Henker, schon fünf Minuten über Feierabend!

„Swei Schuß noch. Dann l'ultima volta, Signore. Serr harrte Stein. Affretti, Buccalini, affretti!"

Der Schuß fuhr durch die Enge des Raumes. Irgendwo kam es wie Brüllen aus einem Schlund.

Sie verließen zusammen mit der rückwärtigen Arbeiterschicht den Sprengtunnel. Draußen kniffen sie die entzündeten Augen zusammen und plierten gequält in das Licht des scheidenden Tages. Lange Streifen hingen faserig am Himmel. Über Fels und salzigen Firn trotteten sie nach den Baracken hinüber. Golm stand im Schacht und hielt die elektrische Lampe in der Hand. Es war leer und einsam hier. Getier hatte sich verlaufen; nur die Pulverdämpfe schwelten noch in der verpesteten Luft. Von einem Frieren erfaßt, leuchtete er die Wände ab. Gestein glitzerte, als ob es mit Glassplittern durchsetzt wäre. Golm bückte sich und drang in den Stollen ein; dann lag er auf dem Bauch und kroch vor Ort, wo die Bohrmaschinen lagen und die Wunden des Steins scharf und kantig klafften. Mit den Händen befühlte er die harten Wände. Eiskalt war der Stein. Über ihm Stein, unter ihm Stein; überall Stein! Eine kleine Laune des Berges, dachte er, und ich bin ausgelöscht; eine einzige, verächtliche Regung seiner Muskeln, und alles Grübeln hat ein Ende. Ihm war, als kauere er hier in einer Herzkammer der Erde, ein Stück Fremdkörper; ein Bazillus, der Leben und Blut vergiftete.

„Warum regst du dich nicht?" sprach er laut und erschrak vor der Hohlheit seiner Stimme. „Warum gibst du keinen Laut? Ich habe mich dir ausgeliefert, warum löschst du mich nicht aus?" Er griff nach einem Bohrer und hatte Ekel vor der glatten Kälte des Metalls. Die Stille um ihn wurde wie ein Gewicht, das sich auf seine Brust senkte. Eingemauert, ging es durch sein Denken; Teil des Felsens, Blutkörper in der Schlagader des Berges. Von einem Grauen erfaßt, kroch er rückwärts.

Aufrecht im Schnee stehend, griff er nach Instrumenten und zwang sich zu einigen Messungen. Es war seine Pflicht; es war sein Brot. Er wurde dafür bezahlt.

Die Nacht über wollte er oben bleiben. In den Baracken war ein Raum für ihn vorbehalten. Langsam trat er ins Freie. Überm Joch zog es sich blauschwarz zusammen. Er stand und schaute nach dem Kreuz hinauf. Sah auch den Grat, der scharf gezähnt hinüberlief nach der Weißen Frau.

Windstöße schlugen ihm pfeifend entgegen, als er nach den Baracken schritt. Dort fiel ihm die junge Frau des Monteurs ein. Es war Unfug, daß diese Frau hier oben unter dem Trupp verwilderter Arbeiter hauste. Er ging in die Kantine.

„Giacomelli!"

Der Italiener war über ein rostiges Waschgeschirr gebeugt und rieb sich den Schmutz aus den Poren. Triefend kam er auf den Oberingenieur zu.

„Signore?"

Lilla stand am stickig qualmenden Herd und warf ihre Augen herüber. Die Kleider hingen wie Lumpen an ihr. Das schillernde Schwarz ihrer Haare floß in Strähnen über den Scheitel. Ihr schönes Gesicht mit der hündisch demütigen Maske brach wie eine Blüte aus trostloser Umgebung, und wenn sie lachte und ihre Zähne wie weiße Zäune glänzten, trat aus Schmutz und Lumpen, aus Elend und Verkommenheit der Sieg des Lebens leuchtend hervor.

„Giacomelli!"

„Cosa diceva lei, signore?"

„Diese Frau dort geht morgen hinunter zur Talstation. Ich dulde nicht, daß sie länger hier oben bleibt. Mi capisce?"

Giacomelli gab keine Antwort und blickte düster vor sich hin.

Golm verließ die Kantine und ging hinüber nach seinem Raum, in dem ein Spind und ein eisernes Feldbett standen. Er kramte das Essen aus seinem Beutel, setzte sich ans Fenster und fing an, zu essen. Er aß mit Widerwillen, denn seine Brust war eingeschnürt, und mit dem hereinbrechenden Abend kam die Mutlosigkeit wieder über ihn.

Der Südwind war stärker geworden und trieb die ersten schweren Wolkenballen vor sich her. Durch Wände hindurch kam der Rhythmus einer Tanzweise, auf der Ziehharmonika gespielt. Ein Frauenzimmer unter dreißig Wilden! überlegte Golm und wunderte sich, daß sie sich

nicht schon längst die Schädel eingeschlagen hatten. „Eine Hexe! Eine verzottelte Hexe! Lumpenstück!"

Da stand sie vor ihm. Lautlos fast hatte sie die Tür geöffnet und trat zögernd und mit wirren Augen in den kahlen Raum. Die Arme hingen schlaff, und der wilde Kopf war furchtsam in die Schultern gezogen. Alles an diesem Weib war scheu, getrieben; auf der Flucht, und doch von ewigem Trieb hungrig erfaßt.

„Was wollen — Sie hier?"

Sie blieb mitten im Raum stehen, von einer stummen Ratlosigkeit erfaßt, und sandte den Glanz ihrer Augen zu dem Mann hinüber, der am Fenster saß und von dieser Erscheinung überfallen war.

„Was — Sie bei — mir wollen?" Er sprach es mit gedämpfter Stimme und ein wenig heiser geworden.

In welcher Wirrnis leben wir! fuhr es durch sein Denken.

„Herr!" kam es stockend von ihren Lippen. „Herr!"

„Ich verstehe nicht —!"

„Herr! Schickt mich nicht fort! Schickt mich nicht ins Tal! Er schlägt mich tot. Laßt mich oben, Herr!"

Sie kam einige Schritte auf ihn zu. Golm erhob sich vom Stuhl.

„Ich darf Sie nicht hier oben lassen, Frau Lilla! Es gibt ein Unglück, wenn Sie hierbleiben. Sie greifen zu den Messern. Ich kenne meine Leute. Gehen Sie ins Tal zu Ihrem Mann. Ich gebe Ihnen mein Wort: Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen kein Unrecht geschieht."

„Herr!" bat sie und stand vor ihm, zusammengeduckt wie ein gejagter Vogel. „Laßt mich oben! Ich kann nicht zu ihm zurück! Ich kann nicht! Lieber in den Gletscher oder in den Schnee hinauf und nicht mehr aufwachen."

Sie hing den Kopf auf die Brust, und ihr Atem ging rasch. Werner Golm fühlte die Wellen des Blutes, die durch seinen Körper jagten.

„Genügt Ihnen mein Wort nicht, Lilla?"

Sie blickte langsam zu ihm auf, und die Tränen stahlen sich in ihre Augen. Golm kämpfte gegen den Dämon, der in ihm erwachte. Seine Lippen zitterten, als ihn dieser Blick traf, der so voll Sucht nach Erbarmen und so voll nackter Teufelei war.

„Gehen — Sie jetzt — hinaus — Lilla!" Er trat zwei Schritte zurück und blieb hochgereckt stehen.

„Herr!" rief sie, vom Schluchzen geschüttelt, und warf sich ihm entgegen. Golm hielt sie in den Armen und fühlte die heftigen Stöße, die aus ihrer Brust kamen. Er fühlte die Glut des fremden Körpers und den heißen Hauch blühenden Atems. Da preßte er sie an sich und tauchte eine Sekunde in den Brand ihrer Lippen. Er stieß sie von sich. Mit hochgereckten Armen stand er vor ihr.

„Was — wollen Sie — von mir?"

Ihr war, als müsse sie nun zusammensinken. Die Augen waren starr ins Leere gerichtet, und der feuchte Mund hatte sich halb geöffnet. Sie hatte eine triebhafte Vorstellung, die Dunkelheit müßte nun über ihr zusammenschlagen, und der andere würde dann nach ihr suchen. Auf allen vieren kriechend nach ihr suchen und zuletzt über sie herfallen. Diese Vorstellung schwand, und sie stand vor der Zerrissenheit ihres Wesens, starrte ihr Elend an, das irgendwo im Raum stand und nicht von ihrer Seite wich.

„Herr! Lieber tot sein als ins Tal!"

Sie hielt die Hände vors Gesicht und verließ das Zimmer.

Als die Tür hinter ihr zufiel, schrak Werner Golm aus seiner Erstarrung hoch und schaute sich mit abwesendem Blick im kahlen Raum um, wo die Wände aus rohen Brettern gezimmert waren und der graue Schmutz auf dem Fußboden lag. Wo war er denn? Hatte ihn ein Traum in diese Bretterbude verschlagen? War Traum über ihn hergefallen und hatte ihn genarrt? Wo war die Hexe? Alles war nur Spiegelung gewesen, Spiel törichter Narrengeister. Die Nerven fingen wohl an, ihm allerlei Streiche zu spielen.

War es doch Wahrheit? Er sog die Luft ein. Ja, es roch noch nach ihr. Seltsamer Geruch, wie Gemisch von fremden Blumen und Kleiderlumpen. Das Zimmer roch noch nach ihr. Was hatte er getan! Sein Denken wollte sich verwirren. Er ging zum Fenster und öffnete. Es wurde dunkel. Der Wind fuhr jaulend um die Baracken. Die Luft war diesig.

„Ich glaube, der Föhn kommt!"

Werner Golm setzte sich ans Fenster, versuchte das Übermaß seiner Gedanken zu töten und schaute in die unruhige Landschaft, die unter der Spannung des Wetterumschlags lag und sich hinter treibenden Wolkenfetzen verhüllte. Die Nacht schlug über ihm zusammen. Nebel und Schneetreiben kamen auf. Er glaubte, Schatten zu sehen und Schritte zu hören. Die Ziehharmonika war verstummt, aber die Nacht bebte in ihrer zügellosen Unrast.

Er fand keinen Schlaf. Mit den Kleidern legte er sich auf das eiserne Bett und starrte an die Decke. Erlebnisse kreuzten sich, und die Erinnerung trieb ein buntes Spiel mit ihm. Die Augen brannten, und seine Brust war ein Labyrinth ziellose Wünsche, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte.

„Ich bin Schaumblase auf dem Wasser, die zerstäubt", sprach er vor sich hin, und der Ekel vor allem Geschehen wollte ihn wieder packen. „Zwischen Mühlsteinen ein Korn, das zermahlen wird. Ich bin ohne Ausweg. Gott hat mich vergessen. Ich bin auserwählt, mit Lächerlichkeit beladen, zugrunde zu gehen. Gott hat mich vergessen!"

Maria trat vor ihn hin; deutlich erkannte er ihre stillen Züge. Sie trug Seil und Pickel und winkte ihm, mitzukommen bis auf die höchste Zinne. Maria wollte über den Grat. „Die Spinnen!" sprach sie eindringlich zu ihm, „unten im Tal sind die Spinnen. Komm hinauf!" Als er mit beiden Händen nach ihr greifen wollte, trug sie Corneliens Züge. —

Lilla schlüpfte in die bewegte Nacht und blieb auflauschend stehen. Das Zimmer des Oberingenieurs war dunkel, das Fenster geschlossen. Der Wind zerrte an den Planken, und das Holz stöhnte. Alles war dunkel, überall Nacht.

Sie entfernte sich von den Baracken und stand bald im grauen, webenden Nichts. Weder Fels noch Firn war zu erkennen. Die Baracken hatte die Nacht verschluckt. Nebel jagte vorüber. Da zeichnete sich ein Schatten ab. Jemand war in ihrer Nähe.

„Ehi!" rief es. „Ehi! Venite, Signora!"

Lilla trat auf den Schatten zu. Es war Buccalini. Seine Augen glühten, und die rauhe Gestalt zitterte, als er den Arm nach ihr ausstreckte.

„Fort von hier! Ich gehe nicht mehr ins Tal! Ich will mich lieber über die Wand hinunterstürzen. Was willst du von mir?"

„Affretti, fort von die Haus hier! Nix Tal! Te resti con me! Fort von hier! Domani oder dopodomani. Di là del monte e il confine."

Er schleppte sie in den Tanz der Nacht, ganz ins Ungewisse hinein, nur von dem Wunsche beseelt, sie möchte ihm jetzt nicht mehr genommen werden. Knietief sanken sie im Schnee ein. Fest umschlungen hielt er sie, als sie so durch den aufbrechenden Föhn sich mühten. Nach einer Weile kamen sie auf nackten Fels, und dort ließen sie sich nieder und kauerten sich eng zusammen wie schlafsüchtige Tiere.

Aber der andere war wie ein Hund auf ihrer Spur. — — —

Während sie auf dem Fels lagen, fing es an zu schneien, und in das Gewirr der Flocken stammelte er seine züngelnde Liebe, sprach töricht süße Worte, die ihm der Augenblick eingab, und war ganz besessen von ihrer Nähe und vom Erfülltsein seines Wunsches. Giacomelli hatte sie geprügelt, was wollte sie bei ihm! Giacomelli war ein Tier, gleich wie der im Tal unten.

Er umschlang sie inbrünstig, und ihr wurde warm bei diesem neuen Geborgensein. Sie fühlte etwas wie Zufriedenheit, als sie das zitternde Gewirr seiner Küsse empfing, und ruhte aus in diesen jungen, starken, wundgerissenen Armen.

Der andere aber war wie ein Hund auf ihrer Spur. Von blinder Eifersucht gepackt, arbeitete er sich durch den Schnee, kletterte auf allen vieren über splitterige Felsen und riß sich die Nägel blutig am Gestein.

„Giacomelli kommt!" rief Lilla entsetzt, die das Knirschen seiner Schritte im Firnschnee vernahm.

Buccalini sprang auf und wußte, daß nun ein letzter Kampf kommen müßte. Blitzschnell rüstete er sich zu dieser finsteren Abrechnung. Da standen sie schon einander gegenüber im grauen Dampf der nebligen Nacht. Schatten gegen Schatten standen sie, halb verschluckt vom Schneetreiben und Wasserdampf.

„Dove e Lilla?" stieß Giacomelli hervor, und sein Atem ging heftig und ungebändigt.

„Lei e mia!" Der andere. Er stand geduckt auf dem Sprung, und alle Nerven und Muskeln spannten sich.

Lilla lag auf dem Fels und war lautlos zusammengekauert. Sie wartete auf den Zusammenprall.

„Dattela fuori!" Er brüllte.

„Prendi furbacchione!"

Die tierische Besessenheit war Giacomellis Untergang. Er stürzte sich heulend auf den Schatten und griff taumelnd ins Leere. Buccalini, lautlos und katzenhaft, hatte sich gebückt. Der Gegner, im Anprallen ohne Widerstand, verlor den Halt und wankte. Unerwartet und blitzschnell traf ihn das Messer.

Ohne Laut, urplötzlich stumm geworden, in einer Sekunde ausgelöscht, sank er hintenüber und stürzte, dumpf aufschlagend, über die Felsen.

„O Gott im Himmel, Vater oben steh' mir bei in meiner Not!" Sie barg das Gesicht am nackten Stein, fühlte schaudernd die Kälte des Schnees und wimmerte vor sich hin.

„Er ist über Wand hinunter!" sprach Buccalini fast ohne Stimme, nachdem er eine Weile gestanden und in das furchtbare Schweigen gelauscht hatte.

Der Wind hatte nachgelassen, aber der Schnee fiel dichter und war wie Vorhänge, die immerfort niedergingen, als wollten sie solch grauenhaftes Szenarium verhüllen.

Sie raffte sich auf, war von Frieren und Angst durchrieselt und kam zögernd auf ihn zu. „Vor uns ist der Abgrund!" hauchte sie und streckte den Arm aus.

„Si e morto!"

Buccalini wandte sich ihr zu und legte den Arm zitternd um ihre Schultern. „Jetzt, wir swei gehören susammen. Wir swei müssen fort. Über Grenze. Immer avanti nach Italia. Du und ich, Signora Lilla. Wir swei; immer fort. Nix mehr surück zur cabane. Domani a quest' ora sind in Italia, se Iddio ci salva." Er preßte sie voll Inbrunst an sich, für die er gekämpft hatte, und die nun sein Besitz geworden war.

Sie stiegen aufwärts, suchten irgendeinen Weg und fanden keinen. Gingen ziellos in den Rachen der Nacht, bis sie müde wurden und nicht weiterkonnten. Sie waren mitten im Firnhang, der zum Joch hinaufführte.

(Fortsetzung folgt.)

Bei Niederhaverbeck: Weg nach Wilsede.

Die Heide bei Wilsede.

AUS DEM NATURSCHUTZPARK IN DER LÜNEBURGER HEIDE.

BIBLIOTHEK

DER ABENTEURER

EIN MALER DES UNHEIMLICHEN
DER WIENER FRANZ SEDLACEK

Franz Sedlacek, in seinem bürgerlichen Stande Doktor der technischen Wissenschaften und als solcher in den nüchternen Belangen eines Staatsdienstes tätig, ist in seiner freien Zeit ein Meister der Farbe, dem es ein besonderes Vergnügen macht, den sogenannten „Wirklichkeiten“ des Lebens ein Schnippchen zu schlagen und sich eins zu malen, wie andere musikalische oder dichtende Künstler sich eins spielen oder reimen — rein zum Spaß. Gefragt, ob es phantastische Poeten gewesen seien, ein Poe oder Hoffmann, die auf seine Entwicklung oder auf seine Kunst Einfluß gewannen, erklärt der sehr nüchterne Mann von 36 Jahren, daß er das Genre des Phantastischen, Unheimlichen, Schreckhaften seit je geliebt und kultiviert habe, weil es für ihn eben das seit je interessanteste Genre gewesen sei. Autodidakt, der immer herumgepinselt habe, sei er im Lauf der Jahre zur Beherrschung des Stiftes und endlich der Farbe gelangt und habe nun, unbekümmert um den Tagesgeschmack oder eine Richtung, ganz einfach gemalt, was ihm als bildmäßig erschien, habe er das Phantastische, Unheimliche und Schreckhafte gemalt, weil es ihm gegenständlich Spaß machte. Aus keinem anderen Grunde. Daß nun die Bilder Sedlaceks in ganz eigenen Farben leuchten, in einem Kolorit, das in seiner harten Grellheit oder Schwärze die gewollten Wirkungen zauberhaft erreicht, das verdankt er vielleicht dem Umstande, von Haus aus autodidaktisch gearbeitet und keinerlei Ablenkung erfahren zu haben. Ein Werk dieses Malers ist unter Tausenden sogleich zu erkennen. Sedlacek spricht in

LANDSCHAFT MIT VULKAN

NÄCHTLICHE HEIMKEHR

GESPENST ÜBER DEN BÄUMEN

LANDSCHAFT

LANDSCHAFT MIT MALER

einer ihm eigentümlichen Farben- und Formensprache, er ist, wie man sagen darf, ein Original. Und originell wie seine Ausdrucksmittel, wie seine Komposition, ist auch das, was er darstellt. Jenseits des Heimlichen, aber oft genug in dessen Gebiet hineinspielend, dehnt sich das Spuk- und Gespensterreich des Unheimlichen, die unerforschte vierte Dimension, von der uns Hellseher oder Phantasten sehr artige Wahrheiten oder Wahnheiten erzählt haben. „Daß wir Gespenster fürchten, beweist, daß es welche gibt!" so oder ähnlich sagte es Lessing. Von berufenen Augen gesehen, kann allerdings auch das Alltäglichste und Heimlichste phantastisch und unheimlich werden. Unser enger, starrer Verstand, der die Scheuklappen seiner Urteile — wie oft sind's Vorurteile! — niemals ablegen will, sieht eine einfache Türklinke, wo ein Hoffmann das Spiel von Schlangen oder von Gesichtern sieht, die im Knopf sich spiegeln. Sicher gehört unser Doktor der technischen Wissenschaften zur Familie jener Künstler, deren bizarre Phantasie eine seltsame Welt ins Leben zu beschwören vermag. Wir wundern uns über Künstler dieser Art, und sie gelten uns als Ausnahmen. Aber es sollte uns eigentlich noch mehr wundernehmen, daß es auf dieser im Grunde ganz unerklärlichen, rätselübervollen und durchaus phantastischen Welt, in der wir wissend-unwissend leben, nur so wenige Maler des Phantastischen und Unheimlichen gibt. Max Hayek.

LANDSCHAFT MIT REITER

AUTOMOBIL BEI NACHT

CLAUS BERGEN

Nach dem Übungsschießen der deutschen Kriegsschiffe in der Kieler Buch

Sobald ein Übungsschießen der deutschen Kriegsschiffe in der Kieler Bucht beendet ist, werden die ohne Zünder abgefeuerten wertvollen Granaten, die in der Nähe eines völlig veralteten, als Zielscheibe verankerten, rostbedeckten und schon arg zerschossenen Panzerschiffs auf Grund gegangen sind, von den in Labö beheimateten Fischern mittels Tauchern wiederaufgefischt und gegen eine von der Marine festgesetzte, der Granatengröße entsprechende, gute Entschädigung zu neuer Verwendung zurückgebracht. Jedes der Fischerboote, die sich an diesen zwar nicht häufigen, aber ertragreichen Fischzügen beteiligen, hat einen Taucher und die notwendige Bedienungsmannschaft an Bord. Den Fischern liefert die Marine die wertvollen Taucherausrüstungen. Die auf einem Anker sitzenden Taucher werden von den Booten über den Grund

Die Granatenfischer bei der Arbeit. Temperagemälde von Claus Bergen.

des Schußfeldes geschleppt, die Granaten mittels einer vom Taucher befestigten Greifzange von den Fischern an Deck geheißt und verstaut. Da die Wassertiefe etwa 6—7 m beträgt, kann der Taucher die Granaten auf dem Sandboden leicht sehen. Bei dem raschen Durcheinanderfahren der Boote ist für den Steuermann des Bootes große Geschicklichkeit erforderlich, um das Boot und den am Grunde arbeitenden Taucher aus dem Knäuel zu bugsieren. Es ist eine wahre Jagd nach den Granaten, nach dem damit verbundenen Gewinn, und freudig kehren die mit reicher Beute beladenen Boote an Land zurück. Jedenfalls ist für die Boote, die das Glück hatten, viele großkalibrige Granaten zu fischen, der Ertrag größer als ein Fangzug nach Seefischen. Zudem wird das wertvolle Granatenmaterial erhalten und bleibt gebrauchsfähig.

Blumen und Juwelen des Meeres

1. Der Röhrenwurm Dasychone, seiner von ihm selbst gefertigten Wohnröhre entnommen.

Im Schoße des Meeres hat das Leben vor Jahrmillionen seinen Anfang genommen, und lange Zeit hindurch war das Meer die einzige Heimat alles Lebenden. Doch auch dann noch, als auf Ländern und Inseln Formen um Formen von Tieren und Pflanzen bekannt waren, behütete das Meer seine Schätze, und erst im 19. Jahrhundert tat sich vor den Blicken unserer Forscher eine Welt von reizvoller Schönheit und Eigenart auf. So bedecken Blumengärten von wundersamer Pracht weithin die Gründe der Salzflut. „Rosen" und „Nelken" der See und auch anderer Blüten Abbilder sind zu finden.

Da gleitet z. B. ein schwebendes Gebilde aus lebendem Kristall, die Rippenqualle Eucharis (Abbild. 5) dahin. Regenbogenfarbige Wellen laufen über ihren zarten Quallenleib. Der Grund für dieses Farbenspiel liegt in mehreren Reihen (Rippen!) zahlreicher Ruderplättchen, die beim raschen Auf- und Niederklappen die Lichtstrahlen brechen.

Köstliche Schaustücke des Meeres stellen auch die schwimmenden Blumenstöcke, die Staatsquallen oder Siphonophoren, dar. Was da als zartes Gewinde von Blüten und Knospen durchs Wasser schwimmt, ist eine Quallengemeinschaft, bei der sich Hunderte von Quallen zu einer Genossenschaft auf Gegenseitigkeit zusammengefunden haben (Abbild. 4 und 6). Nach dem Prinzip der Arbeitsteilung besorgen die einen die Ernährung, andere die Fortpflanzung und wieder andere die Fortbewegung.

Zierlich gedrehte Federbüschel wallen in sanfter Strömung! Es sind Würmer, Vettern des schmucklosen Regenwurms, die in Röhren eigenen Fabrikats seßhaft wurden und sich den langen Federbusch entwickeln mußten, um sich ihr bescheidenes täglich „Brot", allerhand feinsten Abfall und Detritus aus dem Meerwasser, herbeizustrudeln (Abbild. 1). — Die „Grasgründe" des Meeres, die weiten, bunten Tang- und Algenwiesen, bevölkert eine reiche Schar niederer Lebewesen, unter denen am wenigsten gekannte und beachtete Geschöpfe, nämlich Schnecken, eine beträchtliche Rolle spielen. Und zwar sind es Nacktschnecken. Alles an ihnen ist durchsichtig wie reinstes Kristall und prangt dabei doch in den lebhaftesten Farben: Rot, Gelb und Azurblau. Der schönen Meeresgöttin Tethys Namensschwester (Abbild. 7), die prachtvolle Schleierschnecke — im übrigen eine fußlange **Riesin — zeigt speziell bei ihren** Schwimmkünsten den zart gallertigen Leib, geschmückt mit blütengleichen Büscheln von Kiemen. Die Familie der Aolidier ferner verdient nicht nur wegen ihrer Farbenpracht, sondern vor allem wegen einer höchst wunderlichen Verteidigungseinrichtung erwähnt zu werden. Die langen Fortsätze des Rückens (Abbild. 2) enthalten dieselben Schutzwaffen wie die Quallen, nämlich Nesselkapseln. Diese entstammen gefressenen Beutetieren, die aber im Schneckendarm seltsamerweise nicht verdaut und im Gefahrfall als eigene Waffe benutzt werden. Zu den größten Wundern der Natur endlich gehört ein seltenes und seltsames Geschöpf vom Stamme der Tintenfische, der Papiernautilus (Argonauta argo, Abbild. 3). Die zierliche, spiralig gewundene Schale, in der er sitzt, gab den Künstlern das Vorbild für den Kahn, in dem sich Aphrodite von einem Delphingespann durch die Wogen ziehen läßt. — Die Abbildungen sind Wiedergaben nach Photographien von Siewerssen-Ufa. Dr. Ulrich K. T. Schulz.

2. Die Nacktschnecke Aeolis.
Links nebenstehend: 3. Der Papiernautilus Argonauta argo.

4. Die Staatsqualle Halistemma tergestinum.
Rechts Mitte: 5. Die Rippenqualle Eucharis.

7. Die Schleierschnecke Tethys.
Im Oval: 6. Die Staatsqualle Praya mit ihren zierlichen Perlschnüren.

BURG RUNKEL (LAHN)

ZUR RESTAURIERUNG DER STAMMBURG DER FÜRSTEN ZU WIED

(Nach photographischen Aufnahmen von Aug. Rupp.)

Portal am Durchgang vom zweiten zum dritten Hof.
Rechts oben: Im Burghof: Zweiter Hof.
Im Kreis: Blick auf Runkel an der Lahn mit der Burg von Schadeck aus.

Eingang vom Vorhof in den zweiten Burghof.
Rechts nebenstehend: Im Burghof: Dritter Hof.

Heller Mantel aus neuartigem gemusterten Stoff, der mit Metallfaden durchzogen ist. Trägerin: Gusti Pichler, Solotänzerin der Wiener Staatsoper. (Phot. Zimbler.)

Mit feinen Spitzen garniertes Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe de Chine mit einem Rock, der ein wenig an die Krinoline erinnert, ohne deren Steife zu besitzen. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Oben Mitte: Gusti Pichler in einem Herbstmantel aus blauem veloursartigen Stoff mit den für die Herbstmode bezeichnenden Godets. Die (heuer vor der kurzhaarigen bevorzugte) langhaarige Bordürung besteht aus schwarzem Fuchs. (Phot. Zimbler.)

Unten links: Die Filmschauspielerin Marion Mill trägt ein blaues Kleid aus Crêpe de Chine mit origineller weißer Seidenstickerei. Der Rock ist gezackt und gebunden; ein großes, vorn aufgesticktes Monogramm garniert bei aller Einfachheit sehr schick das Kleid. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten rechts: Aparter graublauer, zibelineartiger Mantel mit in derselben Farbe eingefärbtem Pelz. (Phot. Zimbler.)

Alle Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Die ersten Herbst-modelle

Zwei Generationen

ERZÄHLUNG VON ELSE RABE

Die Darstellerin der Hedda Gabler hat den Weg vom Theater zu Fuß zurückgelegt, und als sie einsam den Kanal entlangwandelt, muß sie wehmütig jener Zeit gedenken, als sie selbst — noch eine Unfertige, eine hoffnungsvolle Novize — die damals berühmtesten Schauspielerinnen in dieser Paraderolle bewunderte. Zwar erwachte bereits Kritik. Überlegen stellte sie, die Junge, hier und da Fehler einer vergangenen Epoche fest; Zeichen körperlichen Welkens ließen sie das Bewußtsein der eigenen Jugend froher und eindringlicher empfinden. Kleinmut vor dem fertigen Ruhm, vor der in ihrer Geschlossenheit doch imponierenden Leistung schwand hin in Erwartung ihrer verhüllten Zukunft.

Nun hat sie selbst den Ruhm errafft, ihr Name ist den Massen eingeprägt, aber Neue, Junge drängen bereits in ihre Nähe. Von der heranwachsenden Generation wird sie als große Vertreterin der vorletzten Epoche gewertet. Sie muß miteilen. Nicht jung bleiben ist die Forderung, sondern immer wieder von neuem jung werden und — erlernen, was den Heutigen mitgegeben ist.

Man wird müde davon und zuweilen ein wenig mutlos. Natürlich ist diese Stimmung auf die Rolle zurückzuführen, die doch mit der Zeit immer unerquicklicher wird.

Ist es den jungen Schauspielschülerinnen, denen sie einmal wöchentlich eine Lektion zu erteilen hat, noch das Höchste, die Hedda Gabler zu spielen? Ach nein: ganz neue Rollen entstehen, in einem grundverschiedenen Klima — der Ausdruck „Klima" scheint ihnen ebenso gebrauchsfähig für jede Situation wie das andere Schlagwort „Mentalität" — und die jungen, überschlanken Mädchen lächeln sicherlich ein wenig über ihre Dozentin, diese historisch berühmte Schauspielerin, die immer noch die Hedda Gabler spielt. —

Sie ist zu Hause angelangt und begibt sich sofort in ihr Arbeitszimmer. Sollte man nicht eine Ablenkung suchen, um über die kraftlos machenden Gedanken hinwegzukommen? Die Überreiztheit nach der Arbeit des Abends verebben lassen, um schlafen zu können?

Eine Kollegin strickt Decken und betäubt sich durch das Zählen der Maschen, eine andere musiziert; viele suchen Geselligkeit, die sie anregt und zugleich ermüdet. Ihr bleibt immer nur die Einsamkeit, die sie durch fremde Gedanken zu beleben sucht: sie greift nach den Büchern, nicht nach den Dramen oder Versen, die sie wieder mit ihrer Kunst verbinden können. Meist liest sie Romane, gute und schlechte, und zuweilen versucht sie auch, die schwerverhüllten Philosopheme in den Büchern ihres Mannes zu erfassen.

Sie hört seine Schritte über ihrem Zimmer, das Abrücken des Schreibtischsessels, wenn er zu den Regalen geht, um einen jener dicken alten Bände zu holen, die er für seine Arbeit braucht.

Da schafft er, denkt, schreibt und lehrt. Er ist eine geachtete und fertige Persönlichkeit, die den Ruhm nicht mehr zu erobern, sondern nur noch zu halten hat.

„Nur?" sagt die einsame Frau bitter vor sich hin. Sie weiß, daß das Festhalten schwieriger ist, weil es nicht mehr mit Emphase geschieht, sondern kühl, berechnend, in unermüdlicher Kleinarbeit.

Wohin sind die Stunden des gemeinsamen Strebens und Ringens um die Anerkennung, um den Erfolg?

Wann begann es damit, daß sie keine Zeit mehr hatte, Bruchstücke aus seinen Büchern zu hören, die er im noch nicht verebbten Schaffensrausch so gern und dabei recht unvorteilhaft las? Wie kam es, daß er sie nicht mehr von der Vorstellung abholte, daß sie schließlich das Nachtmahl zu verschiedenen Zeiten einnahmen und einander an ihren Spielabenden kaum noch sahen?

Plötzlich glaubt sie, durch eine ganz neue Erkenntnis hinter äußere Zusammenhänge zu gelangen. Vernahm sie nicht eben einen leichten Schritt neben seinem schweren, langsamen über ihrem Zimmer? Sollte sich nicht vieles gewandelt haben, seitdem Claudia, ihre Nichte, im Hause weilt?

Da spielt sie die Hedda Gabler, verbrennt Ejlert Lövborgs und Frau Elvsteds geistiges Kind in jener großartigen Szene vor dem Kamin, und daheim hilft Claudia vielleicht ihrem Mann bei der Arbeit. Die Vorgänge der Bühne übertragen sich, gewandelt, auf das Leben, und es bleibt ihr überlassen, ob sie den Schlußakt unverändert mitspielen will.

Sie hebt die Schultern. Nein, es ist ihr nicht gegeben, die großen pathetischen Gesten im Privatleben anzuwenden. Entschlossen steht sie auf und wendet sich zur Tür.

Ihr Blick fällt in den Spiegel: Das Gesicht ist grau und erschlafft. Sie nahm sich — wie so oft in letzter Zeit — nach dem Abschminken nicht die Zeit, Puder über die Haut zu stäuben, die Linie der Brauen zu verstärken. Für wen?

Aber nun holt sie die kleinen Verbesserungen nach, ohne sich darüber klar zu werden, ob sie dazu durch Claudia oder ihren Mann veranlaßt wird. Sie ist mit dem Ergebnis zufrieden: Energie strafft ihre Züge, die klugen Augen beleben scharf, imponierend das große Gesicht.

Sie geht mit elastischen Schritten die Stufen empor und freut sich auf den Kampf, obgleich sie sich überlegen fühlt.

Zwar hat Claudia ihre unverbrauchte Jugendfrische, ihre ganze Person einzusetzen, der nicht durch den Beruf die besten Kräfte genommen sind. Sie aber stellt dem unbedeutenden jungen Mädchen ihre überragende Persönlichkeit gegenüber, den Glanz ihrer Kunst, ihres Ruhmes.

Die Füße sinken auf dem Läufer ein, unvermittelt öffnet sie die Tür.

Ihr Mann ist, unter dem Schein der Schreibtischlampe, dicht über die Manuskriptblätter gebeugt, allein im Raum. Er richtet den kurzsichtigen Blick auf und scheint verärgert über die Störung.

„Ist Claudia nicht hier?" fragt die Schauspielerin, die in der Überraschung über die unerwartete Situation den Gruß vergißt.

„Claudia?" fragt er zerstreut. „Sie ist sicherlich in ihrem Zimmer."

„Aber ist sie nicht vor einigen Minuten noch hier gewesen? Ich hörte doch ihre Schritte."

„Ja, sie holte sich ein Buch. Verzeih, daß ich etwas ungeduldig bin. Aber ich stecke mitten in der Arbeit, und das ist die zweite Störung heute abend. Ich verliere noch den Zusammenhang."

Er versucht bei diesen Worten, ein höfliches Lächeln in sein blasses, vergeistigtes Gesicht zu zwingen, aber es bleibt ein hilfloses, kläglich gescheitertes Unterfangen. Da gibt er es auf und wendet sich wieder zum Lichtkreis seiner Schreibtischlampe.

Wie die Schauspielerin seinen nach innen gerichteten Blick, den zerquälten Ausdruck in den ernsten Zügen sieht, hat sie nicht mehr den törichten Gedanken, daß er die Störung Claudias freundlicher hingenommen habe.

Aber das Wort „Zusammenhang" bleibt in ihren Ohren hangen.

Ja, wir verlieren über unserer Arbeit den Zusammenhang mit dem Leben! denkt sie bitter, als sie sieht, daß ihr Mann über sie hinweg nur nach der Fortführung seiner Arbeit strebt.

Für ihn hätte sie der Toilettenkünste nicht bedurft. Sie geht zu Claudia hinüber.

Das junge Mädchen ist bei ihrem plötzlichen Erscheinen einen Augenblick verlegen. Aber sie hat sofort ihre flotte Sicherheit wiedergewonnen.

Sie legt den angefangenen Brief ganz unauffällig zur Seite, so daß er einen geschlossenen Umschlag verdeckt, und geht ihrer Tante entgegen.

„Ich schreibe gerade an Mama, und es trifft sich eigentlich sehr gut, daß ich dich heute noch sehe, damit ich auch dir meinen Entschluß mitteilen kann."

Sie spricht in einem leichten Ton, der ihre Ansicht von der Selbstverständlichkeit dieser kategorischen Worte verrät.

„So, du hast Entschlüsse gefaßt?" fragt die Schauspielerin mit bewußter Ironie.

„Allerdings", erwidert Claudia spitz. „Dein Ton will mir sagen, daß ihr gefragt sein wollt, ehe ich entscheide. Aber es handelt sich um eine Angelegenheit, die mich ganz allein betrifft. Ihr gestattet wohl, daß ich in dieser Frage selbständig handle, zumal ich weiß, was ich unternehme."

Sie hat sich in einen Sessel geworfen und bietet ihrer Tante eine Zigarette an.

Die Schauspielerin dankt. „Wir brauchen uns nicht zu ereifern, liebe Claudia", sagt sie in ruhig überlegenem Ton. „Wenn meine Schwester mit deiner Selbständigkeit einverstanden ist, so habe ich nichts einzuwenden. Du bist lediglich Gast in meinem Hause und nicht meine Pflegebefohlene. So war es doch wohl abgemacht? Ich fühlte mich zwar einmal verpflichtet, deiner Mutter mitzuteilen, daß du deine Musikstudien nicht sehr intensiv betreibst, aber du hast mich ja dann darüber aufgeklärt, daß du dich ihnen lediglich zu deinem Vergnügen widmest."

„Ja, das ist richtig. Meine Ziele sind anderer Art." Claudia hat die Beine übereinandergeschlagen und betont ein wenig Langeweile, während sie den Rauch ihrer Zigarette in die Höhe bläst.

Das fordert ihre Tante von neuem zu einem Vorwurf in höflichster Form heraus. Sie denkt: Wenn sie meine Tochter wäre, würde ich ganz anders mit ihr sprechen; aber ich habe ja nicht das Recht dazu. So sagt sie:

„Ich hatte mich auch als junges Mädchen selbständig gemacht. Die Ansichten der Älteren waren damals so, daß man mich deswegen aus der Familie ausstoßen wollte, obgleich sie doch alle wissen mußten, daß ich nur der Arbeit und nicht der Freiheit wegen hierherkam. Aber eine Schauspielerin galt noch als etwas Zigeunerhaftes, oder sagen wir, Unmoralisches."

„Liebe Tante, ich bitte dich: diese veralteten Anschauungen! Außerdem hast du doch einen berühmten Professor geheiratet."

„Du wolltest mir deinen Entschluß mitteilen."

„Ja so. Also, ich werde Herrn von Friedberg heiraten!"

Die Schauspielerin ist aufgestanden.

Auch Claudia erhebt sich aus ihrem Sessel und geht zum Schreibtisch. Sie setzt sich mit beabsichtigter Burschikosität auf die Kante des Tisches und stützt einen Fuß auf den Polsterstuhl.

„Du bist sicherlich etwas erstaunt. Er ist keine blendende Erscheinung, gewiß. Und Geist? Ja, mein Gott, ich werde schon die mir genehmen geistreichen Persönlichkeiten in mein Haus laden, wenn wir erst verheiratet sind. Jedenfalls ist er reich genug, um mir das Leben zu bieten, das ich für mich verlange."

„Du verlangst!" Die Schauspielerin umfaßt mit kurzem Blick die ganze äußere Erscheinung dieser jungen Lebenskünstlerin, vom kniefreien Rock bis zur knapp geschnittenen Etonfrisur.

„Wie du siehst: mit Erfolg. Wir haben beschlossen, daß Mama mit mir nach Baden-Baden fährt, und daß wir uns dort offiziell verloben."

Die Schauspielerin hat plötzlich einen Einfall. Sie hebt den angefangenen Brief hoch und blickt auf die Aufschrift des darunterliegenden Umschlags.

Obgleich sie einen männlichen Namen erwartet hat, zuckt sie doch leicht zusammen: es ist die Adresse jenes Schauspielers, der heute abend den Ejlert Lövborg spielte.

„Du korrespondierst mit ihm?" fragt sie.

„Ja, wie du siehst", erwidert Claudia, während sie sich eine neue Zigarette ansteckt.

Die Schauspielerin denkt: Wenn ich als junges Mädchen auf der Bühne Trotz darzustellen hatte, habe ich den Kopf eben trotzig gehoben. Nun wird alles durch leichte Gesten verdeckt. Auch im Leben.

Sie legt den Brief wieder hin. „Man liebt den einen und heiratet den anderen —" sagt sie ohne jeden Vorwurf leise, während sie langsam zur Tür geht.

„Liebe —" sagt Claudia mit geradeaus gerichtetem Blick, ohne jeden Ausdruck im Gesicht oder in der Stimme. „Jedenfalls trage ich die Verantwortung."

Die Schauspielerin dreht sich heftig um. „Verantwortung nennst du es auch noch! Nein, ihr tragt eben keine Verantwortung! Ihr greift nach dem Bequemsten, weil ihr die Freude an der Arbeit nicht kennt."

Sie verläßt rasch das Zimmer, denn sie will keine dieser flinken, ironischen Antworten mehr hören.

Vor der Tür ihres Mannes bleibt sie einen Augenblick stehen. Wie lächerlich erscheinen ihr nun die Gedanken, die sie bei dem leichten Schritt in seinem Zimmer an die Vorgänge auf der Bühne anknüpfte.

Sie wird nicht ihrem Impuls folgen und hineingehen, um ein Lächeln in seinem ernsten Gesicht durch irgendein gutes und zartes Wort zu wecken. Sie wird ihn nicht in seinem Schaffen stören.

Aber sie denkt, daß sie beide doch ihren Zusammenhang haben: die Arbeit.

Warum der Wein sauer war

VON FRIEDRICH FREKSA

Wieder setzte mir die Zenzi den roten Tiroler vor, der nicht zu trinken war. Ich roch, winkte ab und sagte:

„Gebt's mir den weißen Pfälzer, den Roten mag i net!" Indem verabschiedete sich mein Wirt von einem großgewachsenen Mann, der sich militärisch stramm hielt, und kam auf meinen Tisch zu. „Von wem haben Sie nur den Wein?" fragte ich. „Der brennt ja noch drei Tage nach dem Trinken Löcher in den Magen!"

„O mei!" sagte der Heindl, kratzte sich hinterm Ohr, wandte sich um und sagte: „Haben 'S den g'sehn, der grad furt ist? Von dem kauf i den Wein, den rot'n!"

„So," sagte ich, „und immer denselben grausligen Tropfen!"

„Mei," sagte der Heindl, „sell scho! Muß wohl so sein." Dann sah er mich aus seinen grauen Augen groß an und erzählte: „Schauen S', Herr, dös geht so z'samm! Mit dem Bruder von dem bin i als junger Mensch zum Wildern gangen. Hinten san mer nauf an der Hochalm, und grad wie wir einen zentnerschweren Hirschen g'streckt ham, spannen uns d' Jager. I nehm das Stück, wie's ist, auf d' Schultern, wir laufen davon, springen auf a'n Riesen und fahren mit 'm G'röll ab. Mei Freind, der Tiroler Jackel, kriegt zu scharf' Fahrt, wirft sich naus auf a Grasband, und sei Fuß is kaputt. I pack ihn, schlepp ihn nunter auf'n Weg, nehm ihm sei Büchs und Messer furt und sag: ‚Bleibst liegen bis auf morgen, und wenn's di finden, tust recht arm.' I aber spring mit mei Hirschen weiter. O Herr, dös war a G'schicht! Nicht z'wegen dem oan Zentner, da hab i schon mehr dakraftet, aber z'wegen die rappligen Läus von dem Tier, die, wo's gemerkt ham, wann's der Nährvater kalt worden ist, zu mir überschlupfen taten. Grauslig hat das g'juckt, und i durft doch koa Halt mache. I mußt doch weiter, aus'm G'biet naus. Na, i war froh, als i 's Wildpret in a'n Heihütten hab neintun kinna, und dann hab i mi ausgezogen und hab mir die Läus abgerieben vom Leib. Ah, grauslig, was die für Blaasen g'zogen ham. Hernach gegen Morgen bin i mit a paar Holzschläger nauf auf'n Berg, da haben wir den Jackel g'holt. Die Jager san an ihm vorbei, und er hat sich denkt, er bleibt besser d' Nacht über liegen, als daß er sich dumm ansprechen läßt.

Nach acht Täg hat er laufe kinna, und die G'schicht is g'wen. Dös war Anno vierzehn im März. Und nachher, dös war im achtzehner Joar, wo so hart hergangen ist mit dem Fleisch, da hat i oan Urlaub im Februari vor der Offensiven in Frankreich. Da war's schlimm bei unsern Leuten hier innen. Drum bin i Tag um Tag nüber über d' Grenz mit a Zent Mehl, was die im Tirol net g'habt ham. Drüben ham mir schwarz g'schlacht, und i bin mit 'm Zent Fleisch im Rucksack zurück. Dös hab i ganz gut könnt, damals war i gut beieinand, Herr. Es war scho a weng viel zu laufen, acht Stund nein und acht Stund naus. Das schwierigste Stickel war, über den Grenzkamm kimma, hinterm Häherwald. Wie i da auch wieder naus kimm aus 'm Tirol, leg i mi vor'm Kamm in die Latschen nein und pirsch nach vorn. Und i denk scho, i hab's Spiel g'wonna und richt mi auf, und da richt sich hinter de Latschen auch oaner auf und hat schon 's Gewehr vorn, und ist a Grenzer g'wen. Wissen S', Herr, in oaner Latschenhitten hat er g'legen, dös ham 's g'lernt in dem Isonzokrieg. I hab mei Hut ins G'sicht g'zogen und hab mir denkt: Durch mußt! Aber der andere hat nicht locker g'lassen, hat sein G'wehr gegen mei Bauch g'halten und mir g'sagt: ‚Birschel, du kimmst mir net aus!' — ‚Durch mußt mi lassen, Kam'rad', hab i g'sagt, ‚durch mußt mi lassen. Schaug an, i hab a kloanes Rucksäckel bei mir!' Hat er's Säckel angfaßt und g'sagt: ‚Ja, a Säckel, dös sagst gut, Kam'rad. A Zent hast drin zum wenigsten!' Und schaugt mi an, und i schaug ihn a an und hab mi denkt, was Schreckliches muß kimme. Hat er g'sagt: ‚Du bist der Bader-Heindl! I weiß B'scheid. Bist der Freind von mei Bruder, dem Tiroler Jackel!' — Da hab i ihn wiederkennt und ist mir leichter worden, und hab i g'sagt: ‚Laß mi aus, z'wegen dem bissel Fleisch werden wir uns net zerkrieg'n.' Und da schaugt er mi so von der Seiten an und sagt: ‚Z'wegen dem Fleischerl net, Heindl, aber wenn i di durchlaß, dann ist's um mei Amt g'schehen!'

‚O,' hab i g'sagt, ‚i verrat di g'wiß net. Laß mi aus, am sechsundzwanzigsten is mei Urlaub gar, und i muß wieder z'rück zum Bataillon nach Flandern.'

‚So,' hat er g'sagt, ‚nach Flandern mußt, da hast nix zu lachen. Na, da gehst besser scho mit mi!'

‚Na,' sag i, ‚laß mi aus! Koaner von der Kompanie glaabt, du könnt'st mi derwische, wenn i net dazu helf!'

Da schaut er mi an, nickt a weng und sagt: ‚Wannst denn durchaus und durchum in dös Flandern mußt, dann fahr ab, um meines Bruders willen, zu dem du a guter Kam'rad g'wen bist. Und schaugst, daß d' weiterkimmst, gleich ist mei Ablösung da!'

I hab mir dös net zwoamal sagen lass'n und bin abgefahren durch die Latschen. Das Rucksäckerl hab i hinter mir nachg'schleift!

Und aufkommen ist nix. Jetzt, nach sieben Jahren, ist der Kam'rad mit Pension zu uns über d' Grenzen kimma und hat a Wittib g'heuert mit oaner Weinhandelschaft. Und nun kommt er pfeilgrad her alle vier Wochen und verkauft mir den Roten. Kann i da nein sagen, Herr?"

Besuch in der Josephinenhütte (Schreiberhau, Riesengebirge), einer Stätte deutschen Glas-Kunstgewerbes: Glasbläser bei der Arbeit. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Die Josephinenhütte, genannt nach der Gattin ihres Gründers, des Grafen Leopold v. Schaffgotsch, wurde im Jahre 1842 eröffnet und ist heute ein Teilbetrieb der Josephinenhütte Aktiengesellschaft, Kristallglaswerke, Sitz Petersdorf. Der Besucher des Riesengebirges hat hier Gelegenheit, die auf alter handwerklicher Überlieferung beruhende Kunstglasherstellung zu verfolgen und die Arbeiter bei ihrer Tätigkeit zu beobachten.

Japanische Läden

So lange ich auch in Japan gelebt habe, nie wurde ich es müde, vor den Läden stehen zu bleiben. Es gibt deren genug, denn fast jedes Haus ist einer. Da bei solcher Konkurrenz der Verdienst nicht ausreicht, die Familie zu ernähren, hat der Mann meist einen Nebenberuf. Das Personal stellen die Kinder und Verwandte, an denen in Japan nie Mangel ist. Darum gibt es auch keine Geschäftsstunden; die Hauptgeschäftszeit ist der Abend, und selten kommt der Besitzer vor 11 Uhr dazu, seinen Laden zu schließen. Warenhäuser sind letzte Errungenschaft einiger Großstädte; aber sonst herrscht das Spezialgeschäft, und zwar geht die Spezialisierung viel weiter als bei uns.

Am lustigsten sind die Tuch-, Porzellan- und Spielwarenläden. Einfach und unveränderlich ist die Form des Kimonos, aber verwirrend die Fülle der Stoffe und Muster. Eines unserer Bilder zeigt einen Laden für Kimonostoffe zur Sommerzeit, wo der Yukata, das ist ein gedruckter Kattun, getragen wird. Was braucht ein japanisches Mädchen im Sommer? Ein Stück Stoff zum Kimono, 4 Mark, einen sogenannten Eri, der als Halseinsatz dient, 1,40 Mark, den Gürtel (Obi) aus Musselin, das kostbarste Teil der Kleidung, 4 bis 6 Mark, die Unterkleidung, Hemd und Rock aus Musselin, nochmals 3 bis 4 Mark, die Sandalen (Getas), 3 Mark, und das niedlichste japanische Püppchen ist fertig. (Die Staatskleidung einer japanischen Dame kostet allerdings bedeutend mehr!) Wenn man aber meint, daß der Kauf dieser Herrlichkeiten schneller erledigt wäre als die Auswahl einer Toilette bei uns, täuscht man sich sehr. Nie wird ein Kauf allein gemacht; den unvermeidlichen Säugling auf dem Rücken, die älteren Kinder hinterher, dann einige sachverständige Freundinnen, so betritt man unter tiefen Bücklingen den Laden, der in seiner ganzen Breite nach der Straße offen ist. Dann wird Stück nach Stück vorgelegt, bis fast der ganze Ladenbestand auf die halbe Straße hinausquillt. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, einen japanischen Verkäufer zu einem Zeichen der Ungeduld zu bringen. Zieht nach einer Stunde des Aussuchens die ganze Gesellschaft wieder ab, ohne ein Stück gekauft zu haben, möglichst auch noch, nachdem einige Tassen Tee angeboten worden sind, so geht der Abschied erst recht mit allen Höflichkeitsbezeigungen von beiden Seiten vor sich. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist der Kauf einer Teekanne für 1 Mark oder eines der puppenhaften Eßgeschirre, die übrigens auch in der einfachsten Ausführung immer geschmackvoll in Farben und Mustern sind.

Bei den Spielläden ist es gewöhnlich das Kind, das die Führung übernimmt. Sticht dem Kind ein Spielwarenladen ins Auge, so gibt es keine Macht der Erde, die es daran vorbeibringt, ohne daß es etwas gekauft bekommt. Auch auf diesem Gebiet gibt es noch besondere Spezialitäten; so zeigt unser Bild einen Laden, der nur die Geschenke zu dem jedes Jahr veranstalteten Puppenfest der Mädchen feilhält.

In manchen Fällen ist Fabrikant und Ladeninhaber identisch, so meist bei den Schirm- und Laternengeschäften. Die Geschwindigkeit, mit der vor unseren Augen ein entzückender Schirm entsteht, und die Geschicklichkeit der Hände, die ihn hervorzaubern, sind für uns unbegreiflich. Auf den fertigen Schirm und die Lampe wird dem Käufer noch gratis sein Name in schönen japanischen Schriftzeichen gemalt.

Ein Gang durch die abendlichen Ladenstraßen zeigt einem am schnellsten, was das Leben in Japan so reizvoll macht: das Fehlen jeder Hast, der heitere Ausdruck auf allen Gesichtern, die Liebenswürdigkeit und gegenseitige Rücksichtnahme.

Doris Hennecke.

In der Lampen-Werkstatt: Fertigen und Bemalen der Lampen.

Ein Schirm- und Laternengeschäft.

Vorsicht — Porzellan!

Verkaufsstand für Geschenke zu dem alljährlich stattfindenden Puppenfest.

Der Tuchladen, ein Dorado der Farbe.

Beim Schirmmacher.

Persisches Ziegelwerk

Winden zum Heraufholen des Lehmschlammes aus der Grube. — Links nebenstehend: Bei der Arbeit in der mit Regenwasser gefüllten Lehmgrube: Heraufholen des Lehmschlammes in Ledereimern.

Aufwinden des Lehms zum Ziegelformplatz.

Im Kreis: Formen des Lehms zum Ziegelstein in der aus Jahrtausenden übernommenen Art.

Aufschichten der Ziegelsteine auf dem Brennofen, wobei in alter Weise die Ziegel von Hand zu Hand emporgereicht werden. — Links nebenstehend: Heranschaffen des Brennmaterials zum Brennofen mit Hilfe von Eseln.

Aus der Vogelschau betrachtet, machen die persischen Städte durchaus keinen vorteilhaften Eindruck. Von architektonischer Schönheit erblickt das Auge keine Spur. Überall Flachdächer, Lehmhütten, die in Farbe dem Erdboden gleichen. Die Bauweise ist sehr einfach; so, wie vor 1000 Jahren, ist auch heute noch „Lehm“ der Hauptbestandteil eines jeden Hauses. Mit den an der Sonne getrockneten oder im einfachen Ofen gedörrten Lehmziegeln werden die meist einstöckigen Häuser erbaut. Das erforderliche Material findet sich überall in nächster Nähe der Ortschaften. — Während der Regenzeit füllen sich die oft mehrere Meter tiefen Lehmgruben mit Wasser; aus ihnen wird der weiche Schlamm in Ledereimern durch einfache, von ein bis zwei Männern bediente Winden zutage gefördert. Die Haufen dieser breiartigen Masse werden reichlich mit Häcksel überschüttet und von Männern zwecks besserer Mischung tüchtig mit den Füßen durchgetreten. Hat diese Masse durch Verdunsten des Wassers die richtige Zähigkeit zum Formen erreicht, wird sie klumpenweise in viereckige, 10 Zentimeter hohe Holzrahmen gedrückt, glatt gestrichen, und bald reiht sich Ziegel an Ziegel. Menschenhände wenden, stellen sie aufrecht, und die heiße Sonne beendet die Arbeit des Trocknens. Derartige Lehmziegel werden von der Durchschnittsbevölkerung zum Hüttenbau verwendet; bei besseren Häusern werden diese „Kah-Gill“-Ziegel (Lehm-Häcksel-Ziegel) vor allem zum Verstärken des Innenbaues gebraucht. Die bessere Sorte, die in den Öfen gebrannten Ziegelsteine, formt man ohne Häcksel, und wenn ihre Lufttrocknung beendet ist, werden sie um den einfachen Ofen schichtenweise, treppenförmig, von Menschenhand und mit vielen Luftschächten dazwischen, aufgestapelt und dann von außen mit einer dicken Lehmschicht überzogen. In den frei gelassenen, mächtigen Heizlöchern werden gewaltige Hitze verbreitende Distelbrände entfacht, um die Ziegelpyramide zu backen. Die kleinen mausgrauen Langohren (Esel) schleppen von allen Seiten aus der Steppe viele Hunderte von Distel-Ladungen herbei. Tag und Nacht steigt der Rauch gen Himmel, und die heiße Luft im Innern härtet nun langsam die Ziegel, bis sie die zitronengelbe Farbe angenommen haben. Ist nach einigen Wochen die Ziegelpyramide gebrannt, dann wird die Außenwand zertrümmert, und nach dem Auskühlen werden die Steine auf Eselrücken zum Bauplatz befördert.

Alfred Heinicke.

Wissen und Leben

Der Einfluß der Erdschwere auf sportliche Leistungen. Die Anziehungskraft der Erde ist, da sie nicht genau eine Kugel darstellt, für unseren Planeten keine konstante Größe; sie ist größer an den beiden Polen, kleiner am Äquator. Der Unterschied beträgt im Maximum etwa $^1/_2$ Proz. Das Gewicht eines Körpers, das durch die Anziehungskraft bedingt ist, ändert sich auf der Erde in entsprechendem Maße. Diese Änderungen spielen im praktischen Leben keine Rolle, in der messenden Wissenschaft werden sie jedoch berücksichtigt. Die folgenden Überlegungen zeigen, daß diese Änderungen im Sport zu Unrecht vernachlässigt werden. Es sei darauf hingewiesen, daß der Unterschied der sogenannten Schwerebeschleunigung zwischen Stockholm und dem Äquator $4^1/_3$ Promille beträgt, zwischen Stockholm und einem Ort auf dem 30. Breitengrade (Kapstadt, Sidney, südliche Vereinigte Staaten von Amerika) $2^1/_4$ Promille und zwischen Königsberg und München immer noch $^3/_4$ Promille. Ein Gewicht, das am Äquator 100 kg wiegt, ist also auf dem 30. Grad schon um ca. 225 g schwerer, in Stockholm fast um 1 Pfund. Das wäre bei schweratheltischen Leistungen zu berücksichtigen. Der Unterschied fällt hier indessen vielleicht nicht so auf wie bei leichtathletischen Leistungen. Wurf- und Sprungübungen sind, physikalisch betrachtet, „schräge Würfe" oder „Schüsse"; ob dabei ein Objekt geworfen wird oder der menschliche Körper selbst, spielt keine Rolle. In die Formeln für die Wurfweite und Wurfhöhe (Hochsprung) geht nun die Schwerebeschleunigung ein, und zwar so, daß ihre Vergrößerung entsprechend eine Verkleinerung der Weite oder Höhe hervorruft. Eine beliebte Schulaufgabe ist die Berechnung der Sprunghöhe eines Springers auf dem Monde. Da dort die Schwerebeschleunigung sechsmal geringer ist als auf der Erde, wird die Sprunghöhe sechsmal so groß sein. Ein Leichtathlet, der in Stockholm den Speer 67 m weit wirft, wird unter sonst gleichen Umständen am Äquator 30 cm weiter werfen, unter 30° Breite 15 cm. Selbst innerhalb Deutschlands wird er in München 5 cm weiter werfen als in Königsberg. So wenig wie ein Lauf als Rekord anerkannt wird, der durch günstigen Wind unterstützt wurde, ebensowenig kann eine Vergünstigung infolge der geographischen Lage des Ortes unberücksichtigt bleiben! Noch einige andere Beispiele: Der Weltrekord im Hochsprung ist etwa 200 cm; die Vergünstigung am Äquator wäre also 0,9 cm, unter 30° Breite 0,4 cm, zwischen Königsberg und München 0,15 cm. Entsprechend für den Weitsprung: etwa 780 cm — 3,5 cm bzw. 1,7 cm, 0,6 cm; für Kugelstoßen: 1550 cm — 7 cm bzw. 3,5 cm, 1,2 cm; für Diskuswurf 4800 cm — 21,6 cm bzw. 10,8 cm, 3,6 cm. Es ergibt sich also z. B., daß Unterschiede von 1 cm beim Hochsprung keine Rolle spielen sollten; die Angabe von Millimetern, die bei Weltrekordsprüngen üblich ist, hat keinen Sinn, da ein Weltrekord doch für die ganze Erde Geltung haben soll. Man sieht sogar, daß innerhalb Deutschlands die Angabe der Millimeter verfehlt ist. Ebenso sinnlos wäre aber die Angabe der Verbesserung eines Weltrekords im Diskuswurf um weniger als 20 cm. Interessant ist, daß selbst innerhalb Deutschlands eine Verbesserung im Diskuswurf von weniger als 3,6 cm, im Speerwurf von weniger als 5 cm keine Bedeutung hat: die Münchener Sportler werden den Speer immer um 5 cm weiter werfen — in München. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich die Forderung, daß Weltrekorde immer nur anerkannt werden sollten, wenn die Verbesserung einen gewissen Betrag überschreitet: im Hochsprung 1 cm, im Weitsprung 3 cm, im Speerwurf 30 cm. Das wäre gar nichts so Neues, auch beim 100-m-Lauf werden ja nur Verbesserungen um $^1/_5$ Sekunde anerkannt. Eine andere Möglichkeit wäre — man würde es wissenschaftlich so machen — alle Leistungen auf eine Normalbreite, etwa 45°, umzurechnen. Das würde zwar keine Schwierigkeiten bieten, jeder Ort bekäme seinen Schwerefaktor, mit dem alle wichtigen Leistungen multipliziert würden, jedoch würde die erste Methode wohl den Vorzug verdienen. Es sei noch erwähnt, daß die Verhältnisse beim Lauf nicht ganz so einfach liegen. Zwar ändern sich die einzelnen Laufsprünge auch mit der Schwerebeschleunigung, doch wird die Sprungzeit ebenfalls verkürzt. Andererseits wird die Arbeitsleistung verschieden.

Dr. Döge.

Sonnentau. Fleischfressende Pflanzen — zahlreiche Arbeiten von Forschern sind seit Darwins Untersuchungen über das Problem der Lebenstätigkeit dieser Pflanzengruppe vorhanden, aber der Allgemeinheit ist über diese äußerlich unscheinbaren Kinder der heimischen Flora sehr wenig bekannt. Viele sind gar der Meinung, daß es sich nur um bizarre Schöpfungen des tropischen Waldes handeln könne. Wir brauchen uns aber nicht in den feuchtigkeitsschwangeren Tropenwald zu versetzen, um etwa das Wunder der Kannenpflanze (Nepenthes) anzustaunen, sondern finden auf feuchten Bergwiesen und in den Mooren unserer Heimat eine Reihe von Pflanzen, die mit besonderen Organen Insekten fangen und festhalten, um dann durch ausgeschiedene Drüsensäfte die tote Beute zu verdauen und als einen Teil ihrer Nahrung in sich aufzunehmen. Einer von diesen Pflanzensonderlingen, der gemeine, rundblätterige Sonnentau (Drosera rotundifolia), findet sich in den schwellenden Teppich der Torfmoose eingebettet. Das kleine, unauffällige Pflänzchen, gewöhnlich aus vier bis sieben horizontal ausgestreckten, gestielten, scheibenförmigen Blättern bestehend, ist an seinen feuchten Standort gebunden und vermag aus dem armen Torfboden mit den dürftigen Haarwurzeln eigentlich nur Wasser aufzusaugen. Die Stickstoffzufuhr wäre ganz ungenügend, wenn nicht dieser notwendige Stoff durch die Verdauungsdrüsen der Blätter den gelösten Bestandteilen der getöteten Insekten entnommen werden könnte. Die Blätter des Sonnentaues unterscheiden sich aber im übrigen nicht wesentlich von gewöhnlichen Laubblättern, d. h. sie enthalten trotz ihrer scheinbar rötlichen Färbung, die von den Drüsen tragenden Fangorganen herrührt, grünen Blattfarbstoff (Chlorophyll), so daß auch sie aus der Luft Kohlensäure aufzunehmen und organische Substanz zu bilden vermögen. Die Blattrosetten des Sonnentaues tragen auf der Oberseite und am Rande langgestielte, schneckenfühlerähnliche Haarbildungen (keine echten Haare!), die Tentakeln mit den Drüsen. Diese von einem Leitbündel durchzogenen Tentakeln scheiden an ihren Köpfchen eine klebrige Substanz in Form von silberglänzenden Tröpfchen aus, von denen die Pflanze ihren poetischen Namen hat. Die Drüsenorgane, in der Mitte der Blattscheibe kurz und aufrecht stehend, grün, werden nach dem Blattrand zu länger, biegen sich nach außen und nehmen rötliche Färbung an, die im Verein mit den wasserklaren, glänzenden Sekrettröpfchen kleine Insekten zu Rast und Labung anlockt — um die arglosen Besucher nicht wieder zu entlassen. Wie an Leimruten wird die Beute festgehalten, von den randständigen Tentakeln auf die kurzgestielten, mittleren gebracht, die ihrerseits nun wieder den Reiz fortleiten, so daß bald alle Drüsenhaare, auch wenn sie nicht direkt berührt waren, sich nach einwärts über das Opfer zusammenschlagen. Bei stärkerer Reizung nimmt auch das Blatt selbst an dieser Einkrümmungsbewegung teil, und das Ganze schließt sich wie eine Hand um das Insekt. Diese mechanischen Reizungsvorgänge sind der Tragödie erster Teil. Den Drüsenzellen kommt aber noch eine weitere Aufgabe zu. Tropfen um Tropfen des verdauenden, pepsinähnlichen Saftes quillt aus den Tentakelköpfchen, der vermeintliche Nektar erstickt den gefangenen Gast, und gleich der verdauenden Wirkung des Magensaftes höherer Tiere, löst das Ferment im Sekret der Drosera Eiweiß, Fibrin usw. der betörten Opfer auf. An der Absorption der gelösten Substanzen beteiligen sich neben den Drüsenzellen auch kleine, auf der ganzen Blattoberfläche vorhandene Papillen. Nach oft geraumer Zeit, einer Woche und darüber, öffnet sich das Blatt wieder, die Mahlzeit ist beendet, die unverdaulichen Reste fallen ab — wieder glitzert und lockt der „Sonnentau", und die Pflanze wartet auf neue Beute. Wem würde diese überraschende Empfindlichkeit für Reize, deren Fortleitung und der darauffolgende Verdauungsvorgang nicht einen Vergleich mit dem Tier aufdrängen? Wir wissen heute, daß zwischen Tier und Pflanze keine unüberbrückbaren Gegensätze bestehen, und daß sich dieser Ernährung „nach tierischer Manier" noch andere Gegenstücke im Leben der Pflanze an die Seite stellen lassen.

Hermann Schoepf.

Zum Kampf in der Natur: „Fleischfressender", rundblättriger Sonnentau im Torfmoos. — Im Kreis: Teil der Blattoberfläche des Sonnentaues mit Tentakeln und Papillenöffnungen.

(Vgl. hierzu den nebenstehenden Beitrag „Sonnentau".)

Die „dritte Mandel". Im Hals befindet sich auf beiden Seiten je eine Gaumenmandel oder Tonsille. Wenn sie geschwollen, gerötet oder mit grau-gelblichweißen Auflagerungen belegt sind, spricht man von einer Mandelentzündung. Außer diesen beiden Mandeln gibt es nun noch eine weitere Mandel, die nach ihrem Sitz als Rachenmandel oder „dritte Mandel" bezeichnet wird. Sie sitzt in dem rückwärtigen Raum zwischen Rachen und Nase, am Rachendach. Man kann sie nur mit Hilfe von Spiegeln vom Mund aus sehen. Die dritte Mandel macht sich für gewöhnlich nicht bemerkbar, denn in der Mehrzahl der Fälle hat sie sich im Laufe der Jahre von ihrer größeren Entwicklung in der Kinderzeit zu einem unbedeutenden Rest zurückgebildet. Ist sie aber vergrößert oder entzündet, dann tritt ihre Anwesenheit sehr unangenehm fühlbar zutage. Meistens leiden Kinder unter den Folgen einer vergrößerten dritten Mandel. Durch ihre Vergrößerung, die oft starke Absonderung oder Ansammlung von Schleimmassen im Gefolge hat, behindert sie die Atmung durch die Nase oft außerordentlich. Die Folge ist die Notwendigkeit der Atmung durch den Mund, was lästige und für die Gesundheit nicht gleichgültige Austrocknung der Mundschleimhaut im Gefolge hat. Solche Kinder kommen immer mit offenem Munde daher, sie schnarchen in der Nacht oder schlafen mit weitgeöffnetem Mund, weil sie eben durch die Nase nicht genug Luft bekommen können. Auch bei Erwachsenen, die durch Schnarchen ihre Zimmergenossen stören, ist häufig eine vergrößerte dritte Mandel die Ursache der lästigen Angewohnheit. Die durch Vergrößerung der Rachenmandel bedingte reine Mundatmung ist von großem Nachteil für den in der Entwicklung begriffenen kindlichen Organismus. Brustkorb und Lunge

Neuzeitlicher Kirchenbau

Die Eingangshalle. — Rechts: Blick in das Mittelschiff. — Unten: Gesamtansicht.

DIE NEUE ST.-ANTONIUS-KIRCHE IN AUGSBURG.

In Augsburg ist in der katholischen St.-Antonius-Kirche, die vor kurzem eingeweiht wurde, ein Bauwerk entstanden, das als glänzend gelungener Versuch im Sinne einer neuzeitlichen Kirchenarchitektur weiteste Beachtung verdient. Der Architekt, **Professor Kurz**, hat eine Anlehnung an historische Stile vermieden und die Baugestaltung dem strengen, sachlichen Zuge der modernen weltlichen Bauten angepaßt. So bietet die wundervoll ins Stadtbild sich einfügende Kirche einen ernsten, edlen und bei aller Schlichtheit feierlichen Eindruck, ohne nüchtern und kalt zu wirken. (Phot. vom Atelier F. Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.)

Das etwa 500 Jahre alte Gildehaus in Schönkirchen bei Kiel, das nachweislich älteste Niedersachsenhaus Schleswig-Holsteins. Das Gebäude ist gründlich wiederhergestellt worden und wird als Baudenkmal niedersächsischer Kultur erhalten werden.

Der Schäferskotten bei Wald im Rheinland, die älteste der einst für die rheinische Eisenindustrie so charakteristischen Schleifmühlen (Schleifkotten) für Degen- und Messerklingen. Dieser Kotten ist jetzt als Heimatmuseum eingerichtet worden.

Vor der Zerstörung geschützte Stätten alter deutscher Kultur.

vor allem können sich nicht in der richtigen Weise entwickeln, der wachsende Oberkiefer erleidet allmählich ganz beträchtliche Veränderungen, die Ernährung leidet, die Kinder magern vielfach ab und sehen schlecht aus. Sie schlafen unruhig und werden von beängstigenden Träumen gequält. Ein gewisses Gedunsensein läßt das Gesicht eines derartigen Kindes oft auf den ersten Blick als Gesicht eines an Rachenmandelvergrößerung leidenden Kindes erkennen. Auch nervöse Störungen verschiedenster Art, Bettnässen, Zurückbleiben in der Schule hängen oft nur mit der Vergrößerung der Rachenmandel zusammen. Alle diese Anzeichen schwinden meist überraschend schnell nach der operativen Entfernung der Rachenmandelwucherung — einem rasch und ohne weitere Beschwerden auszuführenden Eingriff. In manchen Fällen tritt auch mit zunehmendem Alter von selbst eine Rückbildung der Vergrößerung ein. Wenn diese aber nicht weit genug geht, dann bildet die dritte Mandel nach wie vor eine Stelle verminderter Widerstandsfähigkeit, häufiger Entzündungen und muß schließlich doch entfernt werden.

Dr. W. Schweisheimer.

Ungiftige Giftschlangen. Jeder kennt wohl giftige und ungiftige Schlangen, aber der Begriff „ungiftige Giftschlangen" wird manchem unglaublich erscheinen. Und doch gibt es auch solche. Die Wissenschaft kennt eine ganze Reihe ungiftiger Giftschlangen, die sie zur großen Familie der Colubriden (Nattern) und in der Unterteilung zu den opisthoglyphen Colubriden (Trugnattern) rechnet. Einige dieser Schlangen bewohnen das südliche Europa, der weitaus größere Teil aber tropische Gegenden. Zur Familie der Colubriden gehört, außer den Trugnattern, auch noch eine große Anzahl völlig ungiftiger, aber auch eine stattliche Zahl sehr giftiger und gefährlicher Formen. Die Trugnattern besitzen einen, teilweise auch mehrere gefurchte Zähne rückwärts im Oberkiefer, die — und das ist das Charakteristische an der Sache — mit Giftdrüsen in Verbindung stehen, welche, wie bei den echten Giftschlangen, auf Druck mit Abgabe eines giftigen Sekrets reagieren. Nur haben die Zähne wegen ihrer abnormalen Lagerung meistens überhaupt keine Gelegenheit, in Funktion zu treten. Aus diesem Grunde ist es auch ganz leicht erklärlich, warum die Bisse, speziell kleinerer Arten, sowohl für den Menschen als auch für die meisten Wirbeltiere unschädlich sind. Der Biß dieser Schlangen hat für den Gebissenen in der Mehrzahl der Fälle kaum andere Folgen als der irgendeiner anderen ungiftigen Art. Freilich gibt es auch stattliche Formen, die entsprechend große Giftdrüsen und -zähne besitzen und in der Lage sind, den Menschen durch ihren Biß gesundheitlich zu gefährden. Diese können das an und für sich große Maul eben so weit öffnen, daß beim Zubeißen die Gifthaken reichlich Gelegenheit haben, in Funktion zu treten. So lebt beispielsweise in den Wäldern Javas Dipsadomorphus dendrophilus, eine äußerst farbenprächtige Trugnatter, von den Eingeborenen „Ular burung" oder „Ular tjintjin mas" genannt, die bis zu 2 Meter Länge erreicht. Die Leute fürchten sich merkwürdigerweise vor dieser Schlange nicht im geringsten, obwohl einwandfrei festgestellt ist, daß die Tiere imstande sind, den Menschen mit ihren Giftzähnen zu verletzen und gesundheitlich zu schädigen. Aber auch Europa beherbergt, wie bereits gesagt, einige Trugnattern, so die Katzenschlange (Tarbophis fallax) und die Eidechsennatter (Coelopeltis monspessulana). Erstere kommt in Istrien und auf den istrianischen Inseln, ferner in Dalmatien und auf den dazugehörigen Inseln vor, letztere dagegen trifft man in Istrien nur vereinzelt (Pola), in Dalmatien aber um so häufiger an. Aber auch in Kleinasien, Syrien, Persien, Ägypten bzw. Unterägypten (Katzenschlange) haben beide ständig Wohnsitz genommen. Das Gift der Eidechsennatter soll, nach Peracca und Deregibus, imstande sein, kleinere Tiere, wie Vögel, Eidechsen, Mäuse usw., zu lähmen, ja selbst zu töten. Für den Menschen sind beide Arten völlig ungiftig.

Karl Kroneker.

Moderne Krankenpflege in der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten von Amerika: Einer der Schlafsäle (oben) und Operationsraum des Hospitalschiffes „Relief".

Das kürzlich in Betrieb genommene Hospitalschiff „Relief" ist mit den neuzeitlichsten Einrichtungen versehen und vermag einer sehr großen Zahl kranker und verwundeter Matrosen sachgemäße Behandlung und Unterkunft zu bieten. Der Operationsraum ist so abgefedert, daß die Schiffsvibrationen völlig ausgeschaltet sind.

Einfluß von Lärm auf die Arbeitsleistung. Das psychologische Laboratorium der Colgate-Universität in Hamilton (Vereinigte Staaten von Amerika) hat Untersuchungen über die Beeinflussung der Arbeitsleistung durch störenden Lärm gemacht. Die Frage war: Inwiefern wird die Leistung einer Schreibmaschinenschreiberin durch Lärm beeinträchtigt, namentlich dann, wenn die Wände keine Lärm absorbierende Holz- oder Papierverkleidung tragen? Man fand, daß der Energieverbrauch pro Person in einem Raume, dessen Wände den Lärm der Straße oder des Bureaus selbst dämpften, 1 Kalorie in der Minute betrug, wenn der Energieverbrauch bei völliger Ruhe der gleichen Person 0,82 Kalorie in der Minute war. Hatten aber die Wände keine Lärm absorbierende Verkleidung, handelte es sich also um nackte Steinwände, so war der Energieverbrauch 1,33 Kalorien in der Minute. Beim Briefschreiben im Lärm dämpfenden Raum ergab sich weiter eine Zeitersparnis von 12 Proz. beim Schreiben selbst und von 33 Proz. beim Einführen des Papiers in die Maschine, und außerdem wurden sehr viel weniger Fehler gemacht.

Dr. H. Lufft.

Der Mord an der Nymphe Emale

NOVELLE VON HEINRICH ZERKAULEN

Wenn man nemlich den Barth öffters abputzet, so benimmt, zertrübet und dämpfet derselbe, indem er täglich wieder hervorwächst, dem Cörper allzuviel innerliche Feuchtigkeit und natürliche Hitze, wenn nun diese beyde zu Unterhaltung des menschlichen Cörpers sehr nöthige Dinge nach und nach verzehret werden, so verliehret der gantze Leib seine Kräffte. Wie aber solches zugehe, weiset das Microscopium; denn wenn man ein Haar ausräufft, so kan man durch dasselbe klährlich sehen, daß ein Tröpffgen an dessen Stelle stehet, woraus man, was biß anher gesagt worden, mehr als gewiß schließen und urtheilen kan."

Knirschend fuhr der Gänsekiel über die losen Blätter. Die einzelnen Buchstaben tanzten und hüpften, als wären sie leicht angetrunken. Manche strebten hoch hinaus, daß die nachfolgenden sie nur noch an einem Zipfelchen erwischen konnten. Andere wiederum humpelten schwerfällig hinterdrein, trugen verstauchte Haken und zittrige Schleifen. Aber auch diese selbst schienen irgendwie lächeln zu wollen, wenn auch halb grimmig und verbissen, als hätten sie Zahnweh, oder als plage sie das abscheuliche Podagra. Auch hatte es die Hand, die das niederschrieb, keineswegs eilig. Die mächtige Tatze hielt den Gänsekiel umklammert wie eine Faust das Schlachtschwert.

Jetzt hielt der Schreiber inne, kraute mit der freien Linken den struppigen, kohlrabenschwarzen Bart zart und beinahe innig.

Die halb herniedergebrannte Kerze auf dem mächtigen Arbeitstisch des in seine Gedanken vertieften Mannes vertrieb sich die Zeit auf ihre Weise. Da stand eine Reihe von Figuren im schweigenden Raum: gewaltige, muskulöse Herren, pfiffige, vorlaute Putten, ein schlanker, geschmeidiger Hellenenknabe, an einen steinernen Hirtenstab geschmiegt. Der Lichtschein der lustigen Kerze tastete ihre Formen ab, sprang hoch zum Gesicht, duckte sich im gleichen Augenblick tief an die Schenkel, um große, sonderbare Schattenbilder an die Wand zu werfen. Jetzt irrlichterte der Schein gerade um die Brüste einer üppigen nackten Frau.

Der Mann an dem mächtigen Tisch, der dies beobachtete, lachte laut und gesund. Einen Augenblick lang holte er weit aus mit den Armen, daß seine eng verschnürte Husarenjacke in den Nähten krachte. Noch um einen Grad dunkler färbte sich die Röte seines vollen Gesichtes, als er sich dann niederbeugte und weiterschrieb: „Auch kan man von ferne nicht für einen Castraten gehalten werden, als bey welchen der Barth, die männliche Zierde, nicht beherbergen will."

Niemand, der den rüstigen, beweglichen, vor Kraft strotzenden Alten so gesehen hätte, wäre auf die Vermutung gekommen, daß es sich um den gerade 63 Jahre alt gewordenen Hofbildhauer Seiner Kurfürstlichen und Königlichen Hoheit Augusts des Starken handelte, den Meister Balthasar Permoser, den Kurfürst Johann Georg III. Anno 1689 an den Hof nach Dresden gebracht hatte, und der jetzt noch Zeit und Muße fand, mitten in all den Plänen zu jenem Wunderbau des Zwingers, ein Buch über seinen vielgeliebten Bart zu schreiben.

Er und sein Freund, der Maler Gabriel Ambrosius Donath, war die einzigen in Dresden, die unter den bepuderten und seidenen Kavalieren des Hofes im prächtigen Schmuck ihres Bartes einhergehen durften, bestaunt und bewundert von manchen Damen, gehänselt und ein klein wenig auch beneidet von den Männern.

Und noch einmal setzte der Federkiel an: „Insonderheit lässet sich durch Hülffe seines Barthes gleich erkennen, was thörichte oder kluge Leuthe sind; denn wer nicht ein Narr ist, lässet mich und meinen Barth ungeschoren."

Die Kerze flackerte nur noch. Balthasar Permoser aber raffte die Blätter zusammen und hob den eisenbeschlagenen Deckel einer schweren Truhe, sie dort zu verschließen. Im Luftzug des niedersausenden Deckels verlosch das Licht vollends. Aber durch die hohen Fenster des hohen Reithauses, in dem während des Zwingerbaues Permosers Werkstatt untergebracht war, flutete jetzt das weiße Licht einer köstlich lauen Vollmondnacht. Vom benachbarten Schlosse her hörte man den gleichmäßigen Schritt der Wache gehenden Hellebardiere. Sonst schlief die Stadt, Mondlicht überflutet, unter einer Krone silberner Sterne.

Der Alte atmete einmal tief auf und öffnete den Mund, als wolle er etwas laut sagen. Ihm war, als fühle er körperlich die Feierlichkeit dieser Nacht. War das weiße Licht des Mondes nicht ein Wehen weicher Tücher? Still war die Nacht. Und schwang nicht doch ein einziger Ton in der Luft, ganz hell und mahnend, der ihn rief, während alle anderen schlafen durften? Und hörte er recht, dann wurden aus dem Ton ganze Worte, und sie klangen wider in seinem Blut, und etwas griff an sein Herz, daß dem starken Manne ängstlich und wehmütig zugleich wurde. Die Worte aber vernahm er jetzt ganz deutlich: „Wie lange noch, Balthasar Permoser, wie lange noch?"

Er hatte geschafft und gewirkt, Elfenbein geschnitzt und Sandstein geformt, große Herren abkonterfeit und um den Lohn gefeilscht. Da drinnen in der Lade lag seine selbstverfaßte Grabinschrift, worin er ausführt, daß er gearbeitet habe in „Marmlstein, Wachs, Holtz, Metal und Helfenbein". Und hat er sich nicht gar schon einen Totenkopf geschnitzt für den eigenen Sarg?

Der Meister schüttelt sich, als wolle er sich aus einer unsichtbaren Umklammerung befreien. Er reckt sich. Kühn ragt seine hohe freie Stirn. Pah, was will man von ihm, wer will etwas von ihm! Da sind seine Figuren, riesig, aus Stein, unvergänglich. Hier steht er, gesund, voller Kraft, unangetastet. Genau so stolz wie früher, als man ihn einst wegen dieses unerhörten Stolzes mit dem grimmigen Karl XII., dem unerbittlichen Gegner Augusts des Starken, auf eine Stufe gestellt und er zu sagen wagte: „Allerdings, denn er ist König und ich bin Künstler!" Was ist heute anders geworden?

Keine Antwort. Der Ton ist fort. Weiß flimmert der Mond. Eng und dumpf ist es geworden im Raum, in dem noch der beizende Rauch der Kerze wie eine dunkle Wolke liegt. Balthasar Permoser greift nach seinem Degen und dem roten Mantel.

Da, als er sich gerade umwendet zur Tür hin, löst sich lautlos ein Schatten von dem Fenster ab. Balthasar sieht es nicht. Ohne die Tür zu verschließen, eilt er hastig rechts am Reithaus vorbei, der Elbe zu. (Fortsetzung auf Seite 72.)

„Meister!" ruft es beinahe ängstlich hinter ihm her. Und noch einmal dringender, fast flehentlich: „Meister!"

Ist das nicht wieder der Ton, dieser hell singende, mahnende? Teufel, ich bin krank, denkt Balthasar. Aber da greift eine Hand nach seinem Mantel, und vor ihm steht ein Mädchen, ein Tuch um die Schultern geschlagen, offenes Haar, zwei funkelnd schwarze Augen brennen in dem wachsbleichen Gesicht.

„Aber Dirn, was willst du in der Nacht von mir?"

„Meister, ich hab' vor Eurem Haus gestanden und Euch gerufen, leise, damit die Posten es nicht hören sollten."

Balthasar blickt sich um. Er steht allein auf dem weiten Platz. Das Mädchen ist unter seinen Mantel geschlüpft, und er fühlt den stoßweise atmenden Körper warm an seinem Leib.

„Was willst du eigentlich, Mädchen?"

„Ich weiß nicht", klingt es wie ein Hauch. „Bei Euch sein! Ich heiße Emale."

„Du bist eine Zigeunerin, wie? Ich mache mir nichts aus Weibern, erst recht nicht aus so jungen", lacht der Meister verächtlich.

„Ich heiße Emale, der Valentin Schwarzenberger aus Leipzig ist mein Schatz. Aber Ihr dürft ihm nichts verraten", bettelt das Mädchen.

„Der Schwarzenberger?"

„Ja, Euer Schüler, der mit dem Paulus Egell, dem Gesellen vom Rhein, zusammen wohnt. Ich diene im Hause dort und habe immerzu von Euch gehört. Daß Ihr ein Künstler seid und aus Steinen Götter macht. Und daß Ihr keinen Menschen um Euch habt, der für Euch sorgt. Daß Ihr in der Nacht nicht schlafen könnt und glaubt, alle Welt sei Euch feindlich. Daß Ihr nicht lacht noch trinkt und zu einem Totenkopf betet anstatt zur heiligen Madonna."

„Mädchen, bin ich aber schlimm!" mußte Balthasar da lachen und streichelte ganz unbewußt das kleine Gesichtchen dicht unter seinem Herzen.

„Nein, deshalb komme ich ja. Ihr seid besser als die anderen. Ich weiß es, sie lachen über Euch und Euern Bart und nennen Euch einen Narren."

„Das ist richtig, Emale, jeder Künstler ist ein Narr."

„Ich will bei Euch sein, Meister."

Da nahm der große, ungeschlachte Mann das Mädchen wie ein Vögelchen auf seinen Arm und trug es behutsam in seine Werkstatt.

Die gewaltigen Hermen, die vorlauten Putten und der graziöse Hellenenknabe aber blickten stumm auf die beiden hinab. Da saß das Mädchen nun und machte starre, große Augen, während Balthasar Degen und Mantel wieder ablegte und immerfort in seinen Bart hineinlächeln mußte. Kommt da ein junges Ding, schutzlos und gläubig, mitten in der Nacht in die Höhle des Löwen. Süß war die kleine schwarze Katze! Die Augen funkelten noch immer wie zwei Speere, und die kleine Schwinge der roten Lippen wartete auf den Pfeil, der sie auseinanderbog. Arme, weiß wie Alabaster, ringelten sich aus ihrem armseligen Kleid, und unter dem Rock zeichnete sich die herbe Form der schmalen, keuschen Schenkel ab.

War das nicht ein Geschenk des Himmels, geschaffen zum Jubel einer langen, nie enden wollenden Nacht? Und er hatte Totenköpfe geschnitzt und Grabinschriften verfaßt! Vergeudete die Zeit und sein Leben an bissigen Einfällen, um die Menschen zu ärgern, die sich mit seinem kostbaren Bart nicht befreunden konnten. Ach, guter Valentin Schwarzenberger, du bist nicht ohne Talent, sofern du ein solches Mädchen küssen kannst. Ich an deiner Stelle ...

Da ist Emale leise um den Tisch geschlichen, legt ihm von hinten beide Arme um den Hals, reißt den dunklen Bartkopf zu sich herab und küßt ihn stürmisch, herrlich frisch und warm mitten auf den Mund!

„So, das wollte ich und weiter nichts", sagt die kleine Hexe, greift nach ihrem Tuch und ist im nächsten Augenblick verschwunden.

„Emale!" ruft Balthasar noch, wie aus einem tiefen Traum heraus. Doch niemand hört auf ihn. Emale ist fort, der hohe Ton ist fort. Einsam, den Kopf in die Hand gestützt, verharrt der Meister vor seinem mächtigen Arbeitstisch.

Der Meister lauscht. — Das war lustig wie in Venedig. Da nannten sie ihn Baldassare Fiammingo, ihn, den einsamen Hirtenjungen aus dem kleinen Alpendorfe. Baldassare Fiammingo! Laß sehen und rechnen. Oh, es ist entsetzlich lange her! Und wo sind die Jahre geblieben?

In seinen Gedanken formt sich ein Bild. Ein Lächeln, rührend und zart, wie man es an diesem schweren Manne gar nicht gewöhnt ist, verjüngt sein Gesicht. Er horcht nach innen. Traum und Sehnsucht, Abschied und Bescheiden ringen nach einem Ausdruck. Frühling ist noch einmal kommen in der Nacht, aber die Knospen erblühen nicht mehr. „Emale", sagt innig der Meister noch einmal, während seine Hände schon an der Elfenbeinmasse schnitzeln. Er selber kann und darf nur gehorchen. Sein Gefühl allein diktiert ihm die Form. Es ist ein seliges Arbeiten, unablässig, stundenlang.

Erst als die Sonne schon mit hochgeschürzten Röcken leichtsinnig über den Platz läuft, ist Balthasar fertig geworden. Behutsam stellt er das kostbare Gebilde vor sich auf, streichelt es mit den Händen, liebkost es mit den Augen. Er schmunzelt und wiegt den Kopf. Die ihn kennen, wissen dann allemal, der Balthasar Permoser ist zufrieden mit seinem neuen Werk.

Nun aber einen Schuß kühle Morgenluft hineingetrunken in den übernächtigen Körper! Nachher, wenn die Schüler kommen, heißt es klaren Blick und ruhige Nerven haben. Wieder greift er nach Mantel und Degen, wieder geht sein Weg der Elbe zu. Aber mitten auf dem Platz, da, wo heute nacht Emale unter seinen Mantel geschlüpft ist, hält der Meister einen Augenblick, ertappt sich aber gleich darauf selber, macht mit der Hand eine unbestimmte Bewegung und schreitet weiter.

Bald darauf kommen sie an, die jungen Scholaren der edlen Steinmetzkunst, der elegante Alfang aus Wien mit seinem Freund, dem nicht minder kecken Georg Raphael Donner. Da tänzelt auch Louis François Roubillas um die Ecke, der zur Arbeit geht wie zu einem Stelldichein, immer kokett, immer den Kopf voller Leichtsinnigkeiten. Benjamin Thomae kommt zu spät, wie stets. Auf den rechnen die anderen schon gar nicht. Er kann nicht aus dem Bett heraus, obgleich der Meister über alles die Pünktlichkeit liebt. Und im Sturmschritt naht Valentin Schwarzenberger, der aufgeschossene Junge mit seiner kühnen Stirn und dem langen, dunklen Haar. Paulus Egell, der Geselle aus Mannheim, redet dauernd auf ihn ein, doch Valentin Schwarzenberger darf nicht zu spät kommen.

Fast gleichzeitig betreten sie alle zusammen die Werkstatt, auf den Lippen schon den Morgengruß für den vergötterten Meister. Doch das Nest ist ausgeflogen. Stumm grüßen nur die steinernen Figuren. Ein Barett fliegt zwischen ihnen durch, sie rühren sich nicht. Man nimmt sich also Zeit, nach Meißel und Hammer zu suchen, die Zeichnungen zu holen, Zirkel und Brett.

Und Louis François Roubillas stößt plötzlich einen Schrei der Bewunderung aus. Auf dem Arbeitstisch des Meisters hat er ein kleines Wunder entdeckt.

Darum also ist er fort! Er hat gearbeitet die ganze Nacht. Ehrfürchtig hält Roubillas die kleine Elfenbeinschnitzerei in der Hand. Eine Nymphe ist es, mit zierlich schmalem Gesichtchen, wundervoll die kleinen Lippen wie Halbmonde geschwungen.

„Zum Küssen! Wirklich zum Küssen!" ereifert sich Georg Raphael Donner.

Die hohen, schlanken Schenkel schimmern lockend durch ein dünnes, hauchfeines Gespinst, das den biegsamen Körper umflattert, wie die Rosenblätter eine Knospe.

Und der begeisterte Benjamin Thomae ruft den Gesellen herzu. Paulus Egell ist Autorität. Und er weiß es. Bedächtigen Schrittes kommt er aus der Ecke heraus, wo ihm Valentin Schwarzenberger eben ein neues Modell vorgezeichnet hat.

„Holla, ihr tut ja so, als sei über Nacht Permosers Meisterwerk entstanden!"

„Ja, schau' nur, schau'!"

Und Paulus Egell erbleicht. Narrte ihn eine lächerliche Vorstellung? Das war doch — das ist doch — — — Er will die Figur verbergen, er lenkt ab: „Der Meister kommt!"

Aber Valentin Schwarzenberger ist schon herzugetreten. Ein Blick, dieses Gesichtchen! Fassungslos starrt er den Gesellen an.

Der aber hat sich umgewandt, den Meister zu grüßen, der eben wohlgelaunt, frisch und aufgeräumt die Werkstatt betritt. Balthasar sieht den Valentin Schwarzenberger seine Figur in der Hand halten, blickt aber durch ihn hindurch, als sei er Luft.

„Guten Morgen, Freunde! Noch nicht in der Arbeit? Der Tag ist zu Ende, ehe er noch begonnen hat, wenn man ihn verträumt!"

Alfang hat Mantel und Degen aufgefangen. Nur Schwarzenberger steht immer noch da, die herrliche Elfenbeinnymphe in der Hand. Ihm ist, als müsse er ersticken. Seine langen Haare kleben plötzlich. Er stammelt heiser und Antwort heischend: „Meister?"

Der aber, sorglos und fröhlich: „Kennt Er die Emale wieder?"

Da, keiner weiß zu sagen, wie rasch das alles gekommen, springt Valentin Schwarzenberger zwei Schritte vor, ergreift einen Hammer und schlägt wortlos auf die Figur ein, immerzu, daß die Stücke in winzigen Teilchen im ganzen Raum umherspringen.

Balthasar Permosers Hände beben. Jähes Überraschen malt sich auf den Gesichtern der erschrockenen Schüler. Halblaut ruft Egell: „Valentin!" Der Meister ist unberechenbar. Egell sieht, wie auf dessen Gesicht die Zornader anspringt. Der Meister ist jähzornig wie kaum einer. Noch einmal: „Valentin!"

Aber der hört nicht. Schlägt zu, schlägt immer noch in sinnloser Wut auf den kleinen Marmorsockel ein, auf dem die zierliche Nymphe gestanden hatte.

Da fällt ihm der Meister in die Arme. Knirschend springt ein Wort aus seinem Munde:

„Mörder!"

„Verführer!" gellt es zurück.

Valentin Schwarzenberger ist in diesem Augenblick ein Mann geworden. Flammend sehen die beiden sich in die Augen. Schön wie der steinerne Jüngling aus Hellas steht Valentin Schwarzenberger da, ein junger Mars, ein kleiner Gott der Rache.

Aber es geschieht das Wunder, daß der Meister wie geistesabwesend zu lächeln beginnt.

Was geht ihn noch die kleine Emale an, aus Elfenbein geschnitzt und nun tot? Der so vor ihm steht, trägt ihre Gestalt wie einen Altar in seinem Herzen und kämpft wie ein Held um sie, er, der eben noch ein Junge war.

Etwas ganz ungewohnt Mildes liegt in Balthasars Stimme: „Gut so, mein Sohn! Ausgezeichnet, mein Sohn! Aber ich habe Ihm doch etwas zu beichten, Schwarzenberger. Was sonst nicht in meiner Art liegt, nämlich das, was Er da vom Verführen erzählt hat, das nämlich hab' ich Ihm selber überlassen. Versteht Er? Aber mit Recht und Gewissen, wenn ich es mir ausbitten darf! Versteht Er? Er kann Sein Gesellenstück machen, wenn Er Lust hat zum Heiraten. Und ich stelle Ihm die Aufgabe, die Nymphe Emale zu modellieren. Hat Er verstanden?"

Langsam senkt sich der Arm des Jünglings da vor ihm, langsam entspannt sich Valentin Schwarzenbergers Gesicht. Eine neue Röte brennt ihm die Wangen hinauf, aber es ist nicht die Glut des Zornes. Er senkt den Kopf immer tiefer, und plötzlich liegt er auf den Knien vor dem verehrten Meister und küßt seine Hand, ehe der es ihm wehren kann: „Schon gut, mein Sohn!"

Aber im gleichen Augenblick zu den anderen gewandt: „Na, was glotzt ihr da in den Tag hinein? Hammer und Meißel her, Ihr Windhunde! Balthasar Permoser hat zu arbeiten."

Und nach einer Pause: „Noch anderes als kleine Nymphen, nicht wahr, Schwarzenberger?"

Aber von dem kommt keine Antwort. Nur ein Hämmern dröhnt durch den Raum, denn Valentin Schwarzenberger, der Mörder, wird bald schon ein Geselle sein.

ZUM NACHDENKEN

Magisches Quadrat.

A	A	A	H
L	L	L	N
N	N	N	O
O	O	O	Z

Frauenname
Sauerstoff
Verdienst
Frauenname

Buchstaben-Suchrätsel.

. s . u a n
. r . p s t
. u . v e r
. p . c h e
. a . t e r
. ä . l e r
. d . a r d
. ä . c h e
. o . d o n

Werden nebenstehende Wortteile richtig ergänzt, so ergeben die Punktzeilen, von oben nach unten, zwei Gebietsteile eines europäischen Staates.

Ersatzrätsel.

Elbe — Sturm — Kegel — Korn — Haus — Havel — Eule — Essen — Wald.

Vorstehende Wörter sind durch Änderung je eines Buchstabens in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben bezeichnen aneinandergereiht eine Oper von Richard Wagner.

Kammrätsel.

1	2	3	4	5	6	7
7		1		2		4
7		9		7		4
8		10		10		7

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß der Rücken des Kammes einen berühmten Philosophen bezeichnet und die Zähne: 1. Mosel-Nebenfluß, 2. Berg bei Innsbruck, 3. Halbedelstein, 4. Mädchenname.

Magisches Diamanträtsel.

Die Buchstaben:
a a d d e e e e e e g l l l l l l o
o o o p s s t
sind so in die Felder der Figur einzustellen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen ergeben: 1 Konsonant, 2 Gewässer, 3 antikes Frauengewand, 4 männlicher Vorname, 5 Lobrede, 6 Bier, 7 Konsonant.

Homonym.

Es ist ein Tier und stets galant,
Fließt aber auch im deutschen Land.

Steinkreis.

DER DEN BBE IBT EDE MAN GRA EDE LST INS EBT LST EIN TAU BLE EIN

Pyramidenrätsel.

Die Felder sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß die sechs wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, wobei jedes folgende Wort aus den Buchstaben des vorangehenden Wortes durch Hinzufügen eines neuen Buchstabens entsteht. Es bedeutet: 1 Konsonant, 2 Spielkarte, 3 Teil des Baumes, 4 Vorbedingung zur Ernte, 5 Kartensammlung, 6 vulkanisches Gestein, 7 religiöser Ort.

Der Krawattenfanatiker.

Herr Schlips besitzt 73 Krawatten und 3 Krawattennadeln, außerdem 5 Anzüge, alle untereinander verschieden. Er will mit Bezug auf die genannten Dinge jeden Tag in einer anderen Aufmachung erscheinen, ehe er sich etwas Neues anschafft. — Wie lange ist es nun Herrn Schlips möglich, aus seinem Vorrat ohne Wiederholung jeden Tag eine andere Zusammenstellung von Anzug, Krawatte und Nadel zu wählen?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4295.

Silbenrätsel: 1 Daniel, 2 Erika, 3 Rachitis, 4 Wagehals, 5 Offiziant, 6 Rotterdam, 7 Tivoli, 8 Eparch, 9 Sahara, 10 Ilmenau, 11 Norwich, 12 Dogge, 13 Gratulation, 14 Eberhard, 15 Nagel, 16 Ubangi, 17 Gulasch, 18 Generalität, 19 Erna, 20 Walstatt, 21 Egge, 22 Champignon, 23 Spiritus, 24 Enschede, 25 Lithograph, 26 Tataren. — „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehn!"

Leiterrätsel: Senkrecht: 1 Betrug, 2 Elegie, 3 Hellas, 4 Vulkan, 5 Nassau; wagerecht: 6 Beethoven, 7 Gneisenau.

Kreuzworträtsel „Turm": Wagerecht: 7 Udine, 8 Prior, 9 Mississippi, 12 Kap, 13 Tee, 14 Ra, 16 ah, 17 Amur, 18 Mär, 21 Achenbach. 25 As, 28 Ai, 29 Ei, 30 Helgoland, 33 du, 34 Tor, 38 Ger, 40 Lot, 41 Ale, 43 Alp, 44 nie, 45 Lie, 46 rar, 47 der; senkrecht: 1 Turm, 2 Riesa, 3 Reni, 4 Apis, 5 Lippe, 6 Brei, 10 Spruch, 11 Ithaka, 15 Ar, 17 Ada, 19 Reh, 20 in, 22 Essig, 23 Babel, 24 Fehde, 25 Aal, 26 Aja, 27 Anden, 31 Euterpe, 32 niemand, 34 Talar, 35 Rotor, 36 egal, 37 Meer, 39 Eli, 42 Lie.

Zifferblatträtsel: Gas, As, Ast, Gast, Stein, Gastein, ein, eins, einst, Ei, in, Einstein.

Unbekannte Nordseebäder.

Ein guter Kenner der Nordseeküste schreibt der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung (Berlin W 35, Potsdamerstraße 121 B): Zuerst sei eines reizenden, ganz ursprünglichen Friesendorfes gedacht: Nebel auf der nordfriesischen Insel Amrum, das Kirchdorf der großen Frieseninsel, unmittelbar am Ostrand gelegen. Seine kleinen, wohnlichen Häuser von friesischer Bauart und sprichwörtlicher Sauberkeit sind überschattet von hohen Bäumen. Aus der Mitte des Dorfes ragt die ehrwürdige gotische Kirche aus dem 11. Jahrhundert empor. Die Bewohner sprechen noch das Altfriesisch ihrer Ahnen, der einst berühmten Seefahrer, und die Frauen tragen noch die alte bunte Heimattracht, unverändert seit Jahrhunderten. Landwirtschaft und Fischerei schaffen frische Lebensmittel. Unterkunft kostet 1 bis 1.50 RM. für Tag und Bett. Kurtaxe wird nicht erhoben; nur 10 Pfg. den Tag für Verbesserung der Badeeinrichtungen. Ein Nordsee-Sanatorium liegt inmitten des Dorfes. Wer nicht an dem sanften Oststrand baden will, kann sich auf Kniepsand, dem Strand der offenen Nordsee, den Fluten anvertrauen; dorthin führt ein idyllischer Weg durch Heide, Kiefernforst und tiefe Dünentäler. Zahlreiche prähistorische und altgermanische Naturdenkmäler bestehen noch in Nebels Nähe, darunter der einzige, erhaltene Wiking-Friedhof. Nordseebad Nebel ist bequem zu erreichen, entweder auf dem direkten Landweg Hamburg—Niebüll—Dagebüll, und von dort mit dem Dampfer über das Stille Watt nach der Insel Amrum, oder über den Sylter Damm bzw. zu Schiff über Helgoland nach Sylt, von dort mit Fährdampfer nach Amrum. — Amrum besitzt noch ein zweites kleines, unbekanntes Bad: Süddorf, das mitten auf der Insel als älteste Siedlung liegt. Das im 9. Jahrhundert gegründete Dorf hat sich erst 1926 als Bad eingerichtet. Süddorf liegt dem Ost- und Weststrand der Insel gleich nahe. Wohl bietet es nur bescheidene, doch reinliche Unterkunft, aber seine tiefe Ruhe, sein eigenartiger, von der Patina des Alters schimmernder Charakter wird manchem, der Ruhe und Frieden am Nordseestrand sucht, sicher sehr reizvoll scheinen. Süddorf hat keine Kurtaxe, freies Bad, hübsche Zimmer in freundlichen strohgedeckten Friesenhäusern und Pensionsmittagstisch. Reise wie nach Nebel. — Ein anderes Reiseziel für Ruhe und Ländlichkeit Suchende ist Nieblum auf Föhr, ein Nachbarort des Nordseebades Wyk auf Föhr, mit dem es durch eine Autobuslinie verbunden ist. Seit drei Jahren ist auch Nieblum Nordseebad. Hohe Bäume, Äcker und Wiesen lassen kaum ahnen, daß man auf einer der mit Unrecht sogenannten „kahlen und baumlosen" Nordseeinseln ist. Nieblum ist sehr still und infolge seines sanften Klimas besonders für den Aufenthalt von zarten Naturen und Kindern geeignet. — Auch Sylt besitzt mehrere solcher kleinen idyllischen, unbekannten Orte, die heute alle zur Aufnahme von Kurgästen eingerichtet sind. Sehr reizvoll ist das alte Dorf Braderup zwischen Wenningstedt und Munkmarsch. Der Ort liegt hoch auf blühender Heide und gewährt schöne Aussicht auf Meer und Insel. Keine Kurtaxe. Bequem ist der Badestrand von Westerland zu erreichen — eine willkommene Abwechslung in der tiefen ländlichen Ruhe Braderups. — Wenige Reisende nach Sylt wissen, daß der Landeplatz der Seedampfer Hörnum auch ein Kurort ist. Die Hapag hat hier schöne Logierhäuser errichtet, die beste Verpflegung bieten. Hörnum hat herrliche Dünen und weiten Badestrand. — Auch Ostfriesland und Oldenburg haben wie die nordfriesische Inselwelt eine Reihe kleiner Orte, Bäder, die im Schatten der großen Bäder mit bekannten Namen ein verborgenes Dasein führen, obgleich ihre schöne Lage sie dies gewiß nicht verdienen läßt. Z. B. Eckwarden, bequem von Wilhelmshaven in 20 Minuten Dampferfahrt oder mit der Kleinbahn von Nordenham zu erreichen, wird von Süden, Westen und Norden von der Nordsee bespült, seine Luft ist daher besonders ozonhaltig. Schöne Spaziergänge bietet das reizende „Butjadinger Land", in dem Eckwarden liegt, diesem fruchtbaren Marschland zwischen Weser und Jade. Im Mittelalter bildete dies Ländchen einen eigenen friesischen Staat, war eins der berühmten „sieben Seelande". An diese ferne, große Zeit erinnert noch die alte, ehrwürdige Kirche. — Unweit von Eckwarden liegt Tossens. Auch dieser Ort hat hübsche Hotels, Pensionen und Privathäuser mit möblierten Zimmern. Eine kleine Kurabgabe berechtigt zu freien Bädern. Es ist ein freundliches, charakteristisches Marschendorf von altfriesischer Bauart. — Auch Burhave gehört zum Kranz dieser hübschen kleinen Nordseebäder. Es hat bequeme Verbindung über Bremen und Nordenham mit der Butjadinger Kleinbahn, oder von Bremerhaven mit dem Dampfer über Nordenham. Eine kleine, gestaffelte Kurabgabe wird erhoben. Burhave ist ein junges, rasch aufblühendes Nordseebad. Es liegt in der Nähe der Wesermündung an der oldenburgischen Nordseeküste. Vom Dorf führt eine schattige, gepflasterte Straße in 15 Minuten zum Strand. Von allen drei genannten Bädern hat man die beste Gelegenheit zu Ausflügen zur See, wie nach Helgoland und den Ostfrieseninseln. — An der Strecke Bremen — Oldenburg — Wilhelmshaven liegt das Dangaster Moor, die Bahnstation des halbinsular gelegenen Nordseebades Dangast. Seine Brandung ist stark, da es gegen Westen liegt und im Nordseegebiet Westwinde vorherrschen. Dangast hat neben einem Konversationshaus auch ein Seewasser-Warmbad. Hohe, schattenspendende Bäume umstehen die bequemen Logierhäuser. In Dangasts Hinterland liegt der interessante oldenburgische Urwald. — Schließlich seien noch zwei fast unbekannte Nordseebäder genannt: Hooksiel und Greetsiel. Hooksiel ist mit Wilhelmshaven und Jever (Ostfriesland) durch eine Autobuslinie verbunden. Das kleine Nordseebad liegt in landschaftlich schönster Gegend des Jeverlandes, direkt am Jadebusen. Der Badestrand wird von den außerhalb des Deiches sich erstreckenden Wiesen gebildet, an die das Meer zur Flutzeit herantritt. Kurabgabe wird nicht erhoben. Beliebt sind in Hooksiel Fahrten zur See, zum Fischfang und zur Wasserjagd. — Greetsiel ist ostfriesisch und von dem altertümlichen Emden in einer Stunde Bahnfahrt zu erreichen. Ein echt friesischer Ort, der das Gepräge eines Fischer- und Schifferhafens hat. Nicht weit entfernt liegen die großen Knyphausenschen Wälder. — In allen genannten Orten ist volle Pension schon von 5 RM. an zu haben. Überall ist Postamt, Telegraph, Badearzt, Apotheke usw., zum größten Teil direkt am Ort, sonst alles dies in unmittelbarer Nähe. W. N.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

Illustrirte Zeitung

Helwig-Strehl

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4297. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 21. JULI 1927

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD ALTHEIDE KUR-PENSION VIKTORIA. Erstkl., best. Lage.

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gut bürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD KUDOWA KURPENSION SAN REMO. Gemütlicher Aufenthalt, mäßige Preise.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens.. Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz. Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.-u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF, erstklassig und solid.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus., alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus, moderner Komfort.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges. Fließend warm. u. kalt. Wasser.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Allemod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m! Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG. Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlingen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ. (520 m) Pensionshaus Waldschlößchen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

HOHEGEISS (HOCHHARZ) Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. R. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

STOLBERG (SÜDHARZ). HOTEL PREUSSISCHER HOF.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort. beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer, moderner Komfort.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge. Jahresbetrieb. Prospekte.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo ((Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten, prächtige Lage.

SCHWEIZ

AROSA. EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL RHÄTIA u. VILLA GERMANIA. Erstklassig, moderner Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig, staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

CELERINA BEI ST. MORITZ. HOTEL CRESTA-PALACE. Komfort. Familienhotel. 200 Betten.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS. PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließendes Wasser.

PLATZSANATORIUM f. Leichtkranke. Pension ab 17.- Frs.

NEUES SANATORIUM für alle Formen der Tuberkulose.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PENSION MEROLA. Sonnige Lage am Wald.

EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich, Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12.50.

HOTEL VIKTORIA. Familienhotel ersten Ranges. 250 Betten.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

ST. MORITZ-SILVAPLANA. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhaus.

TARASP & VULPERA. Das ideale Kurbad im Engadin. Weltbek. Mineralquellen, Höhenluft u. Sonne. Prospekt Nr. 29 gratis.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4297. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 21. Juli 1927.

Internationales Tanzturnier in Bad-Nauheim. Zu dem Internationalen Tanzturnier, das sich am 25. Juni im Kurhaus Bad-Nauheim abspielte, hatten sich namhafte Amateurpaare eingefunden, die dem zahlreich erschienenen Publikum das fesselnde Schauspiel ausgezeichneter tänzerischer Begabung und -Bildung boten. Die Siegerpaare sind folgende: Bäderklasse: 1. Preis: Herr Lohr—Frl. Köhler-München. 2. Preis: Herr Dr. Scheel—Frau Boelsen-Frankfurt a. M. 3. Preis: Herr Staatssekretär Dr. Euler—Frl. Schidel-Frankfurt a. M. B-Klasse: 1. Preis: Herr Kienz—Frl. von Chrustschoff, Schwarz-Weiß-Klub, Karlsruhe. 2. Preis: Herr Jacoby—Frl. Brinitzer, Rot-Weiß-Klub, Frankfurt a. M. 3. Preis: Herr Müller—Frl. John, Rot-Weiß-Klub, Bad-Nauheim. A-Klasse: 1. Preis: Herr Ali Bey—Frl. Gutmann, Türkei-Deutschland. 2. Preis: Herr Dannenberg—Frl. Nöltner, Rot-Weiß-Klub, Frankfurt a. M. 3. Preis: Herr Kienz—Frl. von Chrustschoff, Schwarz-Weiß-Klub, Karlsruhe. Sonderklasse: Meisterschaft von Hessen und Bad-Nauheim: Herr Grünberg—Frl. Jurmann, Rußland-Deutschland. 2. Preis: Herr Leichsenring—Frl. Berthold, Blau-Gold-Klub, Dresden. 3. Preis: Herr Dr. Neuroth—Frl. Koeppel, Gelb-Schwarz-Kasino, München. 4. Preis: Herr Dr. Term Bunnag—Frl. Avruschenko, Siam-Schweiz. Die technische Durchführung des Tanzturniers, die unter der Oberleitung von Herrn A. P. Hartmann-Emersen stand, fand den lebhaften Beifall aller Teilnehmer.

Allgemeine Notizen.

Die Vierhundertjahrfeier der Universität Marburg ist jetzt im einzelnen festgesetzt: Am 29. d. Mts. wird ein Denkmal für die gefallenen Marburger Dozenten und Studenten enthüllt; abends Fackelzug und Schloßbeleuchtung. Tags darauf findet die feierliche Begrüßung durch die Behörden und die Vertreter der Hochschulen statt. Der Nachmittag ist der Übergabe dreier neuer Institute gewidmet: der Kunsthalle, der Kinderklinik und der Ohrenklinik. Abends: Festessen und Konzert. Am 31. Juli vormittags Ehrenpromotionen. An den historischen Festzug am Nachmittag schließt sich ein von der Stadt Marburg dargebotenes Volksfest an. Mit einem großen Kommers endet die Jubiläumsfeier.

Eine internationale Vereinigung für Lautwesen ist unter dem Vorsitz von Professor Wilhelm Doegen, dem Schöpfer und Direktor der Berliner Laut-Bibliothek, ins Leben gerufen worden; sie erstrebt den Zusammenschluß aller an den Problemen des Lautwesens interessierten Kreise und erblickt ihre Aufgabe in der Förderung des Lautwesens auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft, der Medizin, Kriminalistik, Unterricht, Musik usw. auch in kultureller und volksbildnerischer Beziehung.

Das Germanische Museum in Nürnberg wird am 17. und 18. August d. J. das Fest seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens feiern. Es hat sich mit seinen nahezu 200 Ausstellungsräumen, die sich um mehr als ein Dutzend größerer und kleinerer Höfe gruppieren, zu dem größten und reichhaltigsten aller historischen Museen der Länder deutscher Zunge entwickelt. Und das ist um so staunenswerter, als es nicht etwa aus einer jener reichen fürstlichen Kunst- und Altertümer-Sammlungen, wie sie seit dem 16. Jahrhundert entstanden, erwachsen ist, sondern als eine freie Stiftung allezeit und bis zur Stunde seine sämtlichen Erwerbungen und alle Um- und Neubauten aus freiwillig gewährten Spenden und Stiftungen bestritten hat. Eben auf dieser Organisation aber, auf diesen zu Pflegschaften zusammengeschlossenen Mitgliedschaften beruht vornehmlich die hohe Volkstümlichkeit des Germanischen Museums, und es ist zu hoffen — und diese Hoffnung hat sich zum Teil auch bereits erfüllt — daß die Liebe des deutschen Volkes zu seiner ureigensten Schöpfung sich in diesem Jubiläumsjahr mit erneuter Kraft fruchtbar erweisen und sich in opferfreu-

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1.

digen Stiftungen zur Ehre des deutschen Namens und der großen deutschen Vergangenheit betätigen werde.

Die Institute für Pflanzenbau der deutschen Hochschulen bzw. Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Gießen, Göttingen, Halle, Hohenheim, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, München haben sich zu einer „Reichsarbeitsgemeinschaft der Pflanzenbauinstitute an Deutschen Hochschulen“ zusammengeschlossen, um Doppelarbeit zu vermeiden und wichtige Ackerbaufragen rasch zu lösen.

Von unschätzbarem Wert für die Gesundheit ist eine Brunnen-Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Die hervorragenden Erfolge mit diesem heilsamen Brunnen stützen sich auf eine mehr als 200jährige Erfahrung. Wer sich nicht wohl fühlt, besonders wer an Rheumatismus, Gicht, schlechter und fehlerhafter Blutbeschaffenheit, Blutarmut, Mattigkeit oder Nervosität leidet, sollte zu Hause eine Trinkkur mit Lauchstädter Brunnen machen. Bei Zucker- und Nierenleiden ist dieser ausgezeichnete Brunnen als Kurgetränk ebenfalls sehr zu empfehlen. Eine Haustrinkkur mit Lauchstädter Brunnen ist vor allem auch für die zahllosen halbkranken, vervösen und überanstrengten Menschen von besonderem Nutzen. Auf einfache, billige und bequeme Art und ohne Berufsstörung kann jeder den Lauchstädter Brunnen mit seiner Familie zu Hause trinken, zur Förderung der Gesundheit, zur Auffrischung des Blutes, zur Stählung des Körpers und zur wirksamen Vorbeugung gegen mancherlei Krankheiten. Auch Gesunde tun gut, zeitweise eine Trinkkur mit Lauchstädter Brunnen zu gebrauchen, da hierdurch das Blut verbessert und der Körper widerstandsfähig gegen gewisse Krankheiten wird. Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch Apotheken, Drogenhandlungen, Mineralbrunnen-Geschäfte oder direkt durch den Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt (Thüringen), von dem auch Brunnen- und Heilberichte kostenlos erhältlich sind.

Der Blaue Harzführer, offizieller Wegweiser des Harzer Verkehrsverbandes, ist das einzige Harzwanderbuch, das auch die sehenswertesten Punkte des Harzes in schönen Bildern (130) zeigt, alljährlich in neuer, durchgesehener Auflage erscheint und besonderen Wert auf zuverlässige Hotelpreise legt. Die 50 guten Routenkärtchen erhöhen den Wert dieses praktischen Harzführers, der für 1.20 RM. durch alle Buchhandlungen und vom Verlag E. Appelhans & Comp. in Braunschweig zu beziehen ist.

Illustrirte Zeitung

IN DER KNEIPE

GEMÄLDE VON HANS BEST

Auf der Trümmerstätte eines zerstörten Hauses in Berggießhübel: Ortseinwohner beim Wäschewaschen in dem auf der Straße fließenden Wasser. Links: Ein von der Hochflutwelle verwüstetes Haus in der Stadt Berggießhübel, in dem allein neun Todesopfer zu beklagen sind.

Links: Blick auf eine vom Unwetter schwer betroffene Straße in Berggießhübel. Rechts: Aufräumungs- und Bergungsarbeiten in der Stadt Gottleuba, die gleichfalls unter der Katastrophe arg zu leiden hatte: Nach dem Unglücksgebiet entsandte Reichswehrmannschaften bei der Hilfeleistung.

Links: Ein augenfälliges Beispiel für die ungeheuere Gewalt des Hochwassers: Fortgeschwemmte und verbogene Eisenbahngleise. Rechts: Die Beisetzung der Katastrophenopfer in Berggießhübel.

Von der über das östliche Erzgebirge hereingebrochenen Wolkenbruchkatastrophe: Die furchtbare Wirkung des Unwetters.

ÜBER PSYCHISCHE HYGIENE

VON PROFESSOR DR. PHIL. ET MED. ERICH STERN, GIESSEN

Aufgabe der Medizin ist es nicht nur, Krankheiten zu heilen, sondern auch, ihnen vorzubeugen, ihnen gleichsam den Boden, die Möglichkeit zu entziehen. Das kann auf doppeltem Wege geschehen: einmal dadurch, daß man die Menschen widerstandsfähiger zu machen sucht, ihre Kräfte und Abwehrkräfte ausbildet, zum andern aber dadurch, daß man die äußeren Verhältnisse umzustimmen sich bemüht, günstigere Lebensbedingungen schafft. Beide Wege werden im allgemeinen miteinander verbunden werden müssen; allein dadurch werden Erfolge zu erreichen sein. Während sich der Heilarzt fast immer an den einzelnen Menschen wendet, ihm Gesundheit bringen will, wendet sich der Vorsorgearzt, der Hygieniker, an die Massen; ihnen gilt seine Arbeit. Überblicken wir die Entwicklung in den letzten hundert Jahren, so wird man zugeben müssen, daß die Hygiene Großes geleistet hat. Zahlreiche Seuchen, die in früheren Jahrhunderten wüteten und die Bevölkerung dezimierten, sind fast ganz verschwunden und vielen von uns kaum noch dem Namen nach bekannt; andere sind seltener und weniger verheerend geworden. Aber noch immer bleibt genug zu tun: man denke etwa an die Bekämpfung der Tuberkulose oder der Geschlechtskrankheiten, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit eine ungeheure Zunahme erfahren haben.

Hat sich die Hygiene vorwiegend mit der körperlichen Gesundheit und mit der Bekämpfung der körperlichen Erkrankungen beschäftigt, so heißt es doch, festzuhalten, daß auch das Seelenleben der Pflege, der Hygiene bedarf, daß es auch hier gilt, Störungen vorzubeugen, Krankheiten zu vermeiden, Abwehrkräfte ins Spiel zu setzen, den Menschen kräftig und widerstandsfähig zu machen, ihn für das Leben zu ertüchtigen; mit anderen Worten, wir brauchen auch eine psychische Hygiene, die sich die Frage nach den Ursachen seelischen Versagens vorlegt, und die den Kampf gegen diese Ursachen aufnimmt.

Sehen wir hier von den schweren Geistesstörungen ab, die jede Schaffensmöglichkeit aufheben, und die zum größten Teil dauernde Anstaltspflege erforderlich machen, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit vor allem auf die nervösen Störungen — worunter man, es wird noch darauf zurückzukommen sein, ganz Verschiedenes versteht — und auf die Verwahrlosungserscheinungen richten; diesen beiden vielfach miteinander in Beziehung stehenden Gruppen gilt in erster Linie die Arbeit, die eine psychische Hygiene zu leisten hat; außerdem aber kommt es ihr ganz allgemein auf die Erhöhung der geistigen Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit an.

Es ist häufig die Frage aufgeworfen worden, ob die „Nervosität", die psychisch-nervösen Störungen eine Erscheinung unserer Zeit seien, oder ob sie nicht zum mindesten in ihr eine große Häufung erfahren haben. Die Ansichten schwanken. Daß es nervöse Zustände immer gegeben hat, ist gewiß, wenn sie früher auch andere Bilder zeigten, anders aufgefaßt und behandelt wurden. Daß aber in unserer Zeit manches liegt, was nervöse Störungen begünstigt, wird nicht verkannt werden dürfen. Die innere Unruhe, die dauernde Spannung und Erregung, in der wir heute leben, der scharfe Kampf um das tägliche Brot, das Anstrengen aller Kräfte, der Verkehr, das Hasten und Treiben auf den Straßen müssen den Menschen „nervös" machen. Aber anderes kommt hinzu: die Richtungslosigkeit unserer Zeit, der Mangel einer festen Weltanschauung, das Fehlen großer verpflichtender sittlicher Ideen, das Schwinden religiöser Bindungen müssen in der gleichen Richtung wirken. Da finden wir die Menschen, deren Leben jedes Sinnes entbehrt, die an nichts mehr Freude haben; da sind die Überanstrengten und Übermüdeten, die es trotz höchster Kraftanstrengung doch nicht vorwärtsbringen, oder die Überempfindlichen, die den Reizen des täglichen Lebens nicht gewachsen sind, die vor dem Leben fliehen, die sich zurückziehen und scheu und in vornehmer Weltabgewandtheit ihre Tage verbringen, oder die Verbitterten, die nur sehen, was andere haben und erreichen, und die damit ihre kärglichen Erfolge vergleichen; da sind die Haltlosen, die hin und her geworfen werden und nirgends bleiben können, da die Massen Arbeitsloser, die sich in Sorgen verzehren, da die Anspruchsvollen, denen nichts genügt, die nach Abwechslung und Zerstreuung, nach immer neuen Reizen verlangen — und manche andere Typen.

Die zweite Gruppe bilden die Verwahrlosten. Vielfach handelt es sich bei ihnen um psychisch nicht normale Individuen; zum Teil sind es Schwachsinnige, Imbezille und Debile, zum Teil Psychopathen, die in die Verwahrlosung hinabsinken, von den Geisteskranken oder den Epileptikern abgesehen. Sieht man einmal die Zahlen an, die über die Verteilung Kranker und Gesunder innerhalb der Verwahrlosten berichten, so wird man erstaunt sein, wie wenige als gesund, als normal bezeichnet werden können. Zu den Verwahrlosten gehören die Schulschwänzer, die jugendlichen Diebe und Vagabunden, die Arbeitsscheuen und Aufsässigen, die Betrüger und Bettler, die Rohen, die Tierquäler, die Alkoholiker, die Herumtreiber usw.: von den einfachen Erscheinungen bis zur schwersten Kriminalität eine Linie.

Und was soll die psychische Hygiene hier leisten? Sie soll nicht allein den nervösen Störungen vorbeugen und das soziale Abgleiten verhüten, sie soll nicht allein Hemmungen und Widerstände schaffen, sondern zugleich auch positiv wirken, Kräfte frei machen, zur Leistung erziehen, den Menschen lebensfroh und lebenstüchtig machen, sie soll ihn ermutigen, seine Freude an allem Schönen und Reinen entfalten.

Suchen wir die wesentlichsten Momente, die hemmend und störend in das Leben eingreifen, zu beschreiben. Zwei Reihen müssen wir unterscheiden: die im Menschen selbst liegende Veranlagung und die Fülle der Außenweltreize. Die Anlage bekommt der Mensch mit auf die Welt, sie stellt das Erbe seiner Eltern und, darüber hinaus, seiner Vorfahren dar. So wird auch in vielen die Anlage zu psychisch-nervösen Störungen liegen, und wir finden ja in der Tat nicht allzuselten, daß sich bei den Kindern ähnliche Symptome wiederfinden, wie die Eltern sie bereits zeigen. Allerdings muß man hier sehr vorsichtig sein in der Beurteilung. Kinder nervöser Eltern haben nicht nur eine schlechte Anlage mitbekommen, sie leben auch in einem ungünstigen Milieu, sie sehen die „Nervosität" der Eltern ständig vor sich. Das darf indessen nicht hindern, die Bedeutung der Veranlagung in vollem Umfange zuzugeben: über das Schicksal eines Menschen ist weitgehend schon vor seiner Geburt bestimmt. Auf die Anlagen selbst können wir nur schwer einwirken, und so bleiben nur zwei Möglichkeiten: die eine, die Änderung des Milieus, wird noch zu besprechen sein; die andere besteht in der Vorsorge vor der Geburt, vor Beginn der Entwicklung, also in dem, was man heute als „Rassenhygiene" bezeichnet, der Ausschaltung belasteter und schlecht veranlagter Individuen von der Fortpflanzung. Daß diese auch psychische Hygiene sein und der Geburt nervöser und zur Verwahrlosung disponierter Individuen vorbeugen kann, dürfte nicht zweifelhaft sein, wenn man gegen die Vorschläge, die für die Durchführung der Rassenhygiene gemacht werden, auch schwere Bedenken nicht unterdrücken kann.

Für uns sehr viel wichtiger ist die Berücksichtigung der Milieuverhältnisse; denn auf diese können wir tatsächlich in weitem Umfange einwirken. Drei Gruppen von Umweltfaktoren müssen wir unterscheiden: auf den Menschen wirkt die ihn umgebende Natur, auf ihn wirken die Menschen, mit denen das Leben ihn in Berührung bringt, und mit denen gemeinsam er es führt, und auf ihn wirkt endlich die Kultur, deren Geist er atmet. Der moderne Mensch, vor allem der Großstädter, hat zur Natur keine engen Beziehungen mehr, die Natur ist ihm fremd geworden, und damit hat er sich eines wesentlichen Mittels beraubt, das erholend, beruhigend und ausgleichend zu wirken imstande ist; vor allem bleiben gefühlsmäßige Einstellungen, die für die gesamte Lebenshaltung von größter Bedeutung sind, unentwickelt. Hier liegen für die psychische Hygiene wichtige Aufgaben: den Menschen wieder in Beziehung zur Natur zu bringen, ihm Naturerlebnisse zu vermitteln, ihn zu diesen zu befähigen. Hier ist an das Wandern zu erinnern, das nicht allein körperlich, sondern auch seelisch erholend wirkt. Es ist durchaus kein Zufall, daß gerade vom Wandervogel wesentliche Antriebe für eine Erneuerung des Lebens ausgingen. Aber weit darüber hinaus ist an die Bedeutung der naturalen Umwelt für die psychische Hygiene zu erinnern. Man denke nur daran, wie verstimmend und lähmend anhaltend schlechtes Wetter wirken kann, und wie belebend dann der erste schöne Tag ist! Oder man denke an den Einfluß des Klimas und der Landschaft: das Höhenklima wirkt bei psychischen Erschöpfungszuständen oft in überraschend kurzer Zeit erholend; die landschaftlichen Reize sind von gewaltigem Einfluß, wobei sich weitgehende individuelle Unterschiede zeigen.

Aber die Einflüsse der naturalen Umwelt treten doch an Bedeutung hinter denen der menschlichen und kulturellen Umwelt zurück. Wir können hier nur das Wesentliche kurz besprechen. Die wichtigste Gemeinschaft, in welcher der Mensch lebt, ist zweifellos die Familie. In sie wird das Kind hineingeboren; ihren Einflüssen ist es in den ersten Lebensjahren ausschließlich, in den späteren vorwiegend unterworfen; sie spielt auch für den Erwachsenen noch immer eine recht erhebliche Rolle. Wie nun, wenn die Familie fehlt, oder wenn die Familie ihre Aufgaben nicht voll zu erfüllen imstande ist; wie, wenn dauernde Kämpfe und Gegensätze die Menschen aufreiben und zermürben? Kein Zweifel, daß viele seelische Störungen in der Lockerung des Familienlebens ihre Wurzeln haben, in Ehezwistigkeiten, in die vielfach auch schon die Kinder hineingezogen werden. Die Neubelebung der Familie, die Weckung des Familiensinnes scheint mir daher für die psychische Hygiene von ganz besonderer Tragweite zu sein.

Wichtig ist vor allem auch die richtige Behandlung und Eingliederung der Kinder in die Familie. Damit streifen wir das Gebiet der Erziehung und der Erziehungsfehler. Wir wissen heute, von welcher Bedeutung die Eindrücke und Erlebnisse der frühesten Kindheit für die Gestaltung des gesamten Lebens des Menschen sind; auch wenn wir uns ihrer nicht erinnern, so sind sie doch in uns lebendig und wirksam. Gerade deshalb ist eine richtige Erziehung vom ersten Lebenstage an notwendig, eine Erziehung, die den Bedürfnissen des Kindes voll und ganz Rechnung trägt, die sich von einer falschen Verzärtelung ebenso fern hält wie von einer übermäßigen Strenge; in den Eindrücken der frühen Kindheit, besonders in der eigentümlichen Stellung des Kindes innerhalb der Familiengemeinschaft haben viele psychisch-nervöse Erkrankungen ihre letzte Wurzel. In der richtigen Behandlung des Kindes liegen daher wesentliche Aufgaben für eine psychische Hygiene; diese sind von besonderer Bedeutung in den kritischen Pubertätsjahren, der Zeit der Umwälzung, der Bildung der Persönlichkeit.

Das Kind soll so erzogen werden, daß es immer und unter allen Umständen das Vertrauen zu den Eltern bewahrt. Ist dies der Fall, dann wird es sich über seine Sorgen und Bedenken auch offen mit den Eltern aussprechen, es wird sich, wenn es irgendwelche Auskünfte haben möchte, in erster Linie an die Eltern wenden, die sie ihm besser geben werden als die Freunde der Straße. Das gilt vor allem hinsichtlich der geschlechtlichen Vorgänge, für die das Kind schon früh ein Interesse gewinnt. Gerade hier ist Offenheit unbedingt erforderlich, eine Aussprache, welche die Wahrheit in einer dem Kinde faßlichen Form gibt. Das Lügen über sexuelle Dinge, das Ausweichen, das Schelten des Kindes, das Fragen nach dieser Richtung stellt, gibt nicht selten den ersten Anlaß zu einem Zwiespalt zwischen Kind und Eltern und damit zu einer Erschütterung des Vertrauens. Im übrigen ist aber auch sonst die Einstellung zu den sexuellen Dingen für die psychische Hygiene nicht gleichgültig; das Kind soll von Jugend auf in allem Geschlechtlichen etwas durchaus Natürliches sehen lernen, das zwar nicht verachtet werden muß, dem man aber auch nicht ohne weiteres nachgeben darf. Seine Phantasie soll abgelenkt werden, die geschlechtliche Entwicklung ist nach Möglichkeit hinauszuzögern. Nie darf das Kind dahin gebracht werden, das Geschlechtliche einfach auszuschalten und zu „verdrängen", da in der Verdrängung eine der wesentlichsten Wurzeln der nervösen Erkrankungen zu suchen ist.

Werden auf dem Gebiete des sexuellen Lebens besonders häufig schwere Erziehungsfehler begangen, so trifft dies doch auch für andere Gebiete zu. Nur auf einiges sei hier kurz hingewiesen: das Kind sollte nie geschreckt werden, nie sollte man ihm Angst machen, ihm mit dem schwarzen Mann, mit dem Schutzmann, der Schule, dem Arzt und ähnlichem drohen; es können auf diese Weise schwere Angstzustände erzeugt werden, die lange Jahre hindurch anhalten. Es kommt hinzu, daß die Arbeit der Schule oder die Aufgabe des Arztes durch ein derartiges Verhalten ungemein erschwert wird. Weiter: dem Kinde tut Freiheit not, damit es sich entfalten kann; es darf nicht allzuviel an ihm herumerzogen werden, es darf nicht unter einem steten Druck stehen, immer die Autorität der Erwachsenen über sich fühlen; die Strafe ist soweit wie möglich zu vermeiden; bei richtiger Behandlung des Kindes kommt man meist ohne sie aus. Man hat daher nicht mit Unrecht „Abbau der Autorität in der Erziehung" gefordert, jener Autorität, die sich nur auf Druck und Zwang und Strafe stützt; nicht gemeint ist damit jene innere Überlegenheit der Erzieherpersönlichkeit, ohne die es eine echte Erziehung überhaupt nicht geben kann.

Eine besondere Gefahr für die Entwicklung des Kindes ist da gegeben, wo sehr nervöse Eltern alle ihre Sorgen und Ängste auf das Kind übertragen. Es ist kein Wunder, wenn das so beeinflußbare Kind unter solchen Bedingungen auch ängstlich, überempfindlich, „nervös" wird. Schwer geschädigt wird das Kind ferner, wenn die Erzieher die einzelnen Kinder verschieden behandeln, eines dem anderen vorziehen, und zwar gilt dies in gleicher Weise für die Erziehung im Elternhaus wie in der Schule; es entstehen leicht Minderwertigkeitsgefühle, die nach einem Ausgleich streben, und die zu nervöser Erkrankung, aber auch zur Auflehnung und zu asozialem Verhalten führen können.

Vom Kinde soll keine Leistung verlangt werden, die es nicht zu vollbringen imstande ist; hiergegen wird nicht selten gefehlt: Eltern verlangen in falschem Ehrgeiz, daß ihre Kinder auch dann die höhere Schule besuchen sollen, wenn die Begabung nicht ausreicht; Nachhilfestunden sollen dann ersetzen, was an Begabung fehlt. Wie-

viel Schweres dem Kinde dadurch aufgebürdet wird, ist nicht immer leicht abzuschätzen; die Überbürdung hat ihre Wurzeln zweifellos sehr viel häufiger in der mangelnden Fähigkeit des Schülers als in dem Zuviel der Aufgaben. Aber immerhin mag doch hier deutlich ausgesprochen werden, daß die Anforderungen, die an den Zögling gestellt werden, nicht zu hoch sein dürfen, daß ihm insbesondere immer noch ausreichend Zeit bleiben muß, damit er seinen eigenen Interessen nachgehen und sich ausreichend in frischer Luft bewegen, spielen kann.

Für den Erwachsenen muß hier auf etwas anderes hingewiesen werden: auf die dauernden Spannungen, die aus der Unbefriedigtheit durch die Arbeit stammen. Es ist wohl kaum ein Zweifel darüber möglich, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschen heute in einem Beruf steht und zu einer Arbeit gezwungen ist, die ihr wenig zu bieten imstande ist; die Arbeit wird um des Erwerbs willen geleistet, aber sie vermag nicht zu befriedigen; hinzu kommt, daß sie den Menschen zu dauernder Anstrengung und Anspannung zwingt, wie dies in höchstem Maße etwa von der Arbeit am laufenden Bande gilt. Diese Anspannung wird aber um so erhöhter sein, je weniger der einzelne seiner ganzen psychophysischen Konstitution nach für die betreffende Arbeit geeignet ist; daher gehört eine rationelle Berufsberatung zu den unbedingten Erfordernissen; sie wird gewiß nicht das Berufsproblem restlos zu lösen imstande sein; aber manche Auswüchse und Schäden wird sie doch zu beseitigen vermögen.

Von Wichtigkeit ist eine ausreichende Freizeit. Allerdings muß sie richtig verwandt werden, sonst stiftet sie nur Unheil; nicht nur daß sie keine Erholung schafft, sie bringt direkt Schaden. Hier ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die Erholung nie und nimmer in rauchigen Bierlokalen zu suchen ist; der Kampf gegen den Alkohol und auch gegen das Nikotin gehören zu den wichtigsten Aufgaben der psychischen Hygiene; der Alkohol ist eine der häufigsten Ursachen der Verwahrlosung, der Ehezerrüttung, wirtschaftlichen Verfalls, geistiger Störungen, er schädigt die Nachkommenschaft aufs schwerste; er ist der große Verführer, tötet die Bedenken, schaltet die Hemmungen aus. Zwischen Unfall und Alkohol, Alkohol und Arbeitsleistung, Alkohol und Geschlechtskrankheiten bestehen eindeutige Beziehungen. Die Zigarette erzeugt in dem Jugendlichen vor allem das Gefühl des Erwachsenseins, und er meint dann, es den Erwachsenen in jeder Hinsicht gleichtun zu müssen. Ich bemerke hier, daß auch vor allem bei dem weiblichen Geschlecht das Rauchen außerordentlich nachteilig wirkt.

Körperliche Übungen, Spiel und Sport sind für die psychische Hygiene auch bedeutsam; sie dienen nicht nur der Erziehung des Körpers. Man bedenke allein schon, wie sehr sie von vielem ablenken, wie sehr sie den Willen bilden, und daß sie den Jugendlichen vom Wirtshaus und vom Tanzsaal fernhalten, daß sie ihn zur Enthaltsamkeit zwingen; sie bringen aber auch, vor allem das Wandern, in Berührung mit der Natur, rufen Freude wach, erzeugen Lustgefühle, das Gefühl des Wohlbehagens und der Kraft und beleben dadurch den Menschen.

Ungemein schädigend wirken Schundliteratur und Schundfilm, aber auch die seichten Darbietungen vieler Theater. Und auch hier liegen für die psychische Hygiene wichtige Aufgaben; so sehr ein gutes Buch bildet und erholt, so sehr es unseren Gedanken Richtung zu geben und sie von allem Gemeinen abzulenken imstande ist, so gefährlich ist die Schundliteratur; sie erzeugt Spannungen, die irgendwie einen Ausgleich suchen; und wenn auch Verbrechen nach dem Vorbilde von Kriminalromanen nicht häufig begangen werden dürften, so reizen sie doch ganz allgemein das Sensationsbedürfnis, die Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen, nach Abenteuern. Der Film wirkt durch das unmittelbare Sehen und Miterleben noch viel mehr schädigend als das Buch. Gerade für psychisch sehr leicht aus dem Gleichgewicht zu bringende Menschen sind die Gefahren ungeheuer groß. Und auch die Ring- und Boxkämpfe, die Wettkämpfe, zu denen sich Tausende zusammenfinden, bedeuten eine nicht zu unterschätzende Gefahr: denn was all die Menschen dort suchen, sind Spannungen, die aufreizen, und die über die Monotonie des Alltags hinwegheben sollen, und die dann doch nach irgendeiner Seite hin sich entladen müssen.

Überhaupt muß auf eines recht eindringlich hingewiesen werden: so wichtig körperliche Ertüchtigung und ausreichende Pflege von Sport und Spiel sind, so muß doch vor jeder Überschätzung gewarnt werden. Wenn man heute die Zeitungen verfolgt und sieht, wie große geistige Ereignisse vielfach kurz abgetan werden, wie aber spaltenlang über Sport und Spiel berichtet wird, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß wir hier entschieden nicht auf dem rechten Wege sind. Nur dann hat körperliche Erziehung einen Sinn, wenn sie wirklich Erziehung ist, und wenn unter ihr nicht die geistige Erziehung leidet; sie soll nicht zu einer Vernachlässigung höherer Werte führen, sondern gerade deren Verwirklichung dienen und fördern.

Daß körperliche und seelische Hygiene gelegentlich in Widerspruch zueinander geraten können, darf nicht ganz übersehen werden; manche Schriften empfehlen etwa den Eltern, ihr Kind genau zu beobachten und ihm täglich in den Mund zu sehen, damit ja keine Halsentzündung übersehen werde; das Kind soll gleichsam chemisch gereinigt werden, wenn es aus der Schule kommt, damit alle Keime, die es einschleppen kann, abgetötet werden, es soll nicht im Sand spielen, weil dort Keime leben usw. All diese Vorschriften vernachlässigen die elementarsten Forderungen der psychischen Hygiene, die Angst und Furcht vor Erkrankungen vermeiden und sich vor jedem Suggerieren von Erkrankungen fernhalten muß. Damit soll nichts gegen die Bedeutung von Reinlichkeit und Ordnung, die im Gegenteil von höchster Wichtigkeit sind, gesagt sein; nur gibt es auch hier eine Grenze, die ohne Gefahr nicht überschritten werden darf. Die Regelmäßigkeit des Lebens ist zweifellos von größter Bedeutung, aber auch hier darf eine kleine Störung den Menschen nicht vollkommen aus dem Gleichgewicht bringen.

Mit vielen anderen Problemen ist die Frage der psychischen Hygiene aufs engste verknüpft, so mit der Wohnungsfrage, mit dem Problem der Ehe und Familie, mit den Berufs- und Arbeitsproblemen und mit allgemeinen Kulturproblemen. Nur einige wenige Fragen aus dem Gesamtgebiet der psychischen Hygiene konnten hier kurz erörtert werden; sie zeigen aber bereits deutlich, wie wichtig sie überhaupt ist.

Die Trauerfeier für den verunglückten Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen in der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam am 12. Juli.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Adolf Dahle

Am Sarge: Prinz Eitel Friedrich und Prinz August Wilhelm von Preußen (vorn), Prinz Oskar von Preußen und Fürst zu Bentheim, der Schwager der Witwe (hinten).

Dr. Alberto Pirelli,
italienischer Großindustrieller, der auf dem Internationalen Handelskammer-Kongreß in Stockholm (27. Juni–2. Juli) zum Präsidenten der Internationalen Handelskammer gewählt wurde.

Domänenrat Adolf Kirsche,
Seniorchef der Saatgutzüchterei A. Kirsche-Pfiffelbach G. m. b. H., Leipzig, verdienstvoller Förderer der deutschen Landwirtschaft, insbesondere der Saatzucht, feierte am 18. Juli seinen 70. Geburtstag.

Die Beerdigung des Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen in Nikolskoe bei Potsdam am 12. Juli: Während der Feier an der Gruft.

Im Vordergrunde die Witwe Prinzessin Sigismund mit ihren beiden Kindern; rechts davon Kronprinz Wilhelm; links hinter der Witwe Kronprinzessin Cecilie; links von ihr der Bruder des Verunglückten, Prinz Friedrich Leopold, mit seiner Mutter, Prinzessin Luise Sophie; daneben Prinz Oskar von Preußen; rechts hinter der Kronprinzessin General v. Mackensen und Prinz Eitel Friedrich von Preußen.

Generalmajor a. D. Max Hoffmann,
geboren am 25. Januar 1869, zeichnete sich während des Weltkrieges an der Ostfront aus und beeinflußte stark die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk mit Rußland, † am 8. Juli in Reichenhall.

Nebenstehend: Von der Bestattung General Hoffmanns auf dem Invalidenfriedhof am 13. Juli: Aufheben des Sarges auf die Lafette. In Trauergefolge Reichspräsident v. Hindenburg und (links daneben) General Heye, Chef der Heeresleitung.

Zum Tode des Generals Max Hoffmann, eines hervorragenden Militärs des Weltkrieges.

Links: Vom Rennen um den Großen Preis von Berlin auf der Grunewaldbahn in Berlin am 10. Juli: Ein packendes Bild von der Strecke. Sieger des Rennens wurde Mah-Jong, der Derbysieger (Stall Oppenheim). — Rechts: Die Internationalen Polowettkämpfe auf dem Platze des Berliner Poloklubs in Frohnau, die am 7. Juli begannen: Während des Stadt-Wettspiels zwischen Wien und Berlin, das von Wien mit 10 : 4½ gewonnen wurde; ein Berliner Spieler sucht den Angriff zweier Wiener (in kariertem Hemd) zu vereiteln.

Tagesgeschichte.

Von einer furchtbaren Unwetterkatastrophe wurde in Sachsen das Gebiet des östlichen Erzgebirges in der Nacht zum 9. Juli heimgesucht. Besonders wüst hauste das Unwetter in der Umgebung von Pirna (bei Dresden), im Tale der Müglitz und Gottleuba. Schwere Wolkenbrüche ließen die kleinen Flüsse zu reißenden Strömen anschwellen, die nun ihren verheerenden Weg durch die anliegenden Ortschaften nahmen. Vor allem wurden die Städte Berggießhübel, Gottleuba und die Uhrenstadt Glashütte betroffen. Im ganzen wurden bei der Katastrophe 145 Personen getötet. Der Sachschaden beträgt etwa 50 bis 60 Millionen. Umfangreiche Hilfsmaßnahmen wurden sofort von Reich, Land und privaten Seiten unternommen.

Der bei einem Übungsritt tödlich verunglückte Prinz Friedrich Sigismund von Preußen wurde am 12. Juli nach einer Andacht in der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam feierlich im Waldfriedhof beigesetzt. Außer Verwandten des Prinzen nahmen zahlreiche andere, auch ausländische Fürstlichkeiten, ferner Reichspräsident v. Hindenburg, Generalfeldmarschall v. Mackensen, Generaloberst v. Kluck und General Heye, Chef der Heeresleitung, teil.

Im Alter von 58 Jahren starb am 8. Juli Generalmajor a. D. Max Hoffmann. Als junger Generalstabsoffizier weilte er studienhalber in Rußland und während des Russisch-Japanischen Krieges als Beobachter bei der japanischen Armee. Zu Beginn des Weltkrieges kam er an die Ostfront, wurde dann Oberquartiermeister beim Oberkommando Ost und im Jahre 1916 Generalstabschef beim Oberbefehlshaber Ost. Weltbekannt wurde sein Name durch die bedeutsame Rolle, die er im Oktober 1917 bei den Friedensverhandlungen mit der Ukraine und mit Sowjetrußland spielte. Nach dem Kriege ist er noch als Verfasser von Schriften über den Weltkrieg hervorgetreten.

Vom 2. Deutschen Verbandsturnfest in Außig (Böhmen) am 10. Juli: Blick in das neuerbaute Stadion während der Massenfreiübungen der Frauen.

Mit einem Festakt wurde in München am 9. Juli das 18. Deutsche Bundesschießen, das erste nach dem Kriege, eröffnet. Oberbürgermeister Dr. Scharnagl übernahm den Festplatz vor der Bavaria im Namen der Stadtverwaltung.

Auf der Grunewaldbahn in Berlin gewann der deutsche Derbysieger Mah-Jong vor sechs Konkurrenten den Großen Preis von Berlin. Das 2600 m lange Rennen wurde von dem Dreijährigen in der guten Zeit von 2 : 56,9 gelaufen.

Die Internationalen Polowettkämpfe begannen am 7. Juli auf dem Platz des Berliner Poloklubs in Frohnau. Sportlich wie gesellschaftlich bedeuteten die Spiele ein glänzendes Ereignis und eine starke Werbung für diesen 2000 Jahre alten, vornehmen Sport.

Vom 2. bis zum 10. Juli fand in Leipzig das 1. Gauturnfest des Leipziger Großturngaues der Deutschen Turnerschaft statt, das seinen Höhepunkt in dem Fackelzug am 9. Juli und den Massenübungen der Turner am 10. Juli erreichte.

Beim Baden-Badener Automobil-Turnier erzielte der bekannte Rennfahrer Alfred Caracciola, der schon 1925 den Baden-Badener Wettbewerb gewonnen hatte, auf Mercedes-Benz das beste Gesamtergebnis.

Links: Vom Baden-Badener Automobil-Turnier, das vom 7. bis zum 10. Juli stattfand: Wenzel, Mosau, auf Mercedes-Benz im Lanzenquadrat bei der Geschicklichkeitsprüfung; Wenden und Rückwärts-Herausfahren, ohne anzustoßen! — Rechts: Die neue Riesen-„Dame“: Damenspiel mit Riesensteinen, eine in England mit viel Beifall aufgenommene Freiluft-Unterhaltung.

Von der Tagung der Vertreter deutscher Minderheiten Europas in Riga am 7. Juli: Die Teilnehmer des Kongresses. 1 Naumann, Polen; 2 Utta, Polen; 3 Graebe, Polen; 4 Keller, Lettland; 5 Hasselblatt, Estland; 6 Hasbach, Polen; 7 Dr. Ewald Ammende; 8 Dr. Schönbeck; 9 Rozumek, Oberschlesien; 10 Schmidt-Wodder, Dänemark; 11 Dr. Paut, Oberschlesien; 12 Dr. v. Luschka, Tschechoslowakei; 13 Ulitz, Oberschlesien; 14 Steinacker; 15 Dr. Brunar, Tschechoslowakei; 16 Dr. Schiemann, Lettland; 17 Dr. Bruns; 18 Baumgartel, Litauen; 19 Hahn, Lettland.

Im Oval: Vom 18. Deutschen Bundesschießen in München (9. bis 24. Juli): Die feierliche Übergabe des Festplatzes vor der Bavaria durch den Künstler- und Festbautenausschuß an den Hauptausschuß am 9. Juli, der Auftakt des Festes.

Hundertjahrfeier der Mundharmonika-Industrie in Trossingen (Württemberg): Eine Gruppe aus dem Festzuge. Mitte rechts: Von der 3. Reichsjugendtagung des Bundes der Kaufmannsjugend im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband am 10. Juli in Hamburg: Die Kundgebung der Jungmannen auf der Eulenburgwiese im Zoologischen Garten. (Phot. Jos. Schorer.)

Vom Amtsantritt des neuen Präsidenten der Saarregierung am 10. Juli: Sir Ernest Wilton bei der Abnahme des Vorbeimarsches der „Bahnschutz"-Truppen in Saarbrücken. Hinter ihm englische und belgische Offiziere, die den Formationen des exterritorialen Bahnschutzes angehören. — Nebenstehend: Kemal-Paschas Besuch in Konstantinopel, der alten türkischen Hauptstadt: Empfang des Präsidenten der türkischen Republik bei seiner Ankunft am 1. Juli.

Singvögel unserer Heimat

Singdrossel.

Wenn man die Frage stellt, welcher unserer gefiederten Sänger es wohl in seiner edlen Kunst, wenigstens nach menschlichem Geschmack, am weitesten gebracht hat, so werden die meisten darauf ohne Bedenken antworten: die Nachtigall. Bei der Beschränkung auf die einheimische Vogelwelt verdient dieses schlicht graubraune Vögelchen in der Tat die Sängerkrone, denn von solch wundervollem Melodienreichtum, von solcher Kraft und Fülle der Töne, von solchem Wohllaut und Schmelz der einzelnen Strophen und von so innigem, gewissermaßen seelenvollem Ausdruck ist schwerlich ein anderes Vogellied. Wer etwas besser in der Vogelkunde Bescheid weiß, der kann freilich entgegenhalten, daß der Sprosser noch über der Nachtigall stehe, und er hat damit nicht unrecht. Der Laie freilich wird den Sprosser kaum von der Nachtigall unterscheiden können, weder äußerlich noch seinem Gesange nach, denn der Sprosser ist nichts anderes als der Vertreter der Nachtigall im Osten. Sein Gesang klingt noch voller, majestätischer, lauter und schmetternder als der der Nachtigall, wofür ihm aber manche der süß schluchzenden Strophen des Nachtigallenliedes abgehen. Da, wo die Nachtigall, die eigentlich ein Auenvogel ist, fehlt, also etwa in den ernsten Gebirgswaldungen, tritt die Singdrossel an ihre Stelle mit ihren markigen, durch Zäsuren unterbrochenen Strophen und ihrem wonnigen Pfeiflied. Der Singdrossel sehr nahe steht die kohlschwarze Amsel, die ja auch zur Drosselgattung gehört, mit ihrem etwas wehmütigen, wunderbar süß pfeifenden Lied. — Ein sehr häufiger Sänger, der seine besonderen Verehrer unter den Vogelliebhabern hat, ist das Schwarzplättchen, ein in parkartigem Gelände heimischer Vogel mit mausegrauer Körperfärbung und schwarzer Kopfplatte. Sein Gesang besteht aus zwei scharf getrennten Teilen, nämlich aus einem anmutigen Zwitschervorspiel und dem sich daran anschließenden laut aufjauchzenden und flötenden „Überschlag". — Das Rotkehlchen können wir wohl auch zu unseren guten Sängern rechnen. Sein bald zart lispelndes, bald melancholisch flötendes Lied hat etwas ungemein Gemütliches und Heimliches an sich. — Sein Vetter, das noch zierlicher gebaute Blaukehlchen, das auf der Kehle mit einem schönen azurblauen Fleck geschmückt ist, hat einen etwas sonderbaren Gesang, der so klingt, als ob zwei Vögel gleichzeitig sängen, der aber oft noch dadurch verschönt wird, daß allerlei Nachahmungen fremder Vogellieder mit in die eigenen Strophen verwebt werden.

Schwarzplättchen.

Dorndreher.

Während Nachtigall und Blaukehlchen zu den sogenannten „dichtenden" Vögeln gehören, die durch immer neue Wendungen überraschen, haben andere Vogelarten ein festgegliedertes, unveränderliches Lied, das aber gerade deshalb von sehr markanter Wirkung ist. Hierher gehört der Buchfink mit seiner schmetternden Strophe, die wie eine flotte Marschmelodie oder Kampffanfare ans Ohr schlägt. Der Buchfink gehört zu den Körnerfressern, die im allgemeinen gesanglich den Wurmfressern nachstehen. Trotzdem gibt es aber auch unter ihnen noch einige, die dem Buchfinken wenig nachgeben oder ihn gar übertreffen. Da ist vor allem der Hänfling, dessen Lied viele nett pfeifende Strophen enthält. Auch der buntgefiederte Stieglitz muß den guten Sängern beigezählt werden. Manche Vögel haben eine ganz kurze Strophe, die aber dafür von unvergleichlichem Wohllaut ist, so der Pirol, dessen ganze Kunst auf einen wundervoll verschlungenen Pfiff sich beschränkt.

Einen ganz eigenartigen Charakter haben die Lerchenlieder durch ihre trillernden Strophen. Namentlich ist es die Feldlerche, die Frühlingsverkünderin, die dem Volke ans Herz gewachsen ist. Im Gebirgswald und in Heidegegenden hat sie eine ebenbürtige Nebenbuhlerin in ihrem Mühmchen, der niedlichen Heidelerche. Die kann's ebenso gut, wenn auch auf andere Manier! Auch der muntere Zaunkönig ist trotz seiner Zwerghaftigkeit gar kein übler Sänger und verfügt über eine überraschend laute Stimme.

Eine besondere Gruppe gefiederter Sangeskünstler bilden die Arten, deren Eigengesang nicht sonderlich viel wert ist, die sich aber darauf verstehen, die Lieder anderer Vogelarten in die eigenen Strophen hineinzuverweben und so ein kleines Potpourri zu gestalten. Obenan steht hier vielleicht der Dorndreher oder rotrückige Würger; als Imitator leistet er Großartiges. Ich selbst besaß einmal einen solchen Vogel, der nicht weniger als 36 verschiedene Vögel tadellos nachahmte, darunter so schwierige wie Nachtigall, Sprosser, Heidelerche, Feldlerche, Fink usw. Dr. Curt Floericke.

Die Abbildungen sind Wiedergaben nach Aquarellen und Zeichnungen von Curt Bessiger.

Zaunkönig.

Heidelerche.

Sänger unserer heimischen Vogelwelt.

(Hierzu nebenstehender Beitrag.)

Oben links:
Pirol.

Oben rechts:
Rotkehlchen.

Mitte links:
Stieglitz.

Mitte rechts:
Nachtigall.

Unten links:
Buchfink.

Unten rechts:
Weißsterniges und rotsterniges Blaukehlchen.

Aquarelle von
Curt Bessiger.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(10. Fortsetzung.)

Da scharrte Buccalini den Neuschnee fort, wühlte ein Loch und grub eine kleine Höhle. Sie ließen sich nieder und kauerten sich zu einem Klumpen zusammen. Nebel und Schnee nahmen kein Ende. Den Kopf gegen seinen Leib gepreßt, schlief sie ein, während er halb aufgerichtet saß und die Augen offen hielt, als müßte er wach bleiben über diesem trostlosen Ereignis, das Nacht und Föhn geboren hatten. Halb zugeweht wurden sie vom Schnee. Gegen Morgen öffnete sich der Himmel. Sterne blinkten. Die Ruhe der Landschaft, die langsam erstand, war endlos.

Immer noch war der Italiener wach und wartete auf das Grau des Morgens. Die Frau schlief. Vielleicht, daß sie weit ab war von diesem Gestade der Verlassenheit. Vielleicht, daß Gott sie segnete. Schau auf! sprach er zu sich selbst, das Kreuz erwacht. Er blickte hinauf, wo das Kreuz auf dem Sifantagipfel sich wie ein dunstig verschwommener Schatten in den Himmel schob.

„La croce!“ flüsterte er, „vedi solo, la croce!“ Er sank tief in sich zusammen und betete. —

Als die Frühschicht antrat, fehlten die beiden Italiener. Man suchte nach ihnen, ohne eine Spur zu finden. Ein Arbeiter trat in den Raum des Oberingenieurs und meldete den Fall. Werner Golm lag noch auf dem Feldbett und schlief. Erst gegen Morgen war der Schlaf gekommen, und als er jetzt aufwachte, schmerzten ihn die Augen, und die Glieder waren schwer und zerschlagen. Er sah den Arbeiter, einen jungen Welschen, vor sich stehen mit der Mütze in der Hand.

„Was wollen Sie?“ Er quälte sich vom Lager hoch und trat auf den Mann zu.

„Es fehlen swei Leute vom Sprengkommando, Signore!“

„Wer fehlt?“ Er verstand nicht, was der Mann eigentlich wollte.

„Swei Mann, Signore! Giacomelli und Buccalini. Luigi Buccalini, Signore!“

Über Werner Golm kam eine Dämmerung.

„Wo ist die Frau?“ fragte er unwillkürlich und wußte selbst nicht, warum sein erster Gedanke auf sie gefallen war. Aber nach der Frau hatten sie noch nicht geschaut.

Werner Golm verließ den Raum und trat ins Freie. Der Morgen war strahlend hereingebrochen. Der Berg lag oben im Neuschnee.

Die Frau war verschwunden.

Golm war es wie eine Spiegelung; die Geschehnisse der verflossenen Nacht verschwammen vor seinem Urteilsvermögen. Wo war die Frau? Die Vorstellung, dieses verscheuchte Wesen mit der gesetzlosen Glut ihrer Sinne könne irgendeine unsinnige Tat unternommen haben, ließ ihm keine Ruhe. Er ging und suchte nach ihr, ohne Überlegung, wohin er sich zu wenden habe. Etwas brannte in seinem Innern und wollte nicht verlöschen. Er suchte und konnte keine Spur und keine Erklärung finden.

Auf einem Felsvorsprung blieb er stehen und plötzlich, wie befehlsmäßig, wurde sein Blick nach dem Joch gezogen. Da sah er zwei Gestalten auf dem Eishang, wie sie langsam nach oben strebten. Er nahm das Glas und schaute hindurch. Erkannte deutlich die Frau und einen seiner Arbeiter mit der roten Schärpe. Das war der Buccalini, am wehenden schwarzen Haar zu erkennen.

Sie hingen in der alten Trasse, die Job gehauen hatte. Höher und höher mühten sie sich über den glitzernden Hang. Jetzt blieben sie stehen, unschlüssig fast und ohne Ausweg. Da packte der Mann die müde Frau und trug sie auf den Armen hinauf. Langsam und zäh, Schritt für Schritt sich vorwärts tastend, vollbrachte der Mensch diese hünenhafte Tat und gewann die Höhe. Wieviel Zeit war verflossen, Golm wußte es nicht; aber jetzt waren sie oben im Joch. Er ließ sie nieder, und dann standen sie Seite an Seite und waren vom Silber des Morgens überströmt. Schrankenlos blau lag der Himmel über ihnen. Von irgendeiner jagenden Freude durchpulst, umarmten sie sich in wildem Ungestüm. Hoch oben stehend, zwischen Eis und Fels, Tal und Tiefe weit versunken, wurde Kreatur mit Kreatur einsam und unheilvoll beglückend verkettet. Und sie warf den wilden Kopf nach hinten und bog den Rücken unter seinem Griff.

Ein Wort, das Svend Olsen gesprochen hatte, schoß Golm durch den Kopf. Er ließ das Glas sinken und rief es wie ein Irrer in die Welt, die ihn erdrücken wollte: „Wo leben wir? Was sind wir!“

Da warf der Italiener oben beide Arme mit geballten Fäusten in die Luft und schickte einen aufgellenden, tierhaften Ruf herab, in dem alle Gespensterhaftigkeit des Lebens vereinigt schien. Nur Laut war es, hervorgepreßt aus ungestümer Kehle, Aufschrei, vom Blut befohlen, und trug doch etwas Gewaltiges in sich: die Tragödie Mensch.

Maßloses Licht floß über das Gebirge, als die beiden, eng beisammen, jenseits hinabtauchten. —

Giacomelli wurde nicht gefunden. Sie suchten mehrere Tage nach ihm. Irgendein Schacht des Gletschers, an jener Stelle wild zerklüftet, hatte ihn heimgenommen.

XIV.

Unterdessen schob sich der Angriff des Eisens immer weiter vor. Von den siebzehn Stützträgern, die bis zum Gipfel benötigt wurden, waren bereits acht fest im Gestein verankert, und man kam jetzt zur Isla Silva heran. Aus der Felsinsel, die mitten im Gletscher lag, mußte ein Verankerungsplateau für einen Hauptträger herausgesprengt werden. Es war Ende August, als die ersten Dynamitpatronen den greisen Stein zerstörten. Mittlerweile war auch der Tunnel beim Silberkamm siegreich durchstoßen worden. Mit einer Abweichung von nur 18 Zentimeter drang die Stollenmitte oben ins Freie zum Plateau III, dem letzten großen Stützpunkt vor der Höhe. Der Tod des Berges war besiegelt. Langsam gingen Geologen und Ingenieure an die schwierigste und verantwortungsvollste Aufgabe heran. Es war die Sprengung zwischen Isla Silva und der Höhe Sifanta-Hütte, ein geplantes Dynamitattentat, wie es in diesem Ausmaß noch nie durchgeführt worden war. Eine riesige Felswand, mächtig vorspringend und selbst ein kleiner Berg aus Urgestein, sollte mit einer einzigen Sprengung beseitigt werden, um den Berg nach Plateau II freizubekommen.

Der Gedanke dieser Sprengung war außerordentlich und von einem waghalsigen Ingenieur der Gesellschaft ersonnen. Die Umgehung der überragenden Felswand würde große Summen verschlungen haben, die erspart wurden, wenn man diesen monströsen Plan zur Ausführung brachte.

Wie jeder große Gedanke, so hatte auch dieser seine Gegner. Sämtliche Geologen, die man zu Rate gezogen hatte, und die das Gelände eingehend überprüft hatten, warnten vor dem Beginnen. Die Sprengung dieser Bergmasse konnte tiefgreifende Folgen haben. Spannungen ungeahnter Art mußten frei werden und sich auslösen, und damit war die Gefahr eines Bergrutsches in unmittelbare Nähe gerückt. Es wurde erinnert an die große Sprengung im Uralgebirge beim Bau einer Erzförderbahn, die eine wahre Bergkatastrophe zur Folge gehabt hatte. Eine einzige Sprengung hatte dort den Bankerott der ganzen Firma herbeigeführt.

Die Geologen warnten. Aber das Kapital war daran, die Oberhand zu behalten. Jetzt stand man auf dem Punkt, wo endgültig etwas unternommen, wo die Frage entschieden werden mußte. —

Werner Golm reiste in die Stadt zu einer Sitzung. Er saß im Zug und studierte Baupläne und Profilkarten. Er war dafür, daß die Sprengung ausgeführt würde, schon allein von dem Wunsche beseelt, es möchte bald etwas Außergewöhnliches sich ereignen, um ihn aus dem Zwiespalt seiner Stimmungen zu reißen. Einmal genehmigt, konnte der Plan noch vor Eintritt des Winters zur Ausführung kommen. Er dachte darüber nach, malte sich alle Möglichkeiten aus und wurde dann plötzlich wieder von einem Ekel gepackt vor allem, was um ihn war. Vielleicht wäre es doch ein Segen, wenn die Bahn mit ihrem Schmutz durch eine einzige gigantische Tat vernichtet würde. Man wäre alle Grübelei und alle seelischen Kämpfe mit einem Schlage los.

Von Zahlen und Zeichnungen, von Profilen und Diagrammen umgeben, fühlte er sich mit einem Male wieder wohl, wurde ganz Ingenieur und Berufsmensch, und je weiter der Zug das Gebirge verließ und in die Ebene hinausstrebte, um so stärker trat die zweite Seele in ihm hervor, die im Beruf stand, ganz darinnen aufging und Freude fühlte, wenn Hämmer klangen und die Schwungräder sich drehten. Nur schwach noch klopfte der Berg an seine Brust. Er vergaß ihn fast im Gewirr der Formeln und Zahlen und im rhythmischen Geräusch der rollenden Räder.

Nur einmal tauchte er noch auf, gespenstisch und unmittelbar: als Golm, über eine Blaupause hinausblickend, an Maria dachte. Der Gedanke umschlang ihn und gab ihm eine Dämmerung, daß alles sich wiederholen würde; daß dieser Augenblick jetzt, die kommende Zeit in der Stadt nur ein Untertauchen seien, und daß der alte Kampf von selbst wiederkommen müsse, unangemeldet und wie eine Krankheit, die sich für eine kurze Weile verkrochen hatte. Er wurde unruhig bei dieser Vorstellung, fühlte eine blitzhaft kurze Wiederkehr jenes furchtbaren Kreisens, das ihn, auf dem Grat liegend, gepackt hatte, und wußte deutlich, daß er seinem Schicksal nicht entrinnen konnte, und daß es ihn zurückrufen würde in die alte Arena.

Gepeinigt von diesen Gedanken, zwang er sich, mathematische Gleichungen zu lösen und Berechnungen nachzuprüfen. Aber sein Geist irrte ab und fing an, ins Planlose zu schweifen. Da dachte er an Cornelie und malte sich allerlei Bilder voll beschaulicher Anmut aus, machte Pläne, was er wohl alles mit ihr beginnen, welche Theater und Konzerte, welche Festlichkeiten sie besuchen würden, und wie sein Zusammensein mit ihr sich heiter und beglückend gestalten müsse. Als er sich aber, dergestalt auf einer geistigen Flucht begriffen, das Alleinsein mit ihr zurechtlegte und an ihr Wesen und ihre Art dachte, die im Grunde

Badeleben in Bansin.

Am Strande von Heringsdorf.

FERIEN AN DER OSTSEE

GEMÄLDE VON HANS KLATT

seines Herzens ihm fremd waren; als er sie gleichsam sprechen hörte mit jenem überlegenen weltstädtischen Ton, der so leicht spöttisch und unbehaglich werden konnte, da überkam ihn ein bitter schmerzliches Gefühl, als ob alles verlogen sei und geheuchelt, was zwischen dieser Liebe die Fäden spann. Vielleicht, so dachte er, liebe ich diese Frau nicht, ich bilde mir das nur ein und betrüge mich selbst. Liebe ich sie denn? Er zwang sich mit quälerischer Beschaulichkeit zu einer Prüfung, konnte aber zu keinem Ergebnis kommen, weil, je mehr er dachte, seine Bilder um so verworrener wurden.

Als er aus dem Zuge stieg und durch die geräuschvolle Bahnhofshalle schritt, wurde er benommen; das Hasten der Menschen, das Schreien der Gepäckträger und das sausende Geräusch zischenden Dampfes, der aus den Bremspumpen der Lokomotiven stieß, machten ihn nervös. Er fühlte zum erstenmal, daß er so etwas wie ein Herz hatte; denn an dieser Stelle wurde es ihm nun plötzlich schwer und unruhig.

Er lief durch die Straßen nach dem Werk und war von Unbehagen erfüllt. — — —

Sie hatten eine lange Sitzung. Die Pläne der Sprengung wurden in allen Einzelheiten nochmals erläutert, Gutachten der Geologen in Erwägung gezogen und die Kosten einer Umgehung ausgerechnet und in Vergleich gesetzt. Die Summe, die gespart werden konnte, war riesengroß; man mußte nur den Mut zu dieser technischen Tat aufbringen. Direktor Achstetter war unter allen Umständen für eine Ausführung des Planes. Der Stab seiner Ingenieure unterstützte ihn, und auch Werner Golm stand hartnäckig auf seiner Seite. Die Geologen warnten. Die Sprengung wäre ein Wagnis seltener Art, und es könne kein Ausgang vorausgesagt werden; hier würden alle Berechnungen versagen. „Vermeiden Sie diese Waghalsigkeit, Herr Direktor Achstetter!" sprach voll Eindringlichkeit einer der Geologen. „Das ist Seiltänzerei, was Sie zu tun im Begriff sind. Keiner von uns kann diese Sprengung verantworten!" Es war der älteste Berater dieses Werkes. Sie schlugen aber seine Stimme in den Wind. Das Geld siegte. Der Plan wurde zum Schluß genehmigt.

„Alles Beginnen ist ein Wagen!" sprach Golm, der sich mit einem wahren Heißhunger auf die Durchführung des Planes geworfen hatte. Der Geologe wandte sich ihm zu.

„Diese Sprengung ist Lotteriespiel!" meinte er lächelnd und zeigte die flachen Hände, als wolle er ausdrücken, daß er nun den Lauf der Geschehnisse nicht mehr beeinflussen könne.

Ein Ingenieur, der Schöpfer dieses Gedankens, legte genaue Berechnungen vor. Sein Gesicht war hart. Dieser Mensch war nur Hirn. — Unterminierung. Sechsundneunzig Bohrstellen. 270 Kilogramm Schießbaumwolle.

Golm verließ den Sitzungssaal. Es drängte ihn, Cornelie aufzusuchen. Als er in der Wohnung nach ihr fragte, war sie nicht zu Hause. Merkwürdig, dachte er, sie wußte doch, daß ich komme! Ein Mädchen mit weißer Haube mutmaßte, sie sei auf den Tennisplätzen im Vorstadtwald. „Unbegreiflich", murmelte er, als er über die breiten Steintreppen nach unten ging und auf die menschendurchflutete Straße trat.

Mit einer Straßenbahn fuhr er hinaus in den Vorstadtwald. Während der Fahrt überlegte er, ob es nicht besser sei, einfach wieder abzureisen, ohne Cornelie gesehen zu haben. Tief verletzt ob ihrer Gleichgültigkeit, wußte er keine Erklärung für solches Verhalten. Vielleicht hatte sie doch nichts von seiner Ankunft gewußt und war ahnungslos; er tat ihr unrecht, und es wäre somit besser, doch nach den Tennisplätzen zu fahren.

Er ging durch den Park dünner Bäume und hatte dabei eine unerklärliche Angst, er könne nun plötzlich vor ihr stehen und hilflos sein bei diesem sonderbaren Wiedersehen. Er suchte die Tennisplätze ab und fand Cornelie nicht.

Verstimmt und niedergeschlagen ging er einen Pfad weiter, der dichter ins Gehölz führte und von einer wohltuend kühlen Dämmerung erfüllt war. Da glaubte er sie plötzlich zu sehen, ganz in der Ferne noch. Das war ihre Art, zu laufen und die Arme nachlässig kokett zu schlenkern. Sie war in Begleitung eines Herrn in weißen Flanellhosen. Beide trugen Tennisschläger.

Werner Golm fühlte einen Stich, obwohl doch dieser Anblick sorglos war und schuldlos. Aber es griff unsichtbar nach ihm, und er konnte dem jähen Unbehagen nicht wehren. Gewiß weiß sie nicht, daß ich gekommen bin, dachte er verzweifelt, biß sich auf die Lippen und trat, wie um sie zu überraschen, hinter das Buschwerk.

Da kamen sie auf ihn zu. Cornelie hatte gerötete Wangen und war ungemein heiter angeregt. Von was sprachen sie eigentlich? Golm verstand es nicht; er hörte nur ihr klingendes Lachen, das so betörend glückselig, ja, fast verliebt klang. Ihr Begleiter mußte gewiß etwas recht amüsant Drolliges gesagt haben, denn sie schlug ihm jetzt mit einem kleinen Buchenzweig ins Gesicht und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Jetzt gingen sie vorüber, und Golm fand nicht den Mut, hinter dem Buschwerk vorzutreten. Er stand wie festgewachsen und fühlte, wie es heiß nach seinem Herzen strömte. War dies Schuld, was er hier sah? War dies Betrug? Töricht, solches zu denken, überlegte er, während er immer noch auf dem gleichen Fleck stand und sich nicht regte. Töricht! Es war doch kein Verbrechen, wenn sie hier am hellen Tage mit einem Sportfreund plaudernd spazierenging. Warum denn immer gleich an Schlimmes und Schlechtes denken! Aber das saß hier in der Kehle und wollte nicht weichen.

Er streifte eine Stunde einsam durch den Wald und fuhr dann zum Werk zurück. Da traf er Cornelie im Arbeitszimmer ihres Vaters.

„Hallo!" rief Achstetter, „da bist du ja! Cornelie hat dich die ganze Zeit gesucht." Golm war maßlos erstaunt.

Sie kam verstört lächelnd auf ihn zu und war befremdet von seiner Kälte und Verstimmung.

„Du bist bleich im Gesicht. Was ist dir?" Sie schaute ihn besorgt an.

„Mir ist nichts, Corni! Ich bin nur ein wenig müde. Wo warst du denn?"

„Na, gesucht habe ich dich."

„Gesucht!" Er sann über diese Worte nach. Was wollte sie denn damit sagen? Hatte sie ihm diesen harmlosen Spaziergang zu verheimlichen? Was sie hier sagte, war doch — Werner Golm erschrak — was sie hier sagte, war doch gelogen! Warum log sie ihn denn an?

Achstetter, der Diplomat auch in solchen Dingen, verließ das Zimmer.

„Was hast du nur?" sprach sie und wurde verwirrt.

„Du hast mich gesucht? Aber warst du denn nicht beim Tennisspielen?"

„Heute doch nicht!" log sie und blickte zerfahren im Zimmer umher. „Heute doch nicht, wo ich weiß, daß du — daß du kommst! Du denkst doch nicht, daß ich lüge!"

Sie schaute ihn von der Seite an, und als sie sah, daß er schweigend stand und den Kopf gesenkt hatte wie unter einer plötzlichen Traurigkeit, kamen ihr die Tränen. Sie wollte alles sagen und diese alberne Lüge verjagen; aber es ging nicht. Sie brachte das Geständnis nicht über die Lippen. Er ahnte solchen Kampf, schaute sie an und sah, wie die Tränen aus ihren Augen brachen. Warum denn diese bittere Szene? dachte er und wurde von Ungewißheit gequält. Dann wurde er von einer verborgenen Mutlosigkeit erfaßt, und ihm war, als würde irgendwo etwas versinken.

„Warum heulst du denn?"

Sie fiel ihm stürmisch um den Hals, und er hatte die Gewißheit, daß dieses Gefühl soeben ehrlich sei und ohne Lüge. Aber er verstand sie nicht. Er nahm den Zweifel mit in seine Gedanken.

„Komm, laß uns nach Hause gehen!" sprach er abwesend und fuhr ihr mit der Hand über den Scheitel.

XV.

Als Olsen eintrat, saß Klaus Dieffenbronner an der Werkbank und arbeitete. Er schnitzte jene kleinen Holzfiguren, die, karikaturhaft verzerrt, mancherlei komische Gestalten darstellten und ein beliebter Fremdenartikel waren. Bergbauern mit langen Nasen und steckenhaft dürren Beinen, das Gesicht zu einer lustigen Grimasse verzerrt; oder einen Hirtenbub mit kleinem Hut und breit grinsendem Gesicht, die Hände unternehmungslustig in den Taschen der kurzen Hosen; auch alte Weiblein mit weiten Faltenkleidern und verschrumpftem Mienenspiel, humpelnd und gebückt und doch von einer ungemein heiteren Komik durchflutet; selbst Hochwürden den Herrn Pfarrer, aus rundem Apfelgesicht schmunzelnd und mit einem respektvollen Bäuchlein gesegnet.

„Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, Sie einmal in Ihrer Werkstätte aufzusuchen, um zu sehen, wie diese Kunst entsteht."

„Es ist mal recht bescheiden, was Sie sehen werden, Herr Olsen!" Dieffenbronner hielt in der Arbeit inne und streckte dem Fremden die Hand hin.

„Nie habe ich einen Bildschnitzer bei der Arbeit gesehen. Es ist eine seltene Kunst und ein wenig abseits." Olsen setzte sich auf einen Holzschemel und betrachtete mit erstaunter Freude die kleinen Männlein und Weiblein, die in Reih' und Glied auf der Werkbank standen und sich ihrer Komik kaum bewußt waren. Denn sie machten, so beisammenstehend, einen fast ernsten Eindruck, schienen in ihren vergnüglichen Grimassen gleichsam erstaunt und warteten nur darauf, daß jedes von ihnen allein zur Geltung käme.

„Wie überaus meisterhaft!" sprach Olsen, im Anschauen versunken, und ohne irgendein Lob spenden zu wollen. Nahm ein Mütterlein in die Hand und betrachtete es liebevoll von allen Seiten. Dann blickte er sich in dem Raum um, sah die größeren Bildwerke und auch die sitzende Madonna, deren Oberkörper vorgebeugt war, und die mit weit offenen Augen über alles Irdische hinausschaute. „Eine seltsame Gestalt!" sprach er. „Man weiß nicht, wohin sie schaut. Sie ist fern von uns."

Dieffenbronner sank ganz in seine Arbeit und antwortete halblaut: „Eine Madonna!"

„Eine Madonna, ja! Und doch nicht fern! Wieder ein Mensch, der uns nahe scheint, der um uns ist."

Der Bildschnitzer hob den Kopf und schaute den Sprecher fragend verwirrt an: „Wie meinen Sie das? Ich verstehe nicht."

Die Sonne warf ein breites Lichtband durch das geöffnete Fenster. Draußen geigten die Zikaden.

Olsen sprach es ganz aus sich heraus, einem plötzlichen Gedanken nachhangend: „Diese Frau ist keine Madonna. Diese Frau steht Ihnen nahe. Die Züge ihres Gesichts sind Ihr eigenes Blut. Wenn ich sie lange anschaue und die Augen nicht wende, wird das Gesicht lebendig, und dann tritt mir Ihre Tochter Maria entgegen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonnenschirm

Sonnenschirm mit rosa und braunen Malereien auf weißem Grunde. Modell: Irfé, Berlin-Paris.

Links: Zwölfteiliger Sonnenschirm aus rosa Crêpe Georgette mit einer reichen Garnitur von blaßrosa Straußfedern.

Rechts: Sechzehnteiliger Sonnenschirm mit ganz kurzem Griff aus lila Seide, mit bunten Blumen bemalt und mit Tuffs aus lila Stiefmütterchen, getragen auf dem Rennen von Ascot.

Vierundzwanzigteiliger Schirm aus bemalter Bastseide. (Phot. Atelier Balázs, Berlin.)

Links unten:

Sonnenschirm aus weißer Seide, mit bunten Blumenmustern bemalt und bestickt. Modell: Irfé, Berlin-Paris.

Nebenstehend:

Sonnenschirm für den Strand aus gelber Seide, mit leuchtend grünen Fischen bestickt. Modell: Irfé, Berlin-Paris.

Blauholz ein wertvolles Ausfuhrgut der Insel Jamaika.

Von Franz Otto Koch. Mit Aufnahmen des Verfassers

Unter den Hölzern, die einen zum Färben verwendbaren Farbstoff enthalten, nimmt das des Blauholzbaumes, kurz Blauholz genannt, eine hervorragende Stelle ein.

Einer der schönsten und nützlichsten Bäume Westindiens, ist er besonders über ganz Jamaika verbreitet, wo er als „Logwood" bezeichnet wird. Die herrlichen gelben Blüten des Blauholzbaumes (Haematoxylon Campechianum), mit denen er sich über und über bedeckt, sind die ersten Boten des tropischen Frühlings, und schon allein diese Blütenpracht würde es verlohnen, den Baum anzupflanzen. Dazu kommt noch, daß er mit zu den hervorragendsten Honigproduzenten gehört. Dies ist so zu verstehen, daß die wilden Bienen, die in Jamaika alljährlich tausende Pfund Honig liefern, diesen Baum zum Befestigen ihrer Nester vor allen anderen Bäumen und Sträuchern bevorzugen, da die zuckerreichen Blüten ihnen recht bequem einzuholende Nahrung und Rohstoff bieten. Außerdem liefert das Holz die feinste bisher entdeckte blaue Farbe, gegen welche die Anilinfarbe noch bis heute nicht hat aufkommen können. Die meisten Bäume kultivieren sich aus „selbstgesäter Saat", nur Ödländereien, die für andere Kulturzwecke nicht in Frage kommen, werden mit diesen Bäumen, aus Saat gezogen, bepflanzt. In Jamaika z. B. besteht eine wahre Industrie darin, die Logwoodwurzeln, die beim Fällen der Bäume im Boden geblieben sind, auszugraben und zu verkaufen.

Blauholzwald.

Im Oval: Bearbeiten des Blauholzes für den Schiffsversand.

Das Blauholz ist auch als Kampesche-Holz bekannt; diesen Namen hat es von der Kampesche-Bai in Mexiko, aus der es zuerst ausgeführt wurde. Es wird in großen, von Rinde und Splint befreiten Stücken gehandelt. Auf der stark gefurchten Außenseite violett bis blauschwarz, ist es auf frischer Schnittfläche im Innern dunkelgelbbraun und sehr hart (bei einem spezifischen Gewicht von 0,913 bis 1,057). Das Holz selbst nimmt, wenn es bearbeitet wird, eine außerordentlich schöne und prächtig wirkende Politur an. Es hat süßen Geschmack und wirkt adstringierend und färbt den Speichel rot. Da es der Veilchenwurzel ähnlich riecht, wird es von den Eingeborenen gelegentlich zur Herstellung von Wohlgerüchen verwendet. Aber auch als Arzneimittel gegen Durchfall spielt es in manchen Ländern eine Rolle.

Der Wert des in den westindischen und mittelamerikanischen Ländern gewonnenen Blauholzes ist sehr verschieden. Als bestes gilt das von der Westküste Yukatans an der Kampesche-Bai, das als spanisches Blauholz bezeichnet wird; doch ist dessen Ausfuhr bedeutend zurückgegangen. Dann folgt das Blauholz aus Honduras (englisches Blauholz), Jamaika und Martinique. Ein sehr vorzügliches Holz kommt auch aus San Domingo.

Das unbearbeitete Holz weist Haematoxylin auf, das mit Hilfe von wasserhaltigem Äther entzogen werden kann. Es geht in feuchter Luft bei Gegenwart von Ammoniak in dunkelrotes Haematein über. Daher wird das Färbevermögen des Kampesche-Holzes dadurch bedeutend erhöht, daß man das Holz raspelt, befeuchtet und in dünner Schicht sechs bis acht Wochen liegen läßt, wobei es öfters umgeschaufelt wird. Die Färbereien verwenden direkt den mit Wasser bereiteten Auszug oder ein Extrakt, das dunkelschwarzbraune, glänzende Stücke bildet, die sich bei völliger Trockenheit leicht zerstoßen lassen. Mit dem Kampesche- oder Blauholz werden hauptsächlich und meist in Verbindung mit anderen Farbstoffen Baumwolle, Wolle, Seide und Leder gefärbt. Man erhält auf diese Weise, mit Tonerde beizend, ziemlich intensive grauviolette Farben, mit Kupfersalzen Blau, mit Eisenbeize Schwarz oder Grau, mit Chromoxyd nach vorhergegangener Oxydation mit Chromsäure Schwarz. Eine Abkochung mit chromsaurem Kali ergibt eine gute und sehr billige schwarze Tinte, die besonders in den amerikanischen Ländern verwendet wird.

Zur Verschiffung aufgestapeltes Blauholz. Rechts die Wage, auf der das nach Gewicht gehandelte Farbholz gewogen wird.

Aus Bad Kissingens Biedermeierzeit.

VON ADELE WEBER, MIT ABBILDUNGEN NACH ALTEN STICHEN.

Als Ludwig I. von Bayern Bad Kissingen zum erstenmal besuchte, erkannte sein scharfer Blick sofort, was hier vonnöten war. Die für jene Zeit fabelhafte Neuschöpfung des Arkadenbaues entstand. Was noch fabelhafter ist: Er besteht heute noch in unveränderter Wirksamkeit und Vornehmheit seines baulichen Ausdrucks neben den Littmannschen Neuanlagen des Regentenbaues und der Wandelhalle. Er überdachte vor allem die Quellen des Rakoczy und Pandur mit einer eisernen Brunnenhalle, welche die Chronisten unisono als wahres Wunderwerk von Zierlichkeit und Eleganz preisen. Die Höhe des Mittelbaues, dessen Hauptdach auf 10 Bogen ruhte, war 24 Fuß. Der ganze Bau wurde von 56 Säulen getragen und hatte ein gemütvoll blau-weiß gestreiftes Dach aus Eisenblech. Im Konversationssaal ritt der König sein Steckenpferd, indem er die Wände mit Malereien in pompejanischem Stil schmückte. Der ganze Zeitcharakter spricht aus diesen Bauten: Gemütvoll bis zur Spießigkeit auf der einen Seite, geistig interessiert bis zu revolutionären Neuerungen auf der anderen. Wie die Ideenwelt der Bauten, so war das Badeleben. War diese Zeit einerseits sozusagen immer in Frack und Zylinder, so liebte sie auf der anderen Seite Florentiner Winker und batistene Busentücher. Rissen sich die Fürstlichkeiten im Kurgarten Varnhagen van Ense gegenseitig förmlich aus der Hand, so schätzte man doch über alles das Vergnügen der Landpartien, die nichts weiter als heiter und friedlich sein wollten, und deren Abschluß und Höhepunkt Feldblumensträuße und Gugelhupf bildeten. Und zu diesen allgemeinen Stimmungselementen gesellte sich im Bad ein ganz neues Element, unter dessen Zeichen die Bäder künftig sogar eine ganze Epoche hindurch stehen sollten: das Mondäne.

Den Grundstock der Gesellschaft von Bad Kissingen bildeten die Fürstlichkeiten, die dort richtig Hof hielten, und der hohe Landes- und Auslandsadel. Man entfaltete ungeheueren Luxus, und Medizinalrat Dr. Pfeuffer aus Bamberg scheint von bangen Ahnungen ergriffen, wenn er sich sorgt, Kissingen könnte in den Ruf eines Modebades kommen. Allerdings hatte die Königin von Württemberg allein für drei Wochen 82 Kleider mitgebracht — eine respektable Leistung für jene Zeit — sehr zum Ärger einer reichen Holländerin, welche die reinsten Toilettenduelle bei der Brunnenpromenade mit ihr ausfocht, wobei der württembergische Staatsrechtslehrer Professor Mohl aber befriedigt feststellte, daß „Ihre Majestät sich habe nicht herunterstechen lassen von der Holländerin in Mänteln“. Mohl teilt seiner Frau aber auch im allgemeinen mit: „Auf der Abendpromenade sind sehr schöne und kostbare Toiletten zu sehen.“ Dafür schreibt er allerdings im kalten Juli 1843: „Die Badegesellschaft sieht, namentlich morgens, einem Haufen Bären ähnlicher als der sonst so eleganten, vornehmen Welt bei schönem Wetter. Namentlich die russischen Damen tragen nicht selten Pelz. Mittags kommen freilich die Federn und Samtmantillen zum Vorschein.“ Russische Fürstinnen und Fürsten — Großfürst Michael an ihrer Spitze — schneite es in dieser Zeit in Bad Kissingen. Tonangebend aber waren in jenen Jahren die Engländer, deren Anzug Mohl „possierlich“ findet. „Und die Kinder sind oft wie die Affen aufgedonnert, die auf der Straße tanzen. Nur allerdings nicht schmutzig, sondern blendend weiß.“ Sie kamen zum Teil mit drei- bis vierspännigen Wagen, brachten außer ihrem Riesenpersonal ihren Spleen mit und ließen sich diesen etwas kosten. Die Kissinger konnten damals schmunzeln. Die Frau des Engländers Wentworth de Beaumont lag lediglich zu ihrem Vergnügen jede Nacht in drei verschiedenen Betten, die alle Tage neu bezogen werden mußten. Und die Kinder zerschnitten mit der Schere die Samtmöbel. Das mußte natürlich bezahlt werden. Nicht nur der Schaden, sondern auch das Vergnügen — und es wurde auch bezahlt.

Am einfachsten gab sich nach übereinstimmenden Beschreibungen der bayerische Hof, der sich inmitten der vielen ausländischen hohen Tiere mit ihrem glänzenden Gefieder wie ein wackerer häuslicher Hühnerhof ausnahm. Aber wenn Baron Reischach von Ludwig I. auch sagt: „Der König ist ein solcher Knorzer, daß er immer noch den gleichen Zylinder trägt, den er schon als Kronprinz getragen“, so wurde doch gerade an diesem trotz aller Schäbigkeit königlichen Zylinder das scharfe Biedermeierwort von der „Verlängerung des hohlen Raums“ zuschanden.

Diät und Kur waren streng geregelt in jener Zeit, und man aß — nach Professor Mohl — „einfach und teuer“. Dafür stand zum Ausgleich ein Lesekabinett zur Verfügung, oder man ging nachmittags nach Tivoli zum Karussell und Ringspiel oder fuhr im Landauer nach Klaushof, hinaus in die liebliche Natur um Kissingen. Abends aber hatten die Modedamen von Bad Kissingen glücklicherweise noch einmal Gelegenheit, bei Konzert und Bällen ihre Toiletten zu entfalten. Jene Zeit kannte keinen Sport, dafür liebte sie die Konversation. Und was sich in ihr trotz aller Äußerlichkeit dokumentiert, ist die Herrschaft des Geistes. Gerade dieses Moment aber hat dem heutigen Weltbad Kissingen Stil und Siegel aufgedrückt und es zu dem gemacht, was es heute noch ist: zu einem Bad vornehmster Tradition.

Blick auf Bad Kissingen zur Zeit des Biedermeiers.

Das Konversationsgebäude.

Der eiserne Pavillon über den Quellen Rakoczy und Pandur.

Promenade vor dem Arkadenbau.

STILLENDE MUTTER

GEMÄLDE VON PAUL OBERHOFF

VERKÜNDIGUNG

EINE EL-GRECO-ERZÄHLUNG VON FRANZ FRIEDRICH OBERHAUSER

Mitten in der Nacht schlug ein Mann den großen Türhammer heftig an ein schweres, eichenes Tor. Lang hinhallend dröhnte der Lärm durch den Palast; er schwang sich wie dunkle Paukenschläge durch die weiten Gemächer.

„Doña Jeronima! Doña Jeronima!" erscholl eine tiefe Stimme.

Der Ruf flog über den kleinen Platz. Die frei hangenden Glocken von Santo Tomé schlugen im Winde an. Die Klänge wehten wie geheimnisvolle Nachtvögel über die Gassenschluchten Toledos. Gedämpft rauschte das Wasser des Tajos aus der Ebene herauf. Sternketten faßten den Himmel.

Der Lärm des Türhammers setzte wieder ein.

Und die Männerstimme rief lauter: „Doña Jeronima!"

Hohe Hauswände warfen die Stimme zurück; sie zerflatterte und verlor sich in den engen Callen (Gassen). Der Mann horchte in die Stille hinein; die Paläste und einförmigen leeren Häuser standen in einem blauen, gläsernen Mondlicht. Wenn ihn die Inquisitionsgarde hörte! Aber die saß munter zechend in der Posada des Señor Gregorio. Der Mann lief in die Mitte des Platzes; er sah zu den dunklen, schwervergitterten Fenstern empor.

„Um des Herrn willen, Doña Jeronima! Hört mich doch!"

Ein zaghafter Lichtschimmer blühte hinter zwei Fenstern auf.

„Sie ist erwacht!" flüsterte der Rufer und sah unbeweglich und ohne Unterlaß auf das unruhige Licht, als wollte er durch seinen zwingenden Blick die Gesuchte aneifern.

Doña Jeronima de las Cuebas, die jungen schönen Glieder kaum bekleidet, stand zitternd in ihrem Gemach und wagte sich nicht an das Fenster. Seidene Decken und schwerverzierte Polster lagen bunt über das breite hohe Bett geworfen.

„Teresa! Teresa!" rief Doña Jeronima mit verhaltener Stimme durch einen Spalt der Tür in das nächste Zimmer. Die alte Dienerin kam keuchend, aufgeschreckt durch den wilden, stürmischen Lärm, und hing sich vor allem hastig ein kleines silbernes Kreuz an einer schwergliedrigen Kette um den Hals.

„Verfolgt Euch ein Traum, Herrin? Ein Tropfen Lavendel..."

„Ein Mann steht unten und ruft meinen Namen. Sieh nach, Teresa!"

Die Dienerin überlegte ein Weilchen. „Wer soll Euch wohl rufen? Ist nicht der Tag lang genug? Den Mann will ich sehen!" Sie trat, die Fassung wiedergewonnen, rasch an das Fenster und öffnete es behutsam. Sie spähte hinab, dann wandte sie sich erleichtert um. „Es ist Francesco, Herrin! Der Dummkopf, die Leute so zu erschrecken!"

Doña Jeronima schob die alte Dienerin zur Seite, ließ sich einen schweren türkischen Schal um die blanken, weißen Schultern legen, verdeckte die halb entblößte Brust und neigte sich ein wenig über den Bord, dem wonnig geschwungenen Gitter zu. Die schwarzen vollen Haare fielen wie schwere Wellen seitwärts nieder.

„Bist du es, Francesco?"

„Dem Herrn sei Dank! Herrin!"

„Was willst du? Was treibt dich her?"

„Mein Meister, Herrin! Ich erkenne ihn nicht wieder! Er ist so rätselhaft. Tut mir den Gefallen, es wird Euch nicht gereuen! Aber kommt gleich. Ich warte auf Euch!"

Doña Jeronima trat zurück. Die Dienerin schloß das Fenster.

„Reich' mir ein Kleid, Teresa! Beeil' dich!"

Die Dienerin öffnete die Schränke und hob die Kleider heraus.

Indessen starrte Francesco de Prebeste, der Gehilfe und Diener El Grecos, ungeduldig und unentwegt auf den Palast der schönen jungen Frau Jeronima. Manchmal horchte er wieder den Gassenmündungen zu, ob er etwas von der Garde vernähme. Durch die Stille dieser unbeschreiblichen andalusischen Nacht hörte er von fernher das Singen derber Männerkehlen. „Der Tarragona ist ein verlockender Gesell, wohl dem, der sich in seiner munteren Gesellschaft befinden kann!" brummte er vor sich hin. Er zupfte erregt an den überbreiten pompösen Kniemaschen, drückte den mächtigen, breitkrempigen Calabreser aus der Stirn über die vollen, dichten Haare und war im hellen Licht wie ein phantastischer, einfältiger und eitler Kobold anzusehen.

„Vier Monate kennt nun mein edler, unvergleichlicher Meister diese Frau, dieses seltsame Mädchen, und schon ist es mit seiner Ruhe vorbei. Alle Aufträge der wohledlen Herren verwahrlosen, der König selber hatte Gefallen an ihm und seiner Kunst, und er... und er... O Jammer, o Jammer!"

Francesco begann, erst langsam, dann immer rascher über den nächtlichen Platz zu laufen. Er hüpfte über große Steinfliesen und versuchte, es recht elegant zu machen; als ihm aber dieses Beginnen zu langweilig wurde, übersprang er erst immer eine, dann immer zwei der großen Fliesen, nicht ohne fortwährend einen Blick auf die Fenster des Palasts zu werfen.

„Wie langweilig doch die Frauen sind! Wieviel Zeit sie brauchen, um sich anzukleiden!" Er blieb stehen und horchte in die enge Alcalá hinein, die zum Palast der Inquisition führte. Er hörte einen schweren Schritt und sprang sogleich in den tiefen Schatten eines Hauses.

„Francesco!" redete ihn plötzlich eine weibliche Stimme an.

„Ach, Doña Jeronima! Ach, hohe Frau, ich vergehe vor Ungeduld. Daß Ihr endlich da seid!"

Jeronima drängte ihn in eine enge hohe Gassenschlucht.

„Erzähl', Francesco, rasch. Was gibt es?" Sie zog das schwarze Manteltuch wie eine Kapuze weit in die Stirn.

„Mein Meister verlangt nach Euch!"

„Jetzt, mitten in der Nacht?"

„Das ist das Merkwürdige daran!"

„Ist etwas geschehen?"

„Ihr fragt zuviel, Doña Jeronima. Ich weiß es nicht. Aber laßt Euch berichten. Ich stand bei ihm, rieb die Farben und sang. Ich sang mein Lieblingslied, Ihr kennt es doch! Ich habe es selbst gedichtet:

'Mein Mund,
Dich zu besingen.
Meine Lippen,
Dich zu küssen.
Mein Herz,
Dich zu lieben.
Mein Messer,
Dich zu schützen...'"

„Rede doch endlich vernünftig!" fiel ihm Jeronima in das halblaute Gebrumme.

„Ich rieb also die Farben, richtete Palette und Pinsel und war ganz begeistert von dem Porträt..."

„Welches Porträt?"

„Es ist wohl kein Porträt... verzeiht... eine weibliche Figur ist es, eine wunderbare Figur..."

„Weiter, weiter, Francesco! Sei Manns genug, um rechtschaffen erzählen zu können! Bist doch kein altes Weib!"

„Bei den Wunden Christi, nein, Doña Jeronima!"

Sie eilten durch enge Gassen. Mondlicht schnitt die blaue Nacht. Die Sterne fielen funkelnd auf die Felsenstadt. Manchmal rauschte der Tajo den beiden entgegen.

„Plötzlich wirft mir der Meister die Palette an den Kopf. Ihr findet das herrlichste Venezianerblau in meinen Haaren. Dann sieht er mich mit großen Augen an und sagt: 'Sie ist es nicht! Nimmermehr! Gott steh' mir bei! Hab' ich plötzlich all meine Kunst verlernt? Ist plötzlich alles fort, in das unbeschreibliche Nichts, so wie es aus diesem ewigen Nichts kommt? Wie es die Gnade des Schöpfers will? Er gibt, und er vermag zu nehmen!' So sprach er." Francesco schwieg, aber Jeronima drängte ihn.

„'Warum redet Ihr so, Meister?' frage ich und begreife ihn nicht. 'Was ist der Künstler ohne Schaffenskraft?' erwidert er. 'Ein Fluß ohne Wasser, ein Baum ohne Blüten, eine Frucht ohne Kern!' Er sieht wieder das schöne Bildnis an, dann, Doña Jeronima, schrie er mir zu: 'Hol' sie mir, jetzt, sofort, auf der Stelle!' Ich wende ein: 'Meister, es ist spät, Mitternacht...' Er stürzt auf mich los: 'Was gilt Zeit! Was gilt Stunde und Minute, wenn es sich um den Wert eines Menschen handelt? Fort, sag' ich!' Und ich ging, Doña Jeronima, ich holte Euch!"

In Doña Jeronimas Gesicht zuckte es. Francesco bemerkte es nicht. Der schwarze Schatten der Kapuze fiel über die weichen Wangen.

„Er liebt Euch, Herrin. Kein Mann liebte ein Weib mehr und tiefer als er Euch. Er verzweifelt an seiner Kunst; an Eurem Körper. Regungslos starrt er auf Euer Bildnis. Denn es ist Euer Bildnis! Was es wohl sein mag? Ihr müßt es selbst erfahren!"

Die beiden waren bei der Kirche Santo Tomé angekommen. Francesco öffnete in einem unscheinbaren, einfachen Haus daneben eine kleine Pforte. Er ließ Jeronima eintreten.

Gärten schwelten über Terrassen. Dunkles Laub flüsterte im Nachtwind. Auf dem weiten Balkon lag ein dunkler, matter Lichtschimmer, der aus dem Atelier El Grecos kam.

„Laß mich allein!" sagte Doña Jeronima.

Sie ging mit leichten Schritten über die Treppe, eilte durch eine Flucht von Gemächern, an deren Wänden neue Gemälde des Griechen hingen. Im großen Saale standen noch Schüsseln und Becher. Aufsätze mit auserlesenen Früchten, Krüge mit schwerem südlichen Wein, in dem die Glut der andalusischen Sonne flammt und lockt. Hohe, vielarmige Kerzenleuchter prunkten zwischen dem Geschirr. Die Kerzen waren bis auf wenige verlöscht.

Jeronima öffnete eine Tür.

Auf den Stufen saß El Greco, den Kopf in die Hände gestützt. Er sah mit schweren, verdunkelten Augen in die endlose blaue Nacht. Die Türen auf die Terrassen standen offen. Ein schimmernder Sternregen

fiel tief herein. Ein leiser, flüchtiger Wind sang heimlich in den Gärten. Die Nacht klang verworren herauf.

Jeronima warf einen Blick auf das große Gemälde, das mitten im Zimmer stand.

Das mußte die reifste und wunderbarste Frau Spaniens sein! Das war sie selbst: entblößt, eine Göttin in wunderbarer Leichtigkeit und doch erdbehaftet. Duftend nach Gewährung, herb und doch erregend, die Arme gehoben, als würde sie etwas Kostbares empfangen wollen, als würde ihr ein gnadenreicher Gott das Kostbarste schenken.

Dieser Kopf! Und dieser Ausdruck des schmalen Gesichtes! Jeronima erschauerte. Eine glühende Welle Blut trieb in das blasse Gesicht. Die vollen Lippen bebten.

Wo hatte sie dieses Gesicht, den Ausdruck dieses Antlitzes schon einmal gesehen? Es mußte erst einige Tage her sein. Vielleicht in einer Nacht; es konnte gestern gewesen sein... ehegestern. Oder war es in dieser Nacht?

Langsam schritt sie weiter und blieb hinter dem Manne stehen. Sie legte die Hände auf den Kopf des Malers.

„Ich bin es!" sagte sie leise.

El Greco sprang auf und starrte sie an.

„Wie kommst du hierher?"

„Du riefst mich!"

„Ja... ich rief dich!" El Greco faßte sie mit wilden Händen. „Stehe mir bei, Jeronima! Ich kann nicht weiter!"

Ihre Hände strichen sanft über das zerrüttete Haar.

„Es gibt kein Ende!" sprach sie, den Blick über ihn hinweg in diese rätselhafte blaue Nacht gerichtet. Ein matter Wind lief von der glühenden gelben Ebene herauf.

„Kein Ende?" wiederholte er tonlos und doch hoffend.

„Es gibt kein Ende, El Greco! Es gibt nur schwere Stunden; es gibt Hindernisse. Sie müssen überwunden werden!"

„Wär' es so! Jeronima, um deinetwillen!" Er sah in ihre großen Augen.

„Zweifelst du an mir? Gehört nicht alles dir? Bin ich nicht dein?"

Er senkte den Blick.

Er, ein Meister, ein Schaffender; er, der in Abenteuern Großgewordene, aus der leichtbeschwingten, venezianischen Schule kommend, wo er das Atelier Tizians verließ, um über Rom nach Toledo zu wandern; er, der Visionen liebte, von dem Balkon seines Hauses aus in prunkhaften Visionen schwelgte — er stand da und zweifelte.

„Dein Ruhm wächst!" begann wieder Jeronima mit ihrer weichen, begütigenden Stimme zu reden. „König Philipp, so hörte ich, hat ein Werk bei dir bestellt, El Greco — und du?"

El Greco richtete sich mühsam empor.

„Sieh hin, Jeronima", sagte er und zeigte mit bebenden Händen auf das Bildnis. „Bist du dies? Oder ist es ein Phantom?" Er wurde erregt. „Gib mir Antwort, nur ein Wort sage mir, ein einziges Wort!"

Jeronima sah schweigend auf das Gemälde.

„Ich liebe dich!"

„Und dennoch mißlingt mir alles!"

„Der an seiner Liebe zweifelt, verliert das Höchste seines Lebens!"

Er konnte den Blick nicht von dem Bildnis wenden. Er starrte in ein Nichts. Dann warf er plötzlich die Hände hoch und schrie: „Es lebt! Das Bildnis lebt! Es ändert sich von Tag zu Tag! Oh, meine Hände, mein Geist!"

Jeronima lächelte.

Dann begann sie langsam den Mantel abzulegen; sie öffnete ihr Kleid; sie entblößte die Brust und stand da, wie er sie gemalt: nackt und bloß...

„Sieh mich an, El Greco!"

El Greco sah sie an. Seine Hände bebten nicht mehr; sein Auge wurde starr. Seine Blicke glitten vom Bildnis zu Jeronima. Er griff nach den Pinseln, nach der Palette.

„Alles ist gut", begann er langsam zu sprechen. „Alles stimmt in den Formen, Gesicht und Hals, Brust und Schultern, aber dann... Jeronima, sieh selbst!"

Die Palette entsank seinen Händen; die Pinsel fielen zur Erde. Die Augen schlossen sich; den Körper schüttelte es.

Schweigen lastete im Raum.

Jeronima hatte den Mantel wieder umgenommen, die Nachtkühle griff nach ihrem Körper. Die vollen Haare gelöst, stand sie vor dem Bildnis.

„Bin ich noch El Greco? Was werde ich noch schaffen, wenn dieser Frauenleib schon nicht zu fassen ist? Was sind mir diese Hände noch, losgelöst vom Willen, von der Kraft der künstlerischen Arbeit? Verstehst du das, Jeronima?"

El Greco schluchzte. Seine Hände griffen bebend nach ihr.

„Du hast recht, El Greco: dieses Bildnis bin nicht ich!"

„Du siehst es, du siehst es auch?" Er sah sie erschrocken an.

„Dies ist eine andere, El Greco. Ich kenne sie wohl. So war ich, ehedem. Aber heute? Das ist Vergangenheit! Aber ich bin Gegenwart!"

„Was sollen diese Worte? Zeigen sie mir einen Weg aus der Verzweiflung? Aus der Verwirrung? Welche Macht spielt mit mir? Bist dies du und deine Liebe? War Ähnliches jemals schon da? Kennst du dieses Grauen? Ich sehe, daß ich zu schaffen fähig bin; ich sehe, daß ich malen kann, daß die Finger wie ehedem meinem Willen folgen... und... trotzdem kommt alles anders! Die Maße stimmen nicht mehr! Tag um Tag sind neue Schatten da! Und neue Linien, die ich gestern nicht gesehen!"

„Du wirst müde sein, überarbeitet! Bist abgelenkt! Du solltest rasten! Ich gehe jetzt, El Greco, ich komme morgen vormittag wieder!"

Da griff er jäh nach ihr.

„Bleib, Jeronima! Bleib, heute, diese Nacht, laß mich nicht allein!"

Aber Jeronima schloß den Mantel, warf die Kapuze über die Haare. Sie faßte langsam nach El Greco.

„Heute nicht! Warte noch eine kurze Zeit, und ich werde immer bei dir sein! Hab' eine gute Nacht!"

Sie sprach. Ihre Stimme hatte einen festen Klang. Er hörte es und schwieg. Jeronima ging. Auf der obersten Stufe wandte sie sich, hob die kleine weiße, schöne Hand und winkte. El Greco hörte den leisen flüchtigen Schritt der geliebten Frau: dann lag die Stille der Einsamkeit um ihn.

Vor den Fenstern verlor sich die Nacht. Es war spät. Die Sterne verlöschten. Der Morgen stieg über die Silberwelle des fernen Gebirges.

Einsam geworden, fast ohne Hoffnung, nahe der Verzweiflung, verlor sich der Meister in einer rätselhaften Verlassenheit.

*

„Es ist vergeblich!" sagte El Greco tonlos. Er legte nach stundenlanger Arbeit, Qual und Enttäuschung die Pinsel und Farben fort.

Mittag war längst vorüber. Draußen stand die Sonne steil und glühend über Toledo. In der heißen tiefen Ebene flirrte das Widerlicht des gelben Sandes.

„El Greco!" mahnte Jeronima.

„Die Farben versagen, die Schatten wandern, die Formen ändern sich."

Um Jeronimas blanken Körper schwang die Sonne einen berauschenden Mantel. Jeronima ließ die Hände sinken.

„Ein Rätsel..." flüsterte El Greco, und seine Blicke folgten aufs neue rastlos den Körperlinien der Frau und verglichen damit die Maße seines Bildnisses und suchten wieder und forschten und prüften. Verzweiflung dämpfte seine Kraft, verdunkelte den Glauben an sein Können und vertrieb das Bewußtsein schöpferischer Tätigkeit und Sicherheit. Er sank nieder und schlug die Hände vor das Gesicht. Jeronima warf sich einen kostbaren indischen Schleier um.

„Jedes Rätsel findet seine Lösung! El Greco! Dein Verzagen macht dich wirr. Deine Sinne verlieren die klare Kraft. Sammle deine Kräfte! Fasse dich in Geduld! Es gibt noch einen Tag; es gibt noch viele Tage..."

Über die Stiegen herauf, durch die hallenden Zimmer polterte der schwere Gang eines starken Mannes.

„Das ist der Bildhauer Martinez de Castañada!" sagte Jeronima, nahm die vielen Kleider auf den Arm und verließ rasch das Atelier.

De Castañada stand breit vor El Greco.

„Hat dich der Tarragona von gestern noch am Kopf? Was sinnierst du? He!"

El Greco schwieg; er hatte noch immer die Hände vor dem Gesicht.

Der Bildhauer sah auf ihn herab; dann warf er einen flüchtigen Blick auf die Leinwand. Ein leises Lächeln öffnete die vollen wilden Lippen. Er legte die tatzigen Hände auf den Rücken El Grecos.

„Was ist mit dir? Was beschwert dich? Die Arbeit? Süße Qual! Was macht Doña Jeronima?"

El Greco stand müde und langsam auf.

„Es ist zu Ende, Martinez!"

„Zu Ende? Ein Spaß, wie —?"

„Laß mich allein, Martinez!"

„Wär' ein miserabler Freundschaftsdienst! Torheiten!" Martinez hub an zu lachen; sein lautes Lachen schwang sich schallend durch die Zimmer, bis auf die Straße. „Wenn Martinez lacht, dann muß es ganz Spanien hören", sagte man. „Ein gesundes, braves Lachen muß die ganze Welt zu hören bekommen", erwiderte darauf immer der Bildhauer.

„Seit wann, El Greco, gehörst du zu den lächerlichen Zweiflern? Gebührt dir nicht der Titel eines Großen in unserem Lande? Rennt nicht alles, was halbwegs Rang und Namen hat, zu dir? Hat nicht der Dian der Toledaner Kathedrale Altarbilder bei dir bestellt? Sieh an! Der erste Kirchenfürst von Spanien! Wie die Hunde um einen fleischigen Knochen, raufen und balgen sich die Nichtskönner um den geringsten Auftrag eines Niemands! Und du bist auserlesen von den Mächtigsten der Herzöge und Fürsten! He! Der König selbst schrieb einen langen Brief an dich, was schert es dich..."

El Greco lächelte schmerzhaft und winkte ab.

„Nichts von alldem, Martinez! Aber sieh dort, ein Rätsel, wahrhaft! Seit Tagen arbeite ich an diesem Bildnis. Es sollte das beste werden, das ich jemals geschaffen! Ist nicht der göttliche Schwung der Liebe darin? Flammen nicht die Farben; Lust und Inbrunst funkeln aus dem Glanz, und doch!" El Greco dämpfte seine Stimme. „Irgendeine Macht hindert mich weiterzuarbeiten. Es gelingt mir nicht, das Werk zu vollenden! Dieses Bildnis lebt, verstehst du? Diese tote Leinwand lebt! Jeden Tag, wenn ich den wunderbaren Körper mit dem wirklichen der Jeronima vergleiche, stimmt nichts mehr überein! Die Maße ändern sich; die Figur zeigt andere Schatten! Die Formen wandeln sich! Wie erklärst du dir dies Geheimnis?" (Schluß f. S. 108)

Vom 1. Gauturnfest des Großturngaues des Leipziger Schlachtfeldes in Leipzig vom 2. bis zum 10. Juli: Abendfeier der in vier Fackelzügen auf dem Marktplatz eingetroffenen Turner vor dem festlich erleuchteten Alten Rathaus am 9. Juli. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Tübingen und seine Universität.

Zur Feier des 450 jährigen Bestehens der Universität vom 24. bis zum 26. Juli 1927.

Die Eberhard-Karls-Universität in Tübingen, die in wenigen Tagen das Fest ihres 450jährigen Bestehens feiert, rühmt sich, unter den deutschen Hochschulen einen bevorzugten Platz einzunehmen. Der Nichtwürttemberger, der Tübingen und seine Universität nicht näher kennt, wird vielleicht geneigt sein, dies auf den Lokalpatriotismus des Württembergers zurückzuführen. Diese Vermutung mag in früheren Zeiten, als die Freizügigkeit der Studenten noch nicht in dem Maße wie seit der Reichsgründung möglich war und das württembergische Element an ihr vorherrschte, nicht ganz unberechtigt gewesen sein, heute wird sie schon dadurch widerlegt, daß mindestens in den Sommersemestern nahezu die Hälfte der Studierenden nicht in Württemberg beheimatet ist. Im freien Wettbewerb der deutschen Hochschulen entscheidet in erster Linie der Eigenwert der einzelnen, das, was sie durch ihre wissenschaftliche Bedeutung, ihre Einrichtungen und ihre Lage an besonderen Vorzügen bieten kann. Wenn eine ausgesprochene Kleinstadtuniversität wie Tübingen heute der Besucherzahl nach an achter Stelle steht, so muß sie solche besondere Werte aufweisen können. Schon im Stiftungsbrief ihres Gründers, des Grafen Eberhard im Bart, vom 9. Oktober 1477 werden die Anmut und Fruchtbarkeit der Gegend und die gesunde Luft als in die Augen springende Vorzüge erwähnt; sie sind in der Tat auch heute noch vorhanden. Wer in Tübingen einmal geweilt hat, vergißt die unvergleichlich schöne, über dem Neckar sich aufbauende Stadt mit ihrem wuchtigen Schloß und ihrer hochragenden Kirche nicht wieder.

Mit päpstlicher Zustimmung 1477 vom Landesherrn gestiftet, tritt die Universität als bevorrechtete, mit erheblichen Privilegien ausgestattete Korporation und mit vier Fakultäten, der theologischen, juristischen, medizinischen und Artisten-Fakultät, ins Leben und versteht es, sich von Anfang an eine geachtete Stellung zu verschaffen. Nach der Reformation, die schon von 1535 ab an der Universität eingeführt wird, erhält sie als wichtigsten Zuwachs das evangelisch-theologische „Stift“, bis in die Gegenwart der Mittelpunkt der evangelisch-theologischen Fakultät. Auf Anregung des Herzogs Christoph wird gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine ähnliche Anstalt für Staatsdiener, das Collegium Illustre, gegründet. Seit 1818, nach seiner Auflösung und der Verlegung der katholisch-theologischen Universität Ellwangen und ihrer Angliederung an die Landesuniversität als katholisch-theologische Fakultät ist in dem Collegium Illustre das katholische Konvikt, die Parallelanstalt zum evangelischen „Stift“, untergebracht. Im Jahre 1817 wird die Universität außerdem durch die neuerrichtete staatswissenschaftliche Fakultät weiterausgebaut, die 1923 mit der juristischen zur rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vereinigt wird. Als jüngste Fakultät erhält die Universität im Jahre 1863 die naturwissenschaftliche. Auf die interessante Entwicklung ihrer Verfassung und die damit verbundenen Kämpfe kann wegen des beschränkten zur Verfügung stehenden Raumes ebensowenig eingegangen werden wie auf das vielseitige wissenschaftliche Leben, die glänzenden Vertreter ihres Fachs in allen Fakultäten, die Entwicklung ihrer Institute, das Leben und Treiben der Studierenden. Den größten Aufschwung nimmt die Universität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den Bau und die musterhafte Einrichtung großer Institute und Kliniken. Seit 1910 überschreitet die Zahl der Studierenden 2000, sie beträgt im Sommerhalbjahr 1927 3001.

Universitätsrat Dr. Knapp.

Graf Eberhard im Bart, der Gründer der Universität (1477). Erzstandbild auf der Neckarbrücke in Tübingen.

Prof. Dr. Wilhelm Trendelenburg, Rektor der Universität Tübingen.

Grabstein eines Tübinger Studenten aus dem Jahre 1606 an der Südmauer der Stiftskirche in Tübingen.

Das alte, 1877 renovierte Universitätsgebäude.

Das heutige Hauptgebäude der Universität, die sog. Aula. Errichtet 1842.

Eingang zu der 1912 vollendeten Universitätsbibliothek.

Blick auf das äußere Portal von Schloß Hohentübingen und die Stadt. Im Hintergrund der Kaiser-Wilhelm-Turm auf dem Österberg. — Rechts nebenstehend: Winkel in der Jakobsgasse.

Alt-Tübingen mit Schloß Hohentübingen. Rechts hinten das Ammertal. — Im Oval: Der Turm der Stiftskirche, von der Langengasse aus gesehen. Rechts der Eckturm des heutigen katholisch-theologischen Konvikts, das bis 1816 die Fürstenschule, das sog. Collegium Illustre, beherbergte.

Das Rathaus. Erbaut 1435. — Rechts nebenstehend: Grabstätte des schwäbischen Dichters Ludwig Uhland und seiner Gattin auf dem Tübinger Friedhof.

GUSTAV SCHAFFER

Der Chemnitzer Maler Gustav Schaffer, der Bergmannssohn aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden, ist vom Kunstgewerbe her zur Kunst gekommen. Die Dresdener Kunstgewerbeschule war es, die dem technischen Können des begierig Strebenden die Grundlage gab, eine Grundlage von unschätzbarer Zuverlässigkeit. Als der Zwanzigjährige, den der Drang, zu wirken und zu schaffen, schon ein paar Jahre zuvor einmal auf kurze Zeit ins praktische Leben hinausgetrieben hatte, den Zwang der Schule und des Handwerks ungeduldig von sich streifte und sich mit einer fast wütenden Leidenschaft auf das warf, was seiner künstlerischen Sehnsucht lockende Befriedigung verhieß, wußte er selbst noch nicht, was für einen Schatz an Können und sittlichem Ernst er aus diesen Lehrjahren in sein ferneres Leben hinübernahm. Es ist ihm das erst in späterer Zeit zum Bewußtsein gekommen, als er begann, sich mit technischen Problemen seiner Kunst zu beschäftigen, und nun fand, wie mühelos er sie meisterte.

Damals, in den hoffnungsvollen Sturmjahren des Jünglings, gab Schaffer die Anwartschaft auf eine bürgerlich gesicherte Existenz zum Pfande. Er hat zäh ausgehalten, allen Widernissen zum Trotz, und hat dafür die Wohlgegründetheit seines künstlerischen Wesens eingetauscht.

Das wahrhaft riesige Gesamtwerk des 46jährigen zeigt heute freilich mit aller Deutlichkeit, wie auch seine künstlerische Entwicklung ein ewiger Kampf war und ein Kampf bis in die jüngsten Tage hinein geblieben ist, ein Kampf aber, der zwar gelegentlich einmal zu zornigem Frontwechsel führt, der jedoch im allgemeinen mit Zähigkeit, trotz aller inbrünstigen Hingabe fast mit Gelassenheit und jedenfalls mit eiserner Folgerichtigkeit und Zielstrebigkeit ausgefochten wird. Dem Ringen mit den ersten großen eigenen Seeleneindrücken, seinem biblischen Werk, dem er sich, höchste Konsequenz, mit dem Holzschnitt zuwandte, in einer eigenen Technik übrigens von hauchartiger Keuschheit, folgte die Ergründung fremder Seelen: eine reiche Tätigkeit im Bildnis, dieses ganz im altmeisterlichen Stil der deutschen Renaissance erfaßt und demgemäß mehr gezeichnet als gemalt, jedes einzelne aber im Ausdruck seltsam in sich zurückgedämmt, ohne Beziehung zur Welt. Eine Explosion unterbricht diese Phase. Der strenge Stil, die aszetische Verschlossenheit wird gesprengt durch Gesichte, seelische und malerische. Gestalten geduckter Menschen, Bettler, Greise, Lebensmüde, Lebensarme, Lebenssatte, geistern durch merkwürdig zerzitterte, zerknitterte, zerflossene Landschaften, nervöse Wandlungen der immer gleichen braunen oder erdgrünen Grundfarbe spuken über das Bildviereck.

Aber wie nach einem Gewitter der Regenbogen, entsteht nach dieser kurzen Entladung nächtiger Seelenbezirke eine lange Folge von neuen Bildnissen, abgeklärt im Geistigen, von einer gelösten Schönheit in Form und Bewegung, geläutert, ja, edel in der Technik. Dieser Entwicklungsabschnitt ist heute noch nicht abgeschlossen. Er ist durchsetzt von neuem Kampf um den Ausdruck religiöser Erlebnisse, nun aber mit einem ungleich höheren Erfolg, und mündet aus in das längst fällige Zwiegespräch des Malers mit der Farbe, die bei Schaffer bis dahin noch nicht zu ihrem vollen Recht gekommen war.

Schaffer ist weit davon entfernt, ein Fertiger zu sein. Die Möglichkeiten, die in ihm selber liegen, hat er noch lange nicht erschöpft. Die Folgerichtigkeit seiner Entwicklung läßt eine immer weiter führende Abklärung seiner Persönlichkeit erwarten.

Hub. Maushagen.

Selbstbildnis.

Frauenbildnis.

Die Blinden.

Links: Schweinehirt.
Rechts: Das Gleichnis.

Idylle im Garten

Nach photographischen Aufnahmen der „Gartenschönheit“

Oben rechts: Kletterrosen über blütendurchsproßtem Grün.

Oben links: Blütenrausch auf Steinen.

Im Oval: Rittersporn am Taubenschlag.

Blühende Glyzine an sonniger Hauswand.

Rechts nebenstehend: Margareten im Steingarten.

Wissen und Leben

Dreht sich die Erde? Vor 125 Jahren, am 9. Juli 1802, begann der Physiker Johann Friedrich Benzenberg auf dem Michaelis-Kirchturm in Hamburg seine Versuche, die Achsendrehung der Erde durch die östliche Abweichung frei fallender Körper nachzuweisen. Zwar ist jedermann überzeugt, in der täglichen Drehung des Fixsternhimmels die Erdrotation wahrzunehmen, aber der tägliche Auf- und Untergang der Gestirne kann nicht als Beweis für solche Drehung betrachtet werden. Es ist bekannt, daß jahrhundertelang diese heute für Schein gehaltene Bewegung als Wirklichkeit angesehen wurde, namentlich weil man von der Drehung der Erde nichts „spürte“. Spürt man von der Erdrotation wirklich nichts? Läßt sie sich nicht an den Körpern auf der Erde selbst sichtbar machen? Es war Newton, der im Jahre 1679 in der Royal Society in London darauf aufmerksam machte, daß auf einer von Westen nach Osten rotierenden Erde ein frei fallender Körper eine östliche Abweichung von der Lotlinie zeigen müsse. Da alle Körper auf der Erde und in ihrer Atmosphäre an der Rotation teilnehmen, hat ein Körper, der durch eine größere Höhe fällt, im Zeitpunkt, wo er losgelassen wird, eine größere Rotationsgeschwindigkeit nach Osten als der Punkt der Auftrefffläche, der lotrecht unter seiner Ausgangsstelle liegt, weil dieser der Erdachse näher ist. Da der Körper infolge des Beharrungsvermögens diese größere Geschwindigkeit beibehält, muß er seinem Lotpunkt vorauseilen und östlich von diesem die Aufschlagfläche treffen. Man berechnet, wieviel die östliche Abweichung am Ort des Versuchs und bei der benutzten Fallstrecke betragen muß, falls sich die Erde mit der Geschwindigkeit, die der Fixsternhimmel zeigt, um ihre Achse dreht, und vergleicht mit diesem berechneten Wert den im Versuch beobachteten Wert der Abweichung; die Übereinstimmung beider ist ein befriedigender Nachweis der Erdrotation. — Versuche Robert Hookes, des berühmten Experimentators der Royal Society, die östliche Abweichung nachzuweisen, mußten mißlingen, da die von ihm benutzte Fallstrecke von 27 Fuß zu gering war. Auch Guglielminis Fallversuche 1791/92 im Turm Asinelli in Bologna mit der beträchtlichen Fallhöhe von 78,3 m führten nicht zu dem von der Theorie geforderten Ergebnis, hauptsächlich weil die Ermittlung des Lotpunktes der Ausgangsstelle erst sechs Monate später, nachdem die Versuche gemacht waren, erfolgt war. Erst zehn Jahre darauf gelang es Benzenberg, der sich die Erfahrungen seiner Vorgänger zunutze machen konnte, den Nachweis wirklich zu bringen. Ihm stand in Hamburg eine Fallstrecke von 76,34 m zur Verfügung, an der er in 31 Versuchen eine östliche Abweichung mit Sicherheit feststellte; sie betrug im Mittel 9 mm. Eine Wiederholung der Versuche in einem Kohlenschacht zu Schlebusch 1804, wo eine Strecke von 85,1 m benutzt wurde, bestätigte von neuem die Richtigkeit der von Newton gefolgerten Abweichung. Aus 29 Versuchen ergab sich im Mittel eine Abweichung von 11,5 mm, was mit dem von der Theorie geforderten Betrag innerhalb der unvermeidlichen Fehlergrenzen gut übereinstimmt. Damit war es Benzenberg als erstem gelungen, die Achsendrehung der Erde an Körpern auf der Erde selbst sichtbar zu machen. Benzenberg wurde am 5. Mai 1777 zu Schöller bei Elberfeld als einziger Sohn eines Landpredigers geboren und studierte zuerst in Marburg Theologie, widmete sich aber bald ganz dem Studium der Physik und Mathematik in Göttingen unter Lichtenberg und Kästner. Im Jahre 1805 wurde er Professor der Physik und Astronomie am Lyzeum zu Düsseldorf. Aber schon 1810 gab Benzenberg sein Amt wegen seiner Gegnerschaft gegen Napoleon und die Franzosen auf und begab sich nach der Schweiz, wo er als Privatgelehrter lebte. Nach dem Frieden kehrte er zurück und verfaßte außer wissenschaftlichen Arbeiten aus den Gebieten der Physik und Astronomie eine Reihe politischer Werke. Er starb am 8. Juni 1846 auf seiner kleinen Besitzung in Bilk bei Düsseldorf, wo er sich 1844 eine Sternwarte mit zum Teil recht wertvollen Instrumenten eingerichtet hatte. W—r.

Zum Nachweis der Drehung der Erde durch den deutschen Physiker Johann Friedrich Benzenberg vor 125 Jahren: Durchschnitt des Turmes der St-Michaelis-Kirche in Hamburg, in dessen Innerem Benzenberg am 9. Juli 1802 die ersten gelungenen Versuche zu diesem Nachweis machte. Die Achse des Turmes ist völlig frei, so daß Benzenberg die Versuche mit rund 76 m Fallhöhe anstellen konnte. Die Zahlen in der Zeichnung aus 1804 bedeuten Pariser Fuß. (Vgl. den Beitrag „Dreht sich die Erde?“)

Vom Feldblumenstrauß zum Kunstwerk. Es gibt Leute, die keine Landschaftsgemälde lieben; sie sagen, sie sehen sich die Natur lieber so an, wie sie der liebe Gott geschaffen hat. Wer so spricht, hat entweder nur schlechte Bilder gesehen, oder er hat überhaupt kein Kunstverständnis. Denn Menschen, denen es gegeben ist, die Natur mit Künstleraugen zu sehen, wissen auch den Wert eines Kunstwerkes zu schätzen. Es gibt auch Leute, die kein Verhältnis zur Gartenkunst haben; sie verkennen ebenfalls das Wesen der Kunst, wenn sie glauben, das Ideal eines Gartens sei ein Stück Gemüseland mit ein paar Blumen zur „Verzierung“. Und schließlich ist die Zahl derer Legion, die noch nicht begriffen haben, daß die Blumenbinderei ein Kunstgewerbe sein kann, wenn sie von einem Künstler ausgeübt wird. „Die Kunst liegt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ Dieses Wort Albrecht Dürers ist der Schlüssel zum Verständnis jeder Kunst und läßt sich am leichtesten begreifen, wenn wir das Wesen der Kunst an der Landschaftsmalerei oder der schönen Gartenkunst zu zeigen versuchen. Man braucht nur an die Worpsweder Maler zu erinnern, denen wir es verdanken, daß wir jetzt früher verachtete und als langweilig verschriene Landschaften mit ihren Augen anzusehen gelernt haben. — Was Gartenkunst ist, wie sie sich entwickelt hat, und wie gerade sie aus der Natur „herausgerissen“ werden kann, ist dem größten Teil der gebildeten Menschheit erst durch das unvergleichliche Werk des berühmten Gartenkünstlers Willy Lange „Gartengestaltung der Neuzeit“ (J. J. Weber, Leipzig) zum Bewußtsein gekommen. Und nun unternimmt es der gleiche Künstler, Ästhet und Philosoph, uns zu zeigen, daß auch die „Blumenkunst“ mehr ist oder sein kann als eine Angelegenheit des bloßen Geschmacks, daß sie ausgebaut werden kann zu einem Kunstgewerbe edelster Art, dazu angetan, gleichermaßen unsere Sinne, unser Herz und Gemüt zu erfreuen und zu veredeln. Wie aus der Enge des Bauerngartens und den Blumentöpfen am Fenster allmählich der Garten als Kunstwerk entstand, so kann aus dem naiven Feldblumen- oder Bauernstrauß, den Abbildern der Landschaft oder des Bauerngartens, ein entzückendes kunstgewerbliches Kleinod entstehen, wenn man mit künstlerischem Empfinden seinem Material Form und Farbe verleiht. Besteht doch der Unterschied zwischen schablonenhaftem Handwerk und Kunsthandwerk im wesentlichen darin, daß Material, Form und Farbe in künstlerisch wirksamer Beziehung zueinander gesetzt werden. Daneben vermag durch Veredelung des Materials dieses in seiner künstlerischen Wirkung gesteigert zu werden, und das Ganze kann durch symbolische oder allegorische Momente über die rein ästhetisch-künstlerische Wirkung hinaus in Einklang gebracht werden mit dem Gemütsleben dessen, dem die Blumen „geopfert“ werden. Willy Lange versteht es, wie selten ein bildender Künstler, in seinem neuesten Werk „Blumen im Hause“ (J. J. Weber, Leipzig) die Gesetze, nach denen er als Künstler unbewußt schafft, aus dem Kunstwerk zu abstrahieren, wodurch in dem Leser Saiten anklingen von ganz besonderem Wohllaut. Auch diese Gesetze „reißt“ Willy Lange aus der Natur „heraus“, die ihm den Weg weist, die Farben seines Straußes, Kranzes oder Gewindes harmonisch zu komponieren. Aber auch die Formgesetze entwickelt er aus der Betrachtung natürlicher Formen, wie z. B. des Ahornblattes, das ihn zur Formulierung des geistvollen „Pentagrammgesetzes“ anregt. Wie alle Werke Willy Langes, wenden sich auch die „Blumen im Hause“ keineswegs nur an die Fachleute, sondern an alle, die Freude an Blumen haben; die Fachleute aber werden dem Verfasser besonders dankbar sein müssen, daß ihnen die Augen geöffnet werden, denn die „Blumenkunst“ ist ein Kunsthandwerk, das niemals durch Maschinenbetrieb verflacht werden kann. Sie wird stets im wahrsten Sinne des Wortes ein Kunst-„Handwerk“ bleiben. Dr. W. Wächter.

Lebensalter der Tiere. Es ist eine bekannte Tatsache, daß eine jede Tier- und Pflanzenart ein bestimmtes mittleres Alter erreicht, das nie wesentlich überschritten werden kann. Diese mittlere Altersgrenze ist für eine jede Art verschieden und differiert auch sehr stark bei ganz nahe verwandten Gruppen. Man hat oft versucht, eine Erklärung für diese Verschiedenheit zu geben; alle bis jetzt aufgestellten Theorien haben sich jedoch nicht als stichhaltig erwiesen, und die Beantwortung der Frage steht nach wie vor aus. Als Ursache für die Erreichung eines hohen Lebensalters kann man z. B. eine träge Lebensweise und einen langsamen Ablauf der Stoffwechselvorgänge annehmen. Lebhafte, immer in Bewegung befindliche Tiere brauchen sich vielleicht schneller auf und leben infolgedessen kürzer als solche, die ein beschauliches Dasein führen. Die Anschauung trifft jedoch nicht zu, da die so außerordentlich lebhaften Vögel ein sehr hohes Alter erreichen können. Auch langsames Wachstum vermag nicht größere Lebensdauer zu bedingen, da z. B. eine Kröte, die einige Jahre zur Erlangung der vollen Körperreife braucht, ebensolange lebt wie der Kuckuck, der schon in einem Jahre reif wird. Daß große Tiere länger leben als kleine, trifft ebenfalls nicht zu, obwohl bei den Säugetieren viele Beispiele dafür zu sprechen scheinen. Ebensowenig kann die Theorie akzeptiert werden, daß Tiere mit spärlicher Nachkommenschaft besonders langlebig sind; der Karpfen, der etwa 500000 Eier legt, und der Adler mit 2—3 Eiern erreichen ungefähr das gleiche Alter. Wie man aus diesen Beispielen ersehen kann, ist das Problem noch nicht gelöst, doch ist ein Vergleich der Lebensdauer verschiedener Tierarten sehr interessant. So leben z. B. Regenwurm 10 Jahre, Flußkrebs 20, Bienenkönigin 2—5 Jahre, Arbeiterin der Bienen 6 Wochen, Wegschnecke 2—3 Jahre, Gartenschnecke 9, Teichmuschel 12—14 und Perlmuschel 100 Jahre. Karpfen, Hechte, Welse leben etwa 100 Jahre, Schildkröten angeblich 300, Haushahn 15—20, Storch 70 Jahre, Schwan, Rabe, Papagei 100, Geier 115, Hund 28, Pferd 40—60, Esel 100 Jahre, Elefant 150—200 und Wal 200 Jahre. Dr. J. Seide.

Ein neuer Riesenbuddha in Japan: Die Buddhafigur in den Anlagen von Shurakuen südlich von Nagoja.
Der 18 m hohe Buddha übertrifft an Größe die Buddha-Standbilder von Nara und Kamakura. Während aber diese aus Bronze gegossen wurden, ist die vor kurzem vollendete Figur in Shurakuen aus Stein und Zement.

(Schluß der Erzählung „Verkündigung".)

Martinez hatte aufgemuntert zugehört. Seine Lider kniffen sich zusammen. Es wurde still. Da neigte sich Martinez El Greco zu. Er zögerte, zu sprechen, als könnte er keinen Entschluß fassen, das Gedachte mitzuteilen. Dann dämpfte er seine Stimme.

„El Greco, Freund meiner Kunst, Freund meiner Jahre, verstehe mich recht. Jeronima ist eine Frau. Eine allseits begehrte Frau. Kann sie nicht auch Weib sein; kann nicht Lust und Begierde in ihr lodern, jäh, unerwartet und verlockend? Es gibt viele Speisen, nach denen es uns gelüstet, und viel süffiges Getränk, nach dem es uns dürstet — muß man deshalb ein Prasser sein?"

El Greco sah ihn verständnislos an.

„Ich vermag dich nicht zu verstehen! Was soll das heißen? Sprich deutlich!"

„Deutlicher! Nun denn, El Greco, weißt du bestimmt, ob Doña Jeronima dir die Treue hält?"

Ein Zucken lief über die Lider El Grecos; seine Hände griffen rasch und hart nach den Armen Martinez'. Sie rissen ihn ganz heran.

„Hast du Beweise?"

„Nicht so meine ich es", wich der andere aus.

„Wie sonst?"

„Die Liebe ändert eine Frau. Warum nicht auch die Untreue? Das Seelische drückt sich körperlich aus. Ich habe das mitgemacht. Du kennst doch meine ‚Eva'?"

El Greco hörte nicht mehr auf seine Worte. „Das ist die Sprache des Teufels!" Sein Blick umfaßte das Gemälde, als könnte er darin entdecken, was er nicht entdecken wollte.

„Laß mich allein, Martinez! Habe keine Lust für Menschen!"

„Ich meinte nur!" sagte Martinez, während er den Sevillaner Calabreser nahm, die seidenen Kniebänder überprüfte, das taillierte Jackett mit einem Knopfe schloß, nach seinem mit Elfenbein verzierten Stockegriff und die Stiege empor, fort durch die Zimmer polterte.

„Jeronima!" wollte El Greco rufen. Aber er hielt an sich. Untreu? Diese Frau mir untreu? Das ist unmöglich!

Aber die Worte des Nächsten, die Meinung eines fremden Mundes verfolgen mitunter die schmerzbereiten Menschen wie Phantome bei lichtem Tag, wie Wölfe in der Nacht.

Bis in den Abend hinein wurde El Greco verfolgt von diesen Phantomen. Eine Horde hungriger Wölfe waren sie und stürzten sich auf ihn, weil er wehrlos war.

Weil sein Herz ganz dieser Frau gehörte. Und weil seine Liebe elend selig war.

*

Hohe Armleuchter standen zwischen Schüsseln und Tischgerät. Die Kerzen flackerten mit hohen Flammen. Die lange Tafel im weiten Saal war an diesem Abend dichtgefüllt mit vielen Persönlichkeiten, Exzellenzen und Notabilii der Stadt Toledo und des Landes.

Die Festlichkeiten nahmen im gastfreien Hause El Grecos kein Ende. Die Honorare für die bestellten Bilder und Werke wurden gern und rasch in großen ledernen Beuteln gebracht; aber lieber noch und flinker wieder ausgegeben.

An den Wänden des großen Zimmers blinkten in frischer Farbe die neuesten Schöpfungen El Grecos. Die Gäste sahen die „Geburt Christi", die der Meister zum viertenmal vollendet hatte. Nebenan fanden sie den „Franz von Assisi". Es ging ein eigenartiger Zauber von diesen Bildern aus.

Die beiden Werke gaben dem Dichtermönch Fray Felix Hortensio Paravicino Anlaß, einige glühende Sentenzen zu verfassen.

Wein aus Jerez und Malaga füllte die silbernen Krüge, Wein aus Tarragona und Valdepeñas schäumte in den funkelnden Bechern.

Durch die Verandatüren schimmerte die Nacht herein. Das Mondlicht spielte mit dem tiefen Lande.

An diesem Abend war auch Seine Herrlichkeit der Inquisitor Don Niño de Guevara erschienen und thronte verschlossen und finster am oberen Ende zwischen dem Künstler Pedro de Orvente und dem Miniaturenmaler Julio Clovio.

Der Bildhauer Martinez de Castañada war nicht zu sprechen. Er saß wuchtig und festgewachsen am unteren Ende der Tafel, wo noch prachtvolle Hühner und knusprig gebratene Wachteln auf den Tassen lagen und die Krüge voll Wein vor ihm standen. Manchmal warf er einen raschen Blick zu Jeronima, die mit etwas blassem Gesicht und dichtgeknotetem Haar in der Mitte saß.

In dem Augenblick, da der Inquisitor die neuesten Abenteuer des Herzogs Alba und König Philipps mit den Ketzern und Ungläubigen zum besten gab, ausführlich und getreu berichtete — er sprach langsam, hart und hatte die Hand geballt zu eiserner Faust, obwohl von seinem im Grunde genommen weichen Herzen viel die Rede ging — in dem Augenblick, da der Mönch Hortensio ein funkelndes Sonett auf die Herrlichkeit Doña Jeronimas verfaßte und auf eine im weiten Habit stets mitgetragene Rolle Pergaments schrieb, öffnete sich die Tür, und Francesco geleitete unter tiefen Bücklingen, eine Erhabenheit nicht ganz verbergend, den Dian der Toledaner Kathedrale in den Raum.

Es wurde mit einem Male still.

Spaniens erster Dompropst setzte sich langsam, mit einem feinen Lächeln um den glatten, wohlgeformten Mund, neben Doña Jeronima,

hob die Hand, und der große römische Rubin des mattgoldenen Zeigefingerringes schimmerte lodernd auf.

„Laßt Euch nicht stören, Herrschaften, in der guten Unterhaltung," begann er mit klingender Stimme zu reden, „ich will noch den Meister in der Gott wohlgefälligen Malerkunst, unseren El Greco, begrüßen, geziemend, wie es einem Großen gebührt!"

El Greco kam um die Tafel herum, verbeugte sich und küßte den lodernden römischen Rubin an der kirchenfürstlichen Hand.

„So es Gott wohlgefällt, Euch in meinem bescheidenen Haus empfangen zu dürfen, hoher Herr, ich dank' Euch, wir alle freuen uns..."

El Greco vergaß, als er von seinem „bescheidenen" Hause sprach, die vierundzwanzig Gemächer des weitläufigen Palasts, die ihm der Marquis de Villano zur Verfügung gestellt hatte.

Der Dian ließ die Hand El Grecos nicht los. Seine Augen prüften das Gesicht des Meisters; sie faßten scharf und schnell den unsteten, unruhigen Blick der großen dunklen Augen.

„Es ist Euch, El Greco, ein Schatten über die Seele gefallen! Was gibt es?" fragte er leiser werdend.

Doña Jeronima aber hörte es; sie horchte auf. Ihre Augen standen weit offen.

„Nur eine Kleinigkeit, hoher Herr. Hoff', es wird bald in Ordnung sein!"

„Redet mir nicht von Kleinigkeiten, Meister! Ich kenne keine! Bedrückt Euch der Auftrag unseres Königs, das Werk für den Escorial? Drücken Euch andere Sorgen?" Der Dian zwinkerte mit einem Auge.

„Nichts von alldem", wich El Greco aus.

„Ich will Euch an die Hand gehen. Ich rate Euch, laßt Euch von der Art unseres Königs nicht beeinflussen. Sein unseliger Aberglaube wird stärker von Tag zu Tag. Er macht ihn zum Tyrannen über sich selbst! Bedenkt dies, Meister!"

„Ich fürchte," sagte Pedro de Orvente, „Ihr werdet kein Glück haben. Unser königlicher Herr wird Euch das Werk zurückschicken!"

„Veronese und Tintoretto haben den königlichen Auftrag abgelehnt, der Weg nach Spanien ist ihnen zu weit und zu gefährlich!" meinte Clovio.

„Und Tizian fühlt sich zu alt!" fiel Orvente ein.

„Was übrigbleibt," brummte Martinez vor sich hin, „sind die gleichgültigen, faden Klassizisten Zuccari, Romulo, Tibaldi, ohne Individualität, blaß und arm, Schatten statt Licht, goldglühende Orangen, trocken, ohne Saft..."

„Kennt Ihr den neuesten Ausspruch des Königs?" drang der Inquisitor Niño de Guevara in die Wechselrede. „Lieber gar nicht herrschen als über Ketzer."

„Gut gesagt!" flüsterte Hortensio dem reichen Herrn Gregorio de Angelo zu. „Gut gesagt, wenn man königlicher Handwerker im Verurteilen und Aufhängen ist!"

„He, El Greco!" rief plötzlich mit Stentorstimme der sattgegessene Martinez über die Tafel hinweg seinem Freunde zu, „hast du vor allem schon einen Entwurf, eine Idee für dieses Prachtgemälde?"

El Greco hatte die Tafel verlassen. Er stand unter den Türen am Balkon. Unter ihm rauschten die Mandelhaine. Zypressen schossen wie dunkle Fontänen empor. Im Weinlaub sang ein Nachtvogel. Ein schweres unbeschreibliches Blau lag über dem Tieflande.

Plötzlich baute sich ein Fels in dieser blauen Dämmerung auf, unweit und doch in einer Ferne, umspült vom bläulichen Licht des Mondes. Häuser und Paläste wuchsen empor. Die Erde öffnete sich. Gräber klafften. Eine Legion phantastischer Gestalten strömte zur Erde hoch, wallte über sie hin. Eine Wallfahrt, die kein Traum erfinden konnte.

„Seht Ihr es?" rief El Greco begeistert aus. „Da, schaut es Euch an! Dort drüben: die spanische Kaiserstadt, der Fels zwiefach gespalten, Scharen von Mönchen, quellend aus offenen Gräbern, zerfetzt die Erde, zerrissen der Fels, von einer Macht, von der Gewalt eines Schöpfers, der Himmel tief gesenkt und nun ein Kreuz! Lächelnd neigt sich Christus, blutfunkelnd die Wundmale! Und da — König Philipp, der Tyrann der Ungläubigen, der Ketzer. Seht doch, wie er sie zu Scharen treibt, hordenweise, und wie sie sich neigen, zähneknirschend unter der Drohung eines riesengroßen Galgens! Tot! Verdammnis! Und Erlöser im Glauben, im Namen Christi. Und dennoch geht ein wundersames Licht über dies alles, ein Licht der Verzeihung und der Güte..."

El Greco schwieg und starrte gedankenverloren in die Nacht. Die Gäste schwiegen. Die Blicke hingen an dem Maler.

Nur Martinez war nicht ergriffen und brummte vor sich hin: „Ein frevler Narr, dieser König!"

Der Dian machte ein Zeichen. „Er hat eine Vision!" flüsterte er. „Vielleicht hat er den Entwurf für dieses Werk gefunden! Viel zu rein für die Ideen dieses Königs, zuviel Idealismus. Ich fürchte, Orvente wird recht behalten. Er wird das Werk zurückbekommen. Am Aberglauben zerschellt das ganze Leben dieses Königs!"

El Greco stand schweigend, seine Augen leuchteten. Da faßte Martinez ihn am Arm. „Wie blaß Jeronima ist!" flüsterte er ihm zu.

„Was faselst du?" fuhr ihn El Greco an, aus den Höhen zur Erde niedergerissen.

„Ist sie krank?" redete Martinez weiter. „Es wird gut sein, du kümmerst dich mehr um sie als um den Narren Philipp."

El Grecos flammender Eifer sank zusammen. Qual ergriff sein Herz.

„Willst du mich wankend machen?“ knirschte er.

Aber Martinez hörte nichts mehr; er saß wieder an der Tafel und setzte den Krug an den Mund. Die Lichter flackerten ruhelos. Lächelnd und still, in seine göttlich beglückte Armut hinein versunken, sah Franziskus auf die festliche, nächtliche Tafel. Saiten erklangen. Das Lautenspiel war fröhlich. Die Becher kreisten langsamer; es wurde spät.

Die Gäste gingen.

„Laßt die Lichter verglühen!“ rief El Greco den Mägden zu.

Francesco schloß die Türen des Hauses.

„Jeronima, komm!“

Im Atelier stand die helle Nacht. El Greco machte Licht.

„Ich will's zum letztenmal prüfen!“ sagte er.

Jeronima schwieg. Sie löste das Kleid und stellte sich neben das Bildnis. Und abermals verglichen die Blicke El Grecos das Gemälde mit dem wirklichen Körper.

Und abermals stimmten die Maße nicht mehr; selbst jetzt im Schein der vielen Kerzen erkannte er, was er an jedem lichtvollen Tage sah. Grauen erfaßte ihn.

Ihr Leib blinkte weiß und hell. Die Hüften dehnten sich, als fühlten sie eine schwere kommende Last. Das Gesicht war blaß und die Haut von durchsichtiger, seltsamer Farbe. El Greco richtete sich auf und sah sie an. „Jeronima ... betrügst du mich?“

Jeronima lächelte. Schmerz drang in ihre Brust; aber das Lächeln verhüllte ihn seinen Blicken.

„Wenn du an mir zweifelst, ist alle Antwort unnütz.“

„Nur ein einziges Wort!“ bettelte er.

Aber Jeronima schwieg. Sie hob die Arme und stand erwartend.

„Deine Kraft, El Greco, ist dieselbe geblieben! Nur dein Blick, El Greco ist verdunkelt. Wer hieß dich zweifeln?“

„Du siehst es selbst!“ sagte er tonlos.

Um Jeronimas zuckende Lippen spielte wieder ein Lächeln. In der Stille der Nacht pfiff ein Vogel. Glockenschläge wehten über die Dächer.

Nach einem Weilchen sagte Jeronima leise: „Ich werde Schmerzen um dich tragen, El Greco.“

Der Ehrgeiz peitschte ihn.

„Nicht ärger als die Qual um mein Können werden sie sein!“

„Und dennoch werden es nicht dieselben sein! Sieh mich doch an, El Greco, sieh mich an!“

„Es ist vergeblich. Ich kann mir dieses Rätsel nicht erklären. Ich finde die Lösung nicht!“

„Vor einiger Zeit noch,“ begann Jeronima zu reden, mit einer seltsamen Wonne in der Stimme, mit einem Gefühl, das sich selig in ihre Worte schwang, auf ihre Lippen; sie sah weit und verloren in die Nacht, „vor einiger Zeit, El Greco, hattest du einen Wunsch. Es war dein glühendster, es war dein schönster, er erfüllte ganz dein Denken. Erinnerst du dich noch?“

Er schüttelte den Kopf.

„Die Granatäpfelgesträuche blühten. Die Mandelhaine dufteten. Wir standen im Garten. Du sprachst von einem Kinde, El Greco, du sprachst von einem Sohn!“

„Jeronima!“ rief El Greco, und sein Blut erglühte. Er starrte sie fassungslos an. Seine Hände griffen bebend nach ihr. Sie lagen zart und unsicher auf ihren Armen.

„Du wirst ein Kind bekommen, El Greco“, fuhr sie fort, ohne ihn anzusehen.

Seine Lippen bewegten sich kaum. Sein Blick glitt tastend ihren Körper entlang. Sein Herz schlug wild. Seine Augen sprühten, sein Blut sang. Langsam drehte das Glück ihn im Kreise. Und die Seligkeit trieb ihn, daß er auf der Erde kaum Fuß fassen konnte.

„Ein Kind, Jeronima! Sage es noch einmal!“

Jeronima hob die Hände, als würde sie ein kostbares Geschenk entgegennehmen wollen. Zweifel, Hoffnungslosigkeit stürzten ein, ein berauschendes Glück stieg auf. Nun sah er es, nun fand er des Rätsels Lösung.

„Jeronima!“ schluchzte er und sah sie an, „meine Geliebte, mein Alles, du Einzige!“

Und er begriff jäh das Wunder der Natur. Er empfand die Wandlung der Form. Er wußte nun, beseligt voll Inbrunst, um das Geheimnis ihres Körpers.

„Das Kind! Das Kind!“ sang es stürmisch und nachhallend in El Greco.

Die selige Gebenedeitheit des Lebens, des heiligen Blühens drückte ihn nieder und hob ihn hoch. In Höhen wandelnd, ergeben und verzückt, faßte die Seligkeit nach ihm, nach seinem Herzen. Und vor seinen Augen enthüllte sich neuerlich eine Vision. Er sah ein Bild, er sah sein Werk: „Verkündigung.“

El Greco fiel vor Jeronima nieder.

„Ich habe dich wieder! Jeronima, ich habe dich wieder!“ redete er mit von Tränen verdunkelter Stimme.

Jeronima lächelte. Sie neigte sich still und voll Liebe auf den Mann, der ihr zu Füßen lag und die Hände um sie geschlungen hielt. Es war Jeronimas abenteuerliche Nacht.

Über dem flachen Lande zerstäubten die Nebel. Flammte der junge Tag auf, und ein kostbarer Morgenstern prangte hell und freundlich über dem Silberkamm der fernen Sierren.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat.

Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1 Nachtvogel, 3 Richtblei, 5 Verschluß, 8 jüdischer König, 12 Ufer, 14 Stadt in Preußen, 16 adverbiale Verneinung, 17 Sportgerät, 19 jüdischer König, 20 Bekräftigungsformel, 22 Molchart, 24 Fisch, 26 päpstlicher Palast in Rom, 29 Raubvogel, 31 Gewebe, 33 Grasfläche, 34 inneres Organ, 35 Ton, 36 deutscher Philosoph, 38 alter peruanischer Volksstamm, 40 griechischer Philosoph, 41 Rohmessing, 43 Lichthof um den Mond, 44 Baum, 46 menschliche Fähigkeit, 48 Urteilchen, 50 Flächenmaß, 52 dickbreiige Masse, 54 Land in Asien, 55 Faultier, 56 männlicher Haarwuchs, 58 Getränk, 60 Begeisterung, 62 ersonnene Sprache, 63 Pflanze, 65 Getränk, 66 Naturerscheinung, 68 Märchengestalt, 69 Rennschlitten (Kurzform), 71 Papstname, 73 Gottheit, 75 Wild, 76 Zahlwort, 78 Wortgefecht, 79 Oper von Bizet, 80 Besitzung, 81 Herrschertitel; von oben nach unten: 1 Art Witz, 2 Schweizer Kanton, 3 Gewinnmöglichkeit, 4 Vogel, 6 Göttin der Morgenröte, 7 sagenhafte heilige Schüssel, 9 Präposition, 10 Stadt in Frankreich, 11 fettige Flüssigkeit, 13 Berg in Armenien, 15 Papiermaß, 18 Schulstrafe, 19 Beklemmung, 20 Voranschlag, 21 Zahlwort, 23 Monat, 25 Ton, 27 Fluß in Italien, 28 weiblicher Vorname, 30 Singstimme, 32 Knochengerüst, 34 Gebäck 37 Stromzuführer, 39 griechische Insel, 40 Herrschertitel, 42 Molchart, 45 Schiffsraum, 47 Baum, 48 Kriegsgott, 49 Zeichengerät, 51 Teil des Wagens, 53 Ballspiel, 54 Fluß im Harz, 55 Fisch, 57 Farbe, 59 europäische Hauptstadt, 61 Ferment zur Käsebereitung, 63 Göttin, 64 männliches Wild, 67 Raubvogel, 70 elektrische Maßeinheit, 71 Fahrtmesser, 72 Himmelsrichtung, 74 Nahrungsmittel, 76 Nebenfluß des Neckars, 77 Präposition.

Magisches Quadrat: a Einsenkung, b finnische Stadt, c Anerkennung.

Telegrammrätsel.

— . — — . Farbstoff
. — — . — . niederländischer Maler
. — — — . . . Lotterievorgang
. — . — — . . . Teil der Feuerwehr
. — — . . — . Gebiet an der Adria
. — . — . — griechische Gottheit
. . — . — — . . . Sternbild
— — . . — Baum

Striche und Punkte sind dergestalt durch Buchstaben zu ersetzen, daß sich jeweils das Nebenstehende ergibt. Die auf die Striche entfallenden Zeichen nennen in ihrer Gesamtheit alsdann ein geflügeltes Wort Glaßbrenners.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nummer 4298.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4296.

Magisches Quadrat: Lola, Ozon, Lohn, Anna.

Buchstaben-Suchrätsel: Assuan, Propst, Pulver, Epoche, Natter, Zähler, Eduard, Lärche, London. — Appenzell, Solothurn.

Ersatzrätsel: Elle, Storm, Hegel, Kern, Hans, Hagel, Erle, Eisen, Wand. — Lohengrin.

Kammrätsel: Spinoza, Saar, Isel, Opal, Anna.

Magisches Diamanträtsel: 1 l, 2 See, 3 Stola, 4 Leopold, 5 Eloge, 6 Ale, 7 d.

Homonym: Tauber.

Steinkreis: Der Edelstein, den man in Staub begräbt — bleibt Edelstein. — (Man liest zuerst die Gruppen der schwarzen Felder, dann die der punktierten usw.)

Pyramidenrätsel: 1 S, 2 As, 3 Ast, 4 Saat, 5 Atlas, 6 Basalt, 7 Betsaal.

Der Krawattenfanatiker: Herr Schlips hat sich, um jede Wiederholung zu vermeiden, ein Schema zurechtgelegt. Er trägt seinen ersten Anzug so lange, bis er alle seine 73 Krawatten durch ist, das sind 73 Tage. Dann legt er seinen zweiten Anzug an und trägt auch diesen, jeden Tag mit einer anderen Krawatte, 73 Tage. Da er 5 Anzüge besitzt, so braucht er also 5 mal 73 Tage = 365 Tage, also genau 1 Jahr, um alle Kombinationen von Anzug und Krawatte zu erschöpfen. Während dieses ersten Jahres hat er nun stets ein und dieselbe Krawattennadel getragen. Da er aber deren 3 besitzt, so vergehen 2 weitere, im ganzen also 3 Jahre zu 365 Tagen, bis alle denkbaren Zusammenstellungsmöglichkeiten von Anzug, Krawatte und Nadel erschöpft sind.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4298. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 28. JULI 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4298. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 28. Juli 1927.

Rheinische Bäder

BAD AACHEN

heilt:
Rheuma, Gicht, Haut- und Nervenleiden, Ischias.
Wochenende im Palast-Hotel „Der Quellenhof".
Badehaus mit Thermalschwimmbad.
Zimmer ab ℳ 5,—; Pension v. ℳ 13,— an.
Täglich Kurkonzerte.

BAD BERTRICH

(Mildes Karlsbad)
Bez. Koblenz — Station Bullay — Autoverbindung
Trink- und Badekuren
Magen-, Darm-, Leber-, Gallenleiden, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten
Prospekte durch die Badeverwaltung.

BAD DÜRKHEIM

Arsensolbad
Spezialbad für Blut-, Nerven- und Frauenkrankheiten, Rheumatismus
Maxquelle, stärkste Arsenquelle Deutschlands
Täglich Kurkonzerte
Neues Kurmittelhaus / Schöne Ausflüge
Schwimmbad. **Städt. Kurverwaltung.**

BAD EMS

Seit Jahrhunderten empfohlen
bei allen Katarrhen, Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Rückständen von Lungen- u. Rippenfellentzündung, bei Herz- und Gefäßerkrankungen, Harnsäureüberschuß. **Natürliche kohlensaure Bäder. — Die besteingerichteten u. vielseitigsten Inhalatorien. Pneumatische Kammern.** Unterhaltungen und Sport aller Art. Vorzügliche Gaststätten.
Auskunft: Reisebüros und Kurverwaltung.

BAB GODESBERG

„Die Gartenstadt am Rhein"
Berühmt wegen seiner herrlichen Lage
Draitschbrunnen als Trink- und Badekur für Herzkranke, Blutarme und Bleichsüchtige, Nervenleidende, Ruhe- und Erholungsbedürftige.
Auskunft und Prospekte kostenlos durch das Verkehrsamt.

BAD HONNEF

mit Rhöndorf am Fuße des Siebengebirges
seiner geschützten Lage wegen bevorzugter Luftkurort.
Alkalisch-muriatische, radioaktive Drachenquelle zu Trink- u. Badekuren. Waldreiche Umgebung. Elektrische Bahn Bonn-Köln. Dampferanlegestelle Auto- und Motorbootverbindungen.
Auskunft und Prospekte durch das Verkehrsamt.

Radium-Solbad KREUZNACH

15 Schnellz.-Min. v. **Bingen am Rhein.**
Das Heilbad bei Frauenleiden, Kinderkrankheiten, Gicht, Rheuma, Alter. Herrlicher Erholungs-Aufenthalt. Pension von M. 6, im Kurhaus Palasthotel von 12 M. an. 27.—29. Aug. Automobil-Wettbewerb (Sternfahrt, Geschicklichkeitsprüfung, Schönheitskonkurrenz). 3. Sept. Tanz-Turnier, veranstaltet v. Reichsverband zur Pflege des Gesellschaftstanzes. Kurschriften m. Preis- u. Hotelverzeichn. durch alle Reise- u. Verkehrsbüros u. d. Kurverwaltung Bad Kreuznach.

BAD MÜNSTER

am Stein.
Deutschlands einziges und stärkstes natürliches Thermal-Sol-Radium-Bad, 20 Minuten von Bingerbrück am Rhein entfernt. Das ganze Jahr geöffnet. Romantisch hervorragend schöne Lage. Ausgezeichnete Heilerfolge bei: Rheuma, Gicht, Ischias, Herzneurose, Scrofulose, Rachitis, Frauenkrankheiten, Hals-, Nasen- und Ohrenleiden.
Prospekt kostenlos durch die Kurdirektion.

BAD NEUENAHR

Am Hauptzufahrtswege zum Nürburg-Ring, eine Stunde entfernt
Einzige alkalische Thermen Deutschlands gegen **Zucker, Gallensteine, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Katarrhe.**
Vielseitige Unterhaltungen — jegliche Art Sport Wohnung im **Kurhotel** — Einziges Haus mit Bädern aus den Heilquellen und in vielen anderen Hotels, Pensionen u. Privathäusern. — Für **Hauskuren** Versand des Neuenahrer Sprudels. Rein natürl. Füllung.

BAD SALZIG am Rhein

Kohlensäurereiche Thermalquellen
Heilanzeige: **Gicht, Rheumatismus**
Erkrankungen des Herzens
Alle Stoffwechselleiden
Bade- und Trinkkur
Luft- u. Sonnenbad. Kurmusik. Geringe Kurtaxe. Waldreiche Umgeb. Rheinpartien. Zahlr. Gaststätten im Bad u. am Rhein, volle Pens. M. 6.— bis M. 8,—. Prosp. frei durch d. Badeverwaltung.

WILDBAD SCHLANGENBAD

Höhen- und Waldlage
heilt Nerven-, Herz- und Frauenleiden.
Kleinbahnverbindung mit **Eltville a. Rh.**
Autobusverbindung mit Wiesbaden.
Auskunft d. Verkehrsbüro u. Badeverwaltung.

BAD SCHWALBACH

Stahl- und Moorbad

Blutarmut, Frauenleiden, Herzleiden.

BAD SODEN

(TAUNUS) HEILT
Katarrhe, Asthma, Herzleiden, 26 Heilquellen
Thermal-Sprudel
Größtes Inhalatorium Europas
Dauernd geöffnet. Neues Kurhaus.
Prospekte durch **Kurverwaltung Bad Soden a. T.**

WIESBADEN

Deutschlands größtes Heilbad.
Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C. Unvergleichliche Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden und Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane.
Gute Unterkunft bei äußerst mäß. Preisen. 8000 Fremdenbett. Hotelverzeichnisse mit Preisen und Auskünfte durch das **Städtische Verkehrsbüro.**

Auskunft u. Werbeschriften durch den Rheinischen Verkehrsverband e. V. - Bad Godesberg, die Kurverwaltungen und durch alle Reise- und Verkehrsbüros.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ✶ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.

Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.

Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.

Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.

Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.

Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.

Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.

Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

St. Blasien

800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.

Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof. Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Ems

heilt Katarrhe, Asthma, Krippefolge, Herz- u. Gefäßerkrankungen. Unterhaltung und Sport aller Art.

Kurhotel Villa Balzer. Neuzeitlich eingerichtet, erstkl. Verpfl.

Hotel Staatl. Kurhaus. Erstes Haus a. Kurgarten, Autogaragen.

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Parkhotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Promenaden-Hotel. In allerbest. Lage, dir. bei d. Kurgarten geleg.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Kurhotel Rheingold. Gutbürgerliches Kur- und Passantenhotel.

Kiefers Hotel, Schützenhof und Rhenania. Am Kurpark, Prospekt gratis.

Hotel Vier Jahreszeiten und Europäischer Hof. Familienh. I. R., heiß- u. kaltfl. Wass. in all. Z.

Deliers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollständ. modernisiert.

Freudenstadt

im Schwarzwald.

Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.

Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.

Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.

Herrenalb

Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.

Bad Homburg v. d. H.

Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur und Verkalkung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Kurhaus Villa Altenberg. Gegenüber d. Bädern, erstkl. Verpfl.

Hotel u. Villa Bristol. Vorn. erst. Pens. (i. Rosenviertel) v. 10 M. an.

Hotel Büdel. Gegenüber dem neuerbauten staatl. Kurhausbad.

Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Staatl. Kurhaus-Hotel. Einziges Hotel mit Mineralbädern.

Haus Marquardsen. 3 Minuten von Bädern und Kurgarten.

Hotel Metropol u. Bismarckhaus. Tel. 42. Häuser I. R. m. Gar.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

Palast-Hotel Sanner. Das moderne Haus mit allem Komfort.

Hotel Vier Jahreszeiten u. Kurhaus Parkhotel. Flie. W. 100 B.

Das Weiße Haus, Kurhausstr. 11a. Nahe den Bädern.

Hotel Wittelsbacher Hof. I. R., j. m. Komf. b. mäß. Pr. fl. W. in Z.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Pyrmont

Haus Damköhler. Nahe der Trinkquellen u. Kurpark gelegen.

Großes Badehotel Fürstenhof. Garagen, Rest. dir. an Bädern.

Haus Habig. Gutbürgerl. Haus, kurgemäße Verpflegung.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen

Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald

Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Triberg

Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.

Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.–.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Mittenwald

Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Hotel und Pension Karwendel. Vornehm., erstkl. empfohl. Haus, fließ. Wasser, Pens. ab Mk. 7.—.

Murnau

Café und Konditorei Andreas Herrachmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Dessauer Hof. Behaglich eingerichtet. Gasträume.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Sanatorium Dr. Rosell. In schönster Waldgebirgslage.

Blankenburg am Harz

Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8–10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elbingerode

Luftkurort im Brockengebiet, Stat. d. Halberstadt-Blankenburg. Eisenbahn, ständ. Autover. z. Reichsbahnhof Wernigerode. Ausk. d. d. Magistr.

Elend bei Schierke

Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280–300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigen. Restaurant.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.

Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Braunschweiger Hof. Das führende bürgerliche Haus.

Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Löhrs-Hotel (am Park). Zimmer v. M. 2.50, Pens. v. M. 7 an. 20 Gar.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg

Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa

Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport- u. Winterkurort.

Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.

Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.

Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.

Schierke

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Suderode

Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode

Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Eisenach

Der schönste Thüringer Fremdenort am Fuße der weltberühmt. Wartburg. Kurpark. Volle Pens. ab Mk. 6.-.

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Inselsberg

Hotel Gotha. Großer Inselsberg. 916 m ü. M. 120 Betten. 12 Garag.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Haus in der Sonne. Pension I. R. Zimmer mit fließ. Wasser.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgel. Wintersportpl. Preußens.

Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.

Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.

Seidorf (Riesengebirge)

Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

NORDSEEBÄDER

Norderney

Borkum

Bahnhofshotel. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise.

Köhler's Strandhotel. Pens. ab M. 8.—, Fernsprecher 318, 349.

Wangerooge

Ruhiges Familienbad. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Strandhotel Gerken. Direkt am Strande, das ganze Jahr geöffnet.

Strandhotel Germania. I. R. Tel. 30. Besitzer I. U. Jürgens.

Strandhotel Kaiserhof. I. R. Tel. 2. Besitzer Th. Jürgens.

Strandhotel Monopol. Haus ersten Ranges, am Strande.

Zandvoort (Holland)

Pension De Uitkyk. Fließendes Wasser, direkt am See.

OSTSEEBÄDER

Ahlbeck

Hotel u. Rest. Ahlbecker Hof. Am Strande. Bequ. Bad. v. Haus aus.

Bansin

Das deutsche Familienbad.

Haus Aegier. Christl. Pension. Strandpromenade. Ecke Seestraße.

Haus Kehrwieder. Haus I. Rang. 1 Min. v. Str. Das ganze Jahr geöff.

Hotel Laetitia. Pension I. R. Auto im Hause. Tel. Heringsdorf 473.

Hotel Reichskanzler und Villa Reichshof. Altbekanntes Familienhotel. Fernruf 384.

Pension Runge. Direkt an der Strandprom. Das ganze Jahr geöff.

Binz auf Rügen

Badeprospekte d. d. Kurverwaltung.

Boltenhagen

Prachtvoll idyllisch gelegen. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Kurhaus Großherzog v. Mecklenburg. Prachtvoll im Zentrum.

Pension Ramm. Vornehme Familienpension, beste Verpflegung.

Roloffs Kurhotel. Direkt am Meer. Vorzügliche Verpflegung.

Pension W. Westphal. Gute Familienpension, vorzügl. Küche.

Brunshaupten und Arendsee

Meckl. größte und schönste Zwillingsbäder. Herrliche Waldungen. Alle neuzeitlich. Badeeinrichtungen. 1926: 27 000 Kurgäste. Prospekte durch die Badeverwaltung von Brunshaupten und die Badeverwaltung von Arendsee.

Arendsee

Kurhaus mit Sieglinde. Erstklass., dir. v. d. Landungsbrücke.

Auskünfte des Verkehrsvereins Brunshaupten. Fernr. 46. Empfehlenswerte Häuser

in Brunshaupten

Hotel Chr. Kreins. Tel. 26. Autogaragen. (Bitte auf Firma achten.)

Hotel Krone und Pension Alt-Heidelberg. Fernruf 46.

Hotel Lindengarten. Staubfreie Lage. Mäß. Preise, dir. am Wald.

Pension Minerva. Bevorzugte staubfreie Lage am sog. Dreieck.

Hotel und Pension Rheinland. Altbek. Haus dir. am Walde u. See.

Hotel Rusch mit Nebenhäuser Westphalia u. Weidmannsruh'.

Schloßhotel. Beste Lage am Strande. Aller Komfort.

Hotel Westphal. Prachtvolle Lage am Park. Das ganze Jahr geöff.

Graal

Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

Lübeck

Hotel International. Dem Bahnhof gegenüber, neues Haus.

Sellin auf Rügen

Ostseefreibad und klimatischer Kurort. Prospekte d. d. Kurdirektion.

Hotel Kaiserhof. bestbesuchtes Haus, prachtvoll a. Meer gelegen.

Timmendorfer Strand

Timmendorfer Strand — Niedorf — Scharbeutz — Haffkrug direkte Bahnverbindung, Prospekte durch die Kurverwaltung.

Travemünde

Vornehmstes Ostseebad, internationaler Flughafen. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Warnemünde

Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegel. v. Hotel aus.

Hotel Reichshof. Feinbürgerlich. Haus. Gr. schöne Zimm. m. Balk.

Stralendorfs Hotel. Dir. a. Meer u. Strandprom. Winter geöffnet.

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy-Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.

Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Fernsprecher 114.

Karlsbad

Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.

Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Grand Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.

Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.

Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.

Palast-Hotel Fürstenhof. Hotel New York. Fließ. Wasser.

Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.

Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.

Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig, Zentralheizung.

Grand-Hotel „GasteinerHof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

Pörtschach am Wörthersee

Europas wärmstes Alpenseebad und klimatischer Kurort. Auskünfte durch die Kurkommission.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel-Pension Hof Arosa. Erstes vorzügl. geleg. Ferienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel.

Kurhaus Surley. Idealer Aufenth.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Kurhaus Davos. 250 Betten. 100 Südzimmer.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Stolzenfels. Pension erst. Ranges. Längste Sonnenscheindauer.

Engelberg

Hotel Belvedere-Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche.

Interlaken

Hotel Beau-Rivage. Letzter Komfort. Ruhige, schöne Lage.

Hotel Schweizer Hof, Bestbekanntes deutsches Familienhotel.

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes von Deutschen bevorzugtes Familienhotel.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum.

Lausanne-Ouchy

Beau-Rivage Palace-Hotel. Idealer Aufenthalt.

Savoy-Hotel. Ganz erstklassiges Familienhaus. Groß. Park am See.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber. Einziges Haus in grossem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Boldt. Bekannt für prima Küche.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel St. Gotthard-Terminus Bestbekanntes Fam. u. Pass. Hotel.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Minerva. Neu renoviert. Prima Küche.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Castagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel Beau-Rivage. I. Ranges am See. Fließendes Wasser in allen Zimmern. Prima Küche.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux

Hotel de Londres. Beliebter Familienaufenthalt für Deutsche.

Montreux-Glion

Grand-Hotel et Righi Vaudois. Familienhotel I. Ranges.

Parkhotel. Erstklassiges Familienhotel. Vorzügliche Küche.

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Moderner Komfort.

St. Moritz

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Savoy-Hotel. Das moderne mittelgroße Familienhotel.

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Tarasp-Vulpera Engadin.

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m ü. d. M. Weltbekannte Mineralquellen mit Engadiner Höhenluft und Sonne.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Atlantica und Hotel Esplanade. Moderner Komfort.

Hotel Auguszt. Wiener Küche. Zentrale Lage, neben Kurpark, Strandbad und Schiffsstation.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kurhaus Dr. Mahler. Sonnen- und Sportanstalt. Ganzjährig.

Palast-Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Hotel Pension Vittoria. Prachtvolle Lage. Vorzügl. Wiener Küche.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Astoria. Familienhaus in herrlicher Lage mit Park.

Hotel und Pension Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb. Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Esplanade. Im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Grand Hotel u. Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See.

Malcesine

Hotel Italia. Bäder. Fließendes Wasser.

Grand Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Nervi bei Genua

Hotel Pension Bonera. Erstklassiges Deutsches Haus.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Riva

die Perle des Gardasee. Bade-Saison Mai – Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt.

San Martino di Castrozza.

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde. 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Hotel Eden, einziges deutsches Familien-Hotel. Fließ. Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Allgemeine Notizen.

Münchener Kunstausstellung 1927 im Glaspalast. Aus staatlichen Mitteln wurden folgende Werke erworben: Bechstein, Lothar: Badende Männer. Bloem, Wolf: Moseltal. Bürgers, Felix: Straße in Murnau. Burkert, Albert: Kinder. Großmann, Ludwig: Rheinebene. Herrmann-Wallburg, Paul: Holzarbeiter. Hertling, Wilhelm Jakob: Weiden am Bach. Hiller, Anton: Porträtmaske Frau H. Hofmann, Oswald: Fürchtender. Hummel, Theodor: Perlhuhn. Kálmán, Peter: Zigeunerin. Kolbe, Georg: Knieende. Krieger, Wilhelm: Bussard, stehend. Kurz, Erwin: Reliefbildnis. Moor, Henrik: Motiv aus Bern. Obermaier, Ottmar: Kolkrabe. Rauh, Max: Ernte. Schmidt, Werner: Bildnis Prof. Dr. H. Steinmetz. **Schmoll von Eisenwerth, Fritz: ein Rahmen mit Plaketten. Schröder, Heinrich: Landschaft (Südfrankreich).** Stangl, Hans: Porträt Gräfin Pappenheim. Steppes, Edmund: Zug der Hirsche. Thalheimer, Paul: Berufung der ersten Jünger. Urschbach, Fritz: Landschaft aus Dachau. Die Ausstellung ist bis zum 3. Oktober geöffnet.

Wertvolle Gemälde alter und neuer Meister, möglichst geschlossene Sammlungen und möglichst von Besitzern direkt, erwirbt für Gemäldegalerie und erbittet Angebote die rühmlich bekannte Kunstschau A. Blumenreich G. m. b. H., Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 27.

Eine gediegene technische Ausbildung zu vermitteln, darf das Polytechnikum Friedberg (Hessen) mit an erster Stelle genannt werden. Es nimmt eine Mittelstellung zwischen den Technischen Hochschulen und den technischen **Mittelschulen ein und besitzt akademischen Charakter. Staatskommissar ist ein Professor der Technischen Hochschule** in Darmstadt. Näheres enthalten die Drucksachen der Anstalt, die vom Sekretariat kostenlos erhältlich sind.

Eine ganz besonders reizvolle Erholungsfahrt, die nach allen Glanzpunkten des westlichen Mittelmeers führt, wird in der Zeit vom 21. August bis zum 11. September d. J. von der Baltic-America Linie mit ihrem 15000 Tons großen Amerikadampfer „Polonia" veranstaltet. Die „Polonia" ist für die Mittelmeer-Reisen ganz neu hergerichtet worden und erstrahlt in größter Sauberkeit; alle Kabinen sind sehr bequem und luftig, so daß man sich gleich vom ersten Tag an überaus wohl fühlt. Die Beköstigung ist ausgezeichnet; für gutes Bier und billige Preise ist gesorgt, mit einem Wort: Diese Reise ist der

Clou der Reisesaison 1927. Einen Unterschied an Bord gibt es nicht, alle Passagiere sind gleich berechtigt und die verschiedenen Preise beziehen sich nur auf die Lage, Größe und Ausstattung der Kabinen. Für nur 395 RM. kann man diese herrliche Reise bereits mitmachen. In fünf Abstufungen erhöhen sich die Preise bis auf 800 RM., für die beste und schönste Kabine auf dem Brücken- oder Promenadendeck. Interessenten erhalten alle näheren Auskünfte und Prospekte von der General-Vertretung der Baltic-America Linie, dem Mittelmeer-Reisebureau in Berlin W 8, Kronenstraße 3, und Hamburg 36, Esplanade 22, die alle näheren Fragen bezüglich Landtouren-Arrangements, Paßvisa usw. bereitwilligst beantworten. Ungesäumte Anmeldung ist erforderlich. Hierzu die Anzeige auf Seite 114 vorliegender Nummer.

Das Meßabzeichen der Leipziger Herbstmesse 1927 (28. August bis 3. September) ist, wie die früheren, von Künstlerhand entworfen, zum erstenmal aber aus Textilstoff hergestellt, wodurch eine eigenartige, ansprechende Wirkung erzielt worden ist. Die Vorderseite des Abzeichens zeigt auf schimmernder blauer Seide in Golddruck ein Doppel-M, das Zeichen der Leipziger Messe, mit der Umschrift: Leipziger Herbstmesse 1927. Die Rückseite ist eine Metallplatte mit dem Hinweis auf den Beginn der Leipziger Frühjahrsmesse 1928 (4. März).

Die Salubra-Werke schreiben 400 Preise aus unter allen denjenigen, die in nächster Zukunft ohnehin einen Raum mit den lichtechten, waschbaren Tekko- oder Salubra-Tapeten bekleiden lassen. Die beste Leistung in harmonischer, zweckmäßiger Tapezierung krönen die Werke mit 4000 RM. Weitere Preise von 3000, 2000, 1200, 800, 200 RM. usw. sollen die nächstbesten Leistungen erhalten. Die Bedingungen dieses Preisausschreibens sind in erstklassigen Tapetengeschäften oder auch kostenlos von der Salubra-A. G. in Grenzach (Baden) zu erhalten.

Der stark zunehmende Verkehr nach Kanada hat die Verwaltung der Skandinavien-Amerika-Linien, Kopenhagen veranlaßt, ab Anfang 1928 alle ihre Schiffe in regelmäßiger Fahrt — mit verkürztem Aufenthalt sowohl in Neuyork (5 Tage), als auch in Kopenhagen (wo sich „Frederik VIII" acht, und die übrigen drei Schiffe je sechs Tage aufhalten werden) — einzusetzen. Die Reederei wird dadurch im nächsten Jahr mit ihren vier schnellfahrenden Passagierschiffen 36 Rundreisen ausführen können, gegen 27 in jedem der letzten Jahre.

Illustrirte Zeitung

Von der Eröffnung der Festwoche des 18. Deutschen Bundesschießens in München:
Der am 17. Juli veranstaltete Festzug mit dem „Glückhaften Schiff" als Spitzengruppe.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von A. Reich.

Vom 18. Deutschen Bundesschießen in München.

In der Schützenfeststadt.

TEXT UND ZEICHNUNGEN VON HERMANN EBERS.

Die Münchner haben in diesem Jahr zweimal Oktoberfest, denn so ziemlich alles, was dazu gehört, ist draußen auf der Theresienwiese aufgebaut. Aber wir schreiben erst Juli, und das bunte Leben, das sich jetzt da abspielt, ist etwas Besonderes, es gilt nicht nur Bayern, es gilt ganz Deutschland, denn München ist in diesem Jahr Feststadt des Deutschen Schützenbundes. Gütig und gleichmäßig lächelt die Bavaria mit fenstergroßen Augen hinunter auf die Budenstadt. Sie ist's zufrieden, daß Altdeutschlands Stämme sich einmal wieder zu ihren Füßen versammeln, verdankt sie doch ihr ehernes Riesenleben dem „teutschen" Bayernkönig Ludwig I.

Links von der Straße, die zu der Bavaria führt, spielt der ernste Teil des Festes. Da sind in endloser Reihe die Schießstände unter langem Zeltdach angelegt, musterhaft praktisch und sauber, nach altbewährtem Schema, aber nüchtern und des Schmuckes bar. Hier wird ernste Arbeit getan und Auge und Hand geübt. Hier treten die besten Schützen Deutschlands in scharfen Wettstreit. Rechts von der Straße aber leuchten Farben, flattert ein bunter Wald von Fahnen und rauscht hunderterlei Musik eines großen Jahrmarktsdurcheinander. Wie beim altgewohnten Oktoberfest. Und doch anders.

Die fesche Theres im Weinhaus.

Ein wackerer Jungschütze: Schon wieder ein Zwölfer!

Künstlerhand hat ein einheitliches Bild geschaffen. Die Mehrzahl der Verkaufsbuden sind in einem Riesenkreis vereint. Lustig blau-weiß gewürfelt, umschließt diesen Zirkel eine Wand, in der offene Verkaufsläden alles feilbieten, was zur Wiese gehört. Mitten im Kreis aber erhebt sich der Tanzboden, orangefarben eingeplankt und überhöht von einem Turm, den der Schützenadler krönt; der leuchtet des Nachts elektrisch. Bunte kubische Lampions erhellen dann Tanzboden und Turm. In der Achse des großen blau-weißen Kreises, ihm nach Süden vorgelagert, steht der gelb-weiß gestreifte Gabentempel als heiterer Abschluß. Er enthält all das Wertvolle, was Schützenkunst sich ersiegen kann. Nördlich und westlich des großen Kreises bauen sich die riesigen Bierburgen auf, das Weinhaus und all die Karussells, Schiffsschaukeln und Achterbahnen nebst den verwandten dudelnden und kreischenden neueren technischen Errungenschaften, die dem Binnenländer das Vergnügen von Seekrankheitsgenüssen übermitteln. Dazu andere herrliche Sehenswürdigkeiten, vom zersägten Mädchen bis zum Flohzirkus, vom eleganten Hippodrom bis zu der Bude mit den „gelehrtesten Hunden der Welt". Den Abschluß bildet die Riesenanlage des Zirkus Krone mit seinen wilden Tieren. All dieses ist eingeplankt, und famose dekorative Tore stehen an den Ein-

„Ja, Leni, dreißig Jahr', wann i' halt jünger war'!"

Am Schießstand: Hier ist's ernst!

Rechts nebenstehend: Nach dem anstrengenden Festzug: Die Vertreter der verschiedenen historischen Zeiten haben alle denselben Riesendurst.

Im Hippodrom auf der Festwiese: Man sieht, Schießen und Reiten ist doch zweierlei.

In staunender Bewunderung vor dem Gabentempel.

Der Dünne: „Ob ich's wohl mal mit dem Schießen versuche, vielleicht könnt' ich da auch so stattlich werden?"

Auf dem Tanzboden, der Ausarbeitungsstätte für jung und alt.

gängen. Das Haupttor, besonders originell, ist überhöht von gelbroten Obelisken, die goldene Hirsche tragen. Hoch ragen sie in den heiteren oberbayrischen Himmel mit seinen ewig dekorativen Wolkenmassen. Und durch diese Tore strömt es nun herein, und es ist ein Gewimmel von grünen Hüten und von Federschmuck, man sitzt beim Bier, bei der herrlich frischen, tausendfach besungenen „Wiesenmaß", man genießt das berühmte „Händel am Spieß" oder den „Steckelfisch" oder das Spanferkel oder ein Stück von jenem Ochsen, der am Riesenspieß im ganzen gebraten wird. Der treffliche Rettich (sprich „Radi") darf nicht fehlen. Jede Bierburg, das Weinhaus, das große Wiesencafé, alles hat seinen Stab draller Kellnerinnen, einheitlich immer in andere kleidsame Tracht gekleidet, überall schneidige Musik, teils Oberländler, teils andere Kapellen, bunt kostümiert. Alle deutschen Mundarten kann man hören, Freude und Behagen auf allen Gesichtern sehen. Und wenn die vielen tausend Schützen aller deutschen Lande das edle Schützenhandwerk eint — hier eint sie noch etwas anderes: jener alte freiheitliche Geist, der so gar nichts mit der parteiverbissenen Demokratie unserer Tage zu tun hat, und den man längst hatte, als man noch gut königlich war, dies Leben und Lebenlassen, das München zur Lieblingsstadt der Künstler machte und zu der Feststadt ohnegleichen, die es noch heute ist und bleiben möge bis in ferne Zeiten.

* * *

Mit der feierlichen Übergabe des Bundesbanners an die Stadt München am Abend des 16. Juli nahm die eigentliche Festwoche des 18. Deutschen Bundesschießens ihren Anfang. Der Sonntag sah dann die Straßen, durch die sich der Festzug bewegte, in hellem Schmuck. Diese prachtvolle Veranstaltung stand unter dem Leitsatz „Deutsche Heimat — Jagd und Waffen aller Zeiten — umrahmt vom Schönheitskranze deutscher Volkstrachten" und umfaßte 60 Gruppen und etwa 11 000 Teilnehmer.

Nebenstehend:

Die fidelen Amerika-Vertreter: Jenseits von Wolkenkratzern und Alkoholverbot.

Geheimrat Ludwig Hoffmann,
früherer Berliner Stadtbaurat, bekannter Architekt, Erbauer des Reichsgerichts in Leipzig, kann am 31. Juli seinen 75. Geburtstag feiern.

Vom 18. Deutschen Bundesschießen in München: Der deutsche Aar mit den Bundeswappen, der Schlußwagen aus dem großen Festzug am 17. Juli, vor dem Karlstor.

Otto v. Brentano di Tremezzo,
seit 1919 hessischer Minister des Innern und der Rechtspflege, Angehöriger der Zentrumspartei, Bevollmächtigter zum Reichsrat, † am 21. Juli im 72. Lebensjahre.

Tagesgeschichte.

Eine furchtbare Revolte hat Wien heimgesucht: 100 Personen wurden getötet, mehrere hundert verletzt. Als Vorwand für den Aufruhr diente das Urteil im Schattendorfer Prozeß, der wegen eines Zusammenstoßes zwischen Frontkämpfern und Mitgliedern des republikanischen Schutzbundes in Schattendorf (Burgenland) geführt wurde. Am Morgen des 15. Juli streikten zuerst zum Protest die Straßenbahner, dann veranstalteten die städtischen Angestellten einen Demonstrationszug. Mit dem Versuch der Polizei, die Menge zu zerstreuen, setzten die ersten Kämpfe ein. Immer mehr wurde die Polizei bedrängt. Ein Teil der Menge stürmte das Gebäude der christlich-sozialen Zeitung „Reichspost“ und setzte es in Brand, ein anderer drang in die Räume der großdeutschen „Wiener Neuesten Nachrichten“ ein. Am schlimmsten waren die Vorgänge, die sich beim Justizpalast abspielten. Das große schöne Gebäude wurde verwüstet und in Brand gesteckt; der Mob hinderte die Feuerwehr an den Löscharbeiten. — Die Wiener Mannschaften der Wehrmacht sind nicht ausgerückt, auch der Einsatz der Polizeitruppe erfolgte anfangs sehr zögernd. Endlich gelang es, die Unruhen niederzuschlagen. Auch der General- und Verkehrsstreik wurde dank der festen Haltung der Regierung unter Dr. Seipel bald aufgegeben. Zum Abblasen des Aufstandes mögen auch stark die Verhältnisse in der Provinz, vor allem in Tirol und Vorarlberg, beigetragen haben, wo die Generalstreikparole wenig Anklang fand und Militär, Polizei und Heimatwehr die Macht fest in die Hände nahmen.

In seinem Sommerschloß Sinaia ist am 20. Juli König Ferdinand von Rumänien gestorben. Gebürtiger Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen wurde er von seinem Onkel, König Carol, dessen Ehe mit der Prinzessin von Wied, bekannt unter dem Dichternamen Carmen Sylva, kinderlos geblieben war, zum Thronerben bestimmt. Am 11. Oktober 1914 kam er zur Regierung. Er verstand es, unter seine Vergangenheit als Deutscher einen Strich zu machen, und entschied sich für den Krieg gegen die Mittelmächte. Nach deren Zusammenbruch bekam Rumänien einen gewaltigen Gebietszuwachs, und am 15. Oktober 1922 wurde Ferdinand in Karlsburg (Siebenbürgen) zum Herrscher aller Rumänen gekrönt. Auf diese Erfolge fiel als Schatten die politische und Familientragödie der Verstoßung seines Sohnes, des Kronprinzen Carol. Bald wurde auch seine schwere, schon zu weit vorgeschrittene Krankheit erkannt, die seinem Leben ein Ziel setzte. — Ein Grund zur Besorgnis schien nun die Frage der Thronfolge zu sein. Die Ausrufung des erst fünf Jahre alten Michael zum König hat jedoch bisher keine Zwischenfälle gebracht. Bis zu seiner Großjährigkeit ist ein dreigliedriger Regentschaftsrat eingesetzt, der aus dem einzigen, um zehn Jahre jüngeren Bruder Carols, Prinzen Nikolaus, dem Patriarchen Dr. Miron Cristea und dem Präsidenten des Kassationshofes, Budzugan, besteht.

Bedeutende sportliche Kämpfe gelangten zum Austrag. Das Rennen um den „Großen Preis von Deutschland für Sportwagen“, das Ereignis für den Automobilisten in Deutschland, wurde auf dem Nürburgring entschieden. Sieger wurde Otto Merz auf Mercedes-Benz; seine Zeit mit 102-Stundenkilometer stellt in Anbetracht der schwierigen Strecke eine hervorragende Leistung dar. — Günstige Ergebnisse zeigten auch die Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften in Berlin auf. Das gesamte Leistungsniveau war ausgezeichnet, auch konnten sechs neue deutsche Rekorde aufgestellt werden. — In Köln fanden die Rad-Weltmeisterschaften statt.

Die Feier zu Max Liebermanns 80. Geburtstag am 20. Juli: Überreichung der vom preußischen Staat neu gestifteten Goldenen Staatsmedaille an Liebermann (links) durch Kultusminister Dr. Becker (rechts vorn).

Von den Unruhen in Wien am 15. Juli: Links: Pöbel hält Automobile an und belästigt die Insassen. — Rechts: Das geplünderte und ausgebrannte Gebäude der christlich-sozialen Zeitung „Reichspost“. Im Oval: Straßenszene auf dem Schmerlingplatz: Die Polizei im Gedränge.

Vor dem brennenden Justizpalast in Wien am 15. Juli. Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Adalbert Sipos.

Unser Bild zeigt eine Szene vor dem Justizpalast, der der Zeichner zufällig beiwohnte: Riesige Feuer- und Rauchsäulen steigen aus den Fenstern empor, von innen werden Bureaugegenstände und Millionen von Akten, die wie riesenhafte Schneeflocken in der Luft schweben, herabgeschleudert. Der Wahn und Taumel der Menge steigert sich bis zum Paroxysmus; Geschrei, Schüsse von allen Seiten. Die Polizei gibt eine Salve ab und versucht dann mit gezogenem Säbel die Menge zurückzudrängen. Von panischer Furcht ergriffen, retten sich Tausende in alle Richtungen, einige schießen noch auf die Polizei, andere drücken sich beiseite, um auf neuerliche Gelegenheit zu einem Angriff zu warten.

Königin Maria von Rumänien, die Gattin des verstorbenen Königs, eine geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland.

König Ferdinand von Rumänien, geboren am 24. August 1865 als Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen.

Der erst fünfjährige neue König Michael I., Sohn des früheren Kronprinzen Carol.

Der ehemalige Kronprinz Carol, der am 4. Januar 1926 auf die Thronfolge verzichten und außer Landes gehen mußte.

Zum Tode des Königs Ferdinand von Rumänien am 20. Juli.

Links: Vom Deutschen Kammermusikfest in Baden-Baden (15.—17. Juli): Bedeutende Köpfe der Veranstaltung. Von links nach rechts: Musikdirektor H. Burkard, Baden-Baden; Frau Hoppenot, Textdichter Henri Hoppenot, Paris; Komponist Darius Milhaud und Frau, Paris; Generalmusikdirektor Otto Klemperer und Frau, Berlin; Komponist Paul Hindemith und Frau, Frankfurt-Berlin; Prof. Joseph Haas, München. — **Rechts:** Enthüllung des Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Studenten anläßlich des deutschen Studententages in Würzburg am 17. Juli: Während der Ansprache des bayerischen Kultusministers Dr. Goldenberger.

Zum Tode des hervorragenden Fliegers Bäumer am 15. Juli: **Links:** Aufbahrung der Leiche des Fliegers in der Flughalle des Hamburger Flughafens in Fuhlsbüttel. — **Rechts:** Paul Bäumer, bekannter Sportflieger, während des Krieges als Jagdflieger mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet, stürzte bei einem Flug über den Oresund bei Kopenhagen tödlich ab.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(11. Fortsetzung.)

Klaus Dieffenbronner erschrak und schnitzte eifrig, aber die Figur mißlang ihm. Er machte grobe Fehlschnitte, drehte das halbfertige Werk in den Händen und warf es unter den Tisch zu den Spänen. Dann sprach er kurz und ohne aufzuschauen: „Es ist Magdalena. Meine Frau!"

Svend Olsen war betroffen, als er diese wenigen Worte vernahm. Die Ähnlichkeit mit Maria wurde ihm jetzt noch deutlicher offenbar. „Verzeihen Sie, wenn ich vielleicht an etwas gerührt habe, was Sie verstimmt oder Ihnen schmerzlich ist."

Dieffenbronner schüttelte den Kopf und griff nach einem Stück Holz, das er prüfend betrachtete. „O nein, das ist kein Geheimnis mehr. Verwehtes Schauspiel!"

Olsen verstand den versteckten Sinn seiner Worte.

„Jedes Schauspiel ist einmalig und kann sich in seiner Art nicht mehr wiederholen. Wir alle gehen durch das gleiche Dasein, durch die gleichen Bedingungen und wissen, daß einmal irgendwann ein Ende ist. Auf diesem Wege hängt sich das Erleben an uns. Wir können ihm nicht entrinnen. Die Flut von Ereignissen, aus dem All geboren, wird unter uns verteilt. Schmerz und Freude bleiben an uns haften wie fliegender Sommer, und wir sind ewig schuldlos in uns selbst. Zu wissen aber, daß alles ein Ende nimmt, daß alles sich einmal wieder von uns löst, zu wissen, daß wir selbst keiner immerwährenden Ungewißheit, sondern einem Ende, einem traumlosen Schlaf zusteuern, ist ungemein beglückend, und wir gehen dem Glanz des Tages um so froher und den Schatten der Nacht um so trostreicher entgegen, weil wir wissen, daß uns die furchtbare Klarheit über alles Seiende erspart bleibt. Der Tod sollte uns nicht traurig machen, denn er ist das letzte Geschenk des Lebens." Er schaute nochmals nach dem Bild hinüber und fuhr fort: „Ich habe an Düsteres in Ihnen gerührt, Dieffenbronner. Ihre Frau — lebt nicht mehr?"

„Meine Frau liegt im Gletscher!"

Olsen war erschüttert, als er diese Worte vernahm, denn er hatte sie in dieser Art nicht erwartet. Der Mensch, der hier vor ihm saß, derb und kernig, gebräunt von der Sonne und vom Schnee, ein Bergsteiger, dessen Name in der ganzen Welt genannt wurde, er stand mit einem Male so nahe seinem Herzen.

Draußen blaute der Tag, und die weißen Gipfel glänzten. Ein Übermaß von Glück schien über der Landschaft zu liegen. Die Wiese sang. Baumkronen rauschten.

„Wunderliche Figuren! Und nur alles Holz. Von zwei Händen gefertigt. Alle Hände sind einander gleich, und nur ein einziges Paar vermag dieses hervorzubringen." Olsen versank in die Betrachtung, und seine Gedanken wurden sprunghaft, schnellten wie Zikaden von einer Vorstellung in die andere, weil er im Innern tief bewegt war durch diese besinnliche Stunde.

„Golm war Ihr Freund?" sprach er plötzlich und ohne Überlegung.

„Warum sprechen Sie von Golm? Wie kommen Sie gerade auf ihn?"

„Es fiel mir so ein."

„Golm war mein Freund? Was soll ich Ihnen antworten? Ich bin viele Jahre älter als er. Nennen Sie es Freund, ich weiß es nicht. Golm war ein braver Bergsteiger. Ich hatte große Hoffnungen auf ihn gesetzt."

„Aber Sie meiden ihn; Sie wenden sich von ihm ab. Sie können ihm den Bahnbau nicht verzeihen, obwohl er daran schuldlos ist. Sie strafen ihn für die Zeit, in der er steht."

„Ich strafe ihn nicht. Er ist gestraft. Wir sind doch Männer, Svend Olsen. Wir sollten uns nicht mit Sentimentalitäten abgeben. Lassen wir Golm aus dem Spiel!" Dieffenbronner erhob sich ein wenig unwillig vom Schemel, trat ans Fenster und schaute in den stillen Mittag.

„Ich weiß, daß dies nicht ihr letztes Wort ist, Dieffenbronner."

Da kam der schwere, breitschulterige Mann auf den Norweger zu und blieb hart vor ihm stehen.

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen. Dieses Land dort droben am Sifantagletscher ist für mich ein Friedhof; denn dort liegt meine Frau begraben. Manchmal sehe ich sie nachts, wie sie lang ausgestreckt liegt, unversehrt und fast wie lebend, mit einer kindlich erstaunten Gebärde, die in sich selbst erstarrt ist. Manchmal sehe ich sie nachts, eingeschmolzen in grünes Eis. Verstehen Sie, was es für mich bedeutet, wenn man meinen Friedhof verschandelt? Dreiundzwanzig Jahre sind es her, daß meine Frau vor meinen Augen versank. In diesem Augenblick sehe ich es so deutlich wie damals: wie sie auf den Gletscher hinaufging, als ob sie jemand gerufen hätte, und plötzlich steil aufgerichtet, ohne Laut, vor mir versank. Dreiundzwanzig Jahre ging ich in diese Berge wie in eine Kirche. Können Sie es begreifen, Svend Olsen, was man mir antut mit diesem Bahnbau, der mir die heilige Erde zerstört? Glauben Sie, daß ich diesem Mann noch einmal die Hand drücken kann, der dieses Zerstörungswerk leitet? Wenn er ein Fremder wäre, gut! Es würde mich nicht so tief schmerzen. Aber daß er kommt, gerade er! Hören Sie mich mal an! Sie waren doch oben! Sie kennen den Magdalenenkamin. Er ist nach meiner Frau benannt, weil wir die ersten waren, die durch seine zerklüftete Schlucht einen Weg auf den Gipfel erzwangen an jenem Unglückstag. Hart am Magdalenenkamin führt die Bahn vorüber. Vielleicht werden sie ihn zuschanden sprengen. Ich kann es nicht ändern."

Dieffenbronner lief unruhig im Zimmer auf und ab, nahm wahllos Figuren in die Hände, betrachtete sie teilnahmlos und ohne zu wissen, welcher Art sie waren. Olsen fühlte, er müsse das Gespräch beenden und diesen Mann nun verlassen, um seine Unruhe und Erregung nicht zu steigern. Er kam sich vor wie der Abgesandte schwarzer Gedanken, der ins Zimmer getreten war, um die arbeitsame Stille und den blühenden Frieden zu zerstören.

„Ich wollte mit Ihnen plaudern und habe Ihnen die Laune verdorben. Ich fühle mich Ihnen irgendwie verwandt, durch düsteres Schicksal verkettet, und habe nichts getan, als Ihnen den Mittag gestohlen. Und ehrlich: Ich wollte ein Wort einlegen für Golm, der einen schweren Kampf austrägt. Ich weiß nicht, wie dieser Kampf endet. Golm ist mein Freund, denn ich kenne ihn und weiß, daß man ihn auf einen Schauplatz gestellt hat, der ihn zermürbt. Denken Sie nicht schlecht von ihm!"

Dieffenbronner sprach es leise und mit veränderter Stimme, als er jetzt dem Norweger die Hand reichte: „Wir sind Männer, Svend Olsen! Wir dürfen nicht an der Narrheit verzweifeln. Golm steht mir näher, als Sie denken."

„Warum? Ich weiß es nicht, aber ich habe eine Ahnung, die mir alle Zusammenhänge verrät. Warum?"

„Weil meine Tochter ihn liebt."

Da war das Wort gesprochen. Es kam wie Erleichterung über den Mann. Er setzte sich auf den Schemel, griff nach Messer und Holz und fing zu schnitzen an. Und sprach kein Wort weiter. Schaute nicht auf von seiner Arbeit und hörte nur halb hin, als Olsen den Raum verließ und die Tür geräuschlos hinter sich schloß.

Draußen warf sich Olsen der hohe Mittag entgegen. Er ging durch den kleinen Vorgarten, wo halbstämmige Korallenfuchsien blühten, und kam auf die summenden Wiesen hinaus. Dort traf er auf Maria, die im Grase lag und sein Näherkommen nicht hörte. Als er vor ihr stand, erschrak sie und richtete sich auf.

„Bleiben Sie ruhig liegen, ich habe nicht die Absicht, Sie zu stören. Es ist nur Zufall, und es muß wohl so eine Art Sendung sein, daß ich immer in die Ruhe anderer Menschen hineinplatze. Dieser Tag heute ist ein rechter Träumer, wie mir scheint."

„Wollen Sie sich nicht zu mir setzen? Wollen wir nicht ein wenig plaudern? Oh, der Tag ist so schön. Sehen Sie nur die Berge!"

Er schaute hinauf und sah den Silberglanz des Firns. Dann setzte er sich an ihre Seite und war bewegt von der offenen Schönheit dieser Stunde. Maria legte sich wieder zurück, kreuzte die Hände unterm Kopf und schwamm in einem Strom von Wünschen und Vorstellungen.

„Sie müssen sich auf den Rücken legen und über alles hinwegschauen; dann werden alle Farben um so leuchtender."

Er lag zwischen den Gräsern und sah tausendfältiges Blühen nahe seinem Auge.

„Gesegnet sei auch der Schlendrian, der uns umgibt. Es geht nichts über eine Stunde schweifender Gedankenlosigkeit. Schweifen! Immerfort schweifen! So empfinden wir das Übermaß des Schöpfergedankens."

Er sah nicht die Gestalt, die an seiner Seite lag, fühlte nur diese blühende Nähe und hatte ein Gefühl, als müsse ein dunkles Augenpaar auf ihn gerichtet sein.

„Gott streift meine Stirn", hörte er sie sprechen. „Man begreift nicht, daß es wieder düster um uns werden kann."

„Nie wird dieser Tag ein Ende nehmen."

„Sie sind ein Phantast."

„Ich bin ein Vagabund!"

„Wie kommt es, daß Sie manchmal so verletzend trocken und zynisch sein können. Dann mag ich Sie nicht, denn das ist nicht Ihr wahres Gesicht."

„Maskerade! Maskerade!" Sie liebt Werner Golm, dachte er; sie denkt in diesem Augenblick an ihn. Vielleicht stellt sie sich vor, er würde an ihrer Seite liegen. Es ist ein Jammer. „Maskerade, Fräulein Maria! Torheit, zu denken! Man muß sich dem großen Spiel überlassen!"

„Was denkt man, wenn man uns hier in der Wiese liegen sieht! Man wird Schlechtes von uns denken."

„Ja, das wird man. Um so schöner ist dieses friedliche Lügenstrafen. Ich kann mir vorstellen, daß Menschen in Raserei kämen, wenn sie uns so zusammen beobachten würden."

Sie schnellte hoch. Haare hingen wirr um ihre Schläfen. „Wen meinen Sie?" Aus den Augen kam eine unruhige Besorgnis.

„Ich meine niemand. Ich dachte nur so."

„Manchmal werden Sie häßlich, und dann möchte ich fort von Ihnen. Mein Vater ist Ihr stiller Freund, das wissen Sie vielleicht noch nicht. Vater liebt solche Menschen wie Sie. Ich kann mir so deutlich vorstellen, daß auch ich Sie lieben könnte."

Olsen fühlte, wie ein Strom lebendigen Blutes zu seinem Herzen floß, als sie mit solch schlichter Selbstverständlichkeit diese Worte sprach. Er lachte gezwungen und war ein wenig verwirrt.

„Das wäre ein böser Fehlgriff, Maria. Wissen Sie nicht, daß ich ein alter Mann bin, auch wenn mir äußerlich die Jugend in den Knochen steckt. Ich bin von Geburt an eine greisenhafte Natur."

Sie lachte ihn aus, und ihr Lachen tat ihm wohl, weil es so hell und klingend im Mittag stand.

„Das lügen Sie! Ich glaube Ihnen kein Wort! Sie wissen selbst oft nicht um Ihre Verlogenheiten. Oh, ich kenne Sie! Svend Olsen!"

Er ging auf in dieser Stunde. Gibt es irgendwo Kampf? dachte er und wollte es nicht begreifen. Ist es möglich, daß anderswo grauenhaftes Geschehen ist, während ich hier liege und vom Glanz glückseligen Friedens überschüttet werde?

Taten vollbringen, ach! einmal Taten vollbringen mit ihr, die so still und innerlich und doch wieder so voll Mut und ungehemmter Zügellosigkeit war.

„Welches ist der schwierigste Weg nach oben?" fragte er und streckte seinen Arm aus nach den Viertausendern, die über ihnen lagen.

„Über die Ostwand nach dem Schlafenden Gott."

„Sie kennen den Anstieg?"

„Ich war mit Vater oben. Man muß durch den Magdalenenkamin. Ich fürchte mich nicht vor diesem Kamin. Er ist mein stillster Freund geworden."

Svend Olsen verstand sie. Er fragte nicht weiter, blieb still und wanderte mit den Augen über das blaue Licht des Himmels, der tief gesättigt war von der Farbe des kreisenden Äthers.

„Ich war dreimal im Kamin. Es ist der Todesweg meiner Mutter. Ich habe das lange nicht gewußt. Aber mir war, als ob ich ihre Nähe ahnte, wenn ich im Fels hing."

„Wir wollen von frohen Dingen reden, Maria!"

„Der Tod hat nichts Schreckliches. Er ist kein Gespenst. Nur das Sterben muß überwunden werden. Darüber habe ich oft nachgedacht, warum es ein Sterben gibt."

„Wie viele solch kleiner drolliger Figürlein mag Ihr Vater schon geschnitzt haben in seinem Leben?"

„Sie werden wieder häßlich. Wie kommen Sie eigentlich zu uns in dieses Land? Haben Sie keine Sehnsucht nach Ihrer Heimat?"

Er lachte und riß spielerisch schwankende Gräser aus, die er zwischen den Zähnen zerkaute. „Heimweh, meinen Sie? Heimweh? Ist dies nicht ein Gefühl, das Gott den Schwachen geschenkt hat? Welt in mir selbst, allem, was außerhalb, fremd und ohne Brücke gegenüberstehend, kommend und gehend: was ist Heimweh? Sucht nach Hafen, nach Geborgensein, nach Kampflosigkeit, nach Beistand und Stütze. Heimweh ist Schwäche. Heimweh ist Ohnmacht. Ich will kein Heimweh haben!" Er richtete sich auf, stand hoch und schlank in den Wellen der Gräser und schüttelte ein Gedenken von sich ab, das unerwartet über ihn gekommen war. „Aber Fernweh! Fernweh! Glauben Sie mir, Maria, unsere Einsamkeit ist endlos. Wir alle, die wir Mensch sind, sollten Freunde untereinander sein. Wir sollten uns die Hände reichen, auf daß wir weniger verlassen sind."

„Ich werde innerlich froh, wenn ich Sie reden höre. Und doch ist es so traurig, was Sie sagen."

„Nicht traurig; etwas anderes. Wie soll ich es sagen! Wir haben doch so viel Schönheit und Lust und Taumel in der Welt. Jede Kreatur und jedes Ding hat einen Schuß Komik und Groteske. Und doch steht ein Schatten im Hintergrund, der uns nie verläßt. Immer, auch hier in Sonne und Sommer, in Blüte und Käferbrummen, immer steht der Schatten hinter uns."

„Aber warum ist das so? Sie haben darüber schon nachgedacht?"

„Weil von einem Geist erschaffen, von einem Blut durchströmt. Gott war Melancholiker, als er die Welt erschuf."

Ihr wurde schwer, als er so sprach, und sie wünschte, er wäre nie zu ihr gekommen; denn er nahm ihr den Gesang und die frohe Inbrunst dieses Sommertages. „Ich mag nicht mehr darüber reden! Ich will andere Dinge hören. Sprechen Sie von Käfern und Blumen. Oder von Ihren Reisen! Von Affen und Papageien. Die Welt ist doch so bunt und lebendig. Man soll keinen Friedhof aus ihr machen!"

Da kam wieder sein sprudelndes Lachen. Er tauchte wie aus einem Schacht, und seine hellen, wasserblauen Augen glänzten: „Welches ist der schwierigste Anstieg, Maria?"

„Über die Ostwand, durch den Kamin."

„Wollen wir hinauf? Zögern Sie nicht! Morgen, übermorgen? Bestimmen Sie einen Tag!"

Maria sprang auf. Blut schoß in ihre Wangen. Ihr junger Körper, so urplötzlich aufgerüttelt, zitterte in allen Nerven: „Sie wollen mit mir über —?"

„— die Ostwand! Durch den Kamin! Geben Sie mir Ihre Hand! Schlagen Sie ein!"

Während sie ihm zögernd die Hand gab, sprach sie, noch ganz benommen von diesem spontanen Einfall: „Ich muß mit Vater darüber sprechen."

„Ihr Vater wird einwilligen, das weiß ich. Ich kenne Ihren Vater!"

Sie standen einander gegenüber, und ihre Blicke, von Frohsinn gesättigt, trafen sich ohne Wunsch und Begierde, nur durchwärmt vom hohen Feiertag ihrer Seelen.

Er ging von ihr, und sie sah ihm nach, wie er durch die Wiesen schritt, aufrecht und schlank und wie getragen von seiner sorglosen Kühnheit. Lange stand sie und wandte die Augen nicht von seiner Gestalt, die kleiner und kleiner wurde und immer plastischer sich aus der Umgebung hervorzuheben schien.

Olsen ging talaufwärts und wandte sich nicht um. Hoch aufrecht, den grauen Bergsteigerhut in der Hand zerknüllt, stieg er das beleuchtete Tal hoch, und ihr Bild schien vor ihm in der flimmernden Luft zu stehen. Und während der Wind in seine gelben Haare stieß, daß sie wie Flämmlein wehten, sprach er, von Bangnis und Frucht schleichend durchsetzt, vor sich hin: „Alles Glück ist um mich, Gott. Tausendfältig bunt ist deine Welt. Du bist Übermaß und ohne Grenze. Bewahre mich davor, daß ich dieses Kind der Berge liebe!"

XVI.

Am gleichen Tage versuchte Zacharias Job zwei Engländer durch den Magdalenenkamin hochzuseilen. Der erste Versuch mißglückte; sie konnten den Anstieg nicht bezwingen. In halber Höhe vor der exponierten Stelle riet Job zur Umkehr. Dies war ein harter Schlag für den alten Bergführer. Er war in seinem bisherigen Bergsteigerleben nur umgekehrt, wenn das Wetter ihn gezwungen hatte, und das war recht selten vorgekommen. Die Engländer wollten weiter und drängten auf Fortsetzung der Tour.

Zacharias Job konnte nicht. Das Klettern im Kamin erschöpfte seine Kraft. Die Brust hämmerte, und er mußte nach Luft ringen. Er hing am Fels und kämpfte mit seinem eigenen Körper, der ihn schmählich im Stiche ließ. Schweiß trat aus allen Poren, und dann fühlte er eine unsagbar matte Übelkeit. Seine Lage war verzweifelt. Als er so in den Stein gekrallt war und gegen die furchtbare Heimtücke seines Körpers anzugehen versuchte, als er sah, wie die beiden Begleiter frisch waren und voll Tatendrang und seine Warnung nicht begreifen wollten, da war ihm, als griffe eine Hand ohne Mitleid nach seinem Herzen, und er hatte für einen Augenblick den Wunsch, ein Steinschlag, durch den Kamin prasselnd, möchte ihn auslöschen und ihn von diesem Schauplatz seiner Niederlage ohne Bewußtsein fortnehmen.

„Ich bin alt!" zischte er vor sich hin. „So wird es mit uns, wenn wir alt werden! Dann wird uns übel, wenn wir im Kamin hängen, und das rostige Herz will zerspringen."

Er gab auf. Die beiden Engländer stiegen allein durch den Kamin. Er blieb zurück, und sein Atem ging jagend. Er kauerte sich hinter einen Vorsprung, rollte den Körper zusammen und lauschte den beiden nach; mit halb offenem Mund und mattem Glanz in den Augen hörte er zu, wie sie sich langsam hocharbeiteten, vernahm den fremden Tonfall ihrer Stimmen und wollte das Furchtbare seiner Demütigung nicht fassen. Er legte die flache Hand auf die nackte Brust und spürte dem Klopfen seines Herzens nach. Aber es war still in ihm und fast so, als ob das Herz tot sei oder eingeschlafen. Er blieb lauschend und hatte keinerlei Vorstellung, wie lange er nun hier bleiben und was fürderhin mit ihm werden müsse. Fast vergaß er sein Leben und die gigantische Landschaft, die ihm zweiundsechzig Jahre Heimat gewesen war und ihn jetzt verlassen wollte. Sein Zustand war abseits aller Begriffe und für ihn so unfaßlich, daß er sekundenlang an der Wahrheit zweifelte und wie ein schnüffelndes Tier vorsichtig tastend Umschau hielt, wo er eigentlich sei, und was Grausames sich mit ihm ereignet habe.

Da kam die Klarheit. So war es: das Alter fraß ihn auf. Er, Zacharias Job, war zu Ende. „Torheit, darüber nachzudenken. Das Alter frißt uns ja alle, soll es mich verschonen? Jeden Menschen frißt das Alter. Soll es an mir vorübergehen? Das beste, sich hinzulegen und zu sterben." Er raffte sich auf und lauschte wieder in den Kamin hinauf. Es war Stille. Kein Laut drang an sein Ohr. Aber es blies ihn feucht und kühl an; und ganz fern ein Rauschen, wie stürzender Wasserfall.

Ich gehe nicht mehr fort von hier, überlegte Job und lehnte den Kopf gegen das Gestein. Mit der zitternden Hand fuhr er durch das dünne Gewirr der Haare. Sie waren merkwürdig feucht und fühlten sich so fremd an, daß er tief erschrak. Immer rauschte von weitem her der Wasserfall, und dieses Summen wurde ihm fast zur Pein. Er schloß die Augen und versuchte, zu denken; wollte nach einem Ausweg spionieren und fiel in ein ruheloses Grübeln.

Ich gehe nicht mehr fort von hier, überlegte er und wurde von seiner Qual immer mehr umsponnen.

Da fiel ihm die Bahn ein. Er sah die schwarzen Eisenvögel, die in der Luft hingen. Er hörte die Niethämmer bellen und sah das Gitterwerk der Stützträger.

(Fortsetzung folgt.)

Im Chinesenviertel von Singapore. Aquarell von Prof. Franz Kienmayer.

DAS GOLD DES MEERES

GEWINNUNG UND VERARBEITUNG DES BERNSTEINS

Geologisches Profil der Bernsteinlager an der ostpreußischen Küste.

Unter den Mineralien, die wegen ihrer edlen Eigenschaften geschätzt und entsprechend gewertet werden, nimmt der Bernstein, als Halbedelstein, eine ganz besondere Stellung ein. Die Natur schuf in ihm ein Produkt, das in viel größeren Stücken als andere Edel- und Halbedelsteine vorkommt, wodurch seine Verwendbarkeit in der Drechslerwarenindustrie bedeutend vielseitiger ist; sie stattete ihn auch mit eigenartigen Färbungen und chemischer Widerstandsfähigkeit aus, so daß er zu zahlreichen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet wird.

Früh schon kannte man den Bernstein. In den Königsgräbern von Mykenä hat er sich gefunden, ebenso unter anderm in Pfahlbauten und in Gräbern aus der ältesten Eisenzeit. Im klassischen Altertum erfreute sich dieses Mineral großer Beliebtheit, die Römer verschafften es sich in lebhaftem Tauschhandel aus Nordgermanien.

Lange Zeit gingen die Meinungen über die Entstehung des Bernsteins weit auseinander. Aristoteles hielt ihn allerdings schon für einen Stoff, der aus Bäumen geflossen sei. Später wurde er für tierische Ausscheidungen, für erhärteten wilden Honig, ja, sogar für verdichteten Sonnenäther erklärt.

Jetzt hat die Wissenschaft den Bernstein als das Harz mehrerer Nadelhölzer aus dem älteren Tertiär erkannt. Es bestanden ausgedehnte Wälder, in denen die Bäume durch die Tätigkeit zahlloser Insekten und durch die Einflüsse der Witterung vielfach verletzt und so zu ungewöhnlich reicher Harzabsonderung veranlaßt wurden. Das Harz tropfte von den Bäumen auf den Waldboden herab (bisweilen finden sich Insekten- und Pflanzenstücke darin eingeschlossen) und wurde zum Teil durch die Sonnenwärme wiederholt umgeschmolzen, woraus sich die Verschiedenheit der Färbung und der Klarheit des Bernsteins erklären läßt. Auf diese Weise sammelten sich im Laufe der Jahrtausende große Vorräte von Harz an. Meere und Gletscher der Eiszeit verwüsteten dann in einer späteren Periode die Waldungen, während das Harz unzersetzt ausgewaschen, mit den übrigen Bestandteilen des Waldbodens fortgeführt und an anderen Stellen als eine bernsteinführende tonige Sandschicht abgesetzt wurde, die als „blaue Erde" bezeichnet wird.

Diese Schicht bildet heute den Gegenstand der bergmännischen Gewinnung und erstreckt sich, von einem 30 bis 40 m mächtigen Deckgebirge jüngerer Schichten überlagert, in annähernd söhliger (horizontaler) Lagerung und mit bis zu 6 bis 8 m Mächtigkeit über einen großen Teil des westlichen Samlandes, jener Landschaft, die zwischen Königsberg, Pillau, dem Vorgebirge Brüsterort und dem Seebade Cranz eine vom Frischen Haff und der Ostsee umspülte Halbinsel bildet. Bisher ist sie das einzige bekannte Bernsteinvorkommen der Welt, dessen Nachhaltigkeit die bergmännische Ausbeute mit wirtschaftlichem Vorteil gestattet. Kleinere Bernsteinmengen wirft die See — namentlich nach heftigen Stürmen — an den Strand, wo sie aus dem Seetang aufgelesen oder mit Netzen „geschöpft" werden. Sie stammen hauptsächlich aus dem am Grunde des Meeres liegenden Ausstrich der blauen Erde.

Die Gewinnung des Landbernsteins wie auch die des Seebernsteins betreibt der preußische Staat durch die von ihm gegründete „Preußische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft", Zweigniederlassung Bernsteinwerke Königsberg; letztere besitzt durch gesetzliche Bestimmungen das alleinige Gewinnungsrecht.

Der bis zum Jahre 1923 noch übliche Grubenbetrieb bzw. Tiefbau (Grube „Anna" bei Kraxtepellen), der in ähnlicher Weise erfolgte, wie heute noch zahlreiche Braunkohlenlagerstätten abgebaut werden, wurde eingestellt, weil die über der blauen Erde liegenden, stark wasserführenden Sandschichten dem Bergbau solche Schwierigkeiten bereiteten, daß der obere Teil der Lagerstätte zum Schutz gegen Wassereinbrüche stehen bleiben mußte und somit ein erheblicher Teil des Bernsteins der Gewinnung entzogen wurde.

Man ist daher heute bei der bergmännischen Gewinnung restlos zum Tagebau übergegangen, der nach Vor-

Bernsteingrubenfeld in Palmnicken (Ostpreußen.)

Bernsteinfischer am Strande der Ostsee beim „Schöpfen" mit Netzen.

Ausschütten der bernsteinhaltigen „blauen Erde".

Die „blaue Erde" wandert zur Loslösung der Bernsteinbrocken durch Drehtrommeln und Siebe.

Bekratzen und Formen des Bernsteins.

Sortieren der Bernsteinstücke.

bildern großer Braunkohlengruben Mitteldeutschlands und des Rheinlandes angelegt worden ist, so daß bei der Anlage des Tagebaues in Palmnicken die neuzeitlichsten Einrichtungen zur Anwendung kommen. Große elektrisch angetriebene Eimerbagger mit einer täglichen Leistung von je 4000 cbm, die jeweils als Hoch- bzw. Tiefbagger arbeiten, dienen zur Gewinnung und Förderung der Deckgebirgsschichten. Der Abraum wird in eiserne Wagen gestürzt und von elektrischen Lokomotiven nach einer in der Nähe der See liegenden Sturzeinrichtung gefahren. Das auf eiserne Roste gestürzte Baggergut wird durch Druckwasser gelöst und in die See gespült. Um den im Deckgebirge vorkommenden Bernstein zu gewinnen, durchfließt die Trübe, ähnlich wie bei der Verarbeitung der blauen Erde, eine Reihe offener geneigter Rinnen, in denen Roste und Siebe die Bernsteinstücke zurückhalten.

Die nach Beseitigung der Abraumschichten zutage tretende blaue Erde wird dann durch Bagger von 2 cbm Inhalt abgebaut. Der Gehalt der blauen Erde an Bernstein schwankt sowohl in den einzelnen Flözbänken als auch in den Feldesteilen. Bei einer bestimmten Verteilung der Betriebspunkte enthält ein 300 l Inhalt bzw. 500 kg Nutzlast fassender Wagen geförderter blauer Erde oft ein halbes Kilogramm Bernstein. Die maschinelle Gewinnung hat gegenüber der früheren, im unterirdischen Betrieb angewandten Handarbeit mit Spitzhacke und Schaufel den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß die Bernsteinstücke mehr geschont werden. Die nun in eiserne Wagen verladene bernsteinhaltige blaue Erde wird einem Schrägaufzug zugeführt, der sie nach der Tagesoberfläche fördert, wo der Bernstein in der Wäscherei auf vorbeschriebene Weise ausgesiebt wird. — Der ganze maschinelle Betrieb sowohl der Bagger als auch der Lokomotiven geschieht mit Hilfe elekrischen Stromes, zu welchem Zweck das Bernsteinwerk eine eigene große Zentrale besitzt.

Facettierung (Flächenschliff) der Bernsteinperlen.

Die Anlage des Tagebaues gab die Möglichkeit, die Vorkriegsproduktion von 430 000 kg Rohbernstein (1914) wesentlich zu erhöhen. Die im Bernsteinbergbau und seinen Nebenbetrieben tätige Arbeiterzahl beträgt etwa 1000 ständige Arbeiter und 200 Hausgewerbetreibende. Letztere sind mit der Zurichtung der Bernsteinstücke beschäftigt.

Ist nun der Rohbernstein von der anhaftenden blauen Erde befreit worden, so wird er in der „Reinwäsche" vermittels rotierender Trommeln durch Wasser und Sand von einem Teil der den Erdstein umschließenden Verwitterungsrinde befreit, um dann mit Hackmessern und Hobeleisen bearbeitet zu werden, die alle noch anhaftenden Fremdkörper beseitigen. (Der aus der See gewonnene Stein weist dagegen keine Kruste oder dergleichen auf; Wasser und Sand haben hier einen natürlichen Schleifprozeß vollzogen.) Hiernach gelangen die Stücke in die Sortiererei, wo man sie nach Größe, Form und Farbe in etwa 250 Handelssorten zerlegt. Während ein Fünftel der vorbereiteten Stücke an die in- und ausländische Drechslerwarenindustrie zur Fabrikation von Bernsteinwaren (Perlen, Halsketten, Broschen, Zigarren-, Zigaretten-, Pfeifenspitzen usw.) abgesetzt wird, kommen die restlichen, teils unreinen, teils kleinstückigen Sorten in die Schmelzfabrik, wo sie zu Bernsteinsäure und Bernsteinöl (für chemische und medizinische Zwecke) oder zu Bernsteinkolophon (für die Herstellung der Bernsteinlacke) verarbeitet werden. Ganz kleinstückige, aber durchaus reine Bernsteinsorten werden zu Preßbernstein in Blöcken, Platten oder anderen Darstellungen geformt, um in den Drechslereien Verwendung zu finden.

Otto Behrens.

Im Bernsteinharz eingeschlossenes Insekt.

Ein Bernsteinpokal.

Bernsteinbrocken verschiedener Größe.

Chinesisches Götzenbild aus Bernstein.

Im Fels

Was versteht der Fachmann, das heißt der Alpinist, eigentlich unter dem Begriff „Klettern"? „Heut' sind wir aber tüchtig herumgeklettert", so sagt der in den Bergen weilende Flachlandsbewohner zu seinem Begleiter, indessen traversierten, das heißt überschritten sie ihren Gipfel auf einem wohlangelegten Wege! In Wirklichkeit beginnt das „Klettern" erst, wenn sich die Auf- oder Abwärtsbewegung in unwegsamem Gelände ohne Zuhilfenahme der Hände nicht mehr ausführen läßt. Und tatsächlich, aus dieser Inanspruchnahme der Hände läßt sich entscheidend auf das Können des Kletterers schließen, gleichgültig ob er nun Anfänger oder bereits gewohnheitsmäßiger „Mauerrassler" ist. Wo beispielsweise sich der Anfänger bereits ängstlich in den Fels verkrallt, da genügt dem abgefeimten Felsenmann noch ein unbelastetes Handauflegen. Wie schon Altmeister Dülfer sagt, ist das Klettern nur eine veränderte Art des Gehens; deshalb wird der Könner, um die viel, viel weniger leistenden Armmuskeln zu schonen, möglichst mit den Füßen klettern. (Kniebenutzung ist theoretisch verpönt!)

Sehr schleierhaft erscheint meist dem Laien das Arbeiten mit dem Seil. „Ich verstehe nur nicht, wie das Seil die Wand hinaufkommt, daß man dran emporklettern kann" — solch eine Frage kann man überaus häufig hören. Nun, Grundgesetz beim „Begehen" von schwerem Gelände ist: Es klettert immer nur eine Person, während die andere so gut wie möglich sichert. Der gute „Zweite" wird dabei den „Führenden" solange wie möglich im Auge zu behalten suchen, um bei dessen etwaigem Sturze vorbereitet zu sein, und um möglichst viel Seil einzuziehen; denn der Vorauskletternde stürzt ja dann nicht nur bis zu der Höhe ab, wo der Sichernde steht, sondern so weit unter ihn, bis sich eben das Seil gespannt hat. Sollte keine natürliche Sicherungsmöglichkeit vorhanden sein, so wird in eine Felsritze ein mit einer Öse versehener Eisenhaken geschlagen. Nun wird ein starker ovaler Karabiner eingehängt, durch den man dann das Seil laufen läßt. Wenn es abgelaufen ist bzw. der „Führende" guten Stand gefunden hat, zieht er es ein; durch das gespannte Seil sehr gut gesichert, klettert nun der Gefährte nach. Am Strick selbst also emporzuklettern, kommt praktisch nicht in Frage. Die modernen, äußerst schwierigen Klettereien sind außer mit Hilfe raffiniertester Technik und ungewöhnlicher, optimistischer Einstellung nur durch die sinnreiche Anwendung des Mauerhakens, dieses vielgeschmähten Hilfsmittels, möglich geworden.

Beim Abstieg muß man sich manchmal einer überhangenden Wandstufe wegen abseilen. Am einfachsten geht das vonstatten, wenn man das Seil um ein Felsköpferl schlingen kann. Auch Latschenäste (eine verkümmerte Kiefernart) sind an Abseilstellen viel gesucht. Wenn es aber an beiden mangeln sollte, so muß ein Haken in den Fels getrieben werden, durch dessen Öse dann das Seil gezogen wird, und zwar so lange, bis beide Enden gleich weit hinabreichen. Nach dem Abseilen gelangt man durch kräftiges Ziehen an einem Ende wieder in den Besitz des Strickes. Für eine 15 m hohe Abseilstelle ist also ein doppelt so langes Seil vonnöten.

Vielleicht geben diese Zeilen dem Nichtfachmann einen Begriff von den Grundlagen der Klettertechnik und helfen so mit für die schwierige, aber schöne Kunst der Felskletterei werben!

Die Bilder, aufgenommen vom Verfasser, stammen aus den Berchtesgadener Alpen bzw. aus den Salzburger Kalkalpen.

K. Rieser, Reichenhall.

Oben links: Am Grundübelturm: In die Wand hinaus. Oben rechts: Im Stemmkamin. Links nebenstehend: Nordkamine des Grundübelturms. Rechts nebenstehend: Randkluft in der Watzmann-Ostwand. (Höchste erstiegene Wand der Ostalpen; relative Wandhöhe 1800 m.) Im Oval: Schwieriger Quergang am Schärtenspitz-Westgrat.

Randkluft in der Alpelhorn-Nordostwand.

Die Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften im Deutschen Stadion in Grunewald bei Berlin am 16. und 17. Juli: Oben links: Molles (V. f. K., Königsberg), der beste Speerwerfer; bestarmig: 56,15 m; beidarmig: 98,01 m. Oben Mitte: Brechenmacher (Eintracht, Frankfurt), der Sieger im Kugelstoßen; bestarmig: 14,22 m; beidarmig: 26,05 m (Rekord). Oben rechts: Dr. Peltzer (Preußen, Stettin), der im 400-m-Hürdenlaufen mit 54,8 siegte (Rekord), während seines glänzenden Laufes.

Im Oval: Vom Rennen um den „Großen Preis von Deutschland für Sportwagen" auf dem Nürburgring am 17. Juli: Der Sieger Otto Merz auf seinem Mercedes-Benz-Wagen, der die über 500 km lange Strecke in der kürzesten Zeit (4 : 59 : 35) zurücklegte.

Deutscher Rudersieg auf der Internationalen Ruderregatta in Kopenhagen am 17. Juli: König Christian von Dänemark beglückwünscht die siegreiche deutsche Mannschaft (Berliner Ruderklub).

Unten: Köln in prächtigem Licht-Feierkleide: Festbeleuchtung und Riesenfeuerwerk anläßlich der Rad-Weltmeisterschaftswoche (16.—20. Juli), die auf der Stadion-Rennbahn in Köln veranstaltet wurde.

Das springende Automobil: Ein kühner Fahrer während des Sprunges mit seiner Maschine auf einer Pariser Autorennbahn, wobei er eine Höhe von 1,50 m und eine Weite von 10 m erreichte.

Unten: Der Kölner Amateurfahrer und deutsche Meister Matthias Engel, der am 17. Juli in Köln die Meisterschaft der Welt für Herrenfahrer über 1000 m gewann, wird vom Altmeister Rütt beglückwünscht.

HERVORRAGENDE SPORTEREIGNISSE

50 Jahre Bayreuth

BÜHNENFESTSPIELE 1927

Bedeutende Mitwirkende der diesjährigen Festspiele in Bayreuth:

Von links nach rechts: Josef Correck, Chemnitz (Wotan, Gunther); Lauritz Melchior, Kopenhagen (Siegfried); Carl Braun, Berlin (Fasolt, Hunding, Hagen); Eva Liebenberg, Berlin (Erda, Erste Norne) und Walter Eckard, Berlin (Fafner, Zweiter Ritter). — Im Kreis: Henny Trundt, Köln (Sieglinde, Kundry); Carl Braun, Berlin (Fasolt, Hunding, Hagen) und Emmy Krüger, München (Isolde).

Eine Erinnerungsstätte großen Schaffens in Bayreuth: Das Musikzimmer Richard Wagners im Hause Wahnfried.

Links Mitte:

Siegfried Wagner (Mitte) mit Emmy Krüger (Isolde) und Gunnar Graarud, Hamburg (Tristan).

Unten links:

Die Kinder Siegfried und Winifred Wagners: Friedelind, Wolfgang, Wieland und Verena (von links nach rechts).

Unten rechts:

Siegfried Wagner mit seiner 89jährigen Mutter Cosima bei einem Spaziergang in Bayreuth.

Sämtliche Abbildungen nach Aufnahmen von S. Sammet, Bayreuth.

Venediger Männer

ERZÄHLUNG VON HANS WATZLIK

In schwüler Frühlingsnacht pochte es an eine Baude, die auf einer Matte lagerte, mitten in dem wunderhohen Gebirge. Der Weber Siebenschuh leuchtete mit der brennenden Kienschleiße in die Finsternis hinaus und gewahrte einen zarten, etwas ältlichen Mann mit grell zerfurchter Stirn, den Samtmantel mit Grauwerk verbrämt, einen Stichdegen zur Linken und auf dem Kopf ein Barett, wie es sonst nur die Geistlichen trugen. Ein schwer bepacktes Maultier stand mit allen Zeichen der Müdheit hinter ihm.

Der Fremdling trug ein feines, schlafendes Mägdlein in die Stube, blickte den Weber mit schwarzen, flackernden Augen an und bat ihn mit Worten, die deutsch waren, aber eine fremde Weise in sich zu tragen schienen, man möge ihn hier beherbergen und hausen lassen, und er legte dabei eine Reihe roter Gulden auf den Tisch. Die Kleine sei sein Töchterlein, ihre Mutter sei erst kürzlich gestorben, eine giftige Spinne habe sie gestochen.

Der alte Siebenschuh und sein schüchternes Weib hießen den Fremden willkommen, ob ihnen auch vor seiner zerrissenen Stirn und seinem beweglichen, überhastigen und dennoch verschlossenen Wesen seltsam graute, und sie betteten das Mägdlein lind auf die Bank, die den mitten in der Stube errichteten Ofen aus grünen Napfkacheln umsäumte.

Der Fremde bewohnte fortab eine düstere Kammer. Dort hielt er in einer mit Ziersäulchen und Simsen ausgestatteten Truhe ängstlich die geringe, fernländische Habe verwahrt, die er mitgebracht hatte. Dort entfaltete er sein unverständliches Treiben.

Er suchte keinen Vertrauten, keinen Genossen und sprach mit niemandem, außer mit sich selber. Er aß fast gar nichts. Zuweilen nur holte er aus der Truhe ein feinstieliges Glas, füllte es mit Friauler Wein, tauchte ein Stück Brot darein und aß den durchfeuchteten Bissen.

Stundenlang beugte er sich über ein breites Buch, das mit drei künstlichen Silberschlössern zu schließen war, und las darin halblaut in seiner welschen, tollen Sprache die fast erloschene, mönchisch ebenmäßige Schrift, folgte brütend mit dem Finger den drudenfüßig wirr durcheinanderlaufenden Zügen rätselhafter Pläne und bannte sich selber so tief in den dämmernden Sinn dieser Zeichnungen, daß er nicht fühlte, wie Tag und Nacht um ihn verstrich, und er nur manchmal aus seinem Grübeln geweckt wurde, wenn das Öllicht neben ihm erlosch. Dann hakte er wohl eifrig das Buch zu, sperrte es in die Truhe und schlich davon. Kam er dann nach Tagen wieder zurück, so schlug er mürrisch wieder in dem Buch nach und verwahrte sich mit finsteren Brauen gegen das eigene Kind, wenn es ihn mit Liebkosungen störte.

Den Webersleuten log er vor, er sein ein Wurzelstecher. Aber da er niemals ein Heilkräutlein mit heimbrachte, obgleich in aller Nähe der Baude es nicht an Otterwurz, Enzian und Baldrian, Hirschzunge und Tormentill gebrach, und da man ihn einmal in benachbarter Wildnis über das Moos hatte schreiten sehen, die Augen verschlossen und den linken Arm mit gespreizten, zuckenden Fingern wagrecht vor sich gereckt, so merkten sie wohl, daß er verbotene Kunst treibe, und ahnten in ihm einen jener welschen Satansfrager, die das Gebirge aufschließen und das wilde Bergerz suchen und jene grause Formel kennen, die den Teufel aus der untersten Hölle reißt.

Besessen von seiner Gier, kümmerte er sich wenig um sein Mägdlein. Desto mehr hätschelten es der alte Siebenschuh und sein Weib und warben um so mehr um die Zärtlichkeiten der Kleinen, als ihnen der Kindersegen versagt geblieben war, und sie lehrten sie die heimische Rede und spielten und scherzten mit der Vereinsamten.

Einmal am Tage Johannis des Täufers kam der Fremde nach langer Abwesenheit aus dem Gebirge zurück, mit störrischem, wirrem Haar, die Augen trunken und voll unheimlichen Feuers, als habe er einen wilden, ungeheuern Blick ins Reich der Geister getan. Unter sinnlosen, stockfinsteren Reden, darin sich niemand auskannte, riß er mit dem Messer in das von Kienrauch verrußte Deckengebälk ein Wort, das hier keiner verstand, weil hier keiner lesen konnte, und neben das Wort schnitt er ein Kreuz, das wie ein Hammer geformt war, drückte hernach sein Mägdlein an sich und sprach zu ihr: „Venezia!" Dann nahm er sein breites Buch, holte das Maultier aus dem Stall, ritt in den Wald und kam niemals wieder heim.

*

Die kleine Gemma wuchs in der Einöde auf, wo die Menschen so lange lebten wie die Krähen ihrer Wälder und hundert Jahre alt wurden und noch mehr. Sie wuchs heran wie eine grüne Staude, eigenwillig und für sich, da die Webersleute fassungslos den Launen ihres fremdländischen Blutes gegenüberstanden und sie fast mit scheuer Ehrfurcht behandelten.

Sie wiegte eine winzige, elfenbeinerne Docke, lernte vogelstellen und Meisen locken und hauste unter einem Dach mit einer rundlichen Kuh und einer wackelbärtigen Ziege, welche beide sie gern hütete.

Allmählich vergaß sie ihrer Muttersprache, und sie wußte davon nur noch das Wort Venezia, und das trällerte und zwitscherte sie nach welscher Art und behielt es im Gedächtnis, ob auch sein Sinn ihr fremd war.

Aber als sie einmal auf der Wiese der braunen Kuh das Wort vorsang, stieß sie mit der Zehe an einen Stein und schrie „Ach!", und seither hatte sie es vergessen. Sie spürte wohl, wie ihr der weiche, süße Name im Zungenspitzlein zitterte, aber er fiel ihr nimmer ein, und der Kopf tat ihr zum erstenmal im Leben weh vor lauter Nachdenken. Sie fragte die zwei Alten um das Wort, doch diese hatten dessen nie geachtet und wußten es auch nicht, und so war ihr, sie habe etwas unbeschreiblich Köstliches verloren.

Einmal im Sommer saß sie mit der Mutter Siebenschuh in der Vorlaube, deren Säulen das Dach stützten, das wie ein weitkrempiger Hut über die Hauswände hinausragte, und Gemma begann mit ihrem klug gewordenen Mund auf einmal nach dem verschollenen Vater zu fragen, warum er nimmer heimkomme zu ihr.

Das Webersweib wich ihrer Neugier aus und erzählte von dem Geist Dominus Johannes, der durch die Wildnis streift und den längsten Baum im Wald als Stecken führt, und sie schwätzte von den grauen Wichten, die das Silber schnitzen tief im Berg, und von klunsigen Felsen, drin das edle Erz sein Nest hat, und vom Goldbaum, dessen riesiger Stumpf noch im Gebirge steckt und seine Wurzeln überallhin schickt. Dann redete sie von Spiegeln, womit man verborgene Schätze findet, und von den fremden Männern, die auf geheimen Wegen gehen und in Schläuchen den goldenen Sand und in Krügen das flüssige Gold davontragen, das von den Wänden verwunschener Höhlen niedersickert.

Als hernach der alte Siebenschuh eine Reisigbürde aus dem Busch heimbrachte, wühlte Gemma in dem Bündel, ob nicht ein goldener Prügel darin stecke. Der Weber bot ihr lachend ein Stücklein Kuchen. „Den schickt dir der Has'. Er hat ihn gebacken. Hast du den Rauch nicht fliegen sehen aus dem Wald?" Und er ließ sich müde auf der Schwelle nieder und murrte: „Für uns arme Leute wächst das Gold nicht. Uns taugen nur hagebuchene Groschen."

Er begann von einem abenteuerlichen Mann zu fabeln, der zu Urgroßvaters Zeiten ins Haus geraten sei mit einem Sack voll landwährigen Goldes, lauter guter und gangbarer Münze, die er bei der Abendburg gehoben und nun auf den Tisch hingezählt habe, und weil der Tisch nicht groß genug war, so auf die Bänke, und weil diese auch nicht reichten, so auf den Fußboden.

Die Weberin nickte. „Ja, dazumal hat man bei uns so viel Gold gefunden, daß es seinen Wert nimmer hat halten können und man drei Pfund Gold für ein Pfund Eisen gezahlt hat."

„Dein Vater, Gemma," meinte der alte Siebenschuh, „der hat auch so eine Geiernase gehabt und hat das Gold im Stein riechen können. In Klüften und Gruben hat er es gesucht, bis er schließlich den Weg aus der Wildnis nimmer gefunden und verhungern hat müssen. Gott tröste ihn, wenn er zu trösten ist!"

Da weinte Gemma plötzlich hell auf. „Ich will heim. Woher bin ich?"

„Du bist aus dem Pomeranzenland", erwiderte der Weber. „Aber das welsche Wörtlein hättest du dir merken sollen, das hätte dich heimgeführt. Jetzt mußt du bei uns bleiben."

Von nun an lockte es das Mädchen in die unergründeten, erzträchtigen Schluchten, die Totenbeine des Vaters zu suchen und zu bestatten. Doch fürchtete sie sich vor dem Bergunhold Dominus Johannes, der ihr Unglimpf antun könne, und vor den Krummholzwichten und Fahlmännlein und vor den ungeheueren Tieren der Wildnis, und der verschlossene Wald galt ihr als eine Stätte des Grauens.

*

Gemmas Augen wurden immer schwärzer, ihre Lippen immer röter, zart wölbte sich ihre Brust, und um ihren Nacken rankte ganz feines dunkles Haar. Aber sie war ruhelos wie das kristallene Glas, das ihr

Vater hinterlassen hatte, und das infolge seines kühnen, allzu langen, allzu schlanken Stieles und seines dünnen Fußes nicht an seinem Ort beharren konnte und bei aller Stille im Haus dennoch sich bewegte, bis man es auf eine Wollflocke stellte, damit es ruhe und nicht vom Kasten stürze und zerschelle.

Gemma konnte nicht beim Spinnrad sitzen wie andere Mädchen. Sie lief türein und türaus, sie tanzte aus dem Stegreif, sang im Schlaf und beunruhigte mit den vielen und lebendigen Gebärden, womit sie ihr Geplauder begleitete, die wortkargen Alten, die nur mit hangenden Armen reden konnten.

Oft schlich sie im Finstern auf die Wiese hinaus, lauschte, wie die Nachtblumen sich auftaten, leuchtete sie wohl auch mit dem Laternlein an und flüsterte: „Schlaft nur, Lieblinge! Erschreckt nicht! Ich will euch nur noch einmal sehen. Träumt hübsch!"

Ihre Unrast schaffte den alternden Webersleuten manche Sorge und Unbequemlichkeit; sie staunten ihr immer unwirscher nach und betrachteten sie wie ein peinliches Rätsel und wünschten schließlich, sie wäre ihnen nie ins Haus geschneit.

Gemma wußte, daß sie schön war, ob es ihr hier auch niemand sagen konnte. Oft hob sie ein blitzblankes Spieglein aus der Truhe, besah darin ihre eitlen Augen und küßte sich selber.

Des Nachbarn Bursch, der flachsköpfige, läppische Laurenz, renkte sich fast den Hals nach ihr aus. Er war in sie verliebt, weil sie ihm so fremd war. Und sie lockte ihn, tat aber spröd, wenn er nach ihr tappen wollte.

Als sie einmal in ihrer wilden Zierlichkeit auf der Wiese tanzte, stand er am Rain, tölpisch wie ein junger Uhu, den der Tag blendet, und schmeichelte ihr mit ungelenker Rede: „Potz Schwebel, du brauchst einen Tanzgesellen!"

Da lief sie davon und schalt: „Was schaust du mich an mit deinen groben Augen?"

Und als der Spängleinkrämer mit seiner Hucke ins Gebirge kam und Löffel, Nadeln, Fingerhüte und allerlei billigen Zierat feilhielt, kaufte der Laurenz ihm ein Ringlein ab und schenkte es ihr.

Sie steckte es an und verglich es mit dem Goldreif, den sie trug, aus einer Natter geformt mit zwei sich suchenden Mäulern, dazwischen ein pfirsichblütenfarbener Kristall glomm. „Laurenz, dein Ringlein hat der Blechschmied gezimmert", sagte sie schnippisch und warf es weg.

Er wurde böse. „Da fahr der Kuckuck drein!" polterte er. „So laß dich in ein Glas tun und hoch droben in den Baum hängen, daß keiner zu dir kann!"

Manchmal aber saß Gemma still und traurig, als wäre ihre Seele entwurzelt. Sie lehnte an der Fensterschwelle und starrte auf den schmalen Steig hin, der die entlegene Baude an die Welt knüpfte.

Wenn sie sich von dem kärglichen, rohen Hausrat umgeben sah, die stickige Luft um sich spürte und über sich das finstere Gebälk, die rußende Öllampe, dann erwachte es wie ahnende Erinnerung in ihr. Ihre Seele funkelte, und sie wußte nicht, glänzte es aus einem andern, längst vergangenen Leben ihr nach, oder war es ihre äußerste Kindheit gewesen, da sie mit hohen, silbernen, kostbaren Spiegeln umgeben gewesen und es ihr zu Häupten geblitzt und gestrahlt gleich versteinertem Tau. Und in ihrem Traum spiegelte sich eine Stadt, deren Gassen das Meer füllte, und zuweilen kräuselte sich eine endlose Bläue über die Grenzen des Traumes hinaus bis tief in die schmerzliche Wirklichkeit hinein, und die Stimmen ferner, ferner Wellen riefen. Das Vergangene, Verwischte lebte in ihrem Leben, und sie empfand, daß sie nimmer daheim war unter diesen grämlichen, alternden Menschen, neben den dämmernden Tieren, in der wenig wohnlichen Gegend dieses kalten Gebirges.

*

Einmal kam der Weber nach Hause und erzählte, als er gestern Leinwand getragen übers Gebirge nach Schlesien, habe er einen Walen belauscht, der mit rotflatterndem Mantel wie ein Rabe aus den Lüften niedergeflogen sei zu einem Brunnen und hernach dort Steine gewaschen habe.

Als Gemma solches hörte, wurde sie von einer fiebrigen Unruhe erfaßt. Sie tat, als müsse jeden Augenblick ein vornehmer Gast zusprechen in dem armen Weberhaus: sie bürstete immer wieder den Estrich blank, scheuerte den Tisch mit Sand schneeweiß, legte ein Sträußlein darauf und machte die Stube festlich. Und immer wieder wartete sie an der Schwelle und sang welsche Weisen, dazu ihr die Worte abhanden gekommen, in den Wind.

Und eines Tages trat ein zierlicher Mann hastig ins Haus, angetan mit rotscharlachenem Mantel und goldene Borten auf dem spitzen Hut, und redete die Sängerin in fremder, weicher Sprache an, die sie wie Geigenlaut berührte. Sie lächelte und reichte ihm die Hand.

Er spähte in der Stube umher, bemerkte das feine Zierglas und zuckte zusammen. Und plötzlich ließ er die Hand Gemmas fallen, stierte den Trambalken an der Decke an, darein der Verschollene die Schrift geschnitten, und rief heiser: „Rubiasco!"

Und er rüttelte das Mädchen an den Armen und keuchte sie an in stockendem, fremd klingendem Deutsch: „Du gehörst zu ihm. Führ' mich zu ihm. Sag', hat Rubiasco schon den Stollen gefunden? Das Gold?"

Sie fragte betreten: „Meinst du meinen Vater?"

„Rubiasco, der ein Zauberer gewesen und darum vertrieben worden ist aus Venezia!" murmelte der Wale.

„Venezia! Venezia!" sang das Mädchen, berauscht von dem Glück, das edle, geheimnisvolle Wort wieder zu besitzen, daran sie ihr Schicksal gebunden glaubte.

Aber der Wale drängte aufs neue: „Wo ist Rubiasco?" Er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, er rief, fahl vor Gier: „Wo ist sein schwarzes Buch? Bringt es mir! Laßt mich drin lesen! Ich mache euch reich!"

Gemma erwiderte: „Sein Buch ist mit ihm verschollen." Sie faßte den Fremden bei den Fingern, tanzte um ihn herum und jauchzte: „Venezia!" und kniete vor ihm hin: „Nimm mich heim nach Venezia!"

Er klopfte ihr mit dem Fingerknöchel auf die Stirn. „Da drin blüht das Kraut Lolium, zu deutsch Unsinn", sagte er. „Gern nähme ich dich mit nach Italia. Aber erst muß ich das Gold gewältigen in dem Gebirge. Ich kann es nicht finden, Rubiasco hat es verwunschen. Er gönnt es mir nicht."

„Geh nicht ins Gebirge!" bat Gemma. „Es wohnen nur Raben und Geier drin. Und du kommst um."

„In den Schluchten sind uralte Schätze versteckt, und Gold wächst dort wie Moos. Ich weiß es", flüsterte er. Er hob die dürre Hand und krallte die Finger ins Leere. Sein Gesicht verwandelte sich, hagerte und alterte jäh und ähnelte auf einmal erschreckend dem Verschollenen.

„Gib mir zu trinken, Mädchen!" stammelte er, als dörre ihm der Durst nach Gold die Zunge.

Sie brachte ihm das kühle Wasser, das draußen vor der Baude aus dem Berg schlug.

Er zog die Nasenlöcher zusammen, roch an dem Krug und kostete. „Das Wasser ist durch Erzadern geronnen", sagte er. „Ich schmecke es."

„Liebst du das Gold so sehr?" fragte sie.

Er raunte: „Ich werde es nimmer satt."

„Warum begehrst du so ungestüm danach? Willst du das Meer kaufen, darauf Venezia schwimmt?"

„Nein! Ich will das Gold nur haben! Ich will mich nimmer davon trennen! In meinen Kellern soll es ruhen und gleißen. Mehr will ich nicht von ihm."

„Warum ist dir das Gold so wert?"

„Ich weiß es nicht", ächzte er. „Blei ist schwerer, der Demant härter, Tau funkelt schöner, und Gestein gibt es, das seltener zu finden ist als Gold. Der Teufel hat mein Herz so geschaffen, daß es sich immer nach dem Gold kehrt, wie die Nadel nach dem Meerstern."

Der Fremde redete, als stünde er in brennendem Feuer. Und er entwich mit einem Fluch, der um so sündhafter klang, da ihn niemand verstand.

*

Der Venedigermann suchte nun oft die Baude heim, und wenn er Gemma allein traf, finsterte er sie mit seinen stechenden Augen an und forderte, sie solle ihm das schwarze Buch ausliefern, sie kenne das Versteck wohl, wo es verborgen sei. Und wenn sie ihm schwur, daß sie davon nichts wisse, spielte er gefährlich mit dem silbernen Dolch, womit sein Gurt versehen war, und zischte, er glaube ihr nicht, und sie wolle die Kenntnis der Wege für sich behalten, die zu den Erdschründen leiten, darin die Felsen aus Gold seien, und wo die Kristalle wüchsen, Amethyst, Topas, Smaragd und Saphir. Und wenn seine Drohungen nicht verfingen, hub er an, ihr zu versprechen, er wolle sie heimbringen in den himmlischen Garten Italia, an das venedische Meer, wo das Leben voll und selig sei, nur müsse sie ihm die Goldhöhle verraten und das Schatzlager, das seit Jahrhunderten von Walen zusammengetragen worden sei, die hernach in den Wildnissen verendet seien.

Sie konnte ihm nichts erwidern, und während er sie beschwor und bedrohte, betete sie heftig, als könne ihr Gebet seine Gier nach dem argen gelben Stein zerstören, den sie haßte, weil er sie ihrer Heimat entrissen hatte und ihr den Weg zurück wieder verschloß.

„Das Gold verwest im Berg, und niemand hebt es", klagte der Wale. In höchstem Grimm verließ er nach solchen Gesprächen immer das Mädchen.

Dann hielt er sich lange fern, und Kräutleinsucher belauschten ihn auf felsigen, umwaldeten Abwegen, wie er das Moos aufgrub und suchte oder Goldflitterchen in einer Mulde am Bach wusch oder in den Nächten, da der Mond schwarz war, Wünschelruten schnitt.

EGON FRIEDR.
MARIA
ADERS
1926

FRAUENKOPF

FARBIGE ZEICHNUNG VON EGON FRIEDR. MARIA ADERS

Indes saß Gemma auf einem Violstein der Mauer, die die Wiese umringte. Sie schmückte sich mit Blumen, um den Walen zu bezaubern, wenn er käme, und wartete, und das fiel ihr schwer, denn sie konnte nicht warten. Und wenn der alte Siebenschuh sie vor dem Landstreicher warnte, der mit dem Teufel unter einer Decke spiele, da stocherte sie mit ihren spitzen Schühlein unwillig ins Gras.

Ach, sie wollte fort aus diesem düsteren Land, fort von den zwei alten Leuten, die den ganzen Tag nichts mehr sprachen, als mürrisch das Wetter zu tadeln, mochte es kalt oder sonnig, hübsch oder regnerisch sein. Nach Venezia wollte sie, dort war sie daheim. Am liebsten hätte sie sich in einen behenden, glitzernden Fisch verzaubert, um mit den stürzenden Wassern zu reisen, deren Mündung sie sich in dem lauen südlichen Meer träumte.

*

Es war wiederum Johannistag, da trat der Wale wieder einmal in das Haus. Sein Auge war des Grauens und der Geheimnisse voll, seine Brust keuchte, als wäre er lange und hitzig gelaufen. Er betrachtete das Hammerkreuz, das in den Trambaum geschnitten war, und jagte wieder davon.

Gemma eilte ihm nach. Erfüllt von böser Ahnung, bat sie ihn bei den Gliedern des Heilands, heute nicht in die Wildnis zu gehen. Er hörte nicht auf sie. „Wenn Gott stumm ist, soll mir der Teufel das Gold offenbaren!" höhnte er und entschwand im Tann.

Die Blumen verklärten die Wiese, und das Mädchen kauerte mitten darin und harrte Tag für Tag vergeblich und sang holdselig ihr Heimatswort und weinte dann wieder, außer sich vor Schmerz, denn sie wähnte, der Wale sei mit rotscharlachenen Flügeln davongeflogen gegen die Meerstadt und habe sie in der Öde zurückgelassen.

In der ersten Frühe des siebenten Tages lag sie in den Blumen und horchte gen den Wald.

Da trollte des Nachbars flachsköpfiger Bursch daher. „Was tust du da am frischen Morgen?" fragte er sie.

Sie erhob sich, von jähem Entschluß getrieben, und sprach zu ihm: „Komm mit in den Wald!"

Er mißtraute der Launischen. „Geh in die Elbmühle, wenn du einen Narren begehrst! Dort mahlen sie ihn dir."

„Was schaust du so drein wie die grüne Sieben?" schalt sie, nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich in den Tann. Und er folgte ihr willig und freute sich auf die Stunde der vollen Einsamkeit.

Mit gezierten Schrittlein ging Gemma voraus. In ihrem Haar hing aller Duft, alle Frische des Morgens, der zarte Brand der Bewegung haftete ihr an den Wangen.

Weil jedoch das Neunstimmlein gar zu eindringlich sang, blieb der Bursch mit befangener Gebärde stehen, und als sie sich nach ihm umwandte, spitzte er seine roten, derben Lippen, sie zu küssen.

Sie entschlüpfte ihm. „Es ist zu früh", warnte sie. „Die Leute könnten uns ertappen."

Er geduldete sich und ließ sich weiter in die Wildnis hänseln. Und wenn er wieder ihres Kusses begehrte, wußte sie ihn zu vertrösten mit neuer kluger Ausrede, oder sie hob die Hände wie eine Zauberin gegen ihn und sang und verwirrte ihn ganz und gar.

Als er aber trotzte, er wolle stracks umkehren und sie in der schauervollen Einsamkeit allein lassen, wenn sie ihn nicht lohne, wie er es wolle, da kicherte sie: „Übermorgen sollst du mich heiraten. Ich kriege drei Gröschlein und einen Rosenmund als Brautsteuer." Und ihre Augen gewannen in ihrer samtenen Pracht solche Gewalt über ihn, daß er sich wieder fügte.

Stundenlang gingen sie dahin. In einem wilden Tannentobel aber riß ihm die letzte Geduld, und er griff nach ihr.

Sie legte den Finger wortlos an den Mund und blickte ihn streng und groß an.

Es herrschte hochmittägliche Stille. Die Welt lag erschöpft von der Sonne. Unheimlich lastete es. Die Luft hielt still, geistisch lauschten die hohen, alten Bäume herab. Ein Vogel gellte.

Da graute dem Burschen vor dieser Ödung, die einem bösen Geist verschrieben zu sein schien. Und er empfand die Fremdheit des Mädchens aufs tiefste, und jedes Verlangen nach ihr verging ihm. Er schauderte vor ihr zurück und stammelte: „Warum hast du mich hierhergeführt?"

Sie winkte ihm, und er taumelte willenlos hinter ihr her.

Sie folgten einem rasigen Steig, der, kaum kenntlich getreten, in launischen Windungen emporstrebte, bald über eine öde Matte, bald an hohlen Buchen vorbeileitete und an Tannen mit gebrochenen Wipfeln und Stämmen, durch die auf einmal ein kühler Brodem wehte.

Wolken bedrohten und hüllten die Höhen.

Gemma blieb stehen. „Laurenz," sagte sie, „du mußt mir helfen den Walen suchen!"

Ungefähr einen Steinwurf weit schwadmete ein Sumpf. Ein langer, hagerer Nebelfetzen stieg daraus und flog träg an den beiden Menschen vorüber. Der Bursch riß den Hut vor ihm herab, duckte sich und flüsterte: „Der Dominus Johannes!"

Ein Wiedhopf lachte, eine moosige, verworrene Buche hub an im Wind zu quarren, heimtückisch wispelten die Stauden. Ein verhohlener Brunn sauste. Neben dem Steig bleichten die zerstreuten Knochen eines großen Tieres.

Entsetzt schnellte der Bursch empor und wandte sich und floh, als triebe ihn der Hagel.

Das Mädchen stand beklommen. Nebel drang an. Der Wald hüllte sich darein und rang sich wieder frei und schaute bang hernieder.

Gemma irrte in einer Schlucht aufwärts, die ein Felsbach ausgewühlt hatte. Der blinde Nebel umflog sie. Ein dürrer Baum, der nur noch einen einzigen Ast trug, wies ihr damit wie mit Geisterarm befehlend die Richtung.

Ihr Kittel zerriß, sie steckte ihn mit Dörnern flüchtig wieder zusammen. An einem Moosquell wusch sie sich die zerschundenen Hände. Kalt wie Gift, feindlich war das Wasser.

Als sie sich von dem Brünnlein aufrichtete, zuckte ihr der Schrecken ins Mark. In einen der sie umdrohenden Felsen war ein Hammerkreuz gemeißelt, genau so wie es daheim der Tram trug als seltsame Zier. Gemma fühlte, hier war eine Spur.

Im selben Augenblick spellte ein Strahl den Nebel. In der feuchten Schlucht brannte noch der Tau.

In den Stein vor ihr waren enge Stufen gehauen. Gemma kletterte sie behend empor. Vom überhangenden Fels träufelte es ihr eisig in den Nacken. Auf einem Sims kümmerte eine Staude, daran hing ein Flecklein scharlachenen Tuches. Und eine rostige Brechstange lag daneben.

Da schwindelte dem Mädchen, als müsse die schroffe Wand vor ihr sich von unten nach oben aufreißen und in der Höhle das lautere Gold in Zöpfen geflochten von der Wölbung niederhangen.

Ein finsteres Loch öffnete sich vor ihr. Wie modriger Atem wehte es daraus. Da drinnen mochte der Kern eines Geheimnisses glühen, mochte des Teufels Bergküche sein. Angst rieselte Gemma über das Genick herab.

Doch sie bewältigte sich und drang ein in die Dunkelwelt.

Bald fand sie sich in einer geräumigen Höhle, deren Grenzen in der Dunkelheit nicht zu ermessen waren. Irgendwo brach ein scharfer, verirrter Strahl des Tages ein, und in dem Dämmer, das er verbreitete, leuchtete im Fels eine mächtige goldene Zickzackader auf und verstärkte das Licht.

Aus der Dunkelheit tauchten die Umrisse eines Menschen. Er saß auf einem Block und schien zu schlafen, in trauervoller Haltung stützte er die Stirn in die Hand. Wie ein Schatzbeschwörer war er, der etwas in seiner Kunst mochte versehen haben und nun für immer im hohlen Fels gebannt bleiben mußte.

Gemmas Blick ward in dem gewohnten Zwielicht kräftiger, und das Goldband brannte auf einmal zauberhaft stark auf, als habe es der Strahl der Außenwelt berührt und es aus glimmender Ruhe zu grellem Glanz erweckt.

Aufgetan vor dem dunkeln Mann lag ein Buch, darein stierte er mit toten Augen. Es war, er sei über den Sinn des Buches in also tiefe Gedanken versunken, daß er darüber starb und versteinerte. Seine Brauen waren übergroß, sie schienen an dem Toten fortzuwuchern. Neben ihm stand eine versiegte Lampe.

Als Gemma ihm fester ins Gesicht schaute, schrie sie furchtbar auf. Es war ihr Vater.

Auf zerschürften Händen, auf entkräfteten Knien, wie ein wundes Tier kroch sie davon. Das Grauen griff ihr nach.

Draußen am Felsensims richtete sie sich auf. Eintönig klangen die fallenden Tropfen. Am Himmel hing der schwermütige Flug des Raben. Die Sonne lauerte wie ein Gespenst.

Gemmas Blick sank schwer in die Tiefe.

Da heulte sie auf, und aller Trost verging ihr.

Drunten lag der Wale mit verzerrtem Mund, zerschmettert, in den Fäusten das flammichte Gold.

Der Herr im Sportdress

Der kleidsame, praktische Anzug für den Tennissport: Der bekannte Meisterschaftsspieler Artens in einem weißen Sportpullover mit kurzen Ärmeln und dazu passender Hose.

Weißer Pullover und Strümpfe mit gleichen schottischen Streifen. Träger: Wolf Albach vom Wiener Burgtheater.

Oben links:

Der Wiener Burgtheater-Schauspieler Fred Hennings in weißem Pullover mit eingestickten Streifen und Krawatte in den Klubfarben.

Links nebenstehend:

Baron G. v. Burian in einem ärmellosen einfarbigen Pullover.

Rechts nebenstehend:

Der Schauspieler Ferdinand Mussi vom Wiener Burgtheater zeigt einen gemusterten Lumberjack. Modell: Körner.

Sämtliche Aufnahmen von Franz Xaver Setzer, Wien.

Zur 400-Jahr-Feier der Universität Marburg.

Von Dr. F. Budde.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von Eberth, Cassel.

Der Steinweg in Marburg.

Am Marktplatz.

Das Portal der Elisabethkirche.

Die großen Zurüstungen zur Feier des 400jährigen Bestehens der Marburger Universität gehen ihrer Vollendung entgegen. An die 20000 Gäste — Marburgs gesamte Einwohnerschaft zählt etwa 24000 Köpfe — werden für die Zeit vom 29. Juli bis zum 1. August erwartet.

Universität und Stadt wollen zeigen, daß sie jung und lebensfrisch sind und würdig ihrer Überlieferung. Schon vor der Universitätsgründung war Marburg eine berühmte und vielbesuchte Stadt — dank der heiligen Elisabeth, der deutschen Heiligen, die hier ihren Witwensitz nahm, ihr Hospital baute, die wenigen Tage ihres kurzen Lebens in verzückter Liebe zu Leidenden hinbrachte. Über ihrem Grabe wurde der erste deutsche gotische Tempel, das Wunderwerk der Elisabethkirche, erbaut, von den Deutsch-Ordensrittern behütet und von Scharen von Pilgern besucht.

Zur Zeit der Religionsspaltung wurde von einem Nachfahren der Heiligen die Universität gegründet. Die Dominikaner und die „Brüder des gemeinsamen Lebens" (die Kugelherren) gaben ihre Klöster, ihre Güter und Bücher freiwillig dazu her, der Franziskaner Haus und Kirche wurde hinzugenommen, und schließlich fanden die Reste der Deutsch-Ordenssiedlung auch Verwendung für die Universität, zuletzt, vor wenigen Wochen erst, ein alter Bauernhof, der noch den Namen Deutsch-Ordensgut trug, als neues Universitäts-Reitinstitut.

Die Marburger Hochschule nennt sich die erste protestantische Universität Deutschlands, und durch eine Stipendiatenanstalt wurde schon seitens des Universitätsgründers, des Landgrafen Philipp, der Grund gelegt zur Marburger Theologenschule. Zum Jubiläum haben die Landeskirchen Kassel, Frankfurt, Wiesbaden jene Stiftung ergänzt, indem sie gemeinsam mit dem Studentenheim den „Forsthof", das noch aus der Ritterzeit stammende, romantische Haus am Schloßberg, kauften, herrichteten und vornehmlich Theologiestudenten zum prächtigen Asyl überwiesen. Als ihren ersten Vertreter zählt die Fakultät Adam Kraft, den Reformator Hessens, zu den Ihrigen, und heute gehört ihr u. a. Rudolf Otto, der Verfasser des über alle Welt verbreiteten Buches „Das Heilige", an. Dennoch ist gerade nach neuen Forschungen und Mitteilungen hervorzuheben, daß die Gründung Philipps in erster Linie nicht vom theologischen, sondern vom Staatsinteresse veranlaßt und geleitet war. Sie ist also in erster Linie ein Wahrzeichen des sich verselbständigenden und selbstbewußt aufstrebenden Territorialfürstentums, das sich hier seine Beamten heranbilden wollte und darum auch z. B. zum ersten Rektor einen Juristen von dem 1500 errichteten Hofgericht, Johann Eisermann, nicht den Theologen Adam Kraft, ernannte. Aus der Reihe der sieben ersten Universitätslehrer ist der trinkfeste Humanist Eobanus Hessus weitbekannt. Obwohl mit der Universität gleichzeitig auch die Vorbereitungsanstalt, das heutige Gymnasium Philippinum, verbunden war, wurde es anfangs nicht leicht, der neuen Schule Geltung, Zuzug und — Frieden zu verschaffen. Die Studentenzahl bewegte sich um 80. Noch war kein ganzes Jahrhundert verflossen, da ging die fürstliche Herrschaft an eine andere Linie über; Bilderstürme und Trennung von Lutheranern und Reformierten waren zu überstehen, die Universität wurde reformiert, und im benachbarten Gießen tat sich eine Konkurrenz auf.

Aber alles konnte den Bestand nicht mehr erschüttern — der Dreißigjährige Krieg ebensowenig wie der Siebenjährige Krieg, der Marburg arg mitnahm, auch nicht der Weltkrieg unserer Zeit, in dessen Folge hier und da ein Wort umging von Auflösung. Das Wachstum blieb stetig. Vor der Verpreußung zählte die Hochschule etwa 400 Studenten und heute annähernd 3000. Sie bildet wohl unbestritten den vornehmsten und reinsten Typ der „kleinen" Universität in Deutschland — „klein" bezieht sich in dieser Redensart auf die Stadt, die gerade durch diese Eigenschaft und durch ihre ungemein reizvolle, romantische Architektur und landschaftliche Umgebung der Universität den unübertrefflichen Vorzug verleiht.

Marburg hat die Eigentümlichkeit deutschen akademischen Lebens sich voll entfalten lassen. Über das Studentenleben in den

Das Universitätsgebäude mit der Universitätskirche.

Blick auf die Stadt Marburg a. d. Lahn:
Links die Universität, daneben das Rathaus und auf der Höhe das Schloß.

Die berühmte St.-Elisabeth-Kirche. — Links nebenstehend: Vor der Universität.

AUS DER SCHÖNEN UNIVERSITÄTSSTADT MARBURG

Aus dem Marburger Studentenleben vergangener Zeiten: Links: „Hospiz mit Landesvater“ um 1770, eine Budenkneipe, bei der die Studenten eben ein Hoch auf den Landesherrn ausbringen. (Aquarell im Besitz von Dr. Brauneck in Sulzbach.) — Rechts: „Weiße“ Burschenschaft beim Wirt Estor in der Untergasse, 1829. (Aquarell von Balth. Hoffmann; Original im Besitz von Bürgermeister Wachsmuth in Rinteln.)

vergangenen 400 Jahren berichtet jetzt Georg Heer in einem höchst interessanten Buch „Marburger Studentenleben“ (Verlag N. G. Elwert, Marburg), dem die beiden oben wiedergegebenen Abbildungen entstammen. Zur Gelehrtengeschichte liefert Marburg fast für alle Zeitabschnitte rühmliche Beiträge, besonders seitdem im 18. Jahrhundert unter anderen der Philosoph Christian Wolff hier einzog. Am bekanntesten ist das Kapitel aus der Romantikerzeit durch die Studenten Jakob und Wilhelm Grimm und ihren Lehrer Savigny, durch Jung-Stilling und durch den Besuch von Clemens und Bettina Brentano. Noch wandelt lebendige Erinnerung an den Theologen Ranke und seinen großen Bruder, den Historiker, in der äußerst aparten Erscheinung einer ihnen verwandten betagten Professorenwitwe durch Marburgs Gassen. Natorp, mit seinem Freunde Cohen der Begründer der „Marburger Philosophenschule“, hat leider wenige Jahre vor dem Jubelfeste der Universität Abschied vom Leben genommen, aber der greise Jurist Enneccerus liest noch Kolleg, und der glänzende Darsteller römischer Charakterköpfe, der Emeritus Theodor Birt, erzählt in einem kleinen Büchlein Anekdoten aus seiner Privatdozentenzeit von dem Mediziner Roser und manchem andern. Der Erfinder des Diphterieserums, der Mediziner Behring, hat in Marburg das einzige „industrielle“ Werk begründet, zur Erzeugung seiner Produkte, die Segen in alle Welt bringen.

Derart sind die Voraussetzungen für die Jubiläumsfeier. Neben altem Besitz aber will sich bei dieser Gelegenheit moderne Betriebsamkeit, neue Bereicherung dokumentieren. Da wird nicht nur dem derzeitigen Rektor Busch eine güldene Amtskette von den Professorendamen überreicht, den im Weltkrieg gefallenen Angehörigen ein Denkmal enthüllt, es wird nicht nur begrüßt, geredet, gegessen und getrunken, es werden nicht nur Festschriften, Gedenkmünzen und Ehrentitel umgereicht, Fackel- und Festzüge, Kommerse, Illuminationen, Volksfeste und Leibesübungen veranstaltet, sondern es werden drei große neue wissenschaftliche Institute und zwei neue prächtige Häuser des Studentenheims den Gästen vorgestellt — Geschenke des Staates, der Provinz, der Landeskirchen, eines Amerikaners und eines deutschen Großindustriellen. Also bringt das Jubiläum der Universität einen ganz außerordentlichen Zuwachs und noch eine ganz besondere, neuartige und großzügige Einrichtung in dem Kunstinstitut, das Archäologie, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, bildende Kunst, Vortragskunst und Theaterkunde in einem Hause ansiedelt und überdies ein Museum, eine Ausstellung und Arbeitsräume für auswärtige Gelehrte enthält.

Der Hessenmaler Carl Bantzer.

Zu seinem 70. Geburtstag am 6. August.

Der frühere Kasseler Akademiedirektor Geheimrat Professor Dr. Carl Bantzer begeht am 6. August seinen 70. Geburtstag. Es ist ein eigener Zufall, daß die im hessischen Schwalmgrund gelegene alte Feste Ziegenhain der Kasseler Akademie zwei ihrer Direktoren geschenkt hat, einmal den zierlichen Historien- und Porträtmaler des ausgehenden Rokokos Wilhelm Böttner, und mehr als ein Jahrhundert später Carl Bantzer. In der Universitätsstadt Marburg besuchte er das Gymnasium und siedelte dann nach des Vaters Tode mit der Mutter nach Dresden über. Hier und in Berlin war er Schüler der Kunstakademie; hinzu kam ein für seinen Freilicht-Impressionismus wichtiger zweimaliger Studienaufenthalt in Paris. So sehr ihn aber auch die landschaftlichen Reize der Dresdener Umgebung fesselten, so zog es ihn doch früh wieder in seine hessische Heimat. Es sind in diesem Jahr gerade 40 Jahre verflossen, seit Bantzer ständiger Gast in der neben Dachau und Worpswede bekanntesten deutschen Malerkolonie Willingshausen in der hessischen Schwalm wurde. Im Jahre 1918 erhielt Bantzer einen Ruf als Direktor der Kasseler Akademie, die er bis zur Erreichung der Altersgrenze leitete. Dann siedelte er nach Marburg über, wo er in seinem reizenden neuen Landheim ungestört seinem Schaffen obliegt. Von seinen bekanntesten Bildern sind der „Hessische Bauerntanz“, „Junge Mädchen“, „Waldinneres“ in Privatbesitz. Die Dresdener Galerie besitzt die „Hessische Bäuerin“ und die „Wallfahrt zum Grabe der heiligen Elisabeth“, die Berliner Nationalgalerie das „Abendmahl“, das Hannoversche Provinzialmuseum den berühmten „Hessischen Bauern“, das Breslauer Museum den „Hochzeitsschmaus“ und das „Familienbild“, das Darmstädter Landesmuseum die „Hessischen Bauern vor der Kirche“ und die „Hessische Bauernbraut“, das Zwickauer Museum die „Abendruhe“ und das Städtische Museum zu Kassel den wuchtigen „Ernte-arbeiter“, „Sonntag in der Schwalm“ und das „Bildnis des Bauern Rupp“. Sein bekanntes „Hindenburg-Bildnis“ von 1919 hängt im Kasseler Rathaus. Augenblicklich arbeitet Professor Bantzer an einem großen Wandgemälde für die Stadt Marburg.

Paul Heidelbach.

Zum 70. Geburtstag des Malers Carl Bantzer: Der Künstler in seinem Willingshäuser Atelier.

Blick auf die Malerkolonie Willingshausen in Hessen, deren künstlerischer Mittelpunkt Carl Bantzer ist. (Phot. Eberth, Kassel.)

Abendmahlsfeier in Hessen.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Hochzeitsschmaus in Hessen.
(Mit Genehmigung der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg.)

ZUM 70. GEBURTSTAG DES MALERS CARL BANTZER AM 6. AUGUST: BEZEICHNENDE WERKE DES KÜNSTLERS

Wissen und Leben

Weibergruppe vom Stamme der Apinages.
Links: Apinage-Jüngling. — Rechts: Apinage-Knaben mit ihrer Großmutter.
Ein wenig bekannter Indianerstamm in Nordbrasilien.

Bei den Indianern des nordostbrasilianischen Hochlandes. Auch in Südamerika sind an der Küste und in einigen dichter besiedelten Gegenden Kultur und Technik so weit fortgeschritten wie bei uns in Deutschland. Aber es gibt Strecken Landes von riesiger Ausdehnung, die noch primitiv lebenden Völkern Existenzmöglichkeiten gewähren. So habe ich auf meinen Reisen durch Nordostbrasilien Indianerstämme des Hochlandes angetroffen — darunter die Apinages — die noch von kaum einem Europäer gesehen worden sind. Sie laufen fast nackend umher und ernähren sich vorwiegend von Jagdbeute und den mit Speeren erlegten Fischen. Nach unseren Begriffen sehen diese Indianer vielleicht nicht schön aus, sie besitzen aber kräftigen Körperbau. Muß doch der Jüngling, bevor er heiraten darf, einen schweren Holzklotz auf den Schultern etwa 3 km weit aus dem Walde ins Dorf tragen, laufend und ohne auszuruhen. Dabei findet die „Hochzeit" schon in sehr frühem Alter statt, bei Mädchen meist schon im elften oder zwölften Lebensjahre. Sehr bald verwelken sie daher; einige Frauen erreichen aber trotzdem ein recht hohes Alter. Die Greise werden, wenn sie nicht mehr arbeiten können, augenscheinlich von ihren eigenen Kindern umgebracht. Das „Schmuckbedürfnis" äußert sich sehr sonderbar. Neben Federbändern und Körperbemalung lieben sie es besonders, wie die bekannten Botokuden, sich Ohrläppchen und Unterlippe zu durchbohren und recht ansehnliche Holzstücke darin zu tragen. So bleiben sie, unbekümmert um die immer mehr eindringende Zivilisation, den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter treu. Dr. Snethlage.

Seltene Giraffen. Giraffen waren immer seltene Schaustücke in unseren Tiergärten, schon vor dem Kriege, und auch jetzt befinden sich nur wenige Stücke dieser so hochinteressanten Tiergattung in den deutschen Gärten. Früher kam nur die hellgelb gefleckte Sudangiraffe zu uns, später auch solche aus Deutsch-Ostafrika, wie die Tippelskirchgiraffe, von der jetzt ein junges Tier im Berliner Garten lebt. Im Jahre 1902 wurde aus Portugiesisch-Ostafrika ein Exemplar einer bisher unbekannten Art von sonderbarer verwaschener, rauchgrauer Färbung eingeführt. Der Braunschweiger Zoologe Professor Dr. Noack gab diesem von der Firma Reiche in Alfeld eingeführten Tier, das nach Amerika verkauft wurde, den wissenschaftlichen Namen **Giraffa infumata** (infumata = angeräuchert). Eine andere sehr schöne, neue Art kam 1910 zu Hagenbeck, und zwar aus dem Borangalla-Land im südlichen Abessinien. Es war ein großes schönes Stück mit sehr heller Netzzeichnung und wunderbar schöner kakaobrauner Färbung der großen Flecke. Ich erwarb sie für den Zoologischen Garten in Rom, den ich zehn Jahre lang leitete, beschrieb sie als neue Art und benannte sie zu Ehren des alten Herrn Hagenbeck **Giraffa hagenbecki**. Neuerdings ist auch die Angolagiraffe, die in der Färbung an die Hagenbeck-Giraffe erinnert, aber viel kleinere Flecke als diese hat, zu uns gekommen. Das erste lebende Tier dieser Art sah ich im Jahre 1925 im Zoologischen Garten zu Lissabon. Das vorgenannte gehört dem Zirkus Krone an und teilt sein Gehege und einen mit allem Komfort ausgestatteten Reisewagen mit einem ebenfalls sehr schönen Stück der rauchgrauen Giraffe, die auch die erste ihrer Art in einem deutschen Tierpark ist. Beide Tiere dürften wohl zur Zeit die einzigen Giraffen auf Reisen sein. — Die Wissenschaft kennt heute ein gutes Dutzend in Zeichnung und Färbung stark verschiedener Giraffenarten, während Linné nur die Sudangiraffe kannte, die er als **Giraffa camelopardalis** beschrieb. Die Giraffen der ehemaligen deutschen Schutzgebiete durchforscht zu haben, ist ein Verdienst des im vorigen Jahre verstorbenen Säugetierforschers Professor Matschie vom Berliner Zoologischen Museum. — Die Haltung der Giraffen in den Tiergärten ist nicht leicht. Die durch ihren Körperbau schon ungeschickten Tiere sind nur zu leicht Unglücksfällen ausgesetzt. Dazu verlangen Giraffen viel Laubfütterung, da sie ja in der Freiheit Laubfresser, nicht Grasfresser sind. Ihre Gestalt bestimmt sie zu dieser Lebensweise. In der Freiheit äsen sie vor allem Laub und Zweige der Mimosen, bei uns bevorzugen sie Zweige der Akazien (**Robinia**), nehmen aber auch gern Eichen und, in Italien, Steineichen. Dagegen schälen sie die Rinde der Eichenzweige, weil zu bitter, nur selten, während Akazienzweige rein abgeschält werden. Im Winter kann man rechtzeitig geschnittene Zweige mit mehr oder minder grün bleibenden Blättern geben, besonders von Eichen, deren Laub sich besser hält als das der Akazien. Alle blattfressenden Tiere, im Gegensatze zu den Heufressern, sind aber für uns Tiergärtner immer wahre Sorgen- und Schmerzenskinder, die ganz besonderer Pflege bedürfen. Giraffen haben sich in der Gefangenschaft auch wiederholt fortgepflanzt, so in Deutschland in den Tiergärten zu Berlin, Köln, Hamburg. Die Aufzucht ist aber nicht leicht. Daß so seltene, empfindliche Tiere, bei denen man auch den schwierigen Transport aus dem Inneren Afrikas zur Küste und die häufig vorkommenden Verluste auf der langen Reise bis Hamburg in Rechnung stellen muß, hoch im Preise stehen und stehen müssen, ist begreiflich. Im allgemeinen schwanken heute die Preise zwischen 16000 und 25000 Mark das Stück. Besonders freuen muß es uns Deutsche, daß auch nach dem verlorenen Krieg der deutsche Tiergroßhandel es war, der die ersten Giraffen wieder in den Handel, auch nach Amerika, brachte.

Dr. Th. Knottnerus-Meyer.

(Fortsetzung des redaktionellen Teiles s. S. 146.)

Südostafrikanische Giraffe (vorn) und Angolagiraffe aus Krones Tierpark.
Im Kreis: Hagenbeck-Giraffe im Zoologischen Garten zu Rom.
Seltene Giraffen.

Das Mysterium der Haut!

XII I II III IIII V VII VIII IX X XI

Alle wollen heute schlank sein, denn die schlanke Linie ist Mode und daher Befehl für die Frauen. Durch Sport, Gymnastik und Entfettungskuren soll jeder unerwünschte Fettansatz verschwinden. Aber wie viele klagen darüber, daß die Fülle immer zuerst dort schwindet, wo sie bleiben soll! Gesicht, Hals, Dekolleté und Hände werden oft mager und hart, das Fett verschwindet aus den Muskelgeweben unter der Haut. Glätte und Jugendlichkeit sind dahin. Die Haut wird faltig und runzlig.

Wie kann man gleichzeitig schlank sein und eine faltenlose, glatte, jugendliche Haut besitzen? Durch Elida Hautpflege. Denn das ist das Mysterium der Haut, daß sie von außen ernährt werden kann. Da diese Fettstoffe durch die Haut zu den inneren Organen gelangen, darf man nur die reinsten Cremes verwenden. Die Rohstoffe, aus denen die Elida Cremes hergestellt werden, sind so rein, daß man sie auch ohne Schaden essen könnte.

Elida Jede Stunde Creme und Elida Citronen-Coldcream ernähren die Haut, so daß Runzeln und Falten nicht entstehen, vorhandene, wenn sie nicht zu tief sind, verschwinden, ohne daß sich ein häßlicher Fettansatz bildet.

Elida Citronen-Coldcream: Für Personen mit besonders trockener Haut, anzuwenden vor dem Schlafengehen, vor Höhensonne oder Sonne an der See.

Elida Jede Stunde Creme nährt und heilt, macht die Haut nicht nur glatt, sondern auch matt. Sie gibt ihr ein alabastergleiches Aussehen. Sie klebt nicht, glänzt nicht, fettet nicht, ist stets wirksam – nie sichtbar. Man kann sie daher zu jeder Stunde verwenden, nach jedem Händewaschen, vor der Hausarbeit, beim Aufenthalt im Freien, wann immer Ihr Teint Gefahr läuft, beschädigt zu werden. Elida Jede Stunde Creme ist eine ideale Unterlage für Puder. Sie ist das Geheimnis manches vielbewunderten Teints.

ELIDA JEDE STUNDE CREME

Buntes vom Schachbrett. Das Schachspiel, das um die Zeit der Kreuzzüge nach Deutschland gekommen ist, war eine Zeitlang den Mönchen zu spielen verboten; jedoch galt dies Verbot nicht für die Ordensritter. Es scheint aber, als dies Verbot aufgehoben worden war, Geistliche gegeben zu haben, die das „königliche Spiel" wohl zu meistern wußten. So hat der italienische Dominikanermönch Jakobus de Cessolis um das Jahr 1300 seine sehr bekannt gewordenen Schachpredigten gehalten. Er verknüpfte darin die einzelnen Figuren des Schachspiels mit frommen Betrachtungen, die auch in lateinischer Sprache gesammelt erschienen und zum Teil in deutscher Sprache versifiziert worden sind. Einer von den Bearbeitern, die hier in Frage kommen, war der Schulmeister Stefan, vermutlich ein Karmelitermönch aus einer Rigaer Kaufmannsfamilie. Sein Buch ist, wie Wolfgang Stammler in seiner „Geschichte der niederdeutschen Literatur" angibt, eine Sittenlehre, „welche unter dem Bilde des Schachspiels und seiner Figuren die Pflichten des einzelnen Menschen beschreibt und die Tugenden vorführt, die er in seinem Beruf oder Handwerk zu beobachten hat... Aus den Regeln des Schachs, aus den Zügen der Figuren gestaltet der Autor eine tiefsinnige Symbolik des menschlichen Lebens, eine philosophische Betrachtung, auf welche Weise ein geregeltes Zusammensein der Menschen sich überhaupt ermöglichen läßt." — Über das Verhältnis des Philosophen Moses Mendelssohn zum Schachspiel wird folgende Anekdote berichtet: Als Mendelssohn in der Gesellschaft zu verkehren begann, wurde allerorten eifrig Schach gespielt. Mendelssohn weigerte sich, diese Mode mitzumachen. Nach dem Grunde dieser Ablehnung befragt, gab er zur Antwort: „Schach ist für den Verstand zuviel Spiel, als Spiel erfordert es zuviel Verstand!"... Von einem Schachspielautomaten weiß die „Vossische Zeitung" im Jahre 1777 folgende sensationelle Angaben zu machen: „Zu Wien erregt die Maschine oder der Schachspieler des Herrn von Kempele, Königlichen Rats bei der Kammer zu Preßburg, Jedermanns Bewunderung; sie erreicht alles, wozu der menschliche Geist gelangen konnte. Sein Schachspieler, die größte Erfindung unseres Jahrhunderts, ist bekannt. Er erschien damit im Jahr 1768. Sie besteht aus einem Tische, woran eine menschliche Figur sitzt, welche mit jedem, der Lust hat, im Schachbrett spielt, das auf dem Tisch steht. Man hat noch kein Beispiel, daß die Figur eine Partie verloren hätte. Sie hat auch die berühmtesten Schachspieler zur Verzweiflung gebracht. Die Figur, welche von Menschenhöhe ist, scheint nachdenkend mit dem rechten Arm auf den Tisch gelehnt zu sitzen. Sie läßt den Spieler so lange nachsinnen, als er will. Sobald er gezogen hat, erhebt sie ihren linken Arm und ergreift einen ihrer Steine. Ist sie im Fall, zu schlagen, so berührt sie den Stein, welchen es trifft, zum Zeichen, daß man ihn wegtun solle. Tut der Mitspieler einen Zug, der wider die Regel des Schachspiels ist, so nickt sie mit dem Kopfe und ruht nicht, bis der Fehler verbessert und die Ordnung des Spiels hergestellt ist. Diese Maschine wirkt gänzlich durch sich selbst. Sie erhält nicht den mindesten äußern Einfluß. Niemand steckt darin verborgen." Es scheint, daß der Gewährsmann der Zeitung einem großen Aufschneider aufgesessen ist; oder man hat hier, maßlos übertreibend, eine ganz fette Zeitungsente ausgebrütet. Ein spaßiges Mißverständnis beim Schachspiel wird um die Wende des 18. Jahrhunderts aus Hamburg berichtet: An einem öffentlichen Vergnügungsorte spielten zwei Herren Schach. In einem Winkel saß unbemerkt ein Bauersmann aus dem Holsteinischen. Plötzlich machte er ein sehr verkniffenes Gesicht, sprang auf und fragte nach seiner Schuldigkeit. Indem er sich entfernen wollte, sagte der Wirt nach seiner Gewohnheit: „Guten Tag, kommen Sie bald wieder!" Darauf drehte sich der Bauersmann auf dem Absatz um und rief ärgerlich: „Dann soll man aber nicht auf die Bauern räsonieren!" Wirt und Gäste waren sehr verwundert, während der Landmann die Tür mit einem Knall hinter sich zuwarf. Niemand konnte sich dies Benehmen erklären. Schließlich erinnerte sich einer der Schachspieler, daß er im Laufe des Spieles geäußert hatte: „Der Bauer ist mir recht im Wege; er muß auf alle Fälle verschwinden!" Der gute Landmann hatte diese Äußerung irrtümlich auf sich bezogen und deshalb das Feld geräumt... Bei einer Bauernhochzeit in der Harzresidenz Blankenburg fiel dem Herzog Ludwig Rudolf ein junger Bursche namens Söllig auf, der aus dem Schachdorf Ströbeck stammte. Söllig war ein aufgeweckter, munterer Bursche und außerdem ein ganz vorzüglicher Schachspieler. In seinem Heimatdorf lernen bekanntlich nach uralter Tradition die Kinder in der Schule bis auf den heutigen Tag das Schachspiel. Besagtem Söllig gelang es regelmäßig, den Herzog matt zu setzen. Dieser behielt den Jungen schließlich bei sich und ließ ihn auf seine Kosten studieren. Söllig ist später Hofprediger geworden, und man berichtet von ihm als Merkwürdigkeit, daß er auch eine gefangene Türkin, die bei der Herzogin als Kammerzofe diente, zum Christentum bekehrt hat. Die Türkin ist später die Frau des Heimburger Predigers Grimm geworden. — Söllig hat also seinem Lebensschicksal durch seine Spielgeschicklichkeit eine ganz andere Wendung geben können. — André Dunican-Philidor war nicht nur ein berühmter Musiker, sondern auch einer der besten Schachspieler seines Jahrhunderts. Als Mitglied des Londoner Schachklubs war er vertragsmäßig verpflichtet, jedes Jahr in London zum Schachturnier zu erscheinen. Im Jahre 1750 brachte er es fertig, in Berlin gleichzeitig drei Partien gegen sehr namhafte Spieler mit verbundenen Augen zu spielen. Er gewann sämtliche Partien. Noch als fast 70 jähriger Greis spielte er zwei schwere Partien zugleich und gewann auch diese.

Schlangen in der Heilkunde. In den Religionen, in der Sage und Poesie der Völker spielen die Schlangen, denen die menschliche Phantasie gute oder schlechte Eigenschaften andichtet, seit jeher eine viel größere Rolle als andere Tiere. Jeder Reisende, der in Indien war, weiß davon zu berichten. Ich erinnere nur an Erwin Drinnebergs Reisebuch „Von Ceylon zum Himalaja", in dem dem Schlangenfang und der Schlangenbeschwörung ein recht interessantes Kapitel gewidmet ist. Nach Drinneberg ist es wohl das Dämonische des Tieres selbst, sein unheimlich nächtlich schleichendes Wesen und seine heimtückische Gefährlichkeit, weswegen die Brillenschlange in die Mystik der religiösen Gedankenwelt Indiens aufgenommen worden ist. Heißt es doch bei Shakespeare: „Schmeichelnd kitzelt die Schlange, wo sie sticht." So bedeuten diese Tiere das Sinnbild der Schlauheit, der Weisheit, der Sanftmut, der Falschheit und der ärztlichen Kunst. Trägt doch Asklepios, der Gott der Heilkunde, einen Stab in der Hand, um den sich die sog. Äskulapschlange windet. Auch wird Hygiea, die Tochter des Äskulap, die Göttin der Gesundheit, mit einer Schlange dargestellt, der sie zu trinken gibt. R. Kraus, der in seinem Buche „Zehn Jahre Südamerika" den dortigen Giftschlangen und der Serumbehandlung ihrer Bisse einen lehrreichen Abschnitt gewidmet hat, dem wir hier teilweise folgen, hält es für sehr wohl möglich, daß die Schlangenbeschwörer eine gewisse Immunität gegen diese Tiere besitzen dürften, da es bekannt ist, daß sie sich häufig von jungen Schlangen beißen lassen oder von Zeit zu Zeit Gift trinken, um auf diese Weise eine Giftresistenz zu erlangen. Es ist daher verständlich, daß die Schlange im Wandel der Jahrtausende auch zur Heilung von Krankheiten verwendet wurde. So haben Römer und Griechen aus Vipern Arzneien bereitet. Plinius empfiehlt als bestes Mittel gegen ihren Biß das Auflegen des Viperkopfes auf die Bißstelle. Nach Dioscurides kann man durch den Genuß von Schlangenfleisch ein hohes Alter erreichen. Die Galle nennt Marco Polo (13. Jahrhundert) als ein Mittel gegen den Biß toller Hunde. Noch im vergangenen Jahrhundert verfertigte man in Venedig eigene Vipernschnüre, die angeblich bei Halsschwindsucht vorzügliche Dienste leisteten. Der berühmte Theriak, der nach dem Bericht von Prosper Alpinus (gestorben 1617) in einem Tempel in Kairo in Gegenwart der Ärzte zu den „Pastillen de Vipera" verarbeitet wurde, wird noch heute in abgeschwächter Form in Italien zur Reinigung des Blutes bei Kropf und bei allerlei Vergiftungen in Likörform verordnet und genossen. In England tranken Frauen, um ihre Schönheit zu verbessern, einen Wein, der über lebende Ottern gegossen wurde. Was die geographische

Verbreitung der Schlangen anbelangt, so kommen sie im Orient am häufigsten vor, aber auch in Nord- und Südamerika, worüber Kraus zuverlässige Angaben macht. Die meisten Bisse der Schlangen — bis zu 75 Proz. — finden sich bei Erwachsenen an den unteren Extremitäten. Das Gift, schon im Altertum bekannt, ist ein Sekret der beiderseits im Oberkiefer paarig gelegenen Giftdrüsen und ergießt sich während des Bißaktes durch Muskeldruck aus der Drüse in den Giftzahn. Die Giftgewöhnung, der Mithridatismus, die Immunität der Psyller und der Tod der Kleopatra weisen schon darauf hin. Man nimmt an, daß alle Schlangen das Gift, dessen wahre Natur noch nicht erkannt ist, zur Verdauung benötigen, da sie ganze Tiere verschlingen, die — bei den sehr stark Eiweiß verdauenden Eigenschaften — restlos bis auf Haare und Federn verdaut werden. In Indien sollen heute noch — nach den amtlichen Ausweisen — jährlich 20 000 Todesopfer den Giftschlangen zuzuschreiben sein, während in Brasilien bei 19 200 Gebissenen etwa 5000 sterben. Seit vierzig Jahren beschäftigt man sich mit Erfolg mit der antitoxischen Heilserumbehandlung der Schlangengifte. Diese erzielt — frühzeitig angewandt — ausgezeichnete Resultate und hat die Sterblichkeit von 25 auf 3 Proz. herabgedrückt. Wahrlich ein großer Erfolg! Eine Schutzimpfung, wie wir sie beim Starrkrampf und bei der Diphtherie kennen, und die längeren Schutz verleiht, steht noch aus. Bis dahin empfiehlt sich in erster Linie mechanischer Schutz durch hohe Stiefel. Dr. Erich Ebstein.

Künstliche Umwandlung von Inseln in Halbinseln. Mit der am 1. Juni erfolgten Inbetriebnahme der ununterbrochenen Eisenbahnverbindung vom Festland bis nach Westerland auf Sylt ist das Siegel gesetzt worden unter eine große und grundsätzliche Änderung in der Küstengestaltung Deutschlands: der vom schleswigschen Küstenort Klanxbüll nach Morsum auf Sylt hinüberführende Eisenbahndamm hat die größte und nördlichste der deutschen friesischen Inseln in eine weit ins Meer vorspringende Halbinsel umgewandelt. Das Hauptmotiv für den großartigen Dammbau war das Streben, die Erreichung der Insel Sylt für den besonders starken Verkehr der dortigen Badegäste zu beschleunigen und von dem „dänischen Korridor" unabhängig zu machen, der die altübliche Bahn- und Schiffsreise über das 1920 leider dänisch gewordene, deutschsprachige Hoyerschleuse beschwerlich machte. Auf deutschem Boden ist dieser Damm durchs Wattenmeer der erste Versuch, eine Insel künstlich in eine Halbinsel zu verwandeln, denn Brücken über trennende Sunde hinweg, so die zwischen Sonderburg auf Alsen und dem Festland, gewähren nicht so eindringlich wie ein breiter Damm das Bild einer „künstlichen Entinselung". Man erhofft vom Sylter Damm, daß er, zumal auf der Nordseite, Anlaß zu einer sich allmählich weiter ausbreitenden Verlandung und zur Bildung eines ausgedehnten, fruchtbaren Marschbodens geben wird, so daß im Laufe der Zeit die neue „Halbinsel Sylt" durch eine immer breitere Landbrücke mit dem Festland Verbindung erhalten wird. Sollte diese Hoffnung sich erfüllen, so wäre es leicht denkbar, daß man später auch andere friesische Inseln zu Halbinseln macht. In erster Linie kämen hier Föhr und Nordstrand, vielleicht auch Norderney in Betracht, während in der Ostsee wohl Fehmarn vor allen anderen darauf rechnen kann, in Zukunft einmal „entinselt" zu werden. Am einfachsten und lohnendsten dürfte die Aufgabe bei Nordstrand sein, das der Storm-Stadt Husum vorgelagert ist und samt Pellworm, Südfall usw. noch bis zum Jahre 1240 mit dem Festland zusammengehangen hat. Zunächst wird, wie es heißt, die Insel Langeneß (südlich Föhr) landfest gemacht werden, die bereits 1928 durch einen über Oland hinwegführenden Schutzdamm mit dem Festland verbunden sein wird. Auch Amrum und Föhr sollen, zunächst nur unter sich, zu einer einzigen Insel vereinigt werden. — Wenn wir uns im Ausland nach ähnlichen Anlagen umsehen, wie sie jetzt im Wattenmeer bei Sylt geschaffen worden sind, so brauchen wir gar nicht weit zu suchen. In Holland ist seit wenigen Jahren die dem Eingang zur Zuidersee vorgelagerte „Kronprinzen-Insel" Wieringen in ähnlicher Weise künstlich zur Halbinsel gemacht worden, und zwar durch einen breiten Damm, der sie westwärts mit Nordholland verbindet. Bei Wieringen ist aber sogar der Halbinselcharakter im Verschwinden begriffen, denn auch nach Ostnordosten hin wird ein Damm gebaut, der sie mit Friesland in festen und dauernden Zusammenhang bringt. Diese ganz großartigen Arbeiten sind die Einleitung zu dem gewaltigen Plan, etwa zwei Drittel der Zuidersee trockenzulegen. Zur Ausführung derartiger Arbeiten sind die deutschen, holländischen und allenfalls dänischen Wattenmeere hervorragend geeignet, da sie sämtlich ertrunkenes Land darstellen und demgemäß ausnehmend seicht sind. Es gibt nicht viele Stellen auf der Erde, wo ähnlich günstige Voraussetzungen vorliegen, denn in dieser Größe und Eigenart sind die Nordsee-Wattenmeere ja überhaupt nirgends sonstwo wiederzufinden. Dafür gibt es aber einige ganz wenige andere Stellen auf der Erde, wo seichte Küstengewässer in Verbindung mit zahlreichen Inseln oder Riffen ähnliche Deichbauten zu Entinselungszwecken möglich gemacht haben. Die merkwürdigste Anlage dieser Art haben die Amerikaner geschaffen: sie haben die inmitten der Floridastraße gelegene Insel Key West, ein beliebtes Luxusbad der amerikanischen Milliardäre, zur Halbinsel und damit für die Börsenkönige schneller erreichbar gemacht. Über 42 kleinere Inseln hinweg sausen die Schnellzüge und Automobile von der Südküste Floridas durch volle 175 km ihrem Ziele Key West entgegen. Der dorthin führende Damm in sehr seichtem Wasser steht auf insgesamt 45 km Länge geradezu im Meer; der längste Viadukt zwischen zwei Inseln ist $11^1/_4$ km lang und weist 186 Bogen auf. Trotzdem stehen die Fundamente nirgends in größerer Tiefe als 8 m unter dem Meeresspiegel. Der Bau dieser längsten aller Eisenbahnen durchs Meer ist 1904—1909 erfolgt. Eine Verbreiterung des Dammes zur gleichzeitigen Benutzung für Automobile ist erst in den letzten Jahren vorgenommen worden. Eisenbahntechnisch zur Halbinsel gemacht ist ja seit langen Jahren auch Venedig, wo die Lagunen wattenmeerähnliche Verhältnisse aufweisen. Schon in österreichischer Zeit, 1845, wurde der 3,6 km lange Eisenbahndamm gebaut, der Venedig mit dem Festland verbindet. Vergleichsweise sei bemerkt, daß der neue Sylter Damm, der obendrein gegen die Wut der Sturmfluten ganz anders gesichert werden mußte, 11 km lang ist. Eine ungleich eigenartigere, in Europa wenig bekannte Anlage ähnlicher Art hat auch Ceylon seit Jahren seines Inselcharakters weitgehend beraubt. Hier besteht zwischen der Insel und dem indischen Festland die sogenannte „Adams-Brücke", eine Kette von Riffen, die einen großen Teil der wenig tiefen und vom Verkehr fast ganz gemiedenen Palk-Straße ausfüllen. Diese ist 50 km breit. Die Riff-Inseln gestatteten aber, wie bei den Florida-Keys, die Anlage eines Eisenbahnviadukts, der nur im Pambam-Paß zwischen dem Pambam-Riff und der Wallfahrtsinsel Rameswaram durch eine Klappbrücke ersetzt wurde. Zwischen den beiden Inseln Rameswaram und Manar hat allerdings ein Fährdienst eingerichtet werden müssen, um die Züge von Madura in Indien nach Anuradhapura auf Ceylon gelangen zu lassen. Die „Entinselung" ist also hier nicht völlig geglückt, da der das Meer durchquerende Bahndamm noch eine größere Lücke aufweist. Prof. Dr. R. Hennig.

Bayreuth 1927. (Vgl. hierzu die Abbildungen auf S. 134.) Da im vorigen Jahre keine Festspiele stattfanden, feiert heuer Bayreuth sein 50 jähriges Jubiläum als Festspielstadt. Das Jahr 1876 war das Geburtsjahr der Festspiele; 22 mal hat das Festspielhaus in dem verflossenen Zeitraum seine Pforten geöffnet. Was diese fünfzig Jahre für das Musikleben der Welt bedeuten, welch große Aufgabe Bayreuth während dieser Ära erfüllt hat, braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden. In der heurigen Festspielzeit (19. Juli—20. August) gelangen außer dem „Ring des Nibelungen" „Parsifal" und „Tristan und Isolde" zur Aufführung. Als bewährter Führer für die Festspielbesucher bietet sich wieder das im 33. Jahre erscheinende Handbuch von Friedrich Wild (Const. Wild's Verlag, Leipzig), das neben einer Reihe einführender Aufsätze eine hervorragende Übersicht über das in Bayreuth Gebotene gibt.

ZUM NACHDENKEN

Verschmelzungsrätsel.

Aus den Buchstaben jeder Wortgruppe bilde man ein Hauptwort von angegebener Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter nennen — von oben nach unten gelesen — ein Sprichwort.

1	Name—Kur	ehemaliges deutsches Schutzgebiet in Afrika
2	Rede—Rebe	Gartenfrucht
3	Ski—Tenne	Tierklasse
4	China—Talg	deutscher Afrika-Forscher
5	Onkel—Ion	Siedlungen in fremden Ländern
6	Dom—Pate	deutscher Schriftsteller
7	Gin—Herold	Oper von Richard Wagner
8	Main—Heu	Bad am Taunus
9	Schere—Tor	Musikkapelle
10	Nerv-Noah	preußische Provinz und Stadt
11	Scheit—Enz	deutscher Philosoph
12	Hans—Beine	Verkehrsmittel
13	Trier—Maske	österreichisches Bundesland
14	Maid—Ypern	altägyptische Bauwerke
15	Tat—Bar	Preisnachlaß
16	Peru—Tee	Muse
17	Rune—Kai	russische Bundesrepublik.

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben

a — a — al — bat — bend — bo — bo — de — de — de — de — di — dor — e — e — e — e — e — e — en — en — gar — gie — hu — hu — i — ja — ka — ka — ki — kua — lan — le — li — lo — me — mi — mi — mie — mond — mus — na — na — na — ne — ne — ni — nim — o — pal — pe — pi — po — rah — ras — rauh — re — reif — ri — ri — rod — rung — ry — sa — sab — se — so — ta — tà — tes — thrä — to — tor — u — vi — wa — xa

sind zu 24 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Italienische Kolonie in Afrika, 2 Musterbild, 3 Maharadscha-Reich im Himalaja, 4 Seuche, 5 Stadt in Griechenland, 6 Königreich in Vorderasien, 7 Tageszeit, 8 biblische Gestalt, 9 Quellgöttin, 10 männlicher Vorname, 11 jüdischer Feiertag, 12 Wirrwarr, 13 Lanzenreiter, 14 Schriftgattung, 15 Salatpflanze, 16 eifriger Jäger, 17 Feinkost, 18 südamerikanischer Freistaat, 19 Staatsleitung, 20 Umhang, 21 Naturerscheinung, 22 tönernes Blasinstrument, 23 amerikanischer Senator, 24 Abschätzer.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Maria Stuart".

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Musikstück, 5 Pflanze, 6 Musikinstrument, 8 keltischer Priester, 9 deutscher Fluß, 11 Roman von Zola, 14 Gewässer, 15 Lebenszeichen, 17 Fürwort, 18 afrikanischer Strom, 20 deutscher Badeort, 22 Donaunebenfluß, 23 seemännischer Ausdruck, 24 Europäer, 26 biblische Gestalt, 27 abgekürzter Mädchenname, 29 Sicherheitspolizei, 31 Nebenfluß der Elbe, 32 Baum, 35 Kartenspiel, 36 Mädchenname, 37 berühmter französischer Maler; **senkrecht:** 1 Natrium, 2 schwedische Münze, 3 Gegensatz zum Leben, 4 flach, 5 Fluß in der Schweiz, 7 Mädchenname, 9 ägyptischer Gott, 10 rheinische Industriestadt, 12 bayerische Stadt, 13 Apostel des Nordens, 15 spanischer Feldherr, 16 musikalische Bezeichnung, 19 Zustimmung, 21 italienische Tonstufe, 25 Gewebe, 28 deutsche Universitätsstadt, 30 Edelstein, 31 Hirschgattung, 33 Göttin, 34 straußartiger Vogel.

Überirdisch.

Das Erste bezeichnet hehre Gestalten,
Die übten einst allerhöchste Gewalten.
Das Zweite kommt täglich und verschwindet;
Das Ganze in einem Ring man findet.

Verwandlungsrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8	Zugvogel
6 9 8 10	Gesangsstück
11 9 12 1 2 3 8	Baumfrucht
8 12 7 1 8	Hülsenfrucht
4 8 9 2 3 1 8 6	europäischer Strom
4 5 13 14 8	Gesichtsteil
6 5 14 15 13 8	sumpfige Küstenniederung

Es sind statt der Zahlen entsprechende Buchstaben zu setzen, so daß die sieben wagerechten Zifferreihen Wörter von der nebenstehenden Bedeutung geben. Dann streiche man aus jedem Wort einen Buchstaben, doch so, daß die übrigbleibenden Buchstaben in derselben Folge wieder je ein Wort von bekannter Bedeutung zeigen. Die gestrichenen Buchstaben, der Reihe nach miteinander verbunden, nennen einen hochverdienten deutschen Mann.

Verkapptes Rechenexempel.

Wieviel ist anderthalb Drittel von Hundert?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4297.

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat: von links nach rechts: 1 Uhu, 3 Lot, 5 Riegel, 8 Salomo, 12 Kai, 14 Orb, 16 nie, 17 Ski, 19 Asa, 20 Eid, 22 Olm, 24 Aal, 26 Lateran, 29 Aar, 31 Rips, 33 Rasen, 34 Milz, 35 As, 36 Kant, 38 Inka, 40 Zeno, 41 Arko, 43 Halo, 44 Erle, 46 Rede, 48 Atom, 50 Ar, 52 Teig, 54 Iran, 55 Ai, 56 Bart, 58 Bowle, 60 Elan, 62 Ido, 63 Melisse, 65 Ale, 66 Tau, 68 Fee, 69 Bob, 71 Leo, 73 Ase, 75 Reh, 76 elf, 78 Streit, 79 Carmen, 80 Gut, 81 Zar; von oben nach unten: 1 Ulk, 2 Uri, 3 Los, 4 Tui, 6 Eos, 7 Gral, 9 an, 10 Lion, 11 Öl, 13 Ararat, 15 Ries, 18 Karzer, 19 Alp, 20 Etat, 21 drei, 23 Mai, 25 Ais, 27 Arno, 28 Anna, 30 Alt, 32 Skelett, 34 Matrone, 37 Anode, 39 Kreta, 40 Zar, 42 Olm, 45 Kabine, 47 Eibe, 48 Ares, 49 Lineal, 51 Rad, 53 Golf, 54 Ilse, 55 Aal, 57 Rot, 59 Wien, 61 Lab, 63 Muse, 64 Eber, 67 Aar, 70 Ohm, 71 Log, 72 Ost, 74 Ei, 76 Enz, 77 für. — a Tal, b Abo, c Lob.

Telegrammrätsel: Eosin, Ostade, Ziehung, Löschzug, Istrien, Helios, Steinbock, Ahorn. — Es ist die höchste Eisenbahn.

ANEKDOTEN

Graf von Suwaroff, der berühmte Feldmarschall der russischen Armee, ließ sich oft durch die Heftigkeit seines Temperaments zu Handlungen hinreißen, die er später bereute. Deshalb mußten seine Adjutanten ihm, auf seinen besonderen Befehl, eine Ermahnung geben, wenn er sich zuweilen vergaß. Einmal prügelte er einen Soldaten wegen eines geringfügigen Fehlers im Dienste auf das furchtbarste. Ein Adjutant sprang hinzu und rief: „Der Feldmarschall Suwaroff hat befohlen, daß man sich nicht von seinem Zorne beherrschen lassen soll.“ — „Wenn er das befohlen hat, so muß ich gehorchen“, erwiderte Suwaroff und ließ den Soldaten laufen.

* * *

Ein „Adept“ kam zu Papst Innozenz X. und bot ihm den Stein der Weisen an, durch den er Gold machen könne. Der Papst, dessen beständige Finanznöte ein offenes Geheimnis waren, schien an dem Vorschlag großes Interesse zu nehmen. Als der Schwarzkünstler im Laufe der Unterredung nach seiner Belohnung fragte, ging der Pontifex in ein Nebenzimmer und kehrte mit einem großen Beutel zurück, den er dem Goldmacher in die Hand drückte. „Aber, Eure Heiligkeit, es ist ja nichts drin“, erwiderte dieser mit Erstaunen. — „Nun, mein Sohn,“ sagte Innozenz mit feinem Lächeln, „da du, wie du behauptest, die Kunst verstehst, Gold zu machen, so fehlt dir offenbar weiter nichts als etwas, es hineinzutun. Gestatte mir daher, deiner Bedrängnis mit diesem Beutel zu Hilfe zu kommen, den zu füllen deiner Geschicklichkeit leicht sein wird.“

* * *

Als ein vornehmer Herr, der aber nicht viel gelernt hatte, den Cartesius einstmals eine köstliche Mahlzeit halten sah, rief er ihm zu: „Ei was? Sind die Philosophen solche Leckermäuler?“ Cartesius antwortete ihm: „Bilden Sie sich denn ein, mein Herr, daß die Natur die guten Sachen nur für die Ignoranten hervorbringe?“

Der Sommer in Wiesbaden ist nicht mehr die stille Zeit wie früher seitdem die meteorologisch-wissenschaftliche Forschung mit dem Märchen endgültig aufgeräumt hat, daß es im Sommer in der Kurstadt besonders heiß ist. Schon die Lage Wiesbadens an der Ausmündung eines Gebirgstales bewerkstelligt immer die wohltuende Erfrischung der von der Sonne durchstrahlten Sommerluft mit denjenigen kühlen Luftschichten, die die weiten Buchenwälder des Gebirges durchzogen haben. So kommt es hier täglich zu der angenehmen nächtlichen Abkühlung, außerdem sorgt der nahe Rhein für Durchfeuchtung und Erfrischung der Luft. Wiesbadens Sommerwärme ist daher geringer, als die seiner Umgebung. Der Sommeraufenthalt wird in Wiesbaden jetzt gern genommen, weil die Kurstadt als billiger Badeort bekannt ist, der durch seine Waldumgebung, sein ausgeglichenes Klima, seine reizvolle Lage am Rhein und durch sein reiches Unterhaltungsprogramm den Gästen die denkbar größten Vorteile bietet. Der Unterstützung einer Kur dienen in dieser Zeit besonders die Luft- und Sonnenbäder in der modernsten Parkanlage und die Strandbäder am Rhein. An warmen Tagen bringen die Autofahrten in die Umgebung, in den Taunus, zur Bergstraße, in den Odenwald die angenehmste Erfrischung. Die Ausflüge auf dem Rhein führen durch den schönsten Teil des Rheintales. Gerade diese vielgerühmte Umgebung, die an sich schon durch die Lebhaftigkeit ihres Kurlebens so anziehend wirkt, macht Wiesbaden zu einem nach jeder Richtung hin wirklich idealen Sommeraufenthalt.

Großer Preis von Europa.

In diesem bedeutendsten Motorradrennen der Welt, welches am 2. und 3. Juli auf dem jungen Nürburgring von der Fédération Internationale des Clubs Motorcyclistes veranstaltet worden ist, erzielte NSU in der 250-ccm-Klasse unter 17 Konkurrenten den größten Regelmäßigkeitserfolg. Hintereinander an 4. bis 7. Stelle passierten sämtliche gestarteten NSU-Fahrer Glöckler, Rüttgen, Scherrer und Islinger nach fünfstündiger, ununterbrochener Fahrt das Ziel. Wenn man berücksichtigt, daß die besten Fahrer auf den erprobtesten in- und ausländischen Motorrädern gestartet sind, daß insgesamt 425 km mit 2580 Kurven zu durchfahren waren, daß die durchschnittlichen Steigungsverhältnisse zwischen 9 und 11 v. H. betragen, so zeugen diese Resultate nicht nur von glänzenden, sportlichen Leistungen der Fahrer, sondern auch von höchster Qualität und unbedingter Zuverlässigkeit der NSU-Motorräder, ja noch mehr, sie sind ein unerschütterlicher Gradmesser für die tägliche Gebrauchstüchtigkeit dieser unübertrefflich langlebigen Fahrzeuge.

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

M. Frost
Vickeritz 1927

VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4299. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 4. AUGUST 1927

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK

BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.

ALLIANZ

VERSICHERUNGS-AKTIEN-GESELLSCHAFT

103 624 844 RM . . . Prämieneinnahme,
92 020 855 RM . Kapital und Reserven.

ALLIANZ-KONZERN

Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. Baden
Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-Aktien-Ges. in Berlin
Globus Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg / / /
Hermes Kreditversicherungsbank Aktien-Gesellschaft in Berlin
Kraft Versich.-A.-G. des Automobilclubs v. Deutschland in Berlin
Union Allgemeine Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

ALLIANZ
Lebensversicherungsbank A.-G.

31% Versicherten-Dividende

538 000 000 RM Bestand Ende 1926.

Versicherungen aller Art.

Underberg

Wahlspruch:
SEMPER IDEM

Sollte in keinem Haushalte fehlen.

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen seit 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt

Zu haben in ganzen, halben Flaschen und Flakons in allen einschlägigen Geschäften.

H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) • Gegründet 1846.

Die Pelztierzucht

Internationale Monatsschrift für Hege, Haltung und Zucht von Pelztieren.

Herausgegeben unter ständiger Mitarbeit der Reichszentrale für Pelztier- und Rauchwaren-Forschung, Leipzig, der Forschungsstelle für Pelztierkunde, Tharandt, und vieler erfolgreicher und führender Züchter und Fachleute.

Erscheint im 3. Jahrgang.

Die Zeitschrift ist für jeden Tierzüchter und Tierheger unentbehrlich, da sie wertvolle Originalartikel aus dem gesamten Gebiet der Zucht und Hege von Pelztieren und aller damit verbundenen Fragen laufend erörtert. Zoologen und Tierärzte werden die Zeitschrift für ihre Handbibliothek anschaffen müssen, um sich über die Fortschritte der Wissenschaft, die sich ganz allgemein auf die Pelztiere überhaupt beziehen, auf dem Laufenden zu halten. — Es ist dafür Sorge getragen, dass alle Abhandlungen in bunter Reihenfolge erscheinen, sodass jedes Heft von neuem mit grossem Interesse gelesen wird. So wechseln z. B. miteinander ab Berichte über Seuchen und deren Bekämpfung, Notizen über Jagd und Hege von Pelztieren, Artikel über Erfahrungen bei der Zucht und über Krankheitsbehandlung, Beobachtungen über die Lebensweise der Tiere, Mitteilungen über die Ergebnisse von Kreuzungsversuchen, Arbeiten über Morphologie, Anatomie und Histologie, Behandlung von Vererbungsfragen, Berichte über wirtschaftliche Fragen usw.
Die Zeitschrift muss als das unentbehrliche Rüstzeug der Pelztierkunde bezeichnet werden; man wird in allen Fragen stets auf sie zurückgreifen müssen. Bei der Entwicklung des für Deutschland völlig neuen Erwerbszweiges der Edelpelztierzucht wird diese Zeitschrift allseitig begrüsst, da sie auch die Behandlung der Wirtschaftlichkeit der Zucht von Pelztieren in völlig unbeeinflusster Weise bearbeitet, sie dient als das vermittelnde Organ zwischen Wissenschaft und Praxis.

Preis vierteljährlich Rm. 3.—; Prospekt kostenlos.

Zu beziehen durch den
Verlag Arthur Heber & Co., Leipzig, Packhofstrasse 9
und durch jede Buchhandlung.

Münchener Kunstausstellung
1. Juni bis 3. Oktober
Täglich 9 bis 6 Uhr im

GLASPALAST

Bad Oeynhausen

Die Stadt ohne Stufen

Das ganze Jahr geöffnet!

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4299. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 4. August 1927.

Allgemeine Notizen.

Eine juryfreie Kunstausstellung in Leipzig veranstaltet die große Organisation der Leipziger bildenden Künstler, der „Wirtschaftliche Verband bildender Künstler Leipzigs", mit Unterstützung der Stadt vom 1. Oktober bis zum 15. November d. J. im Neuen Grassimuseum. Im Kunstleben der Stadt Leipzig dürfte diese Ausstellung der dort schaffenden Künstler das seit 1914 bedeutendste Ereignis sein. Die Ausstellungsleitung rechnet denn auch mit etwa 600 Werken der Malerei, Plastik und Graphik.

Ein Institut für Kulturpflanzen-Züchtung unter Leitung des bekannten Vererbungsforschers Professor Dr. Erwin Baur in Berlin-Dahlem hat die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Osten von Berlin zu errichten beschlossen. Das Institut soll die heute so außerordentlich wichtige wissenschaftliche Vorarbeit für die Verbesserung unserer Kulturpflanzen leisten. Damit fügt die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu ihren bisherigen Instituten zum erstenmal ein solches aus dem Gebiet der Landwirtschaft hinzu.

Deutschlands Anteil an der Elektroeinfuhr Hollands hat sich im abgelaufenen Jahr noch weiter erhöht. Deutschland steht in fast allen Positionen bei weitem an erster Stelle. Die Gesamteinfuhr an Generatoren, Motoren und Transformatoren betrug voriges Jahr 7763000 Gulden, der deutsche Anteil 4488000 Gulden. In großem Abstand folgen England mit 1008000 Gulden, die Schweiz mit 1006000 Gulden. Auch an Telegraphen- und Telephonapparaten lieferte Deutschland mehr als 50 v. H., und zwar für 2682000 Gulden bei einer Gesamteinfuhr in Höhe von 4263000 Gulden. Der Import anderer elektrischer Apparate und Instrumente stellte sich auf 6554000 Gulden, wovon auf Deutschland 4719000 Gulden entfielen. Außerordentlich stark ist die Stellung Deutschlands auf dem holländischen Kabelmarkt. Bei einer Gesamteinfuhr von 8013000 Gulden stellte sich der deutsche Anteil auf 7004000 Gulden. An Dampfmaschinen und Turbinen wurden aus Deutschland für 1232000 Gulden bei einem Gesamtimport von 2867000 Gulden eingeführt.

Eine Elektrizitätsausstellung in Mannheim ist für 1929 geplant. Der Entwurf des Bauprojektes der Ausstellung stammt von dem bekannten Architekten Prof. Dr. Bonatz-Stuttgart. Erster Bürgermeister Ritter, der schon die Mannheimer Jubiläumsausstellung von 1907 leitete und auch die neue Ausstellung leiten wird, be-

gründete die Zweckmäßigkeit einer solchen Ausstellung mit der bedeutenden elektrotechnischen Industrie in Mannheim und mit dem, zusammen mit dem Badenwerk, der Neckar-A.-G. und den Pfalzwerken errichteten Großkraftwerk Mannheim, das im Stromaustausch mit den Wasserkraftwerken der Murg, des Oberrheins, des Neckarkanals und neuerdings auch mit dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk in Verbindung steht. Die Ausstellung soll nicht die Produktion, sondern die so überaus mannigfaltige Verwendung des Stroms zur Anschauung bringen.

Deutsche Ortsbezeichnungen auf Spitzbergen. Spitzbergen, das heutige norwegische Svalbard, das seinen ursprünglichen, von den vielen spitzen Bergkuppen herrührenden Namen der Entdeckung durch die Holländer im Jahre 1596 verdankt, weist fast keinen einzigen norwegischen Namen auf, dagegen findet man sehr viele, deren Ursprung holländisch, englisch, dänisch und französisch ist. Als in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Hamburger sich mit 50 bis 80 Schiffen jährlich an dem Walfischfang in den reichen Jagdgründen von West- und Nordspitzbergen beteiligten, hatte man auch den hamburgischen Schiffen einen eigenen Hafen zugewiesen. Es war die zwischen Kreuzbucht und Magdalenenbucht gelegene „Hamburger Bai", die heute allgemein auf den Karten und in den Segelanweisungen als „Hamburger Hafen" bezeichnet wird. Dem „Hamburger Hafen" gesellte sich 1910 der „Zeppelinhafen" in der Königsbucht hinzu, als der greise Luftgraf in Spitzbergen weilte, um die Verhältnisse für eine Entdeckung des Nordpols mit Hilfe zweier Luftschiffe von Spitzbergen aus zu erforschen. Die im Vorjahr unter Führung des Dr. Grotewohl in Spitzbergen gewesene deutsche wissenschaftliche Expedition hat auf einer Schneeschuhtour von der Magdalenenbucht aus durch das bisher unbetretene Inlandeis folgende Bezeichnungen geprägt: Die Penckhöhe, den Miethegletscher, den München- und den Berlin-Paß; außerdem benannte sie den inneren Teil der Magdalenenbucht als Dank für die Hilfe durch den deutschen Fischereikreuzer „Ziethen", der die Expedition abholte, Ziethenbucht. Diese sowohl wie den Zeppelinhafen und im Vorbeifahren den Hamburger Hafen werden alle die deutschen Touristen kennenlernen, die mit den bekannten Schnellmotorschiffen „Monte Sarmiento" und „Monte Olivia" der Hamburg-Süd die August-Vergnügungsfahrten über Norwegen nach Spitzbergen unternehmen.

Hotel Balmoral, Paris. Im elegantesten Viertel, in unmittelbarer Nähe des Étoile und des Bois-de-Boulogne, wurde vor einigen Tagen das vollständig neu eingerichtete Hotel Balmoral (Nr 23 Rue de Montenotte) wieder eröffnet. Der Besitzer u. Direktor des Hotels, Herr Hunebelle, ein langjähriger Praktiker auf dem Gebiet des Hotelwesens, hat mit vollem Sachverständnis dafür Sorge getragen, daß jedwede anheimelnde Bequemlichkeit in seinem neueröffneten Hotel zu finden ist: Große, luftige und hohe Zimmer, mit und ohne Bad, in jedem Zimmer Stadt- und Fern-Telephon, Toilettenraum mit separatem W. C., fließendem Wasser, luxuriöse Einrichtung und als Hauptprinzip mäßige Preise.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

LETZTE ZUFLUCHT

ZEICHNUNG VON PROF. CARL KAPPSTEIN

Beim Graben des Fuchsbaues haben sich die Jungfüchse im letzten Kessel des Baues „verklüftet“; nach dem Durchschlagen der Röhren dringen jetzt die Teckelhunde vor — der letzte Akt beginnt!

Der Festzug auf dem Marktplatz. — Rechts nebenstehend: Nach dem Festakt in der Stiftskirche am 25. Juli. 1 Rektor Prof. Dr. Trendelenburg; 2 Kanzler Prof. Dr. v Rümelin; 3 der württembergische Staatspräsident Bazille.

Ein Jubiläumsgeschenk für die Universität: Das stattliche Gebäude der neuen Kinderklinik.

Links nebenstehend: Totenehrung vor dem Denkmal der im Weltkrieg gefallenen Kommilitonen auf der Eberhardshöhe.

Die Stadt-Festbeleuchtung anläßlich der Jubiläumsfeier.

Frühschoppen im Hofe des Schlosses Hohentübingen.

VON DER 450-JAHRFEIER DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN (24.–26. JULI)

DIE SPRACHE DER KINDER

VON PROFESSOR Dr. GERHARD BUDDE

Die Sprache ist das wichtigste Hilfsmittel für die höhere geistige Entwicklung des Menschen. Deshalb hat sich auch stets die psychologische Forschung mit besonderem Interesse und Eifer mit der Frage befaßt, wie der Mensch in den Besitz der Sprache gelangte, und so steht denn auch in der Kinderpsychologie die „Kindersprache“ im Mittelpunkt der Erörterungen. Wertvolles neues Material für dieses Gebiet hat uns in den letzten Jahrzehnten auch die moderne experimentelle Pädagogik geliefert, wenngleich diese bei ihren Forschungen sich im wesentlichen auf das schulpflichtige Kind beschränkt, während für die kindliche Sprachentwicklung gerade das noch nicht schulpflichtige Kind besonders viel des Interessanten bietet.

Was die Entstehung der kindlichen Sprache anbelangt, so stehen sich seit längerer Zeit zwei Grundanschauungen gegenüber, die man als „Nativismus“ und „Empirismus“ bezeichnet. Der Nativismus vertritt den Standpunkt, daß bei der Erwerbung der Sprache die Erfindungskraft des Kindes bedeutungsvoll sei und vieles, was das Kind sage, völlig freier, schöpferischer Tätigkeit entspringe. Nach der Meinung des Empirismus dagegen lernt das Kind alles, was es spricht, ursprünglich von der Umgebung und entsteht die kindliche Sprache allein durch Nachahmung. Eine dritte, zwischen diesen beiden Anschauungen vermittelnde Richtung sagt: „Gewiß spielt eine ursprüngliche, unwillkürliche, instinktiv vererbte Tätigkeit (Sprachtrieb) bei der Entstehung der kindlichen Sprache eine Rolle, denn ohne diese Tätigkeit könnte eine Nachahmung gar nicht entstehen; allein fast alles, was das Kind inhaltlich an Sprachäußerungen vorbringt, ist doch durch Nachahmung bedingt. Bei dieser aber spielt die Spontaneität insofern doch wieder eine Rolle, als ja nicht wahllos alles nachgeahmt wird, vielmehr eine Auswahl stattfindet.“

In der kindlichen Sprachentwicklung kann man rein äußerlich drei Stufen unterscheiden, nämlich das Schreien, das Lallen und das eigentliche Sprechen. Das neugeborene Kind kennt nur das Schreien, durch das es seine Unlust und seinen Hunger zu erkennen gibt. Nach etwa zwei Monaten fangen einige „Urlaute“ an aufzutreten, so das Grunzen, das Quieken, das Krähen, das Schmatzen, das Schnalzen und dann, etwas später, das Lallen. Bei den Lallversuchen merkt man erst etwa im siebenten oder achten Monat, daß Gehörtes nachgeahmt wird, wenn auch noch auf sehr unvollkommene Weise. Nach etwa neun Monaten werden einfache vorgesprochene Wörter: Dada, Papa, Mama usw. leidlich richtig nachgesprochen, aber noch ohne Verständnis für den Sinn des Gesprochenen. Das Kind steht auf der Stufe des Papageis. Es spricht in diesem Alter meist nur solche Wörter nach, die leicht zu lernen sind, und die meistens aus Verdoppelungen einfacher Silben bestehen. In diesem Stadium spricht das Kind, ohne zu verstehen, was es spricht. Es fehlt noch jede Verbindung zwischen dem Wort und dem Vorstellungsinhalt. Diese macht sich erst in dem zweiten Stadium bemerkbar. Für dieses ist besonders charakteristisch, daß das Verstehen gesprochener Wörter immer dem eigentlichen Sprechen vorangeht und rascher als dieses fortschreitet. Kinder verstehen schon vieles, was man zu ihnen sagt, ehe sie selbst auch nur ein Wort sinngemäß sprechen. Sie befolgen Aufträge, beantworten Fragen mit Gebärden, Äußerungen der Lust und der Unlust, geben die Hand usw. „Am Ende des ersten Lebensjahres unterscheidet das Kind seine Wahrnehmungen schon ganz leidlich, ahmt ziemlich richtig nach, hat einige Übung im Hervorbringen von Lauten. Es versteht bereits manches und fängt nunmehr an, dieses Verständnis durch sprachliche und andere Ausdrucksbewegungen darzutun. Sachvorstellung und Wortvorstellung sind nunmehr verknüpft.“ Wenn man das Kind fragt: „Wo ist Mama?“ „Wo ist Ticktack?“ dann blickt es lachend und mit anderen Zeichen des Interesses oder der Freude nach dem Genannten.

Im 10. bis 14. Monat kommt zu dem Nachsprechen das spontane Sprechen hinzu. Dabei bedeuten die ersten Worte des Kindes vorwiegend Wünsche und drücken Gefühle und Begehrungen aus. Es bezeichnet mit seinen Worten nicht den Gegenstand, sondern einen Wunsch oder ein Gefühl, das dieser in ihm erweckt. Meumann bringt in seinen Vorlesungen über experimentelle Pädagogik diese Tatsache dadurch zum Ausdruck, daß er sagt, das Kind bezeichne mit seinen Worten die volitionale Seite der Gegenstände. „Tul“ heißt nicht: Das ist der Stuhl, sondern: Ich will den Stuhl haben; „Huta“ besagt: Ich will den Hut haben.

Erst ganz allmählich macht diese „Stufe der Wunschwörter“ einer höheren Platz, auf der die wahrgenommene Welt auch gegenständlich bezeichnet wird. „Das Kind fängt an, die Dinge genauer zu betrachten; seine Aufmerksamkeit wird leistungsfähiger, es sieht und merkt sich die Einzelheiten der Gegenstände, lernt Gesehenes spontan zu benennen. Es begreift allmählich, daß jedes Ding einen Namen hat, und übt sich in Benennung ihm vertrauter Dinge.“ Wenn es z. B. im Bilderbuch den Hund sieht, sagt es: wau, wau. Es bedeutet für die Sprachentwicklung des Kindes einen großen und bedeutsamen Fortschritt, wenn es beim Anschauen von Personen und Dingen zu fragen beginnt. Es geschieht dies etwa im Alter von 18 bis 24 Monaten. Was ist das? Wo ist das? sind meist die zuerst auftretenden Fragen.

Bis zu zwei und zweieinhalb Jahren nennt das Kind sich mit seinem Namen oder Kosenamen, wenn es von sich selbst spricht; es vermeidet bis dahin das Wort „ich“. Man hat früher gemeint, daß, wenn das Kind statt des Namens „ich“ sagt, dadurch zum Ausdruck komme, daß es sich jetzt seiner Individualität bewußt werde und sein Ich von der Außenwelt zu unterscheiden beginne. Gegen diese Auffassung wandte sich schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der 1864 zu Rudolstadt gestorbene Arzt und Pädagoge Berthold Sigismund in einer kleinen Abhandlung über „Das Ich in der Kindersprache“. „Versteht man unter dem Begriff des Ich das reine, klare Selbstbewußtsein, das Wissen vom Ich schlechthin an sich, wie es die Philosophen nennen,“ bemerkt er, „so muß man natürlich zugeben, daß diesen Begriff das Kind nicht habe.... Aber das, was wir Nichtphilosophen als Selbstbewußtsein passieren lassen, dieses Selbstbewußtsein oder Selbstgefühl haben die Kinder schon lange zuvor erworben, ehe sie zur Anwendung des Ich-Fürwortes greifen. Schon in den ersten Wochen seines Lebens lernt das Kind ahnen, daß ein Nicht-Ich außer ihm sei... Gibt nicht der Umstand, daß Kinder so früh um das Mein und Dein hadern, den sicheren Beweis, daß das Kind seine eigene Person anderen Personen schroff entgegensetzt?“ Woher kommt es denn nun, daß das Kind statt des leicht zu sprechenden Fürwortes „ich“ den oft schwierigen Namen wählt? Sigismund antwortet: „Lediglich daher, daß es sich immer mit jenem Namen genannt hört, während die Personen, die „ich“ sagen, eben andere sind. Das „Ich“, welches andere aussprechen, scheint dem Kinde etwas ihm ganz Fremdes zu bedeuten, und es nimmt deshalb von jenem dunklen Wort keine Notiz. Denn während im Anfange das Kind aus reiner Freude an der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge auch die ihm unverständlichen Laute nachahmt, spricht der heranreifende Sprachschüler freiwillig nur die Wörter nach, deren Sinn ihm einleuchtet. Hört sich ein Kind von seinen Eltern gewöhnlich „der Junge“ oder „der Kleine“ genannt, so wendet es diese Substantiva als „Ich“-Surrogat an.“ Ähnlicher Meinung sind auch die Vertreter moderner Kinderpsychologie. Auch sie vertreten den Standpunkt, daß die Gewohnheit vieler Erwachsener, mit dem Kinde in der dritten Person zu sprechen (Was macht denn mein Herzchen? Was will denn der Bubi? usw.) zweifellos auf den Termin, an dem das „Ich“ in der Kindessprache zuerst auftritt, einen großen Einfluß hat, und daß man deshalb dem erstmaligen Gebrauch des Wortes „ich“ nicht die große Bedeutung beilegen dürfe, die man ihm früher beigemessen hat, indem man ihn als ein Zeichen des Erwachens des individuellen Bewußtseins des Kindes hingestellt hat.

Die kindliche spontane Sprachentwicklung beginnt also mit dem affektiv Willensmäßigen und schreitet dann fort zum objektiv Gegenständlichen. Den Abschluß bildet die logisch-begriffliche Stufe, auf der die Sprache zum Ausdruck richtigen Denkens wird. Die Art und das Tempo, in dem die einzelnen Kinder von der einen Stufe zur anderen fortschreiten, ist sehr verschieden. Meistens vollzieht sich die Entwicklung zwischen anderthalb und vier Jahren. Je weiter die sprachliche Entwicklung des Kindes fortschreitet, desto mehr wächst die Bedeutung des Verstehens und Sprechens für die allgemeine geistige Entwicklung, vor allem für das logische Denken. „Man kann den Grad der geistigen Entwicklung eines Kindes zwischen drei und sechs Jahren nach der Art beurteilen, wie es sich ausdrückt. Das lange Beharren auf der Stufe des Sprechens in Infinitivsätzen weist im allgemeinen auf eine verzögerte geistige Entwicklung hin. Das stürmische Hereinbrechen des Fragealters, in dem die Kleinen mit ihrem unermüdlichen „Warum?“ und „Wo?“ und „Wie?“ ihren Eltern lästig werden können, weist auf eine rasche und lebhafte geistige Reifung der kleinen Persönlichkeit hin.“

Mit dem vierten bis fünften Jahre ist die sprachliche Entwicklung so weit gediehen, daß das Kind allen seinen Gefühlen und Gedanken einen dem Erwachsenen verständlichen Ausdruck geben kann, und die fernere sprachliche Entwicklung geht weiter in engem Zusammenhang mit dem allgemeinen geistigen Fortschritt. Sie vollzieht sich dann vom sechsten Jahre an fast ganz innerhalb der Schulzeit. Wie sie hier erfolgt, soll hier nicht näher erörtert werden, weil dazu der Raum fehlt; dagegen möchte ich noch einiges Wichtige über die typischen Sprachfehler des Kindes erwähnen.

Man unterscheidet gewöhnlich vier Hauptsprachfehler der Kinder, nämlich Stammeln, Stottern, Poltern und Hörstummheit. Unter Stammeln versteht man jeden Fehler der Aussprache; das Stottern ist die zeitweilig auftretende Unfähigkeit, ein Wort oder eine Silbe zu beginnen. Mit Poltern bezeichnet man das überhastete Sprechen, mit Hörstummheit das Ausbleiben des spontanen Sprechens; bei der Hörstummheit kann das Sprachverständnis normal oder nahezu normal entwickelt sein. Für alle diese vier Sprachfehler ist von größter Bedeutung die allgemeine psychische Behandlung der mit einem von ihnen behafteten Kinder. Der Stammler bedarf nur eines einfachen Unterrichts im richtigen Sprechen. „Langsam und deutlich spricht man ihm das Wort in der rechten Aussprache vor und veranlaßt ihn, öfter mit lauter Stimme zuerst langsam, dann allmählich mit normaler Sprachgeschwindigkeit das Gehörte nachzusprechen. Wenn das nicht ausreicht, empfiehlt es sich, daß man das Kind über die rechten Stellungen und Bewegungen des Sprechens belehrt.“

Auch für den Stotterer ist eine richtige psychische Behandlung erforderlich. Falsche Behandlung wird das Übel stets verschlimmern, unter Umständen sogar ganz unheilbar machen. Gar oft geschieht es, daß ein stotterndes Kind das Ziel der Witze und des Spottes seiner Kameraden wird. Wenn dann zu diesem Spott der Altersgenossen auch noch eine einschüchternde Behandlung von seiten erwachsener Personen hinzukommt, entwickelt sich bei dem Kinde die typische „Wortangst“. „Sobald dem unglücklichen Stotterer sein Fehler zum Bewußtsein kommt, entsteht bei ihm ein angstvoller, unnatürlich gespannter Geisteszustand, der eine geordnete Ausführung seiner Sprechbewegungen behindert; das Stottern bewirkt dann die Schüchternheit und Wortangst, und diese wirkt wieder vermehrend auf das Stottern zurück. Die Bedrohung oder Einschüchterung des Kindes ist daher geradezu ein Mittel, das Stottern zu steigern und fest einzuwurzeln.“ Es kommt deshalb vor allem darauf an, das Selbstvertrauen des Stotterers zu wecken und seine Schüchternheit zu beseitigen. Auch dazu ist wieder ein empfehlenswertes Mittel die Einübung des richtigen Sprechens, denn je mehr und je besser dem Kinde seine Sprechbewegungen gelingen, desto mehr wächst bei ihm auch das Vertrauen in seine Sprechkunst und sein Mut, sie zu betätigen. Bei nervösen und schwächlichen Kindern vermag auch oft eine allgemeine Übung der Muskulatur, der Geschicklichkeit und Kraft der Bewegungen einen wohltätigen indirekten Einfluß auf das Sprachvermögen auszuüben. Was die mannigfachen Ursachen des Stotterns anbetrifft, so weist Meumann darauf hin, daß bei vielen und oft gerade intelligenten Kindern ein Mißverhältnis zwischen ihrer Lust zum Sprechen und ihrer Sprechgeschicklichkeit besteht, und daß in diesem Mißverhältnis nicht selten die Ursache oder wenigstens die Mitursache ihres Stotterns zu suchen ist. Auch das Mißverhältnis zwischen der Anzahl der verstandenen Wörter, welche die Erwachsenen dem Kinde vorsprechen, und der von ihm gesprochenen Wörter kann nach Meumann seine ruhige und geordnete Aussprache ungünstig beeinflussen. Es sei noch erwähnt, daß auf das Stottern die Gewöhnung einen sehr großen Einfluß hat, und daß es daher in den ersten Anfängen leichter zu unterdrücken ist, als wenn es schon durch Gewöhnung eingewurzelt ist.

Das Poltern, d. h. das überhastete Sprechen, findet man bei zerstreuten und zerfahrenen, aber oft auch bei intelligenten Kindern. Bei den ersteren kommt es darauf an, die Aufmerksamkeit zur Konzentration zu erziehen. Für alle Polterer ist das Vorsprechen, Einüben und der Zwang zu langsamer, silbenweiser, deutlicher Aussprache ein sehr günstig wirkendes Mittel.

Schwieriger ist die Hörstummheit zu behandeln, d. h. das jahrelange Ausbleiben des spontanen, aktiven Sprechens bei durchaus normalem Sprachverständnis, weil sie nicht selten auf einem tieferen psychischen Defekt beruht. Doch tritt sie auch bei sonst ganz normalen Kindern auf; bei diesen ist sie vielfach verursacht durch scheues Wesen und depressive Gemütszustände; dann ist sie nichts anderes als eine Scheu des Kindes, das Sprechen zu versuchen. In diesem Falle kann wieder nur eine richtige psychische Behandlung, eine allgemeine Einwirkung auf das Gemütsleben des Kindes als Heilmittel in Frage kommen.

Hiermit habe ich aus dem reichen Material, das die moderne experimentelle Kinderpsychologie und Pädagogik über die Sprache der Kinder erarbeitet hat, nur einen kleinen Teil herausgestellt. Aber ich hoffe, bei meiner Auswahl gerade solche Fragen berücksichtigt zu haben, die eines allgemeinen Interesses sicher sein dürfen.

Vom 8. Nordwestdeutschen Handwerkertag in Lüneburg am 23. und 24. Juli: Links: Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius bei seiner Ansprache in der Turnhalle zur großen öffentlichen Kundgebung. Rechts: Der Wagen des Handwerkerbundes an der Spitze des Festzuges, der zum Teil der einstmals in Lüneburg alljährlich um Fastnacht veranstalteten „Kopefahrt" nachgebildet war.

TAGESGESCHICHTE

Die Feier des 450jährigen Jubiläums der württembergischen Landesuniversität Tübingen nahm einen überaus festlichen Verlauf. Sie begann am 24. Juli mit Gottesdiensten in der Stiftskirche. Daran schloß sich eine Gedächtnisfeier am Gefallenendenkmal auf der Eberhardshöhe an. Nachmittags wurde die neue Kinderklinik mit einem festlichen Akt der Universität übergeben. Ein Begrüßungsabend vereinigte dann die Tübinger und ihre Gäste im „Museum". Der 25. Juli war der Hauptfesttag. Nach dem Festzug von der Universität zur altehrwürdigen Stiftskirche fand hier der eigentliche Festakt des Jubiläums statt, bei dem Rektor Prof. Dr. Trendelenburg die Festrede hielt und die zahlreichen Glückwünsche ausgesprochen wurden. Das Festmahl der Ehrengäste im Rittersaal des Schlosses Hohentübingen, eine Festvorstellung der „Räuber" und ein Fackelzug der Studentenschaft beschlossen den Tag. Der Morgen des nächsten Tages war der Besichtigung der Universitätsinstitute gewidmet. Dann folgte ein Frühschoppen der Gäste, Dozenten und Studenten auf dem Schlosse, am Nachmittag hatte der württembergische Staatspräsident Bazille zu einem Festessen geladen, und am Abend gaben ein großer Festkommers im Freien und eine prächtige Stadtbeleuchtung der Feier einen würdigen Abschluß.

Einer Einladung des Rennvereins entsprechend, stattete Reichspräsident v. Hindenburg am 24. Juli in Doberan (Mecklenburg) dem ältesten deutschen Rennen einen Besuch ab. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg begrüßte den Gast im Namen des Rennvereins. Darauf begab sich v. Hindenburg zum Rennplatz und überreichte hier nach dem fünften Rennen den Siegern die Ehrenpreise. Dann fuhr er über Rostock, wo er eine kurze Fahrt durch die Stadt unternahm, nach Berlin zurück.

Am 23. und 24. Juli fanden sich die nordwestdeutschen Handwerker in Lüneburg zu ihrer 8. Tagung ein. Den ersten Tag füllten Besprechungen, während am zweiten eine große öffentliche Kundgebung stattfand, bei der Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius über die wirtschaftliche Bedeutung des Mittelstandes sprach. Der Nachmittag brachte dann einen wirkungsvollen Festzug durch die Straßen der mit der Geschichte des Handwerks eng verbundenen Stadt.

Durch Wassereinbruch wurde am 24. Juli die Zeche „Auguste Viktoria" in Hüls (Rheinland), eine der modernsten Kohlenförderungsanlagen des Ruhrgebiets, völlig vernichtet. Der Förderturm und ein Teil des Maschinenhauses sind versackt, und an ihrer Stelle hat sich ein 200 m breiter, 25 m tiefer Krater gebildet. Die gesamte Belegschaft konnte sich bis auf fünf Bergarbeiter retten.

In München ging am 24. Juli das 18. Deutsche Bundesschießen zu Ende. Sieger wurde der Traunsteiner Meisterschütze Emil Pachmayr. Er hat über 100 Meisterschaften sich in seiner Laufbahn bereits sichern können.

Als Feierkundgebung für den musikalischen Genius fand am 23. Juli im Wald von Vincennes bei Paris die Enthüllung eines Beethoven-Denkmals statt. Es ist ein Werk des verstorbenen Bildhauers José de Charmoy, das jahrelang als Torso in Kellern gelegen hat.

Vom Bergwerksunglück auf der Zeche „Auguste Viktoria" in Hüls (Rheinland) am 24. Juli: Der bei dem Unglück entstandene 25 m tiefe Krater, unter dem der Förderturm und die Maschinenanlage versunken sind.

Dr. Aloys Schulte, Geheimer Regierungsrat, Professor für mittlere und neue Geschichte an der Universität Bonn, bekannter Historiker, wurde am 2. August 70 Jahre alt.

Vom Aufenthalt des Reichspräsidenten in Mecklenburg zum Besuch des Rennens in Doberan am 24. Juli: v. Hindenburg auf der Tribüne im Gespräch mit Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg (rechts); links die großherzogliche Familie.

Kardinal D. J. Csernoch, Fürsterzbischof und Fürstprimas von Ungarn, einflußreiche Persönlichkeit auch im politischen Leben, † im Alter von 66 Jahren am 24. Juli.

Vom

…e in Königsberg i. Pr.: Die …mer bei einem auf der Fahrt …ung unternommenen Besuch …ienburger Schloß am 28. Juli.

…ts: Vom Schwimm-Länder…mpf Schweden—Deutschland in Stockholm (22. bis 24. Juli), bei dem Deutschland siegte: Hanni Rehborn, Siegerin im Kunstspringen für Damen, während eines Sprunges.

Zur Beendigung des 18. Deutschen Bundesschießens in München am 24. Juli: Empfang des Siegers, **Emil Pachmayrs** (Traunstein), bei seiner Rückkehr nach Traunstein.

Ein Schachspiel mit lebenden Figuren: Vorführung des Spiels auf dem Marktplatz im Schachdorf Ströbeck (Bezirk Magdeburg) am 23. Juli anläßlich des Besuches der Teilnehmer am Jubiläumskongreß des Deutschen Schachbundes in Magdeburg. Hinter den Figuren, auf Stühlen, die beiden Leiter des Spiels.

Von der kürzlich veranstalteten Sportwoche im Seebad Zoppot (Freistaat Danzig): Kunstfahren des Danziger Radfahrerklubs auf dem Seesteg. — Rechts: Vom Internationalen Poloturnier in Frankfurt a. M., das in der Woche vom 24. Juli stattfand: Das Schweinestechen, ein besonders reizvolles Gymkhanaspiel. Die Teilnehmer müssen im Galopp das ausgestopfte Ebenbild eines Wildschweins mit dem Speer durchbohren.

Eine Modeschau am Strande des französischen Seebades Deauville: Links: Die Mannequins beim Vorführen der ...) Bade-kostüm aus alt-rosa Jersey mit gleichfarbigen Motiven und Fransen in Muschelarbeit, dazu passende Mütze. — (Rechts, ... n Gürtel.

Links: Eine deutsche Kirchenglocken-Weihe im südbrasilianischen Urwald: Die Gemeinde bei der Feier vor dem Schul- und Gotteshause ihrer jungen Siedlung Arroio do Meio (Rio Grande do Sul).

Rechts: Die am 23. Juli erfolgte Enthüllung eines Beethoven-Denkmals in Paris-Vincennes: Während der Feier.

Zum Thronwechsel in Rumänien: Links: Die feierliche Eidesleistung des neuen rumänischen Regentschaftsrates in Gegenwart der Abgeordnetenkammer und des Senats: Prinz Nikolaus (vorn), der Bruder des früheren Kronprinzen Carol, neben ihm die beiden anderen Mitglieder des Regentschaftsrates, Patriarch Miron Cristea und Budzugan, Erster Präsident des Kassationshofes, bei der Verpflichtung auf die Verfassung. Hinten an der Wand, links, König Michael. — Rechts: Von der Beisetzung König Ferdinands von Rumänien am 24. Juli in Curtea-de-Arges nach einer Trauerfeier in Cotroceni bei Bukarest: Hohe Offiziere erweisen dem Toten die letzte Ehre. Hinter dem Sarg König Alexander von Serbien (×).

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(12. Fortsetzung.)

An allem ist diese Bahn schuld, an allem! Sie hat uns verpestet und vergiftet. Wir können nicht mehr leben, weil die Bahn leben muß. Sie ist schuld, daß ich hier hänge, und daß meine Hände zittern. Sie ist schuld, daß mich das Alter frißt. Ich bin alt geworden durch die Bahn. Sie hat mir Knochen und Herz gebrochen. Ich bin tot, weil die Bahn leben muß." Zacharias Job rollte sich zusammen wie ein Igel, grub den Kopf in die Hände und wurde vom Weinen würgend überfallen. „Ich gehe nicht mehr fort von hier!"

Er kam gegen Abend über den Gletscher. Trottete wie ein Bär und sah nichts vom Farbenspiel des verglühenden Tages. Die Nacht lag zwischen den Stämmen, als er den Hochwald erreichte. Er war tot und ohne Stimme. Teufelsbart hing strähnig an Ästen. Horch, eine Drossel!

Job stolperte abwärts, nichts als Dumpfheit um sich und in sich. Job war leergesogen, müde gegrübelt und abgespannt vom Haß. Einmal blieb er stehen und drehte sich langsam im Kreise; hatte den Kopf eingezogen und pliente Baum und Berg und Himmel an mit eingesunkenen Augen, die ohne Verständnis waren für die Dumpfheit, die schläfrig drückend um ihn lungerte. Drüben lag sein Haus; eingerollt in das grüblerische Dunkel, ohne Tür und Fenster, wie ihm schien. Nur schwarzer, schlafender, brütender Klumpen. Zweiundsechzig Jahre, dachte er und starrte auf das Haus. Ihm war, als müßte es urplötzlich lebendig werden und mit glimmenden Augen davonkriechen wie eine Schildkröte.

Er ging nicht hinüber; er fürchtete sich vor seinem Haus, fühlte Qual, wenn er an Zimmer und Wände dachte und an Licht, das sein Heim beleuchten würde. Aus Ecken und Winkeln würde es ihm entgegengrinsen: Job, du kannst nicht mehr! Oh, ihr Gedanken, ihr Quälgeister; verfluchtes Gespinst! Er blieb unter den Stämmen und wußte nicht, wohin er sich wenden müsse. Als er an Dieffenbronner dachte, ging ein Schneiden durch seine Brust; Dieffenbronner durfte es nicht wissen! Nun galt es, zu verheimlichen.

Schließlich gab es ja noch einen Ausweg; schließlich konnte er ja hinauf und irgendwo im Firn einschlafen, um nicht mehr aufzuwachen. Dieser Weg blieb ihm doch. War es nötig, sich so zu quälen? Irgendwo hinauf und sich verkriechen wie ein Tier, das sein Ende fühlt und einen stillen Winkel sucht, um maßlos einsam zu verlöschen. Letzter Weg, der ihm offen blieb. Halleluja!

Da kam jemand zwischen den Stämmen daher. Stolperte pruschend aufwärts und stieß pfeifende Atemzüge von sich. Da kam jemand aus der Nacht, rannte die Füße gegen Baumwurzeln und brummte voll Unmut. Der Wald spuckte ein Wesen aus. Job schaute näher hin und erkannte bald die Umrisse eines Menschen.

„Holla!" rief er, und die eigene Stimme war ihm fremd. Ein Fluch, zwischen den Zähnen zerkaut, war die Antwort. Dann standen sie einander gegenüber, sinnlos glotzend und einer in des andern Fremdheit lauernd. „Das ist ja der Breitenmoser!" stieß Job endlich hervor, als er den Monteur erkannt hatte. Der stand immer noch und starrte den Sprecher an und war bösartig in Blick und Gebärde. „Wo willst du denn hin, Mensch, in der Nacht? Was suchst du hier?"

Da regte sich die schwarze Gestalt, ein Arm hob sich drohend, und dann kam es stotternd und mühselig gepreßt über die Lippen: „Das Mensch holen! Verstanden? Hinauf und das Mensch holen!" Der Mann gurgelte vor Grimm.

„Du bist ja betrunken! Du stinkst nach Schnaps, daß mir übel wird."

„Schnaps! Ich, Schnaps! Soll ich dir den Schädel einschlagen?" Er wankte und hob wieder die Faust. Speichel lief aus den Mundwinkeln, und die Augen wurden kugelig und quollen aus den Höhlen. Er brüllte den andern an: „Das Mensch holen! Verstehst du denn nicht? Mach' doch deine verfluchten Löffel auf! Wie weit ist's denn noch bis hinauf, hee? Du kennst doch diese Gegend, du trauriger Waldaffe!" Er schluckte und hielt sich an einem Stamm fest.

„Du bist ja von Sinnen; deinen letzten Verstand hast du im Alkohol ersäuft. Oh, über eure Bahn, über eure fürchterliche Bahn! Solche Lumpen wie du macht sie aus den Menschen. Solche Lumpen wie du schleppt sie uns in die Berge. Wo willst du denn hin? Hinauf? Weißt du, wie weit das ist? Sieben Stunden für einen Nüchternen. Aber du bist am Jüngsten Tag noch nicht oben."

„Wa — was für'n Geschwätz; mit deiner Gosche! Und wenn ich die ganze Nacht steige, aber ich muß sie zwischen den Fingern haben. Das Mensch, verstehst du, das Mensch! Jedes Haar muß ich ihr einzeln ausreißen."

„Da kommst du lange zu spät. Glaubst du, sie wartet hier, bis du Schnapsbruder hinaufkommst und sie einfängst wie ein Karnickel! Dummkopf! Sie ist mit dem andern längst über alle Berge. Das solltest du doch wissen." Job, dem selbst der Grimm in die Knochen fuhr, packte den Monteur am Arm und zog ihn vom Stamme los. „Hier setz' dich her, ich will —" Breitenmoser, schäumend und aufgewirbelt, wollte sich losreißen, aber der Bergführer hielt ihn fest und zwang ihn auf die Erde. „Hier sollst du dich hersetzen, sag' ich dir! Ich will mit dir plaudern, verstehst du mich? Der Zufall hat dich mir gerade so in den Weg gespien. Ich will mit dir plaudern, weil's mir jetzt so einfällt."

Job nahm den Rucksack ab, warf Seil und Pickel fort und setzte sich zu Breitenmoser auf die Erde. Der glotzte ihn dumm-hinterlistig an und verzog den Mund zu einem widerlichen Grinsen.

„Was hast du denn da bei dir? Strick und Hacke und Rucksack! Oha! Willst du Hasen fangen und Füchse ausgraben, hee? Mir soll's gleich sein; ich verpetze dich nicht. Aber — da — da pass' mal auf, daß sie dir — hupp! — nicht eins auf den verlausten Pelz brennen!"

Job hörte nicht auf das Geschwätz. Er stieß ihm hart vor die Brust und sprach eindringlich: „Weißt du denn nicht, wo deine Frau ist? Haben sie dir nicht erzählt, daß sie mit dem jungen Italiener über das Joch ist?"

„Jungen Italiener? Jungen I—talie—ner?" Er drehte den Kopf. „Den Giacomelli meinst du doch, was? Was flunkerst du mir denn da alles für 'n Dussel vor."

„Nicht Giacomelli! Buccalini! Kanntest du nicht den Buccalini, den jungen schwarzen Kerl mit den Ohrringen? Er ist mit ihr davon, und niemand holt sie zurück. Sie sind längst über die Grenze. Und der Giacomelli, weißt du, wo —?"

„Giacomelli!" unterbrach der Monteur den andern. „Ja, Giacomelli. Der ist's. Den muß ich haben. Der muß mir her, verstanden!" Er rieb die Finger und schüttelte die Arme.

„Den kannst du dir suchen! Der ist vom Erdboden verschwunden, und kein Mensch weiß, wohin. Ist einfach fort. Verschluckt. Irgendwo eingesackt. Was ist ein Menschenleben bei eurer Bahn! Mag der Kerl doch verreckt sein. Ha, ha, Teufel noch mal, man versündigt sich noch. Also hör' zu: Der Buccalini ist mit deiner Frau davon, und der Giacomelli ist verdunstet. Man hat allerlei Ahnungen, wenn man so 'n alter Kerl ist wie ich; man hat Vermutungen. Vielleicht hat der eine den andern verschwinden lassen. Na!"

Breitenmoser verstand ihn nur halb. Ihm ging jetzt auf einmal die Gewißheit auf, daß Lilla fort und für ihn verloren war. Es war sinnlos, sich noch weiter hinauf zu bemühen. Sie war fort, und ihn würde der Zorn fressen. Es kam wie Nüchternheit über ihn, als er dies überdachte. Er ließ den Kopf hängen und brütete.

„Fort!" lallte er, „fort!" Er wurde rührselig und fing zu jammern an. „Fort! Das hab' ich jetzt. Was soll ich denn anfangen? Ich kann doch nicht so herumstolpern und immer daran denken. Wo ist sie denn? Ich — muß sie — doch wiederfinden. Das — das — Mensch — die Lilla ist doch mein Eigentum. Man kann sie mir doch nicht einfach weg — nehmen? Hee, Job! Spitzmaus, alte, red' doch mal ein Wort."

„Kerl, fängst noch das Heulen an? Wenn so ein altes Trampeltier wie du ein junges Weib hat, dann hält er sie fest und warm und schlägt ihr nicht die Knochen aus dem Leib, wie du es gemacht hast, wenn du besoffen warst."

Breitenmoser wurde von seinen Vorstellungen überwältigt; er sah sie in den Armen eines andern liegen. Das Blut schoß ihm in den Kopf; er wollte aufspringen, aber Job hielt ihn zurück und stieß ihn auf die Erde. „Ich muß sie wiederhaben; ich muß mir — sie holen — ich habe sie — nicht geprügelt. Sag' noch mal, daß ich sie geprügelt hab', und ich hau' dir die Faust ins Gesicht, du scheeler Waldkauz!" Er wälzte sich auf der Erde, wühlte den Kopf ins Moos und gab heulende, schluchzende Töne von sich, die wie furchtbare Schläge durch seinen Körper zuckten.

Elender Anblick, dachte Job und wandte sich ab. Ein betrunkener Kerl, voll Schmutz und Gestank, wälzt sich hier auf der Erde und heult wie ein kranker Hund. „Mich ekelt's vor euch allen, ihr Lumpengesindel!"

Breitenmoser hob den Kopf; Haare hingen über die Stirn.

„Was sagst du? Ich — hab' dich nicht — verstanden."

„Nichts hab' ich gesagt! Nichts! Zum Ausspucken, wenn ein Kerl wie du das Heulen anfängt! Setz' dich mal, so! Ich muß dir da was erklären; ich muß dir da erst die Nase auf etwas stoßen. Wer ist denn schuld, daß du säufst? Soll ich dir's sagen? Die Bahn ist schuld! Wenn du den ganzen Tag Dreck und Öl und Eisen schlucken und atmen mußt, dann kommst du von selbst zum Saufen. Und wer ist schuld, daß deine Frau in die Binsen ist? Nur diese unselige Bahn! Wenn du zu Hause geblieben wärst mit deiner Lilla und müßtest nicht hier in den verwanzten Baracken lungern, dann hätte sie dir kein Teufel nehmen können. Aber den Tag über in der Hölle schuften und schaffen und nachts auf verdreckten Holzpritschen liegen: da soll ein

Mensch nicht verkommen und verludern! Hab' ich recht, oder hab' ich nicht recht?"

„Holzpritschen, ja! Und Dreck und Staub und Wanzen, ja! Ja, recht hast du! Aber, da muß ich schon sagen, daß ich keiner von den Schauflern bin; daß ich Obermonteur bin, jawohl, muß ich mir ausgebeten haben! Schau dir nur mal die Dinger an, die ich hingestellt habe."

„Jetzt steigt ihm noch der Bettelmannsgrößenwahn ins Hirn."

„Aber du hast recht! Die Bahn ist schuld an allem Unglück. Die feinen Herren, die oben sitzen und das alles so verpucht niederträchtig einrichten, sie saugen uns das Blut aus den Adern, und wenn wir morsch sind, dann können wir gehen!"

Job sah, daß der andere im rechten Fahrwasser war, und schürte das Feuer. „Ich bring's nicht in meinen Schädel, daß ihr euch so was bieten laßt. Und bei den traurigen Löhnen! Bei den Löhnen! Es geht, beim Henker, nicht in meinen Hirnkasten."

„Was sollen wir machen? Aber es rumort, sage ich dir! Es rumort schon lange. Sie haben's alle satt. Vielleicht, daß es doch bald mal losgeht."

„Man muß die Leute aufklären. Viele wissen's nicht, daß sie in der Hölle hängen. Man muß sie mit der Nase draufdrücken. Du bist doch der geeignetste Mann, Breitenmoser, um den Dummköpfen die Bretter vorm Schädel wegzunehmen. Du bist doch der Mann! Haben sie dir nicht alles genommen? Stehst du nicht da wie einer, dem kaum noch sein Hemd bleibt?"

Breitenmoser ließ den schweren Kopf auf die Brust baumeln und grübelte. Da wurde etwas wach in seinem Innern; eine Stimme regte sich. Die Worte des Führers schlugen Wurzel; aber ihm dämmerte auch irgendwie eine Erkenntnis, als ob der Fuchs, der an seiner Seite saß, ihn nur als Werkzeug gebrauche, um seinem eigenen Haß nachzugeben.

„Dir macht sie auch das Leben sauer, die Seilbahn, hee? Was sollen wir denn anfangen mit ihr, mit der verdammten Bahn? Was meinst du denn? In die Luft sprengen, was? Das würde dir so passen, hinterlistige Spitzmaus. Aber du hast recht; mich soll der Affe kratzen, wenn du nicht recht hast. Laß mich mal aufstehen! Du sollst mich mal aufstehen lassen!" Er richtete sich mühsam vom Boden auf und stand wankend auf beiden Füßen, halb noch in den Knien zusammengesunken, die Haare im Gesicht und den Blick stier geradeaus gerichtet. „Das kommt mir alles so schwindelhaft vor. Wo bin ich denn eigentlich? Da steckt doch irgendeine Gaunerei dahinter."

Zacharias Job sah die brennende Flamme und wollte sie nicht verlöschen lassen. „Alles in die Luft sprengen, ja! Das wäre eine Tat, die unserm Herrgott noch Spaß abgewänne. Komm, wir gehen hinunter. Ich habe keine Lust, nach Hause zu gehen. Mich juckt's, daß ich heute mal mit dir einen hinter die Gurgel jage. Komm, wir gehen in die Kantine. Was für Kalbsaugen du machst! Kerl wie du und läßt sich wie ein Ochse einspannen. Komm, sonst wird mir übel, wenn ich dich weiter anschaue." Er nahm ihn beim Arm und brachte ihn stoßend in Gang. Zwischen den alten Hochwaldtannen stiegen sie schwerfällig über die Steinerne Halde hinunter nach der Gletscher-Talstation.

In der Kantine hing der Tabakqualm wie stickiger Nebel. Lampen baumelten schwelend im Dunst, und der fade Geruch abgestandener Spirituosen mischte sich mit den Schweißausdünstungen schmutziger Kleider. Job hielt die Luft an. „Ääh! Hier stinkt's nach armen Leuten. Ich halt's nicht aus!"

An den roh gezimmerten Bänken saßen sie und tranken. Das Gewirr ihrer Stimmen verschmolz zu einem einzigen Brausen. Einige grölten auf, als sie den Obermonteur in Begleitung des Bergführers eintreten sahen.

„Komm, hau' dich hin!" rief Breitenmoser und schob sich plump in eine Bank. Job folgte und wurde angewidert von diesem Treiben. Am langen Tisch saßen ein Dutzend Arbeiter. Sie tranken Bier und Schnaps. Auch die anderen Tische waren besetzt. Sie schrien einander an im hitzigen Gefecht ihrer primitiven Meinungen. Viele spielten mit schmutzigen Karten; andere würfelten.

„Der da hat mir ein Licht aufgesteckt!" rief Breitenmoser und schlug Job derb auf die Schulter.

„Du hältst das Maul!" antwortete dieser und griff zitternd nach dem Bierglas.

Am Tisch sprachen sie über die große Sprengung und über die Gefahren, die damit verbunden waren. Ihre Köpfe waren rot erhitzt, und sie stießen mit den gebogenen Zeigefingern auf die Tischplatte.

„Wir gehen alle mal kaputt dran, sage ich. Es bricht uns über den Schädeln zusammen. Es schlägt den ganzen Schwindel in Scherben. Aber wir dürfen wieder vorne dran sein; die Herren sind außer Schußweite und warten ab, ob's uns die Knochen zerschlägt. Die Sprengung ist ein Frevel, ja! Sage ich! Wir sollten uns weigern."

„Wenn wir Männer wären!" rief ein anderer dazwischen. „Aber wir sind keine Männer. Wir sind vertrottelt. Wenn wir alle einig wären, würde diese Sprengung nicht gemacht."

Job hörte aufmerksam zu. Hier waren sie im rechten Fahrwasser. „Welche Sprengung meint ihr denn?" fragte er und schob den Oberkörper neugierig über den Tisch.

„Der Golm will den ganzen Berg beim Teufelstobel in die Luft sprengen!"

„Eine einzige Sprengung! Ausgemachter Irrsinn! Dem ist was in den Kopf gestiegen! Er ist närrisch!"

Ein junger Bursche sprach es und tippte den Finger auf die Stirn. Er hatte rötliche Haare, eine stumpfe Nase, und sein Gesicht war mit Sommersprossen bedeckt.

„Mußt du immer die Nase vorn haben, Lausbub! Kratz' dir erst mal die Schalen hinter den Ohren fort!" Ein Schmied, derb und grob, mit verwildertem Bart und grauen Kopfhaaren, rief es dem Jungen zu und hieb mit der Faust auf den Tisch. „Immer die Lausejungen! Nichts arbeiten und das ungewaschene Maul aufreißen! Ich sag' euch bloß das eine: Was der Golm in seinem Hirnkasten drin hat, das führt er auch aus. Und er sprengt euch auch den Berg weg, sage ich! Wenn er's im Schädel hat, sprengt er ihn weg, da könnt ihr krakeelen, soviel ihr wollt."

Sie schauten ihn grimmig an und waren angefüllt mit Zorn, da er nicht auf ihrer Flöte blies.

„Halt du's nur mit den Herren, du Schubiack. Sie werden dich dafür noch vergolden lassen. Oder sie setzen dir ein Denkmal, weil du so nach ihrem Gaumen bist. Wir aber lassen uns nicht unterkriegen. Wir stellen unseren Mann, wenn's sein muß."

„Wenn gesprengt wird," höhnte ein Arbeiter, der an Jobs Seite saß und die gelben Zähne zeigte, „wenn gesprengt wird, dann kann er sich ja vor die Sprenglöcher stellen und hurra rufen. Wir aber wollen unsere Knochen behalten."

„Einmal wird's zuviel! Einmal hat's ein Ende! Mensch bleibt Mensch und wird kein Tier! Sage ich."

„Kommt, weil wir uns die Zeit her alles haben gefallen lassen. Sie haben gemacht mit uns, was sie wollten. Was sind wir denn? Verdrecktes Viehzeug! Sage ich!"

„Was du schon sagst! Rennt euch nur die Köpfe gegeneinander! Es nützt ja doch nichts, und zuletzt habt ihr den Schaden."

Job mischte sich ein. Er fand keinen Anschluß an diese Menschen, die krakeelend um ihn saßen und die groben Hände um die Gläser gespannt hielten. „Wenn ich schon was sagen soll," sprach er vorsichtig tastend und Fühlung suchend, „wenn ich reden müßte, vom Anschauen natürlich, nur vom Anschauen: eine Hölle ist's! Ihr steht allzusammen in der Hölle. Und der Berg wird euch fressen, wie ihr hier sitzt. Er wird euch eines Tages alle fressen!"

„Das hat er uns schon hundertmal vorgekaut. Man kann nur drüber lachen."

„Aber eine Hölle ist's, da hat er recht! Und der Golm wird immer verrückter mit seinen Plänen."

„Und wo ist denn der Italiener? Irgendwo hängt er zwischen Steinen oder im Eis. Oder ist er verschüttet? Wer weiß! Die Bahn hat ihn geschluckt, wir wissen's nicht. Uns geht's auch noch so, wenn wir uns nicht wehren!"

Wieder hieb der Schmied auf den Tisch, daß die Gläser schwankten. „Dann wehrt euch doch, ihr Maulhelden! Aber ihr tut's ja nicht. Hockt nur immer ums Glas und kaut den alten Unsinn, den man schon tausendmal gehört hat, und der einem ellenlang zur Gurgel heraushängt. Immer das alte, dumme Geschwätz. Kommt noch mit Gleichheit und Brüderlichkeit, hää! Und quasselt vom Hungerlohn und vom Fluch des Kapitals! Und daß man sich organisieren muß und Front machen gegen den Kapitalismus. Wie viele Jahre plappert ihr schon davon? Zum Kotzen!"

„Ihm wird eine Extrawurst gebraten von den Herren. Sie schmieren ihm Spinnen aufs Butterbrot. Er ist gegen uns; wir sollten ihn hinauswerfen!"

Da lachte der Schmied dröhnend. Die Barthaare schoben sich auseinander, und zwei Reihen wuchtiger Zähne wurden sichtbar. „Kerl, dich nehm' ich in eine Hand und werf' dich durch die Türfüllung. Du Großmaul!"

Sie ereiferten sich mehr und mehr. Ihre Gesichter wurden aufgedunsen vor Erregung. Breitenmoser, von ihrer schreienden Runde wohltätig aufgesaugt, führte das große Wort und schimpfte auf die Bahn und ihre Leitung. Sie scharten sich um ihn und hörten ihm zu, wobei sie ihn schreiend und kreischend unterbrachen und Pest und Hölle auf alles herabwünschten. Die älteren Arbeiter waren besonnen und ruhig. Viele lachten über das Gerede und hielten sich zuletzt abseits; spielten Karten und würfelten.

„Wir haben Frau und Kinder. Was soll uns der Krawall! Was sollen uns Streik und Auflehnung! Dummheit. Lausbubendummheit."

„Wir sind eben mal Arbeiter! Kreuzteufel, wie sollen wir das denn ändern?"

Job, des Trinkens ungewohnt, war in Hitze geraten. Er freute sich, daß sie auf ihn hörten, und malte das Unglück aus, das die Bahn über Land und Menschen bringen würde. Sprach von den Toten, die der Bau schon gekostet hatte; von Lawinen, Hitze und Steinschlag. „Wo ist der Giacomelli?" fragte er und schaute sie der Reihe nach an. „Sucht ihn, wenn ihr Lust habt. Und wenn's euch packt. Wer fragt danach?"

„Er hat mir ein Licht aufgesteckt!" grölte Breitenmoser. „Er hat mir eins aufgesteckt. Wir werden ihnen schon eins drehen, daß sie alle zusammen die Maulsperre kriegen. Nur aufgepaßt, wenn alles in die Luft fliegt. Krumm bumm! Was, Job?"

Der Krakeel wuchs. Branntwein schürte. (Fortsetzung folgt.)

Blick auf den Hafen von Riga. Gemälde von Leo Michelson.

DAS FESTSPIELHAUS IN SALZBURG

Zur Eröffnung der diesjährigen Festspielzeit (30. Juli – 28. August)

„Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ — so sagte vor nunmehr zehn Jahren eine Gruppe von österreichischen Kunstfreunden, die sich in Salzburg, der schönen, traditionsreichen Bischofsresidenz und Musikstadt zur Gründung einer „Festspielhausgemeinde“ zusammengefunden hatten. Namen von Klang waren darunter: Richard Strauß, Max Reinhardt, Franz Schalk, Alfred Roller, Hugo v. Hofmannsthal.

Aber es hat lange genug gedauert, bis aus dem Planen Wirklichkeit wurde. Zwar begann man bereits 1920 mit den Festspielen, bediente sich einstweilen der von des Erzbischofs kunstsinnigem Entgegenkommen gern aufgetanen Kollegienkirche und des weiten Domplatzes als Spielstatt, aber erst weitere fünf Jahre danach konnte man mit Stolz und Befriedigung im eigenen Hause die Welt zum Theater laden, der Welt das „Welttheater“ vorspielen, so wie es Hofmannsthal scharf umrissen und Reinhardt mit seiner treffsicheren Darstellerschar ergreifend nachgeschaffen hatte.

Das neue Festspielhaus fand seinen Ort dicht unter dem hangenden Abfall des Mönchsberges, wo seit Jahrhunderten der Komplex der alten Reitschule thront. Ein riesiger flacher Hallenraum, mehrere kleinere Säle, dann ein weiter offener Hof mit rings den Fels durchsetzenden Galerien, alles aber in schon einigermaßen desolatem Bauzustand, das war das gegebene Rohmaterial — was die Bilder auf diesen Seiten zeigen, das ist daraus geschaffen worden. Auf des Architekten Hütter wertvollen Vorarbeiten weiterbauend, hat Professor Clemens Holzmeister ein harmonisch gefügtes Ganzes hingestellt, ein Festspielhaus, wie es in der Welt seinesgleichen sucht. Vom bühnentechnischen Standpunkt aus zwar noch nicht ideal eingerichtet — man wird erst allmählich allen diesbezüglichen Wünschen Rechnung tragen können — ist es jedoch in seiner räumlichen Anordnung und in der Gliederung seiner Architektur ein Meisterwerk geworden.

Durch Vorbauten und Erker, durch kraftvolle Portalgefüge wurde der nüchternen Außenfront Leben und Individualität verliehen, mit Hilfe einer kassettenartig wirkenden neuen Decke und diskret zurücktretender Galerien erhielt der Zuschauerraum Intimität und Konzentration. Foyers und Vorräume wurden in bewußtem Gegensatz leuchtend und frei gestaltet, und aus der kleinen Winterreitschule schuf man einen repräsentativen Festsaal von seltenem Glanze. Täfelungen und Balustraden, Treppen und Kronleuchter geben ihm ein solennes Gepränge und gipfeln in dem herrlichen, durch geschickte Restauration vor dem Verfall bewahrten Deckengemälde von Rottmayer. Es bildet den einzigen bildmäßigen Schmuck aus alter Zeit, der das Haus ziert, denn man hat für das übrige im weitesten Umfange zeitgenössische Künstler Österreichs herangezogen. Und man kann gern feststellen, daß sie alle es feinfühlig verstanden haben, den richtigen Ton zu treffen, der die Verbindung zwischen dem Heute und dem Einstmals herstellt, der weder vor den Kopf stößt noch altbacken wirkt.

Vor Anton Faistauers Wandfresken rings um die große quadratische Vorhalle möchte man stundenlang verweilen, um alle sinnvollen Einzelheiten darin auf den Grund zu studieren. Gobelins von Anton Kolig und Robin Andersen zeigen eine eigenartige Technik, denn sie sind nicht gewebt, sondern gemalt, wirken aber als Behang der Galerien und Saalwände prachtvoll dekorativ. Nicht zu vergessen sind auch Koligs farbenprächtige Mosaiks in der Vorhalle und die vielen kleineren kunstgewerblichen Einzelarbeiten.

Blickt man dann noch hinaus in die grandiose offene Sommerreitschule, die als gewaltiges Freiluftfoyer und als stimmungsvollstes Freilichttheater dienen kann, dann wird man es verstehen, warum jedes Jahr in den Festwochen des Augustmonats aus nah und fern, aus zwei Kontinenten die Freunde gediegener Kunst sich nach der Mozartstadt an der Salzach drängen.

Dr. Hans Böhm.

Die zum Festsaal umgestaltete kleine Winterreitschule mit dem wiederhergestellten Deckengemälde von Rottmayer im Festspielhaus zu Salzburg.

Nebenstehend: Ein Teil der neugestalteten Straßenfassade mit dem jetzt angefügten Vorbau.

Links: Der Zuschauerraum des Festspielhauses — Rechts: Blick von den Felsgalerien der offenen Sommerreitschule auf den großen Hof und die Hinterfront des Festspielhauses.

Links: Aus dem künstlerischen Schmuck des Salzburger Festspielhauses: Holzplastik „Zorn“ von Roland Bohr. — Rechts: Eine der Wände des großen Foyers mit den allegorischen Fresken von Anton Faistauer.

Anton Faistauer (in der Mitte stehend) mit seinen Mitarbeitern Kern, Bachmayer und Sturm-Skola beim Malen seiner Wandfresken im Foyer. (Phot. Ellinger, Salzburg.) — Nebenstehend: Schmiedeeisernes Gitter von Clemens Holzmeister aus dem Stadtsaal mit Emblemen des Theaters, der Musik und des Bischoftums.

„Kartenspiel.“ Gemalter Gobelin von Anton Kolig.

„Kain und Abel.“ Gemalter Gobelin von Anton Kolig.

(Sämtliche Abbildungen, außer Mitte rechts auf dieser Seite, nach Aufnahmen von Reiffenstein, Wien.)

„Friede.“ Holzplastik von Anton Podnigbauer.

Seltsame Erzeugnisse mittelalterlichen Kunstgewerbes: AQUAMANILEN

Aquamanile in Hirschform. 15. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.)

Die figürlichen Gießgefäße oder „Aquamanilen" gehören zu den „Kuriositäten" des Mittelalters. Sie erscheinen dem ersten Blick so ausgefallen, so grotesk, daß man sie anstatt einer christlichen Kultur lieber dem entlegensten Heidentum zuschreiben möchte. Wie verwundert es uns, zu erfahren, daß sie der höfischen Gesellschaft bei den Mahlzeiten, aber auch den Geistlichen in der Kirche bei rituellen Handwaschungen dienten. Sie waren ein notwendiges Meßgerät. Da ist denn so ganz das fabelfrohe, bei aller himmelstürmenden Religion naturfreudige Mittelalter.

Sie kommen von weit her, die Aquamanilen. Vielleicht haben erst die Kreuzzüge sie endgültig aus dem Orient dem Abendlande zugeführt. Auf die orientalische Herkunft weist neben geschichtlichen Belegen ja auch die ganze Art der Stilisierung, der Ornamentik, der Motive; z. B. die einander zerfleischenden Tiere, Drachen auf den Rücken von Löwen usw. Aber was im Orient noch zuweilen Magie und dunkle Symbolik sein mochte, das wird bei den kindlicheren Völkern des Westens zum märchenhaften Spiel. Welche Freudigkeit, welch übermütige Phantastik beherrscht das Mittelalter! Nur zu oft überflutet und überwuchert sie die Ordnungen, wie uns der Anblick der Wasserspeier und zahlloser Pflanzen- und Tierornamente in gotischen Domen — und eben unserer Aquamanilen lehrt. Da sind die naturfernen, aber mächtig eindrucksvollen Formen der romanischen Epoche, da spannt die expressionistische Gotik die Tierleiber, um schließlich in eine, wenn nicht affektierte, so doch graziös-elegante Manier einzumünden. Das Zeitalter des Turniers spiegelt sich in den großartigen Aquamanilen des Florentiner Museums. Die Gotik des 15. Jahrhunderts ist wiederum von einem unbekümmerten Naturalismus; das bedeutet in diesem Fall keineswegs photographische Naturähnlichkeit, sondern ein Herausarbeiten des Charakteristischen auf Kosten der schönen Form.

Es ist seltsam, wie noch in diesen scheinbar so entlegenen „Kuriositäten" sich die ganze Kunstgeschichte des Mittelalters spiegelt. Aber wir wollen nicht mit gelehrtem Auge auf ihnen verweilen; lachen wir über die grotesken Löwen und Hähne, Pferde, Hirsche und Reiter! Geben wir uns mit ungekünsteltem Vergnügen hin; sie sind nicht in gelehrten Studierstuben, sondern aus Übermut und Fabelfreude in den Werkstätten des Volkes geschaffen. R.

Reiterfigur als Gefäß. 15. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.)

Aquamanilen-Fabeltier. 12. bis 13. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.)

Löwen-Aquamanile. 15. Jahrhundert. (Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.)
Links: Der Ritter. 14. Jahrhundert. (Königliches Nationalmuseum in Florenz.)

Der Rathausbogen.

Marktbrunnen.

Blick auf den Marktplatz.

AUS HIRSCHBERG IN SCHLESIEN. NACH ALGRAPHIEN VON DORA SCHOLZ

Japans zukünftige Millionenstadt NAGOYA

Von A. Maecke, Lektor an der Handelshochschule zu Nagoya *

Die Neuzeit nach abendländischem Muster unmittelbar neben Gebäuden alten Stils: Das Warenhaus „Matsuzakaya“ mit Dachgarten und Aussichtsturm, der Riesenbau neben den kleinen Geschäftshäusern.

Die alte, bodenständige Architektur: Einer der vielen buddhistischen Tempel, wo sich beständig Hunderte von zahmen Tauben aufhalten.

In rasender Fahrt führt uns der Expreß von Kobe über Osaka, Kioto durch das Gebirge, den berühmten Biwa-See entlang in ungefähr fünf Stunden nach der größten Stadt Zentraljapans, nach Nagoya. Über 770000 Einwohner ergab die letzte Volkszählung, und noch immer wächst diese Stadt, die schon in alten Zeiten durch ihren Gewerbefleiß und ihren Handel bekannt und berühmt war. Wir nähern uns der Stadt von Norden. Soweit das Auge reicht, ein ödes, graues Meer von Ziegeldächern, hier und da von einzelnen Turmbauten überragt. In der Sonne glänzen die vergoldeten Delphine des alten Schlosses herüber; eine Unzahl von Fabrikschornsteinen zeugt von der lebhaften Industrietätigkeit der Stadt. Auf der Station herrscht ein reger Verkehr, ist doch Nagoya der Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnlinien, von denen eine direkt zum Hafen hinunterläuft, um den hier immer mehr anwachsenden Verkehr zu bewältigen. In den Hauptverkehrsstraßen reiht sich Laden an Laden, Geschäft an Geschäft. Alle diese Häuser sind meistens ein-, höchstens zweistöckig. Dazwischen schieben sich einzelne

Das Mutsuda-Haus, eins der zahlreichen modernen Gebäude Nagoyas.

Das Industrieviertel im Norden der Stadt. — Rechts: Blick auf die Stadt nach Norden hin.

Riesenbauten, Warenhäuser, Bankgebäude und sonstige Geschäftshäuser. Von der gesamten Stadtfläche sind ungefähr 50 Proz. mit Wohnhäusern bedeckt, 10 Proz. nehmen die Geschäftsviertel ein, 33 Proz. die Industrie, und der Rest harrt noch der Bebauung, die an den Stadtgrenzen mit ungeheuerer Schnelligkeit vor sich geht; schießen doch die Häuser bei ihrer leichten Bauart wie Pilze aus der Erde. Der Holzverbrauch steigt demnach von Jahr zu Jahr, und Nagoya ist Hauptstapelplatz für Bretter und Bauhölzer, die zum größten Teil aus Amerika kommen. Die Elektrische bringt uns in einer guten halben Stunde zum Hafen, der durch große Molen gegen Versandung geschützt ist. Beständig wird an seiner Verbesserung gearbeitet, und bis 1929 soll Platz für 55 Fahrzeuge geschaffen werden und Lademöglichkeit sogar für 15000-Tonnen-Dampfer. Auch hier weist die Statistik eine andauernde Steigerung des Verkehrs nach, und in gar nicht zu langer Zeit wird Nagoya, dessen Handel an fünfter Stelle steht, Osaka überflügelt haben. Im Export spielen Porzellan- und Tonwaren eine Hauptrolle, dann folgen Baumwollfabrikate und Garne. Für die geistige Bildung der Bewohner sind Schulen aller Art errichtet, von der Volksschule bis zu der Handelshochschule und Koto Gakko, die ungefähr unserem Gymnasium entspricht und zur Universität vorbereitet. Nagoyas Ehrgeiz geht dahin, selbst Universitätsstadt zu werden. Augenblicklich befinden sich etwa über 115 Europäer in Nagoya, von denen sehr viele den Missionen angehören. Deutsche Landsleute gibt es mit Frauen insgesamt 11. — In der Nähe Nagoyas liegen die größten Kraftwerke Japans. Daher kommt es, daß auch die kleinste Hütte mit elektrischem Licht versehen ist und in den Fabriken und größeren Werkstätten der Motor eine große Rolle spielt. So bietet Nagoya ein augenfälliges Beispiel für die erfolgreich vorwärtsstrebende Energie des gesamten japanischen Volkes.

Hinaus in die Ferne

Wandernde Jugend zur Ferienzeit

Ein Morgen in den Bergen.
Links nebenstehend: In der Frühe schallt der Weckruf über das Zeltlager.

Die Wandergruppe zum Weitermarsch bereit.

Im Kreis:
Erste Atzung im Zeltlager.

Wir fahren über die See.
Links nebenstehend: Rast auf der Wanderung.

Schwarzköpfl und Kleiner Bärenkopf, vom Karlinger Kees aus gesehen

Im Naßfeld, einem Zweig-Hochtal des Gasteiner Tals

Blick von der Ramseider Scharte auf die Tauern

DIE HOCHGEBIRGSWELT DER HOHEN TAUERN

AQUARELLE VON BRUNO RICHTER

Das Geheimnis des Sich-Findens

SKIZZE VON RODA RODA

I.

Herr Heimann rief Paul, seinen Neffen, zu sich und sprach: „Ich kann dir nicht länger verschweigen, lieber Junge, daß ich recht unzufrieden mit dir bin. Wie kann man nur so ohne Ziel und Zweck dahinleben?“

„Ich verstehe dich nicht, Onkel.“

„Man muß doch irgendwohin streben, etwas schaffen; neben Beruf und Körpersport noch eine geistige Richtung. Sieh zum Beispiel mich an: ich habe doch meine Forschungen.“

„Hm,“ machte der Neffe frech, „deine Forschungen! Bist eben ein alter Herr. Ich aber fühle mich nicht reif genug für derlei Liebhabereien. Man will Jugend, Schönheit, Kraft genießen, meinetwegen auch Wein, Weib und Gesang. Hast du's seinerzeit etwa anders gehalten?“

„Da muß ich bitten! In deinen Jahren habe ich vor allem gearbeitet.“

„Die Tanten berichten anders, Onkel Andreas. Aber zugegeben: du hättest gearbeitet, bist immer älter und reicher geworden. Wo bleibt da die ‚geistige Richtung‘?“

„Gemach, mein Junge! Ich habe damals Marken gesammelt. — Da gibt es nichts zu lachen. Briefmarken sind Dokumente der Zeitgeschichte...“

„... die man bequemer und noch falscher aus den politischen Wochenschriften lernen kann...“

„Ich habe das auch eingesehen. Darum ließ ich das Sammeln, als mir nur noch eine graublaue Walachei zu 81 Parale fehlte — und wurde Brieftaubenzüchter. — Ich bitte, da gibt es nichts zu lachen. Die Brieftaube ist sehr wichtig für den Meldedienst.“

„Aber leicht durch Briefkasten zu ersetzen.“

„Verzeihung — im Krieg nicht.“

„Vielleicht — aber wir haben keinen Krieg mehr.“

„Ich habe das ebensoschnell eingesehen wie du, lieber Paul, und einen Weg eingeschlagen, um der ganzen Menschheit zu dienen. Ich habe den Verein zur Unterstützung von Invaliden gegründet...“

„Ich weiß es, weiß alles. Den Verein zur Hebung des heimischen Handwerks, einen dritten zur Förderung des Fremdenverkehrs, zur Verschönerung der Stadt, zur Wiederbelebung Scheintoter...“

„Witze verbitte ich mir. Einen solchen Verein habe ich nie gegründet.“

„Schade, Onkel; er hätte ebensoviel erreicht wie die anderen.“

„Du hast einigermaßen recht, Paul. Warum habe ich aber nichts erreicht? Weil meine Mitbürger zu dumm sind. Daher arbeite ich jetzt an der Aufklärung der Menschheit. Ich bin ein Mann der Wissenschaft geworden.“

„Ah! Onkel Andreas — ein Mann der Wissenschaft!“

„Natürlich ist an ein Beherrschen aller Fächer nicht zu denken. Ich habe also ein bestimmtes gewählt — eben das interessanteste. — Sagte ich vorhin, ich hätte ein Fach ‚gewählt‘? Halte mich nicht für hochmütig, wenn ich behaupte, ich habe eine Wissenschaft gegründet: die Lehre von der Seelengravitation. Und ich kann dir versichern: Ich bin einem ‚Gesetz des Passens‘ auf der Spur, das eine Umwälzung der Soziologie bedeutet, der Psychologie — vielleicht der Naturwissenschaften überhaupt.“

„Donnerwetter, Onkel!“

„Ob du dein ‚Donnerwetter‘ nun im Spott oder im Ernst ausgestoßen hast, mir ist meine Sache verdammt wichtig. Laß auch du, Paul, mal ernst mit dir reden. — Sieh, Liebster, ich bin alt. Ich bin — leider Gottes — einsam mit meinen Gedanken... — fern sei es von mir, bitter gegen deine Tante zu werden — doch meine nächste Umgebung versteht mich nicht. Ich habe wohl vermocht, die Lehre der Seelengravitation zu entdecken — doch, kurz gesagt, deine Tante — und mein Alter — hindern mich, den Gesetzen der neuen Wissenschaft weit genug nachzugehen. — Ich bin nicht ehrgeizig, Paul; für die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, begnüge ich mich mit dem Ruhm des Begründers. Die Lehre auszubauen, überlasse ich einer jüngeren Kraft: dir.“

In diesem Augenblick ging Anna vorüber, Onkel Heimanns Tochter. —

„Verzeihung, Onkel — eine Sekunde“, sagte Paul — und weg war er.

II.

James Watt sah, daß sich die Klappe eines Teekessels durch die Kraft des Dampfes hob, und baute die Dampfmaschine. Galvani hängte ohne große Absicht Froschschenkel an einen Kupferdraht und wurde so Vater der Elektrizitätslehre. Senefelder schrieb ein Wäscheverzeichnis mit Seife auf eine Steinplatte und erfand die Lithographie. — Das waren reine Zufälle.

Onkel Heimanns Entdeckung aber ist das Ergebnis gezielter Überlegung. —

Herr Heimann hatte oft genug gehört und selbst beobachtet, daß zwei Menschen, die zum erstenmal zusammentrafen, einander entschieden anzogen oder abstießen.

Wenn alle Welt die Tatsache hinnahm, ohne nach einer Erklärung zu suchen — Herr Heimann gab sich nicht so leicht zufrieden. Er war begierig, den Dingen auf den Grund zu sehen. Warum haben sich die zwei ineinander verliebt, fragte er — und keine wissenschaftliche Lehre konnte ihm Auskunft darüber geben. Das eiferte ihn zur Forschung an. Warum hat sich Berta in Theodor vernarrt, der doch so häßlich ist? Alma in Peter, diesen Dummkopf? Selma in den Feigling Dolfi?

Herr Heimann grübelte und grübelte. Es war kein leichtes Thema. Zunächst betrachtete er die verschiedenen Fälle von Liebe im Familienkreis. Sollten hier seelische Werte wirken? Sie schieden vorweg aus: wo doch gegenseitige Sehnsucht oder Abneigung beim ersten Anblick des Paars entstanden war, ehe die Seele noch Zeit gehabt hatte, sich auch nur auf das leiseste zu regen.

Nein, der äußere Eindruck, der Menschenleib mußte gesprochen haben.

Und Andreas Heimann ging daran, die leibliche Erscheinung auf mathematische Formeln zu bringen. Er stellte Tafeln auf für Haar- und Augenfarben, Gesichtsformen; Nasentabellen; Verzeichnisse der Körpergröße, Muskelkraft, der Taillenumfänge. — Er ging in die Glacisalleen, wo sich die Liebespaare Stelldichein zu geben pflegten, notierte sich die Paare und erfuhr durch umständliches Ausfragen der Betroffenen, ihrer Schneider und Schneiderinnen die erforderlichen Maße.

Vergebens. Die Wirrnis schien undurchdringlich. Herr Heimann kam nicht weiter. Er wurde bloß einmal vom Theaterkassierer für ein altes Grautier erklärt, weil er angeblich die Braut des Kassierers zudringlich fixiert hatte, und Doktor Saller, der Zahnarzt, versprach ihm einen ewigen Denkzettel, wenn er Sallers Zusammenkünften mit Fräulein Nelli fernerhin noch nachspüren würde.

Wochen- und monatelang saß Herr Heimann über seinen Tabellen. Da, in der Nacht vom 23. zum 24. kam ihm die Erleuchtung — eben durch den Fall Saller-Nelli.

Drei Summanden sind es, die das gegenseitige „Finden“, die Anziehung zweier Liebender bestimmen: erstens die beiden Massen — nicht anders als in der physischen Welt; zweitens das Lebensalter, drittens die Gemütsanlage, ausgedrückt durch das Pigment a) des Haars, b) der Augen.

Ein Muster:

Dr. Saller:	Haar Nr. 2 (aschblond) . . .	2
	2 Augen Nr. 1 (grau) . . .	2
	Alter	30 Jahre
	Gewicht	84 Kilo
Nelli:	Haar Nr. 2 (aschblond) . . .	2
	2 Augen Nr. 5 (schwarz) . . .	10
	Alter	20 Jahre
	Gewicht	72 Kilo
	Zusammen	222

Herr Heimann ließ sich die Mühe nicht verdrießen, sprang aus dem Bett und untersuchte weiter:

Der Theaterkassierer (der ihn ein altes Grautier genannt hatte):

	Haar Nr. 1 (hellblond) . . .	1
	2 Augen Nr. 2 (hellblau) . . .	4
	Alter	31 Jahre
	Gewicht	75 Kilo
Seine dicke Braut:	Haar Nr. 3 (dunkelblond) . .	3
	2 Augen Nr. 3 (dunkelblau) . .	6
	Alter	20 Jahre
	Gewicht	82 Kilo
	Zusammen	222

Der Feigling Dolfi, der Einäugige:

	Haar Nr. 4 (braun)	4
	1 Auge Nr. 4 (braun)	4
	Alter	32 Jahre
	Gewicht	76 Kilo
Selma:	Haar Nr. 5 (schwarz)	5
	2 Augen Nr. 5 (schwarz) . . .	10
	Alter	25 Jahre
	Gewicht	66 Kilo
	Zusammen	222

Herr Heimann sah sich einem Naturgesetz gegenüber, einer Erkenntnis, die er gefunden hatte. Die Wonnen des Triumphes durchschauerten ihn in dieser großen Minute.

Herr Heimann blieb nicht auf der Schwelle stehen. Er schritt fort. Ins Innerste der Naturgeheimnisse; er maß, schrieb und suchte. Als er die Angelegenheit Peter-Alma nachrechnete, wurde er einen Augenblick schwankend. Er fand:

Peter:	Haar Nr. 5 (schwarz)	5
	2 Augen Nr. 5 (schwarz) . . .	10
	Alter	54 Jahre
	Gewicht	73 Kilo
Alma:	Haar Nr. 1 (hellblond) . . .	1
	2 Augen Nr. 1 (grau) . . .	2
	Alter	19 Jahre
	Gewicht	63 Kilo
	Zusammen	227

Herr Heimann sah die mühsam aufgebaute Lehre zusammenstürzen. Alle Liebespaare hatten bisher die „goldene Zahl des Passens" 222 ergeben — woher auf einmal hier 227 Einheiten? — Doch Herrn Heimanns Wissensdurst blieb nichts verborgen: Hatte dieser Racker von Peter sein weißes Haar (Nr. 0) schwarz (Nr. 5) gefärbt! — Das Gesetz des Passens war gründlich erwiesen.

Herr Heimann beschloß, hundert Fälle zu beobachten und dann ein Buch zu schreiben. Die Leute im Ort waren so verliebter Natur, daß er in einem halben Jahr soweit zu sein hoffte.

Es war ein mühseliges Stück Arbeit. Einen der verwickeltsten Knoten hatte er in dem Fall des Ingenieurs Wolf mit Fräulein Krause zu lösen. Folgende Zahlen lagen vor:

Der Ingenieur:	Haar Nr. 3 (dunkelblond) . .	3
	2 Augen Nr. 3 (dunkelblau) . .	6
	Alter	31 Jahre
	Gewicht	79 Kilo
Edit Krause:	Haar Nr. 4 (braun)	4
	2 Augen Nr. 4 (braun) . . .	8
	Alter	23 Jahre
	Gewicht	65 Kilo
	Zusammen	219

Wiederum nicht 222. Herr Heimann zerbrach sich lange den Kopf. Endlich verriet ihm eine Freundin Edits die Wahrheit: Die Braut hatte drei Sommer ihres Lebens verschwiegen.

Bei Theodor und Berta ging es nicht zusammen — da hatte Theodor knapp vor dem Wägen — am frühen Morgen! — sechs halbe Bier getrunken. Eine Fehlerquelle, die Herrn Heimann nicht lange verborgen blieb. — Desto rätselhafter ließ sich der Fall Xaver Hinterhuber-Rosa Cohn an. Ihre Summen ergaben 207, und dabei blieb es, trotz den gründlichsten Nachprüfungen. Einige Tage darauf ließ Hinterhuber Fräulein Rosa sitzen, weil sie nicht zu ihm passe. — Herr Heimann beschloß, diesem kleinen Roman ein Kapitel seines Buches zu widmen.

Der Kirchenvorsteher stand in Briefwechsel mit einer ihm persönlich unbekannten Dame, die ein Heiratsgesuch ins Tageblatt gerückt hatte. Er hörte von Heimanns „goldenem Gesetz" und fragte den Entdecker im Vertrauen um Rat. Onkel Andreas rechnete nach den vorgelegten Daten aus, daß dem Glück des Werbers nichts im Wege stünde, wenn die Dame nicht zwei, sondern nur ein Auge Nr. 3 (dunkelblau) hätte. Richtig gestand die Dame ihr Glasauge ein, und der Herr Kirchenvorsteher lebt nun in friedlichster Ehe mit ihr.

III.

Die Amseln sangen im Gartengrün, vorwitzige Bienen umsummten ein Honigbrot, das Frau Katharina ihrem Andreas zum zweiten Frühstück bereitet hatte — Onkel Andreas sah und hörte nichts; er rechnete immerzu an der „goldenen Zahl des Passens".

Verrucht und verflucht! In sieben Fällen hatte alles wundervoll geklappt — seither wollte das Ding um keinen Preis mehr stimmen.

In seinen Nöten hatte Herr Heimann einen gewagten Schritt getan. Er hatte alle Bedenken niedergekämpft und im Gefühl der eigenen Ohnmacht die Tabelle an Dr. Theiner geschickt, den berühmten Soziologen und Eugenetiker — mit der Bitte, der Gelehrte möchte sein Urteil abgeben über das Rätsel, wieso 93 Paare entgegen dem Heimannschen Gesetz der Seelengravitation in glücklicher Ehe leben.

Daß ein Gesetz in diesen Dingen waltet, ist sonnenklar. Nichts auf Erden geschieht willkürlich. Daß Onkel Andreas das Gesetz gefunden hatte oder doch nahe daran war, es zu finden — das zu bezweifeln, verboten die sieben ersten zutreffenden Fälle.

„Ach, ich werde noch wahnsinnig", rief er und raufte sich das Haar.

Tante Katharina war ungehört in die Laube getreten und stemmte die Fäuste in die Hüften.

„Du wirst wahnsinnig? Wenn du es nicht schon bist, mein Lieber! Iß dein Honigbrot und laß die hirnlosen Berechnungen! Ich fange an zu glauben, was die ganze Stadt offen spricht: daß du ein ausgemachter Narr bist."

„Weib! Respekt vor der Wissenschaft!"

„Wissenschaft!" höhnte Frau Katharina. „Den jungen Damen nachspionieren — nennt er ‚Wissenschaft'. Kümmere dich lieber um deine Frau und dein Kind!"

„Sie sind versorgt."

„Oh, gewiß, Anna ist versorgt. Dein sauberer Neffe Paul . . ."

„Was sagst du?"

„Na, daß die zwei dem Beispiel ihres Vaters und Onkels folgen und ebenso wie er in den Alleen rumschleichen."

„Paul? — Anna?" fragte Herr Heimann mit ungläubigem Lächeln. „Warte einmal! Die zwei, sagst du, sind verliebt ineinander?"

Paul:	Haar Nr. 5 (schwarz)	5
	2 Augen Nr. 5 (schwarz) . . .	10
	Alter	25 Jahre
	Gewicht	81 Kilo
Anna:	Haar Nr. 4 (braun)	4
	2 Augen Nr. 4 (braun) . . .	8
	Alter	18 Jahre
	Gewicht	67 Kilo
	Zusammen	218

„Käthchen, hier hast du es schwarz auf weiß — es ist nicht möglich."

Frau Katharina brummte etwas von Albernheiten und schritt dem Wohnhaus zu. — Eben näherte sich Paul der Laube des Onkels und pfiff sich eins; er bekam ein so zorniges Augenfunkeln von Tante ab, daß ihm die Lust zum Pfeifen allsogleich verging.

Kaum war aber die Tür des Hauses hinter Tante ins Schloß gefallen, als Paul das Signal „Attacke" anstimmte und auf die Laube Sturm lief. Erst knapp vor dem Onkel hielt er, setzte ein diplomatisches Lächeln auf und begann:

„He, Onkelchen, guten Morgen Onkelchen! Immer bei den Forschungen?"

Onkelchen knurrte.

„Fleißig früh und spät? Ja, die Männer der Wissenschaft!" fuhr Paul fort, mit unbeirrbarer Freundlichkeit.

Onkel Andreas setzte sich mit einem Ruck gerade, nahm seine Brille und blickte dem Neffen bohrend in die Augen.

„Hör' einmal, Paul, du hast am allerwenigsten Grund, mich zu uzen. Verstanden?"

„Uzen, Onkel? Ich?" rief der Junge entrüstet. „Ganz im Gegenteil. Ich habe über deine Worte von unlängst viel nachgedacht. Wie konnt' ich nur bisher so ohne Zweck und Ziel dahinleben? Ohne Streben, etwas zu schaffen, was nicht rein auf Erwerb gerichtet ist?"

„Zunächst muß man doch wohl auf Erwerb bedacht sein, lieber Paul. Den hast du aber noch nicht", entgegnete Onkel Andreas gereizt.

„Bitte, ist nicht meine Schuld. Wenn ich ein Stück Land hätte, solltest du sehn, daß ich wirtschaften kann. Gelernt hab' ich es ja — aber was nützt mir alle Weisheit, wenn ich das Feld nicht habe, sie zu verwerten? Darum habe ich beschlossen, ein Fach zu wählen, auf dem man ohne Kapital Großes leisten kann: ich will Conubiologie treiben."

„Wie, bitte? Conu . . .?" stammelte der Onkel fassungslos.

„Jawohl, Conubiologie. Kommt vom lateinischen „conubium", die Ehe. Die Wissenschaft vom Zustandekommen glücklicher Ehen. Die Lehre von der Seelengravitation, der ‚goldenen Zahl des Passens'."

„Bist du bei Trost, Paul? Verstehst du denn etwas davon?"

„Bewahre! Du sollst mich eben einweihen."

Als Onkel Andreas drei Stunden damit verbracht hatte, seinem Neffen das „Gesetz des Passens" zu erklären und die „goldene Zahl", mußte Paul gestehen, daß er sich die Geschichte so einfach gar nicht vorgestellt hatte.

Der Onkel lächelte. „Alle großen Wahrheiten sind einfach — wie das Ei des Columbus."

„Meiner Treu, Onkel Andreas, du bist ein überragender Geist. Ich bin stolz darauf, dein Neffe zu sein und dir bei Ausbau des Gesetzes Handlangerdienste leisten zu dürfen."

Onkels Stirn zog sich in Falten. Mit dem Ausbau hatte es seine guten Wege. Eine dünne Scheidewand, die Herrn Andreas von der Erkenntnis trennte, hatte allen Mauerbrechern widerstanden. Wenn es Dr. Theiner ebensowenig gelang — dann . . . Was dann?

Paul war hoffnungsfreudiger.

„Die Schwierigkeit ist nur scheinbar, Onkel. Sieh, die meisten Menschen, sicherlich 90 von den 93, die nicht stimmen wollen, sind nicht in ihrem natürlichen Ernährungszustand. Untersuchen wir einmal dich und Tantchen:

Du:	Haar Nr. 0	0
	2 Augen Nr. 1 (grau)	2
	Alter	60 Jahre
	Gewicht	56 Kilo
Tante:	Haar Nr. 1 (hellblond) . . .	1
	2 Augen Nr. 1 (grau)	2
	Alter	43 Jahre
	Gewicht	55 Kilo
	Zusammen	219

Die Piazzetta di S. Marco in Venedig. Radierung von Paul v. Schlippenbach.
(Aus dem Kunstantiquariat Arthur Merkel, Berlin.)

Ihr seid aber doch unbestritten ein glückliches Ehepaar. Nun härmst du dich zuviel wegen deiner Lehre — das kostet dich 2 Kilogramm, und Tante ärgert sich darüber 1 Kilogramm weg. Ich wette, wenn du dein Rätsel gelöst hast, wiegst du 58 Kilo, sie 56, und die ‚goldene 222‘ ist da."

„Es mag etwas daran sein", sprach der Onkel sinnend. — Er rechnete nach und fand, daß die allermeisten Menschen zu dick oder zu mager sind, um glücklich zu werden. Bei einigen, die viel zu leicht wiegen — je nun, da wird das Glück erst in drei, vier Jahren einziehen, wenn sie älter geworden sind.

„Das nennen die denkfaulen Leute dann: sich aneinander gewöhnen", rief Paul begeistert. „In Wahrheit ist es nichts als die Annäherung an die ‚goldene Zahl‘."

„Paul — du bist ein Prachtjunge!" schrie der Onkel. Es war wie eine Offenbarung über ihn gekommen. „So ist es. Die ‚goldene Zahl‘ besteht, doch die Leute sind zu alt und zu jung, zu mager und zu dick dazu!"

„Wir wollen gleich eine Probe darauf machen, Onkel. Da ist zum Beispiel Anna: Haar Nr. 4, ich: Haar Nr. 5."

„Laß das", unterbrach der Onkel. „Ich habe schon nachgerechnet. Summe: nur 218."

„Onkelchen, du irrst offenbar. Wo gibt es einen, der zu Anna so gut paßt wie ich?"

„Schlag dir's aus dem Kopf, Paul; es geht nicht."

„Sieh, Onkel — ich habe was gelernt, ich gäbe einen tüchtigen Landwirt ab — Anna ist deine einzige Tochter ... Wenn du ihr etwa deine Meierei überließest — du bist alt genug zum Ausrasten — eh, zum wissenschaftlichen Streben wollt' ich sagen. Wer weiß, was du noch alles erreichst, wenn du dich ganz der Seelengravitation widmest."

„Es geht nicht", sagte Herr Andreas unbeugsam. „Die goldene Zahl, lieber Neffe!"

„O doch! Sehen wir die Sache nochmals an: Anna: Haar 4, Augen 8, Alter 18, Gewicht 67 ..."

„Schon gut, das macht 97. Aber du, Paul: Haar 5, Augen 10, Alter 25, Gewicht 81 — zusammen 218."

„Oho, Onkel! Ich wiege nicht 81, sondern 85 Kilogramm, und es sind zusammen 222."

„Nein — 81."

„Nein — 85."

„Auf die Wage!"

„Ja, auf die Wage, Onkel!"

„84", las der Onkel ab.

Anna war herangeschlichen.

„Denkt keinesfalls daran, Kinder, es geht nicht. Ein Kilogramm fehlt."

Paul zwinkerte Anna an. Sie verstand ihn sogleich — wahrscheinlich lag eine tückische Verabredung vor. — „Papa, lieber Papa", rief sie — „Onkel, teuerster Onkel", rief er — und beide hängten sich Herrn Heimann an den Hals, bis ihm der Atem ausging.

„Ich habe sie so lieb!" — „Er ist so brav und gut!" — „Wir sterben, wenn wir einander nicht gehören können."

Da machte sich Herr Andreas frei, keuchend, und entschied: „Es gibt zusammen 221. Ihr müßt ein halbes Jahr warten — und damit basta."

Sie küßten einander ab, sie küßten Herrn Andreas, sie lachten und weinten und umarmten einander stürmisch.

„Au!" schrie Anna plötzlich, „was hast du denn da?"

„Pst!" machte Paul.

Onkel Andreas war davongegangen. — Paul zog einen Bügelstahl hervor und sagte: „Siehst du — hätte ich vor dem Wägen statt dieses kleinen Dings von drei Kilogramm — einen größeren Bügelstahl in die Tasche gesteckt — von vier Kilogramm — wir hätten nicht einmal dieses eine Halbjahr zu warten brauchen."

Onkel Andreas kam sogleich zurück. Er hatte einen Brief von Dr. Theiner in der Hand, der das „Gesetz des Passens" für baren Unsinn erklärte.

„Sag', Paul, bist du derselben Ansicht?"

Paul klopfte dem Onkel auf die Schulter.

„Gelehrtenneid, Papa, Gelehrtenneid — nichts weiter. Laß dich dadurch keinen Augenblick beirren."

ZWEI MÜNCHENER MALERN ZUM GEDÄCHTNIS

Bei der Waldfrau.

Zwei Münchener Maler, beide den Lesern dieser Zeitschrift aus manchem wertvollen Beitrag wohlbekannt, sind in München am gleichen Tage, am 23. Juli, verstorben: Professor Josef Wopfner und Professor Karl Hartmann. Sie haben im Leben nicht viel mehr gemeinsam gehabt, als daß beide seit vielen Jahren gleichermaßen die bildsame Atmosphäre der Kunststadt München umgab, daß beide der gleichen Vereinigung, nämlich der Münchener Künstlergenossenschaft, angehörten, und daß man beide mit ihren Werken im Kunstverein und im Glaspalast anzutreffen pflegte.

Prof. Karl Hartmann.

Josef Wopfner, der im 85. Lebensjahr stand, war ein gebürtiger Tiroler; das schöne Schwaz im Inntal, das Wopfner später zum Ehrenbürger ernannte, war seine Heimat. In viel höherem Sinne aber war eine andere Landschaft, ein anderer Fleck Erde seine Heimat: das wunderselige Eiland im bayerischen Chiemsee, die Fraueninsel. Ehe Josef Wopfner hier die Lieblingsstätte seines Verweilens und seiner Motive fand, hatte er sich überall im bayerischen Alpenland und im Vorland der Berge umgetan. Er war am Walchensee daheim, ist auf Berge gestiegen und in den weiten Mooren der Schönheit intimer Landschaft nachgegangen; er hat viel illustriert und auch dem Schwarz-Weiß malerische Wirkungen abgewonnen. Daß er, einst ein Landschafts- und Staffagemaler von der Art Adolf Liers, des Begründers des Paysage, intim werden würde, hatte er nicht gedacht, als er an der Münchener Akademie seine Studien begann. Denn da hatte er in Karl Pilotys Atelier gestanden, auch er geblendet von der Großartigkeit der Historie und von dem Pathos der ausladenden Gebärde dieses Meisters. Aber er fand sich bald. Es läßt sich nicht feststellen, wie weit bei dieser Einkehr in sein eigenes Wesen sein Freund Wilhelm Leibl durch Vorbild und Zuspruch mitwirkte. Es war Wopfner nämlich vergönnt, diesem größten deutschen Maler seiner Zeit während dessen Akademiestudien nahezutreten. Zu dem berühmten „Kreis“ um Leibl gehört Wopfner also nicht; seine Beziehungen zu ihm datieren aus früherer Zeit, ehe Leibl nach Paris ging.

Prof. Josef Wopfner.

Der spätere, greise Wopfner war der Chiemsee-Maler schlechthin. Er hat „seine“ Insel und ihre Menschen in allen Stimmungen gemalt. Aber er war nicht nur der Chimsee-Maler, nicht nur der Jahreszeiten- und Stimmungschronist der Insel, sondern war ihr auch menschlich aufs innigste verbunden. Eigentlich hätte man ihm auf dem Friedhof der Insel das Grab bereiten müssen, dort, wo die getreuen „Insulaner“ Max Haushofer, Lugo und Wilhelm Jensen, der Dichter, einer fröhlichen Urständ entgegenharren. Indessen kamen die Frauenwörther wenigstens nach München herein, um ihrem Wopfner die letzte Ehre zu erweisen, und der Fähnrich der Fischerzunft senkte über dem Grab auf dem südlichen Friedhof die umflorte Fahne, deren Bild Wopfner, der Ehrenbürger von Frauenwörth, gemalt hatte als Zeichen der unauflösbaren Verbundenheit mit den Inselmenschen, die ihm mehr waren als „Modelle“.

Hartmanns, des wesentlich jüngeren Künstlers, Leben und Wirksamkeit standen weniger in Licht und Sonne, in Glanz und Ruhm als Wopfners Tag, obschon er sich in München herzlicher, echter Wertschätzung erfreute, gute Freunde und Bewunderer besaß und auch jener äußeren Erfolge und Auszeichnungen teilhaft wurde, die ihm diese Wertschätzung bestätigten: Der Titel eines bayerischen Professors wurde ihm verliehen, und der bayerische Staat und auch außerbayerische öffentliche Galerien erwarben Gemälde von ihm. Erschien eine seiner Kollektionen im Münchener Kunstverein, so war es immer ein Vergnügen, man durfte eine malerische Delikatesse erwarten. Vor das Grün des landschaftlichen Fonds oder eines Gartens setzte er Gestalten in gehaltener Farbigkeit. Der koloristische Klang Grün-Rot-Blau sagte ihm besonders zu, ihm gewann er schönste Nuancen ab. Kinder und ländliche Gestalten bevorzugte er. Überall mußte die Sonne hereinblitzen. Und dies geschah nicht etwa allein eines malerischen Effekts willen, sondern war sozusagen Ausdruck seiner Weltanschauung, die heiter und bejahend gewesen.

Georg Jacob Wolf.

Durstig.

Nebenstehend: Ernte.

BEISPIELE AUS DEM SCHAFFEN DES MÜNCHENER GENREMALERS PROF. KARL HARTMANN †

Spätsommer am Chiemsee.

Heuernte am Chiemsee.

ZUM TODE DES CHIEMSEE-MALERS PROF. JOSEF WOPFNER: BEZEICHNENDE WERKE DES KÜNSTLERS

Wissen und Leben

Ein Stahlelefant geht über das Wasser: Englische Tanktruppen beim Überqueren eines Flusses auf eigens dazu hergestellten Übergängen während eines Manövers.

Jeder Automobilist sein eigener Fährmann: Überfahrt im Neuyorker Hafen auf einer Mietfähre, die mit Hilfe eines einfachen Verfahrens gleich durch den Automobilmotor angetrieben wird.

Film und Mode. (Hierzu die Bildertafel auf nebenstehender Seite.) Zu allen Zeiten und bei jedem Volke ist das Kleidungsstück das Spiegelbild einer bestimmten Kultur und Sittenperiode gewesen. Betrachten wir nur einmal die Frauenbildnisse früherer Epochen! Sie lassen erkennen, daß die damaligen Künstler jede Einzelheit des Kostüms im Porträt wiedergegeben haben, und zwar mit einer Sorgfalt, die mitunter den Eindruck erweckt, als wäre dieses oder jenes Bild nur der Kleidung wegen gemalt worden. In der Regel sind diese Gemälde nun von einer Starrheit umfangen, daß erst die Bewegung die Eigenart der Trachten zur Geltung bringt. Da ist es der Film, der die verschiedenen Modetypen vergangener Jahrhunderte wieder zu neuem Leben erweckt und sie uns im bewegten Bild vor Augen führt. Gerade im Film spielt die Mode eine außerordentlich große Rolle, und der Filmfabrikant weiß sehr wohl, welche Bedeutung er ihr beizumessen hat. Wie hier überhaupt alles das, was Frauen gern haben, von Erfolg gekrönt ist; denn drei Viertel der Kinobesucher entfallen auf das weibliche Geschlecht. Dieser Tatsache muß also Rechnung getragen werden. Ein Film, der außer einer spannenden Handlung auch das Ästhetische, das „Gut-Angezogen-Sein" der darin auftretenden Personen betont, wird volle Kassen bringen, denn er trifft den Geschmack der Frau, die überdies für modische Dinge immer Geld zum Ausgeben hat. Mag auch der Inhalt des Stücks bedeutungslos sein, schon ein paar elegante Toiletten können mitunter genügen, den Film „sehenswert" zu machen. Kein Wunder daher, wenn die meisten Regisseure, die Gesellschaftsfilme inszenieren, an einer Modenschau nicht glauben vorbeikommen zu können. Eine der wichtigsten Eigenarten der Mode ist ja nun, daß sie sehr rasch wechselt. Diese fortwährende Änderung des Geschmacks zeigt uns schon heute der Film, wenn wir mal ein paar ältere Stücke zu sehen bekommen. Die Mode, die Art der Kleidung, ist zum Zeitmesser für das Alter eines Films geworden. Filme, die in der Vorkriegszeit gedreht wurden, werden heute vom Großstadtpublikum belächelt, weil die langen Kleider und ihre Form in unseren Tagen schon „komisch" wirken. Für den Fabrikanten entsteht nun die Frage, ob es eine Möglichkeit gibt, der Kleidung im Film etwas Zeitloses zu geben, damit der Film unabhängiger von den Launen der Tyrannin Mode wird und nicht zu schnell veraltet. Die Antworten dürften die Künstlerinnen vielleicht dahingehend zusammenfassen, daß das Kleid jeweils der individuellen Einstellung der Trägerin zu entsprechen hat. Rein praktische Gesichtspunkte können auf dem Gebiete der Mode niemals eine brauchbare Lösung erzielen. Deswegen muß es mehrere Grundformen und Varianten geben, die Gelegenheit bieten, sich, ganz nach Wahl, so am besten zur Geltung zu bringen, wie es der Bereicherung der Ausdrucksform entspricht. Der kurze Rock ist schließlich nichts anderes als eine Begleiterscheinung der sportlichen Betätigung der Frau. Mag er am Abend auch der Bewegungsfreiheit, die die gegenwärtigen Modetänze beanspruchen, dienlich sein, braucht er doch deswegen nicht ebenfalls bei der großen Toilette, beim Abendkleid Verwendung zu finden. Besucht denn der Herr eine Abendgesellschaft in Knickerbockers? Selbst das extravagante Amerika ist bereits zur besseren Einsicht gelangt: Der kurze Rock behält sein Recht am Tage, beim Sport und auf der Straße, doch bei der Abend- und Gesellschaftstoilette ist man zum längeren Kleid zurückgekehrt. Diese Tatsache lassen auch die neueren amerikanischen Filme ausnahmslos erkennen. Otto Behrens.

Württembergs erstes Hochhaus: Das neue, elfstöckige Gebäude des Hauptpaketpostamts in Stuttgart, das im Oktober dem Verkehr übergeben wird.

Hausanstrich in amerikanischem Eiltempo: Flächenbemalung mittels eines neuen Spritzverfahrens, das die Vorteile der Geschwindigkeit, Gleichmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit verbindet. Dieses das Handmalen ersetzende Spritzsystem kann auf beliebigem Grunde bei Gebäuden, Eisenbauten, Schiffen usw. angewendet werden.

Mond und Saturn. Seit dem frühesten Altertum hat man den Zusammenkünften der Wandelsterne besonderes Interesse entgegengebracht, und noch heute verfolgt der Liebhaber des Stern-

Film u. Mode

Bebe Daniels, beliebter amerikanischer Filmstar, trägt ein Stilkleid aus weißem Tüll; dazu einen Fächer aus weißen Straußfedern.

Links nebenstehend:
Greta Garbo, eine bekannte amerikanische Filmschauspielerin, mit einem Cape aus Hermelin-Kanin mit Chinchilla-Kanin.

Rechts nebenstehend:
Pola Negri, die bedeutende Filmdarstellerin, bevorzugt lange Gesellschaftskleider: Abendkleid und Hermelinmantel mit Weißfuchskragen. (Phot. Parufamet.)

Links: Blanche Sweet, ein neuerer Stern von Hollywood, in einem duftigen langen Abendkleid. (Phot. Parufamet). — **Rechts:** Auch Olga Tschechowa, die gerngesehene deutsche Filmkünstlerin, liebt lange Gesellschaftskleider: Oben anliegendes, unten glockenförmiges Taftkleid. (Phot. Greenbaum-Film.)

Links: Die künftige Riesen-Sonnenuhr in Drontheim (Norwegen): Entwurf zu dieser größten Sonnenuhr der Welt, bei der eine auf dem Marktplatz stehende hohe Säule als Schattenwerfer dient; das Zifferblatt soll in Form von Metallplatten in das Pflaster eingelegt werden. — Rechts: Zur Hochsaison des Walfangs: Ein kleinerer Fänger, der als Zubringer gefangene Wale an das Mutterschiff abliefert.

himmels diese Ereignisse mit großem Eifer. In seinen Gesprächen mit Eckermann hebt Goethe in Dornburg 1828 einmal hervor, wie er oft vor Tagesanbruch wach sei und im offenen Fenster liege, um sich an der Pracht der zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken. Besonders enge Zusammenkünfte oder Konjunktionen der Wandler untereinander sind verhältnismäßig selten. In einer stark astrologisch orientierten Zeit erwartete man von ihnen mitunter gefährliche Auswirkungen. Ein lehrreiches Beispiel dafür bildet die Zusammenkunft von Mars, Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische, während Venus dem Dreigestirn auch nicht fern stand, am 5. Februar 1524. Man fürchtete damals das Hereinbrechen einer neuen Sintflut. Heute erquickt uns die Schönheit dieses kosmischen Schauspiels, in besonders hohem Maße, wenn es sich um die interessantesten Gestirne handelt, die das bewaffnete Auge im Kosmos überhaupt erforschen kann. Jeden Freund des Sternhimmels interessiert es bei einem Sternwartenbesuch gewiß hauptsächlich, den Planeten Saturn mit seinem großen Ringsystem zu sehen und, wenn auch nur im Geiste, eine Wanderung über die Gefilde des Mondes zu unternehmen. Am 10. Juli dieses Jahres bot sich nun die ungewöhnlich seltene Himmelserscheinung: Saturn und Mond gleichzeitig im Gesichtsfelde des Teleskops. Auf seinem Laufe durch den Tierkreis zog der Mond mit etwa dreiviertel gefüllter Scheibe an dem Planeten Saturn dicht vorüber. Für das unbewaffnete Auge kam der Mond dem Saturnstern dabei so nahe, daß die Lichtkränze beider zusammenzufließen drohten. Welch gewaltigen Kontrast bilden diese beiden Welten, wenn wir sie ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach vergleichen! Der ringumkränzte Saturn, ein noch werdender Wandler, der in seinem Aufbau dem lockeren Gefüge des Tagesgestirns verwandt ist, wenn er auch nicht mehr eigenes Licht auszusenden vermag. Und unmittelbar neben ihm der Erdbegleiter, der „Kirchhof" der Astronomen, wie man ihn scherzweise genannt hat, eine Welt am Ende ihrer Entwicklung, ungeeignet, noch irgendwelchem Leben eine Wohnstätte zu bieten. Die Ringe des Saturn haben seit der Erfindung des Fernrohrs die Sternforscher mit ihrer rätselhaften Gestaltänderung beschäftigt. Erst der Holländer Huygens erkannte um die Mitte des 17. Jahrhunderts, daß der Saturn von einem ganz schmalen Ring um-

(Fortsetzung auf S. 182.)

SATURN
MOND
DER MOND WANDERT DICHT UNTER SATURN VORBEI. ANBLICK MIT UNBEWAFFNETEM AUGE

WIE SICH DER SATURN GEGENWÄRTIG IM FERNROHR DARBIETET.

Eine seltene Himmelserscheinung: Saturn und Mond (mit seiner charakteristischen Gebirgs- und Kraterlandschaft) in ungewöhnlich enger Konjunktion in der Nacht vom 10. Juli. Nach Beobachtungen des englischen Astronomen Scriven Bolton. (Vgl. hierzu den Beitrag „Mond und Saturn".)

Hans Christian Örsted, dänischer Naturforscher, der Entdecker des Elektromagnetismus, wurde vor 150 Jahren am 14. August geboren. (Siehe den Artikel auf Seite 182.

Wilhelm Rein, 1886—1922 Professor der Pädagogik an der Universität Jena, bedeutender Pädagog, wird am 10. August 80 Jahre alt. (Siehe den Artikel auf Seite 182.)

DIE LOCKENDE LINIE

Florence

„Meine Freundinnen beneiden mich um mein Haar, dabei ist es von Natur aus nicht einmal besonders bevorzugt. Aber es wirkt durch seidige Fülle, durch schimmernden Glanz und schmiegsamen Fall. Und diese Eigenschaften meines Bubikopfes verdanke ich den regelmäßigen wöchentlichen Waschungen meines Haares mit

PIXAVON

Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Sommer 1927.

LINGNER-WERKE / DRESDEN

geben ist, der gegen die Saturnbahn eine gewisse Neigung aufweist. Das Ringsystem ist nicht, wie man zunächst annehmen möchte, fest, sondern aus zahllosen kleinsten Teilchen zusammengesetzt, die mit verschiedenen Geschwindigkeiten die Saturnkugel umkreisen. Es haben sich Lücken in dem Ringsystem gebildet, von denen die breite Cassini-Spalte schon in kleinen Fernrohren gesehen werden kann. Welche Veränderungen dieses Ringsystem im Laufe der Saturnentwicklung durchmachen wird, läßt sich wohl ungefähr berechnen, wir müssen jedoch den Astronomen der Zukunft die Erforschung dieser Vorgänge überlassen. Ähnliche Rätsel wie diese bietet unser Mond nicht. Überall sehen wir die Einsturzkrater kosmischer Bomben, denen er mangels eines Luftpanzers schutzlos preisgegeben ist. Noch einige Zeit entfernt er sich von der Erde. Dann wird sich seine Bahn wieder verengen, bis schließlich sein Einsturz auf die Erde das Dasein dieses Himmelskörpers auslöscht.

Dr. H. H. Kritzinger.

Zum 80. Geburtstage Wilhelm Reins. Am 10. August dieses Jahres feiert der in Deutschland ebenso wie im Ausland als großer Pädagoge bekannte Professor Litt. D. Dr. Wilhelm Rein in Jena seinen 80. Geburtstag. Sein Heimathaus stand in der Stadt Eisenach, in die um die Mitte des 16. Jahrhunderts seine Vorfahren aus der freien Reichsstadt Ulm eingewandert sind. Ostern 1866 verließ er mit dem Zeugnis der Reife das alte Dominikanerkloster, um in Jena und Heidelberg Theologie zu studieren. Durch Volkmar Stoy in Heidelberg angeregt, wandte er sich der Pädagogik zu und setzte nach seiner theologischen Prüfung in Leipzig unter Dobrisch seine philosophischen, unter Ziller seine pädagogischen Studien fort. Nach einer kurzen Lehrtätigkeit am Realgymnasium zu Barmen-Wupperfeld wurde er Ostern 1872 als Oberlehrer an das Lehrerseminar zu Weimar berufen. Ein Jahr darauf promovierte er in Jena mit der Arbeit „Herbarts Regierung, Unterricht und Zucht“. Im Jahre 1876 wurde er als Direktor des Lehrerseminars nach Eisenach berufen, wo er zehn Jahre wirkte, bis er 1886 der ehrenvollen Berufung als Honorarprofessor der Pädagogik an die Universität Jena folgte, an der er bis zum Jahre 1922 lehrte, von 1912 ab als erster ordentlicher öffentlicher Professor für Pädagogik in Deutschland. — Wilhelm Rein ist ein Schüler Herbarts. Sein pädagogisches Lehrgebäude erhebt sich auf dem Boden der absoluten Ethik, wie sie in Herbarts praktischer Philosophie begründet liegt. Ihr letztes Ziel ist die Erziehung eines sittlichen Charakters auf nationaler, christlicher Grundlage. Dieser Zielstellung blieb Rein bis zum heutigen Tage treu. Besonders segensreich war die Verbindung seiner theoretischen pädagogischen Unterweisung mit der Praxis durch die Universitätsübungsschule, die er als Nachfolger Stoys neu gründete und ausbaute. In der allgemeinen Volksbildungsbewegung nimmt Wilhelm Rein eine bedeutsame Stellung als Begründer und langjähriger Leiter der „Volkshochschule Thüringen“ ein. Seit 1888 finden unter seiner Leitung die Jenaer „Ferienkurse zur Weiterbildung von Lehrern“ statt, die im In- und Ausland besondere Beachtung gefunden haben. Neben vielen kleineren Schriften und Aufsätzen sind seine bedeutendsten Werke: „Die Pädagogik im Grundriß“, „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik“, „Pädagogik in systematischer Darstellung“ und „Grundriß der Ethik“. Seine Wirksamkeit stand unter dem Wahlspruch seiner Universitätsübungsschule: „Im Notwendigen die Einheit, im Zweifel die Freiheit, in allem aber die Liebe.“

Hans Christian Örsted. (Zum 150. Geburtstag des Entdeckers des Elektromagnetismus am 14. August.) Hans Christian Örsted, der am 14. August 1777 als Sohn eines Apothekers zu Rudkjöbing auf der dänischen Insel Langeland geboren wurde, war ursprünglich ebenfalls dazu bestimmt, Apotheker zu werden. Er studierte an der Universität zu Kopenhagen, übernahm auch eine Zeitlang die Verwaltung einer Apotheke. Nach größeren Auslandsreisen wurde er zum Professor der Physik an der Universität zu Kopenhagen ernannt. Schon seit geraumer Zeit ahnten die Gelehrten, daß ein Zusammenhang zwischen den Erscheinungen des Magnetismus und der Elektrizität bestehen müsse. Es handelte sich aber stets nur um eine Vermutung, der jede wissenschaftliche Begründung, jeder Beweis fehlte. Örsted beschäftigte sich lange Jahre hindurch mit Versuchen, die sich in dieser Richtung bewegten. Der 21. Juli 1820 ist der ewig denkwürdige Tag, an dem es Örsted in einer Vorlesung gelang, unter Verwendung eines feinen Platindrahts, der mit den beiden Polen einer voltaischen Batterie verbunden, also vom elektrischen Strom durchflossen war, eine Ablenkung der Magnetnadel zu erzielen. Der Beweis für die Beeinflussung von Magneten durch den elektrischen Strom war erbracht, der Elektromagnetismus entdeckt. Die Entwicklung der modernen Elektrotechnik, des Elektromotors unserer riesigen Generatoren und vieles andere gründet sich auf diese Entdeckung. Örsted war sich der großen Bedeutung seiner Beobachtung auch bewußt, denn noch im gleichen Monat veröffentlichte er darüber eine lateinische Abhandlung: „Experimenta circa effectum conflictus electrici in acum magneticam.“ Seine grundlegende Entdeckung wurde sowohl in seinem Vaterland als auch im ganzen Ausland nach Gebühr gewürdigt. Die Pariser Akademie und die Londoner Royal Society zeichneten ihn aus. Er wurde Direktor des Polytechnischen Instituts in Kopenhagen. Reiche Ehrungen wurden ihm insbesondere aus Anlaß seines goldenen Doktorjubiläums im Jahre 1850 zuteil. Bald darauf starb er, am 9. März 1851.

Dr. Albert Neuburger.

Justifizierte und dekorierte Tiere. Holländische Blätter erzählen, daß ein Amsterdamer Student sich für seine Doktorarbeit das Thema der „Verurteilung und Hinrichtung verbrecherischer Tiere im Mittelalter“ ausgesucht habe. Angeführt werden besonders folgende Fälle: Im Jahre 1480 zu Amsterdam: Verurteilung eines Schweines, das ein Kind gebissen hatte, zum Tode durch Henkershand; 1571 in Meddelbourg: Hinrichtung eines Stieres, der ein Mädchen auf seine Hörner aufgespießt hatte, durch den Henker und Ausstellung des Kopfes des Delinquenten zur Warnung; 1476 in Longueville: feierliche Hängung einer Katze, die den Tod eines Säuglings auf dem Gewissen hatte; und endlich Hinrichtung eines Mutterschweines in Falaise, wobei der Richter zu Pferde mit allen Zeichen seiner Würde erschien und die Verbrecherin eigens zu ihrem letzten Gange angekleidet wurde mit Wams, Strümpfen, Handschuhen und Spitzenmanschetten. — Das Thema ist interessant, aber vom Amsterdamer Studenten lange nicht erschöpft. So hat der Zar Iwan der Schreckliche einen Elefanten, der vor dem Herrscher nicht niederknien wollte, wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht stellen und auf dem Roten Platz im Kreml unter grausamen Martern hinrichten lassen. Auch in Deutschland hat es Justifizierungen von verbrecherischen Tieren gegeben! Im Jahre 1590 kam aus Venedig der berühmte Goldmacher Marko Bragadinos, ein Grieche aus Famagusta auf der Insel Zypern, der sich in Europa besonders der Gunst Kaiser Rudolphs II. erfreute, mit einem stattlichen Gefolge von dreißig Dienern nach München, um mit Hilfe der teuflischen Goldmacherkunst die Kassen des geldbedürftigen Bayernherzogs Wilhelm V. aufzufüllen. Zur Beglaubigung seiner Macht über die Geister der Hölle brachte der Adept zwei kohlschwarze Bullenbeißer mit, die er wegen ihres furchtbaren Aussehens als Diener des Satans vorstellte, die Bragadinos in seinen Bann gezwungen. Der Münchner Hof empfing den Griechen mit großen Ehren und stellte ihm für seine Proben alle Mittel zur Verfügung. Schnell genug jedoch kam man darauf, daß der Schlaue nicht daran dachte, die herzoglichen Kassen zu füllen, sondern nur darauf ausging, sie ganz zu leeren. Nun wird ihm von dem Getäuschten ein harter Prozeß gemacht. Sein Gefolge wird begnadigt, er selbst aber gehängt. Mit ihm wurden seine beiden Höllendiener, die zwei pechschwarzen Bullenbeißer, von Henkershand feierlich aus dem Leben zum Tode befördert. Eine Elefantenhinrichtung hat auch in der jüngsten Zeit erst in Paris stattgefunden. Der Dickhäuter Gaspard hatte in

einem Zornesausbruch eine schwere Eisentür aus den Angeln gehoben und damit seinem Wärter den Arm zerschmettert. Die Tiergartendirektion verurteilte das Tier zum Tode durch giftige Gase. Dies kann man allerdings nicht als eine gerichtliche Exekution bezeichnen. Etwas Derartiges hat man sich in unseren Tagen nur in Amerika, im Staate Kentucky, geleistet, wo vor einigen Monaten der Hund Bill, der eine Dame in den Fuß gebissen hatte, in aller Form vor die Jury des Ortes Pikeville gestellt wurde. Das Urteil lautete: Tod durch den elektrischen Stuhl — in Amerika herrscht die Gleichheit für alle, für Menschen wie für Hunde. Daß Tiere, besonders Hunde und Affen, Verbrecher sein können, ist ja nicht neu. Ein rumänischer Artist hatte seinen Hund abgerichtet, in den Eisenbahnwaggons Juwelen zu stehlen und zu verschlucken; in Paris wurde ein Herr von einem Hunde angerannt, und gleich darauf waren Uhr und Brieftasche des Angefallenen verschwunden, und in Brüssel überführte ein belgischer Sherlock Holmes eine Dame des Juwelendiebstahls in einem Laden, indem er den kleinen Hund der Dame beobachtete und herausfand, daß er von seiner Herrin mit den gestohlenen Juwelen gefüttert worden war. — Aber nicht nur bestrafte, sondern auch dekorierte Tiere gibt es. Man wird sich dabei gewiß gleich des kleinen Hundes Titina erinnern, der den General Nobile auf seinem Nordpolflug begleitete und dafür feierlich mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Der Mailänder Tierschutzverein gab der Titina sogar ein Bankett, bei dem der Ehrengast durch ein Spalier von Nachtwächtern in Galauniform zum Ehrenplatz an der Tafel geleitet wurde. Der faschistische Abgeordnete Capa hielt eine feierliche Ansprache an das gefeierte Hündchen, dem eine Dame schließlich ein Paar genagelte Stiefelchen als Geschenk des Tierschutzvereins überreichte. Die Italiener haben aber auch ihren Vorgänger in dem Sultan Abd ul Asis, der die Gewohnheit hatte, nach Beendigung seiner Lieblingsschauspiele, der Hahnenkämpfe, dem siegreichen Hahn den Medschidijeorden am Bande des Kommandeurs um den Hals zu hängen. Daß man Lieblingshunde durch Grabdenkmäler ehrt, ist eine alte Sache. So erschien nach der Erzählung in einer Zeitschrift von 1839 eine junge Dame auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise eines Tages mit einem Kästchen unter dem Arm und erklärte, sie bringe die Überreste eines geliebten Wesens, um sie in geweihter Erde zu bestatten. Hundert Jahre später gab es in Chicago eine ähnliche Szene. Paderewski, Expräsident der polnischen Republik, ließ im April 1924 sein verstorbenes chinesisches Palasthündchen Pinglung im Krematorium einäschern. Die Asche brachte der Künstler in einer kostbaren Urne zur endgültigen Beisetzung nach seiner Besitzung in Morges in der Schweiz. Im Garten von Zarskoje Selo erhob sich inmitten einer künstlichen römischen Ruine die Kopie des berühmten Grabmals des Cajus Cestius; unter der Pyramide dieses Grabmals „ruhten" die Lieblingshunde der russischen Kaiserin Katharina II., und an marmornen Tafeln prangten die Inschriften, in denen die Tugenden eines Windspiels oder einer Bulldogge besungen waren. Das Beispiel Katharinas II. offenbar nachgeahmt hat die aus Rußland vor den Bolschewiken geflohene Fürstin Lobanow-Rostowsky. Als sie im Jahre 1919 in Genf im Sterben lag, vermachte sie ihr Schoßhündchen der Freundin Fürstin Katharina Dolgorucky-Jurjewsky in Nizza nebst der Summe von 100000 Frank für die Errichtung eines Grabmals für das Hündchen auf einem Pariser Grundstück. Am Anfang des Jahres 1924 verstarb das Hündchen, und der Zivilgerichtshof in Paris ordnete die Durchführung des Legats an. In Wien war man im Jahre 1848 bei Gericht nicht so loyal gewesen. In einer Wiener Vorstadt war damals eine alte Frau gestorben, die als Bettlerin gelebt hatte; sie hinterließ 5000 Gulden testamentarisch für die Erhaltung ihrer fünf Hunde. Das Gericht erklärte das Testament für ungültig und setzte eine Nichte der Hundefreundin, eine arme Waise, als Universalerbin ein. Als man das Testament Theodore Roosevelts, des im Jahre 1919 verstorbenen Expräsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, eröffnete, erfuhr man, daß nicht nur die treuen Menschen, sondern auch die treuen Tiere bedacht waren. Eine lebenslängliche Pension erhielt ein altes Shetlandpony, das der Spielgenosse aller Rooseveltschen Kinder gewesen war. Als Roosevelt einmal im Weißen Hause einen Ministerrat abhielt, kam Qentin, sein kleiner Junge (er ist als Offizier im Weltkrieg gefallen) auf dem Shetlandpony die Treppen heraufgeritten, direkt in das Konferenzzimmer. Das war des Ponys großer Tag, ganz Amerika sprach von dem Ereignis. Und nun zum Schluß die Geschichte vom Baron Haager v. Altensteig und dem Grabmal für seinen treuen Hund Delfin. Oberst Sigmund Haager war zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts einer der abenteuerlichsten Menschen jener Zeit. Schon als Knabe mußte er seiner Wildheit wegen von seinen Eltern nach Böhmen verschickt werden. Er ging durch. Immer Kämpfe suchend, durchzog er alle Länder, von Ferdinand II. und von Philipp II. wurde er für vogelfrei erklärt. Bald stand er in Diensten des Oraniers im Norden, bald war er im Lager Hovards in Cadix zu finden; bald focht er zu Lande, bald zur See. Eines Tages aber kehrte er heim, begleitet von einem Hunde, dem Gefährten auf allen seinen Fahrten. Als das Tier starb, ließ ihm sein dankbarer Herr an der Gartenmauer des Schloßbrauhauses zu St. Veit bei Linz ein Denkmal setzen. Im Jahre 1811 hat eine Feuersbrunst den Platz samt Grabstein zerstört. Geblieben aber bis auf unsere Zeit als volkstümliche Redensart sind die Worte, die Haager gesagt haben soll, wenn Gäste zu ihm kamen: „Da liegt der Hund begraben." Bernhard Szana.

Künstliche Reifung von Obst und Gemüsen. Häufig ergibt sich heute die Notwendigkeit, Früchte und Gemüse, die von Übersee oder aus den Tropen zur Vermeidung des Verderbens und Faulens in grünem, unreifem Zustand verschifft werden, zum raschen Reifen zu bringen. Wohl kann bekanntlich durch längeres Lagern dieser Zweck erreicht werden; in vielen Fällen aber wird es wünschenswert sein, den Reifeprozeß in einer kurz gesetzten Frist durchzuführen. Deshalb hat sich das pflanzenphysiologische Institut der Universität Minnesota unter der Leitung von Professor Harvey mit dem Problem der künstlichen Reifung befaßt und eine Reihe von Versuchen angestellt, deren Ergebnisse einen überraschenden Erfolg hatten. Es wurde gefunden, daß mit verschiedenen Gasen, die chemisch zu der Gruppe der ungesättigten Kohlenwasserstoffe gehören, wie Äthylen, Propylen, Azetylen, sich der Reifungsprozeß von Früchten und Gemüsen in wesentlich kürzerer Zeit erzielen läßt, als es bei gewöhnlicher Lagerung der Fall ist. Vor allem ist Äthylen für eine derartige Behandlung geeignet, ein geruchloses, farbloses und völlig ungiftiges Gas, das auf Tier und Mensch keinerlei schädigende Wirkung ausübt. Die Reifung wird in der Weise vorgenommen, daß in die Reifekammern (z. B. einen gasdichten Keller) so viel Äthylen eingeleitet wird, daß der Äthylengehalt ein Liter auf 1000 Liter Luft beträgt. Die Früchte oder Gemüse werden in nicht zu dichter Packung bei Temperaturen von 18—20° C. der Einwirkung des Äthylens ausgesetzt. Nach ein bis zwei Tagen bereits ist der Zustand der Reife erreicht, während das Selbstreifen einen viel längeren Zeitraum in Anspruch nimmt. Das bietet vor allem den Vorteil, daß man die grünen Früchte und Gemüse beliebig lange auf Lager halten kann, ohne ein Verderben befürchten zu müssen, und daß jederzeit nach Bedarf die angeforderte Menge rasch zum Reifen gebracht werden kann. Prof. Harvey hat seine Versuche auf die verschiedensten Früchte und Gemüse ausgedehnt. Grüner Sellerie, Endiviensalat u. a. erhalten in 20—30 Stunden die gewünschte gelbe Farbe. Bananen, Tomaten, Melonen usw. haben den Reifungsprozeß in 40—50 Stunden beendet. Dazu kommt noch, daß das Äthylen bei grüngepflückten Früchten den übermäßigen Säuregehalt verringert und bittere Substanzen (wie Tannin) unschädlich macht. Die Behandlung mit Äthylen stellt auch in finanzieller Hinsicht keine unmöglichen Anforderungen. Ein Kubikmeter Äthylen kostet etwa 25 Mark und reicht aus, 20 bis 40 Waggons Früchte oder Gemüse zum Reifen zu bringen. Es bleibt zu hoffen, daß dieses neue einfache und verhältnismäßig billige Verfahren seiner großen volkswirtschaftlichen Bedeutung wegen sich umfangreiche Anwendung, besonders für tropische Früchte, verschafft. Theo Kühlein.

KLEINIGKEITEN AUS DER EISENBAHNWIRTSCHAFT

Nachdem durch den Dawesplan der Reichsbahngesellschaft die Aufgabe zugefallen ist, jährlich 660 Millionen Reichsmark Reparationen und 290 Millionen Verkehrssteuern, zusammen also 950 Millionen Reichsmark, aus dem Eisenbahnverkehr herauszuwirtschaften, betrachten es die leitenden Männer der Gesellschaft als ihre Hauptaufgabe, durch fortgesetzte Verbesserungen auf allen Gebieten Mittel zu finden, die nicht allein dem Verkehr dienen, sondern auch die Kosten hierfür herabsetzen und so das Verkehrsunternehmen möglichst günstig gestalten.

Eins der wichtigsten Mittel hierzu ist die Einführung der Güterzugbremse, der sog. Kunze-Knorr-Bremse, mit der innerhalb weniger Jahre fast der ganze Wagenpark der Reichsbahngesellschaft ausgerüstet worden ist. Durch die Einführung dieser Bremse wird nicht nur die Betriebssicherheit bedeutend erhöht, sondern es ist auch möglich geworden, die Schnelligkeit der Züge zu erhöhen, dadurch wiederum Ersparnisse an Zugbegleit- und Werkstattpersonal eintreten zu lassen. Rund 20000 Mann sind in Fortfall gekommen. Welche Wirkung die Erhöhung der Geschwindigkeit auf das öffentliche Wirtschaftsleben ausübt, läßt sich am besten aus den nachstehenden Angaben erkennen. Ein Eilgüterzug fuhr früher Berlin–Köln 29 Stunden, jetzt 15 Stunden; Köln–Hamburg 28 bzw. 12; Hamburg–Basel 45 bzw. 37; Berlin–Basel 36 bzw. 28 Stunden. Die Beförderung eines Frachtgutwagens von der Südgrenze Deutschlands bis zur Nordgrenze erfolgt jetzt in 26 Stunden kürzerer Zeit als noch vor kurzem.

Ein Eilgüterzug hat jetzt fast dieselbe Geschwindigkeit wie ein Personenzug.

In gleicher Weise ist ununterbrochen an der Verbesserung des Personenzugfahrplans gearbeitet werden. Während vor dem Kriege der Fahrplan so starr war, daß an den Fahrplänen der einzelnen Züge beim Fahrplanwechsel nur wenige Minuten aus irgendeinem Grunde verändert wurden, machte nach dem Kriege das schwankende Wirtschaftsleben fortgesetzt einschneidende Änderungen erforderlich. Da Sparsamkeit ein leitender Grundsatz der Reichsbahngesellschaft sein muß, Anpassen ans Wirtschaftsleben wiederum eine wichtige Stütze des geschäftlichen Lebens ist, mußte der Fahrplan viel mehr als früher den Verhältnissen entsprechend behandelt werden.

Während 1913 die durchschnittliche Reisegeschwindigkeit eines Schnellzuges 85 bis 90 km, die eines Personenzuges 70 bis 75 km in der Stunde betrugen, soll sie sich (nach einem Heruntersinken auf 75 bzw. 60 km in der Stunde für 1926) bis auf 100 km für Fernschnellzüge, bis auf 90 km für Schnellzüge, bis auf 75 km für Eilzüge, bis auf 70 km für beschleunigte Personenzüge und bis auf 65 km für Personenzüge erhöhen. Und trotz der Steigerung der Fahrgeschwindigkeit werden die Lokomotiven eine größere Last befördern können als bisher. Die erste Aufstellung unserer Zeichnung läßt ersehen, in welchem Verhältnis Fahrgeschwindigkeit und Zugstärke vor und nach dem 15. Mai 1926 stehen.

Die Erhöhung der Achsenzahl eines Zuges trotz Steigerung der Fahrgeschwindigkeit war nur durch die Einführung der Kunze-Knorr-Bremse möglich. Trotz dem langen Wege, den die von der Luftpumpe der Lokomotive aufgesaugte Luft von der Spitze des 120 Achsen starken Personenzuges (bei Güterzügen sogar 150 Achsen) bis zum letzten Wagen durchlaufen muß, wirkt die Bremse derart vorzüglich, daß ein gleichmäßiges Anlegen der Bremsklötzer im ganzen Zuge erfolgt. Und dabei ist die Betriebssicherheit mehr als bisher gewahrt. Die Erhöhung der Ge-

Auslastung der Personenzüge

	Stundengeschwindigkeit	Achsen
früher	bei 50 Km.	bis zu 80 Achsen
früher	bei 80 Km.	bis zu 52 Achsen
früher	bei 100 Km.	bis zu 44 Achsen
jetzt	bei 50 Km.	bis zu 120 Achsen
jetzt	bei 80 Km.	bis zu 80 Achsen
jetzt	bei 120 Km.	bis zu 60 Achsen

Auslastung der Güterzüge

	Stundengeschwindigkeit	Achsen
früher	bei 45 Km.	bis zu 120 Achsen
früher	bei 60 Km.	bis zu 60 Achsen
jetzt	bei 50 Km.	bis zu 150 Achsen
jetzt	bei 65 Km.	bis zu 120 Achsen

Die technischen Fortschritte der Reichseisenbahn.

schwindigkeit und der Achsenzahl wirkt natürlich auf die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens, denn einmal wird die Zugkraft der Lokomotiven besser ausgenutzt, und dann kann das Wagenmaterial nach beendeter Fahrt früher wieder dem Verkehr übergeben werden. Besonders im Güterverkehr wird sich dies günstig auswirken.

Die Zusammenstellung Auslastung der Güterzüge unserer Zeichnung führt uns vor, wie einst und jetzt Fahrgeschwindigkeit und Zugstärke sich gegeneinander auswirken. Die beiden folgenden Darstellungen zeigen die mit einem Zuge einst und jetzt beförderte Kohlenmenge und die Zugkraft einer Lokomotive bei einer Stundengeschwindigkeit von 45 km auf normaler Strecke. Während früher etwa 1030 t befördert wurden, befördert jetzt eine Güterzuglokomotive der neuesten Bauart unter den gleichen Verhältnissen über das Doppelte, nämlich 2500 t.

Noch ein Wort zu den Frachttarifen. Hier hat die Eisenbahn-Verwaltung sich mit Erfolg bestrebt, den Bedürfnissen des Volkes in Wirtschaft und Industrie entgegenzukommen, wie auch ein Vergleich der Tarife der deutschen Eisenbahngesellschaft mit denen fremder Verwaltungen zeigt.

Am Anfang unserer Ausführungen hatten wir darauf hingewiesen, daß von der Reichseisenbahn allein 950 Millionen Reichsmark für Reparationen und Verkehrssteuern aufgebracht werden sollen. Wenn wir aber nun noch weiter bedenken, daß außerdem der Verkehr gut und möglichst billig bedient werden soll, daß für die Versorgung der Beamten und Arbeiter große Summen aufgebracht werden müssen, und daß endlich die industriellen Unternehmungen, die bisher die Lieferanten der Eisenbahn waren, nicht an den Bettelstab gebracht werden dürfen, dann wird man verstehen, welche gewaltige Verantwortung den leitenden Männern obliegt. Man wird aber auch die Fortschritte, die hier kurz ausgeführt worden sind, um so freudiger begrüßen, tragen sie doch mit dazu bei, die daniederliegende deutsche Wirtschaft wiederhochzubringen. Jedenfalls ist das eine sicher, bei der deutschen Eisenbahnverwaltung gilt immer noch der alte Wahlspruch „Volldampf voraus!“

Hüffen.

Ein Kohlenzug beförderte

früher 750 to — jetzt 1500 to

Zugkraft einer Güterzuglokomotive bei 45 Km. Stundengeschwindigkeit

früher 1030 to — jetzt 2500 to

Länge eines Kohlenzuges

früher 375 m

jetzt 675 m

Die Fracht für einen 15-to-Wagen auf eine Entfernung von 200 Km. kostet in deutscher Währung

in England	für Düngekalk	265 Mk.
	„ Zucker	709 Mk.
	„ Kartoffeln	466 Mk.
in Deutschland	für Düngekalk	60 Mk.
	„ Zucker	303 Mk.
	„ Kartoffeln	85 Mk.

Technische Fortschritte und Frachtsätze der Reichseisenbahn.

NARREN

ANEKDOTEN UND AUSSPRÜCHE

Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz, sagte einmal im Zorn zu seinem Hof- und Schalksnarren, dem sogenannten Pritschen-Peter: „Grobian, du mußt mir sofort den Hof räumen!“ — „Sehr wohl,“ erwiderte der Narr, „laßt mich nur gleich bei der Silberkammer anfangen.“

•

Kaiser Maximilian I. pflegte zu sagen, jeder junge Gelehrte müsse sieben Jahre lang das Narrenseil ziehen, und wenn er in diesen sieben Jahren eine Stunde seiner Narrheit versäume, müsse er wieder von vorn anfangen.

•

Der Kerl ist zu dumm, um ein Narr zu werden.

(Engl. Sprichwort.)

•

Doktor Magendi zu Canterbury, Doktor Radcliffe und Doktor Care brachten einst einen Abend recht fröhlich zu. „Höre, Bruder Care!“ sprach Radcliffe, „wir wollen auf das Wohl aller Narren trinken, die unsere Patienten sind.“ — „Ich danke, weiser Bruder Radcliffe!“ erwiderte Care, „überlasse mir alle Narren, auf die übrigen leiste ich Verzicht, die will ich dir als Patienten gern überlassen.“

•

„Nur den Narren“, sagte ein Dichterling, „mißfallen meine Verse.“ — Da bedaure ich Sie,“ erhielt er zur Antwort, „bekanntlich ist die Welt voller Narren.“

•

In alter Zeit fragte ein Herr von X., der Statthalter in Y. gewesen, einen Bauer aus der dortigen Gegend: „Mein Freund, gibt's bei Euch denn immer noch so viele Narren?“ — „Gottlob, nicht mehr so viele, als da Sie bei uns waren“, lautete die Antwort.

ZUM NACHDENKEN

Leiterrätsel.

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:

a a a a d d d e e e e h i i i i i i m m m n n n o o o o r r r r s t t t t u

senkrecht: 1 Stadt in Spanien, 2 Bezeichnung für Salpeter, 3 Bezeichnung für neuzeitlich, 4 Insel im Stillen Ozean, 5 abgeteiltes Maß; wagerecht: 6 Vorrichtung zum Messen des Dampf- oder Gasdrucks, 7 Ausdehnung eines Körpers nach Länge, Breite und Höhe.

Kryptogramm.

Jedem der nachstehenden Wörter sind 3 zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben: 1 Seewasser, 2 Kleid, 3 Fichte, 4 Werwolf, 5 Lorbeer, 6 Fenster, 7 Drachen, 8 Flinte, 9 Kranich, 10 Zuchttier, 11 Scheuer, 12 Narwal, 13 Passau, 14 Brauerei, 15 Landwirt, 16 Gardist, 17 Rotdorn, 18 Pappel, 19 Walter, 20 Heuernte.

Zusammensetzrätsel.

— li — Volk des Altertums
— li — Gerichtsbegriff
— li — Salzwerk
— li — Frucht
— li — Zahl
— li — weiblicher Vorname
— li — Muse
— li — Prophet
— li — Hochbild.

Jeder Strich ist durch eine der folgenden Silben zu ersetzen: a — a — as — bi — e — e — ef — er — gal — mil — ne — o — on — re — sa — se — tha — ve. Die Anfangsbuchstaben der sich ergebenden Wörter nennen, von oben nach unten gelesen, einen wichtigen Behälter.

Silben-Kreuzworträtsel.

Aus den Silben:

a — a — al — am — be — bel — ber — der — do — el — ge — gen — gie — go — kel — le — le — lei — li — lo — lü — ma — mus — na — ne — ne — ni — nis — o — on — ra — re — re — re — ro — se — se — si — ta — ta — ter — ti — ti — var — ve — zin

sind 34 Wörter zu bilden und so in die freien Felder der obenstehenden Zeichnung einzutragen, daß jedes freie Feld von einer Silbe besetzt wird. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 2 Insekt, 4 Wirtschaftsgerät, 5 weiblicher Vorname, 7 Blutgefäß, 9 weiblicher Vorname, 11 Laster, 12 italienischer Geigenbauer, 14 Verwaltung, 15 indischer Dichter, 16 Figur aus der griechischen Sage, 17 französischer Schriftsteller, 18 Landschaft in Spanien, 20 Land in Asien, 21 Verwandter, 23 Mitgründer Roms, 24 Weinernte, 26 Fischeier, 27 Figur aus der griechischen Sage; senkrecht: 1 Naturerscheinung, 2 Hohlmaß, 3 Körperorgan, 4 Fluß in Hannover, 6 chinesische Münze, 7 Pflanzenwuchs, 8 weiblicher Vorname, 10 Ehrentitel regierender Fürsten, 12 Teil des Zirkus, 13 Papstkrone, 19 Besitzung des Fürsten Bismarck in Pommern, 22 Handwerkszeug, 23 Naturerscheinung, 25 Figur aus Wallenstein, 26 Amtskleid, 28 deutscher Fluß.

Magische Figur.

Bei richtiger Einordnung der Buchstaben

a a a b b e e e e e e f f g g n n r r s t t t t t

in die Felder nebenstehender Figur ergeben sich wagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung: 1 Mitlaut, 2 türkischer Titel, 3 Teil des ehemaligen Ungarns, 4 Teil des Hauses, 5 Ehehälfte, 6 Getränk, 7 Mitlaut.

Tauschrätsel.

Du bekommst eine Frucht für ein Gebäck,
Nimmst du von diesem ein „k“ nur weg.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4298.

Verschmelzungsrätsel: 1 **Kamerun**, 2 **Erdbeere**, 3 **Insekten**, 4 **Nachtigal**, 5 **Kolonien**, 6 **Ompteda**, 7 **Rheingold**, 8 **Nauheim**, 9 **Orchester**, 10 **Hannover**, 11 **Nietzsche**, 12 **Eisenbahn**, 13 **Steiermark**, 14 **Pyramiden**, 15 **Rabatt**, 16 **Euterpe**, 16 **Ukraine**: Kein Korn ohne Spreu.

Verwandlungsrätsel: Man erhält zunächst die Worte: Schwalbe, Lied, Kirsche, Erbse, Weichsel, Wange, Lagune. Streicht man l, e, s, s, i, n, g aus den einzelnen Wörtern, so bleiben: Schwabe, Lid, Kirche, Erbe, Wechsel, Wage, Laune. Die gestrichenen Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen: Lessing.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Sonate, 5 Aloe, 6 Oboe, 8 Druide, 9 Orla, 11 Nana, 14 See, 15 Atem, 17 man, 18 Nil, 20 Orb, 22 Nab, 23 Lee, 24 Ire, 26 Abel, 27 Ria, 29 Sipo, 31 Eger, 32 Pappel, 35 Skat, 36 Meta, 37 Lebrun; senkrecht: 1 Soda, 2 Oer, 3 Tod, 4 eben, 5 Aare, 7 Erna, 9 Osiris, 10 Lennep, 12 Amberg, 13 Ansgar, 15 Alba, 16 Moll, 19 ja, 21 re, 25 Rips, 28 Jena, 30 Opal, 31 Elen, 33 Ate, 34 Emu.

Silbenrätsel: 1 Erythräa, 2 Ideal, 3 Nepal, 4 Epidemie, 5 Saloniki, 6 Mesopotamien, 7 Abend, 8 Naemi, 9 Najade, 10 Erasmus, 11 Sabbat, 12 Tohuwabohu, 13 Ulan, 14 Harmond, 15 Endivie, 16 Nimrod, 17 Delikatesse, 18 Ekuador, 19 Regierung, 20 Pelerine, 21 Rauhreif, 22 Okarina, 23 Borah, 24 Taxator. — „Eines Mannes Tugend erprobt allein die Stunde der Gefahr!“

Überirdisch: Götterdämmerung.

Verkapptes Rechenexempel: Anderthalb Drittel von Hundert ist genau so viel wie die Hälfte von Hundert, also gleich 50. Denn $\frac{1^1/_2}{3} = \frac{^3/_2}{3} = \frac{3}{6} = \frac{1}{2}$.

Über den Bubikopf hat der König der Pariser Haarkünstler, Antoine, in einer Pariser Zeitschrift bemerkenswerte Auslassungen veröffentlicht. Danach wird Einfachheit die Grundnote der weiblichen Haartracht im neuen Jahre sein. „Die Frauen von heute“, so schreibt Antoine, „sind zu praktisch und zu verwöhnt, um sich kunstvolle und beschwerliche Haartrachten aufdrängen zu lassen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß lange Haare noch unbeliebter als bisher sein werden. Die Frau, die endlich einen Stil der Frisur gefunden hat, den sie beim Tennis und beim Reiten, bei der Arbeit und beim Vergnügen, bei Tag und bei Nacht innehält, wird sich diesen Vorteil nicht aus der Hand winden lassen. Der Bubikopf wird während des Tages einfach und schlicht getragen, während man ihn für den Abend in Wellen legt. Wie kurz das Haar getragen wird, das hängt vom persönlichen Geschmack ab; aber die Mehrzahl der Damen wird den Herrenschnitt besser vermeiden.“ Diese Auslassungen des führenden Pariser Friseurs entsprechen durchaus der in deutschen Fachkreisen herrschenden Meinung über die weitere Entwicklung der Bubikopf-Frisur. Aber selbst die einfachste Form des Bubikopfes bedarf, um stets gepflegt und kleidsam zu wirken, vor allem der regelmäßigen Pixavon-Haarwäsche, die das Haar geschmeidig und leicht frisierbar macht. Der schimmernde Glanz des Haares nach dieser Kopfwäsche wirkt entschieden anziehender und pikanter, als manche anspruchsvolle Frisur, der das Wichtigste fehlt: die durchgreifende Pflege des Haares durch das unübertreffliche Pixavon.

„Le coup de Fusil.“

Das Wort Flintenschuß — coup de Fusil — hat im Französischen auch einen bildlichen Sinn: es bedeutet eine stark gepfefferte Rechnung, die im allgemeinen nicht weniger erschreckend wirkt, als ein Schuß. Ein Restaurant jedoch, das schon durch seine Benennung seine Gäste vor allerlei Überraschungen peinlicher Art warnt, mag sicherlich nicht etwas Böses und noch weniger ein Nepplokal sein. Das Pariser Restaurant „Le coup de Fusil“ (Avenue Victor Emanuel 28) ist durch seine vorzügliche Küche, seine ausgezeichneten Weine berühmt. Für wirkliche Feinschmecker bestimmt, dient der „Flintenschuß“ wahrscheinlich nur dazu, um jene abzuschrecken, die nicht wahre und überzeugte Freunde lukullischer Genüsse sind. „Le coup de Fusil“ ist Treffpunkt zahlreicher Künstler.

„Le Rat Mort.“

Die Benennung allein — Restaurant zur toten Ratte — genügt, damit ein jeder errate: hier ist man inmitten des Herzens von Montmartre in Paris. Ein Nachtlokal voller Lust und guter Laune, mit Jazz und mit Tanz, als wollte diese muntere, elegante Menge von Herren und Damen die am Schild verkündete tote Ratte feiern. „Le rat est mort, vive le rat“... Von Ratten bekommt man nichts zu sehen, dagegen Ballettratten als Tänzerinnen. Außerdem findet man in diesem Restaurant äußerst sorgfältige und preiswerte Küche. Man pflegt zu sagen: Wer das Wort „Rat Mort“ nicht kennt, hat Paris-Montmartre eben nicht gesehen.

Die Saison in Deauville

hat am 10. Juli unter Teilnahme vornehmster Persönlichkeiten mit dem Fest „Die Damen-Eleganz am Strand" die fast unerschöpfliche Reihe ihrer Feste begonnen. Was dabei die ersten Modehäuser Redfern, Lanvin, Patou, Jenny, Philipp & Gastone usw geboten haben, übertraf jede Erwartung. Die schaumgeborene Aphrodite hätte nur schwer die Palme erhalten, wenn sie mit den in Deauville in die Wellen steigenden Schönheiten darum gerungen hätte. Und wie hätte die Göttin dem mit Edelsteinen besäten Badekostüm von Patou widerstehen können, einem Kostüm, das trotz dem Spottpreis von 5000 M. sofort eine Abnehmerin fand. Im Mittelpunkt aller dieser Veranstaltungen steht ein Mann, dessen unermüdlicher Geist und Scharm seit Jahren die Stelle des ungekrönten Herrschers des Landes der Vergnügungen sichert: Herr André, der für den Sommer Deauville, für den Herbst La Baule und für den Winter Cannes durch seine wunderbaren Eigenschaften zur beherrschenden Stätte des Vornehmen und Eleganten gemacht hat. Der Auftakt zur Deauviller Saison ist gegeben: in bunter Reihe folgen die Feste, die alle hervorragend zu werden versprechen und deren Glanzpunkt der Blau-Weiße-Regatta-Ball und der Grand-Prix von Bad Deauville sein werden.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

F. Skoda.

VERLAG J. J. WEBER, LEIPZIG

NR. 4300. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 11. AUGUST 1927

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK

BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen. Frauenleiden.

Man verlange Prospekt

Schottenhaml

Café am Tiergarten Berlin

Terrassen an der Siegesallee

DIE KONTINENTALE SEHENSWÜRDIGKEIT

ALTBERLINER PORZELLANKABINETT
aus der staatl. Porzellanmanufaktur Berlin

SEIDENSAAL · BAR · ALABASTER-TANZSAAL

Bad Salzungen in Thür.

Solbad mit grossem Inhalatorium.

Gradierhäuser mit 27 % Solezerstäubung. Pneumatische Kammern. Moorbäder und Kohlensäurebäder. — Heilerfolge bei Katarrhen der Atmungsorgane, Asthma, Emphysem, Skrofulose, Rachitis, Rheumatismus und Herz- und Frauenleiden. — Wald. Kurkonzerte, Kurtheater usw. Prospekte durch die Badedirektion.

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 13.-
DAVOS-Platz 3: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-

„Le coup de fusil" 28 Avenue Victor Emanuel — „Chez Marianne" am Montmartre, Bd. Clichy.
Zwei gute Pariser Restaurants

HOTEL PRIMAVERA 147-ter Rue D'Alésia Paris.

Deutsch sprechendes Personal. — Fließendes Wasser. — Garage. — Lift. — Jeglicher Komfort. — Mässige Preise.

Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald. Tel. 44

Béchoff
COUTURE · FOURRURES · MODES
9, Faubourg St Honoré · Paris.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.

Bestes Material der halbe Weg zum Erfolg.

HB ✶ "KOH-I-NOOR" ✶ L. & C. HARDTMUTH

KOH-I-NOOR
L. & C. HARDTMUTH

Polytechnikum Friedberg i. H.
Maschinenbau · Hoch- u. Tiefbau · Elektrotechnik

Erziehungs- und Bildungsinstitute der Schweiz.

Clarens-Montreux, Villa Rurik, Töchterpensionat. Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Lausanne Institut de Werra Pensionat für junge Mädchen Manoir-Signal Haushaltungsschule Prospekte. Beste Referenzen. Madame de Werra, Dir.

Englisch in 30 Stunden geläufig sprechen lernt man nach interessanter u. leichtfaßlicher Methode durch briefl. Fernunterricht. Erfolg garantiert. 580 Referenzen. Prosp. geg. Rückp. **Spezialschule für Englisch „Rapid", Luzern 72 (Schweiz).**

Pensionat Johnston, Chailly-Lausanne für junge Mädchen von 16-18 Jahren. Gründl. Erlernung der französ. u. englisch. Sprache. Musik. Sport, Familienleben. Beschränkte Schülerzahl.

Universität Halle.

Das Verzeichnis der Vorlesungen für das Wintersemester 1927/28 ist im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S. erschienen und von dort sowie durch jede Buchhandlung für eine Reichsmark zu beziehen.

Ingenieur-Akademie Wismar/Ostsee

Schulvorbildung: „Einjähriges" / Studienbeginn am 1. Oktober
Anrechnung ausw. techn. Stud. / Jll. Programm kostenlos

Halle/S. Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Gegr. 1864. Fernruf 1115. Vorbereitung für alle Prüfungen und Klassen. Vorschule — Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintritt jederzeit. Schülerheim.

Nervosität
Von Dr. P. J. Möbius.
Dritte Auflage. 1 RM.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden L 1

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr 1 Direkter Versand nach allen Weltteilen

---

Zur Tilgung von Säurebildung im Magen wird „Staatl. Fachingen" unter allen natürlichen Brunnen in erster Linie erwähnt.

Der Wunsch aller Kinder.

Bubi-Auto sehr beliebtes Fahrzeug für die Kleinen von 2-4 Jahren.

Räder: mit Gummi, Antrieb: durch Pedale, Lenkung: bequem durch Steuerrad, Lackierung: hübsch hellgrün mit roten u. schwarzen Verzierungslinien. Kleine Hupe. Preis p. St. Mk. 15.- ab Lager. Auf Wunsch Zahlungserleichterung: 1/3 Anzahlg. od. Nachn., Rest in 2 Monatsrat. Ill. Katal. üb. größ. Kinderautos von einfach. bis zur Luxusausführ. grat.

Gebr. Pomeranz Abtlg. Versand, Hannover 2.
Heinrich-Heinestrasse 60. Postscheckkonto Hannover 30685.

DER DEUTSCHE EDELSECT

Meunier

MEUNIER & Co HOCHHEIM A/M

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4300. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 11. August 1927.

ZU HINDENBURGS 80. GEBURTSTAG!

In einer seiner Sitzungen hat sich das Reichskabinett auch mit der Feier des

80. Geburtstages des Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg am 2. Oktober d. Js.

beschäftigt. Es ging dabei von der Auffassung aus, daß das deutsche Volk es sich nicht nehmen lassen wird, dem Herrn Reichspräsidenten anläßlich seines Ehrentages erneut seine Anhänglichkeit und Verehrung zu bezeigen. Andererseits ist die Reichsregierung aber überzeugt, im Sinne des Herrn Reichspräsidenten zu handeln, wenn sie von kostspieligen allgemeinen Feiern aus diesem Anlaß Abstand nimmt und den guten Wünschen zu dem Geburtstag eine Form gibt, die dem Ernst der Zeit und der Not unseres Volkes Rechnung trägt. Um jedem Deutschen daheim und draußen die Möglichkeit zu geben, seiner dankbaren Verehrung für die Person des Herrn Reichspräsidenten Ausdruck zu verleihen, haben die Reichsregierung und die Regierungen der deutschen Länder beschlossen, eine

„HINDENBURG-SPENDE“

zu veranstalten, die dem Herrn Reichspräsidenten an seinem 80. Geburtstag übergeben werden soll. Sie sind gewiß, den Wünschen des Herrn Reichspräsidenten entgegenzukommen, wenn sie ihm vorschlagen werden, die aufgekommenen Mittel in erster Linie dem Personenkreis zugute kommen zu lassen, der ihm besonders nahesteht, nämlich den Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen. Neben der Sammlung von Spenden, die in Verbindung mit den großen Spitzenorganisationen des Wirtschaftslebens usw. durchgeführt werden soll, ist die Ausgabe einer **HINDENBURG-BRIEFMARKE** in Aussicht genommen. Sie soll weiteren Kreisen die Möglichkeit der Beteiligung an dem Geburtstagsgeschenk für den Reichspräsidenten geben. Ihr Erlös ist vorzugsweise für schwer notleidende Mittelstandsangehörige, Sozialrentner usw. bestimmt.

Die Geschäftsstelle der Hindenburg-Spende, Leitung: Ministerialrat Dr. Karstedt, befindet sich Berlin NW. 40, Scharnhorststr. 35, Amt Norden 2831.
Beiträge werden vom Reichsbankgirokonto und folgenden Postscheckkonten der Hindenburg-Spende entgegengenommen: Berlin Nr. 73800, Breslau Nr. 54000, Dortmund Nr. 11000, Erfurt Nr. 29000, Essen Nr. 8000, Frankfurt/Main Nr. 67000, Hamburg Nr. 83000, Hannover Nr. 7000, Karlsruhe/Baden Nr. 6600, Köln Nr. 107000, Königsberg (Pr.) Nr. 900, Magdeburg Nr. 1300, Stettin Nr. 5700.
Weiterhin werden Spenden entgegengenommen bei sämtlichen Postanstalten, Fahrkartenschaltern, Stations- und Güterkassen, allen Reichsbanknebenstellen, Banken, Sparkassen, den Kassen der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, der Raiffeisenorganisationen usw.
Für Bayern, Sachsen und Württemberg sind besondere Landesgeschäftsstellen der Hindenburg-Spende errichtet worden: a) Bayerische Landesgeschäftsstelle der Hindenburg-Spende, München, Theatinerstr. 3 (Postscheckkonten: München 9000, Nürnberg 43000, Ludwigshafen/Rhein 17700); b) Sächsische Landesgeschäftsstelle der Hindenburg-Spende, Dresden-A., Waisenhausstr. 27 (Postscheckkonten: Dresden 37000, Leipzig 6800); c) Württembergische Landesgeschäftsstelle der Hindenburg-Spende, Stuttgart, Falkertstraße (Postscheckkonto: Stuttgart 23000).

Pfirsiche in flüssigem Gold. Buntgemischte Bowlen von Wein, Zucker und Kräutern, dazu Selterswasser und womöglich noch Kognak sind nicht jedermanns Sache. Aber ein gut zubereitetes Getränk während der heißen Jahreszeit möchten wir Ihnen verraten: „Pfirsiche in flüssigem Gold!“ Nachdem man einen mit silberner Gabel angestochenen Pfirsich in ein leeres Sektglas gelegt hat, gieße man gut geeisten „Kupferberg Gold“ darüber und lasse ein wenig „ziehen“. Der Duft des Pfirsichs wird sich mit dem Wohlgeschmack dieser vorzüglichen Sektmarke rasch zu einem wundervoll aromatischen Getränk verbinden.

Allgemeine Notizen.

Einigungsbestrebungen im deutschen Schrifttum. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller (Berlin) hat dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, dem Verband deutscher Erzähler und dem Kartell lyrischer Autoren vorgeschlagen, sich zu einem Reichsverband des deutschen Schrifttums zusammenzuschließen.

Der „Sommer der Musik" in Frankfurt a. M. erweckt in allen Kulturländern Bewunderung und wird allgemein als Weltausstellung der Musik bezeichnet. Bis jetzt hat diese Kulturgemeinschaft Europas zu Konzerten und Veranstaltungen nach Frankfurt a. M. geführt: das „Orchestre des Concerts du Conservatoire" aus Paris, die Wiener Philharmoniker, den Kölner Domchor, den Salzburger Domchor, den Münchener Domchor, den Chor der Römischen Basiliken unter Monsgr. Casimiri, den Engelbrechts-Chor aus Stockholm, die Thomaner aus Leipzig, den Michaelischor aus Hamburg, den Kirchenchor von St. Jacobi-Chemnitz, tschechoslowakische, jugoslawische, englische, schweizerische Chöre, die Banda municipale aus Venedig, das Ballett der Großen Oper aus Paris, führende Synagogenchöre. Die Richard-Wagner-Woche des Frankfurter Opernhauses fand stürmischen Beifall. Zum Musikfest der Internationalen Gesellschaft für neue Musik waren die hervorragendsten Musiker der Gegenwart aus aller Herren Ländern zusammengeströmt. Zahlreiche deutsche Vereine haben gesungen und sind noch angemeldet. Kurz, die Erwartungen, die auf den „Sommer der Musik" gesetzt worden sind, haben sich bis jetzt in vollem Umfang erfüllt. Es kommt dem künstlerischen Schaffen Deutschlands und der Welt zugute, was in Frankfurt a. M. in diesem Sommer an großzügiger kultureller Arbeit geleistet wird.

Zur Reinigung der englischen Sprache fand in London eine Konferenz statt, in der Bernard Shaw erklärte, daß es nach seinen Erfahrungen 42767500 verschiedene englische Dialekte gäbe, soweit er sie festgestellt habe. Naturgemäß betrachte jeder einzelne dieser Dialektsprecher alle andern als minderwertig, und so sei die Unsicherheit und Unklarheit nur zu leicht zu erklären, da leider keine Zentralstelle bestände, die kategorisch erklären könne: Das ist richtig und das ist falsch. Er erinnere nur an den Besuch Wilsons und die Erregung, als dieser in einer seiner Reden an Stelle des Wortes

„oblige" das Wort „obligate" gebraucht habe. Allgemein sei damals wohl der Gedanke in England aufgetaucht: wie ist so etwas bei einem Präsidenten, einem Professor möglich? Und könne wohl jemals in England jemand König werden, der „obligate" an Stelle „oblige" (verpflichten, verbinden) gebrauchen würde. Deshalb gehe er wohl nicht zu weit, wenn er, Shaw, jetzt behaupte, daß allein die Dialektfrage noch vielfach befähigte Leute von gewissen Posten und Würden ausschließe. Im Augenblick behaupte er, daß es in der ganzen Welt noch kein korrektes Englisch gibt, denn jeder der 42 767 500 Personen und Dialektsprecher wird jederzeit bereit sein, im Gespräch mit einem Amerikaner z. B. zu versuchen, sich dem Dialekt anzupassen und so wieder einen Dialekt zur Welt zu bringen, den noch keiner jemals vorher hörte. Der Mann des Volkes aber muß zu uns kommen können mit der Frage: Was ist richtiges Englisch. Wir müssen dahin kommen, ihm sagen zu können: Das ist richtig, das ist falsch. Dieser in Amerika vor längerer Zeit gemachte Vorschlag von Richtlinien ist in England freudig aufgenommen worden.

Der Neubau des Deutschen Hygiene-Museums. Nachdem der sächsische Staat und die Stadt Dresden die Mittel für den Museumsbau genehmigt haben und auch begründete Aussicht besteht, daß das Reich einen Teil der Baukosten übernimmt, hat der Vorstand des Deutschen Hygiene-Museums die Baupläne nach dem Entwurf von Professor Dr. Wilhelm Kreis, Dresden genehmigt. Es wurde nunmehr ein Bauausschuß gebildet, dem folgende Herren angehören: Ministerialrat Dr. Kramer als Vertreter der sächsischen Staatsregierung; Baurat Wolf als Vertreter des Rates zu Dresden; Baurat Wahl für die technischen Fragen, ebenfalls vom Rat zu Dresden; Professor Dr. W. Kreis für die Bauleitung, Reg.-Rat Seiring als Vertreter des Bauherrn.

Eine Vogelwarte auf der Mettnau. Auf der Bodensee-Halbinsel Mettnau bei Radolfzell, wo noch das Landhaus steht, in dem Viktor v. Scheffel in vorgeschrittenen Lebensjahren auszuruhen pflegte, soll eine Vogelwarte errichtet werden. Das Jagdrecht auf der Insel ist vom Bund für Vogelschutz gepachtet worden, um jeden Eingriff in das Tierleben auf der Insel zu verhindern. Dieser ornithologische Schutzpark wird der erste im deutschen Binnenland sein; bisher gibt es nur zwei an der deutschen See: auf Helgoland und in Rossitten (Kurische Nehrung).

Illustrirte Zeitung

Schutz eines alten Baudenkmals vor der Zerstörung: Restaurierungsarbeiten am Zwinger in Dresden.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Walter Zeising.

Der nach seiner Lage in einem ehemaligen Zwingergarten genannte Zwinger in Dresden (1711—1722 unter Augusts des Starken Regierung von Pöppelmann erbaut) zeigte immer deutlichere und augenfälligere Spuren des Verfalls. Um das Zerstörungswerk der Zeit an diesem einzigartigen Barock-Prachtbau aufzuhalten, arbeitet man seit einiger Zeit eifrig an der Ausbesserung der entstandenen Schäden und an der Erneuerung des bereits Vernichteten. So gleicht der sonst so festlich-heitere Ort jetzt einer Stätte lebhafter Arbeit, wo der Meißel des Bildhauers regiert.

Der preußische Kultusminister Dr. Becker (links), der Jubiläumsrektor Geheimrat Dr. W. Busch (Mitte) und Oberbürgermeister Müller auf dem Wege zum Festaktus.

Die Enthüllung des Gefallenendenkmals an der Universität am 29. Juli.

Vizekanzler und Reichsjustizminister Dr. Hergt (×) beim Verlesen des Glückwunschschreibens des Reichspräsidenten v. Hindenburg während des Festaktes am 30. Juli. — Nebenstehend: Der feierliche Zug der Studentenschaft nach dem Festzelt.

Links: Aus dem historischen Festzug am 31. Juli, der den Einzug des Landgrafen Philipp zur Gründung der Universität im Jahre 1527 darstellte: Landgraf Philipp mit seiner Gemahlin und dem Hofstaat. Rechts: Der große Festkommers der Burschenschafter auf dem Marktplatz.

DIE 400-JAHRFEIER DER UNIVERSITÄT MARBURG (29.–31. JULI).

WELTKOALITIONEN

VON DR. ALBRECHT WIRTH

Die Wörter Imperialismus und Weltpolitik sind erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgekommen, allein die Sache selbst war schon seit Jahrtausenden im Schwange. Wenn zwar die alten Könige Babylons sich die Herren der vier Weltgegenden nannten, und wenn die Pharaonen in schwülstigen Hofberichten ihre Siege über alle Völker des Erdkreises feierten, so weiß man, daß die damals bekannte Erde nur ein kleiner Ausschnitt unseres Globus war. Wenn dagegen die Römer mit den Parthern und sogar den Chinesen im Gesandtschaftsverkehr standen, wenn es im 5. Jahrhundert und danach öfters vorkam, daß die Sassaniden sich mit China und Byzanz, mit Großkhanen der Türken verbündeten und die Höfe von Sienfu, Ktesiphon und Konstantinopel sich gegenseitig zum Heimgang ihrer Herrscher Beileid aussprachen und die Thronbesteigungen neuer Herrscher ankündigten, wenn die Heere des Kalifen Welid zu gleicher Zeit in Spanien und am Indus kämpften, wenn später arabische Streithaufen in chinesische Thronwirren in Schensi eingriffen, und wenn die Tang-Kaiser bis zum Aralsee, bis Nordindien und Sibirien herrschten und Huldigungen aus Java und Malakka empfingen: so konnte man das füglich Weltpolitik nennen, die an Ausdehnung und Art ihrer Betätigung nicht allzuweit hinter der heutigen zurückstand. Das Mongolenreich erreichte vollends einen Umfang (schätzungsweise 30 Millionen qkm), den erst in allerjüngster Zeit das britische Imperium übertroffen hat. Der Siebenjährige Krieg spielte bis nach Südasien und Nordamerika hinüber; Voltaire erklärte, „für die schönen Augen des Königs von Preußen" — ein Ausdruck, der dann zu einem geflügelten Wort erwachsen ist — fochten damals die Indianer am Ohio und die Hindus am Ganges. Noch breiter waren die Wellen, die die Napoleonische Erschütterung schlug. Die Weltpolitik des Korsen erstreckte sich im Osten auf Indien, Siam und Formosa, auf Vorderasien, Ägypten und Nubien, im Westen auf Louisiana und die La-Plata-Länder, auf Westindien und Mexiko. Hatte schon der Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten Europa, Amerika, West- und Südafrika und mit seinen äußersten Spritzern sogar Alaska und Ostasien in seinen Bereich gezogen, so dämmerte vollends mit dem Japanisch-Chinesischen Kriege, mit der Yankee-Eroberung Kubas und der Philippinen, mit den Wirren auf Samoa, dem Burenkrieg und dem Japanisch-Russischen Krieg ein Zeitalter der Weltpolitik herauf, das keinen einzigen Erdteil mehr unberührt ließ.

Wir leben im Zeitalter der Zusammenschlüsse. Wir sehen das im wirtschaftlichen und im staatlichen Leben. Seit reichlich einem Menschenalter kennt die Wirtschaft Bankenkonzentrationen, Industriesyndikate und Interessengemeinschaften, kennt Zusammenschlüsse der Unternehmer, also der Arbeitgeber, und solche der Arbeitnehmer, die Gewerkschaften. Die Kleinstaaten aber sind im Laufe der Jahrhunderte zu Großstaaten erwachsen und von diesen mehrere zu Weltstaaten. Jedoch den immer schwerer und gefährlicher werdenden Kampf ums Dasein getrauen sich heutzutage selbst die Weltstaaten nicht mehr allein zu unternehmen. Sie schließen sich daher zu noch größeren Gruppen, zu ganzen Staatenkonzernen, zusammen. Die erste derartige Gruppierung von Belang war die gegen Napoleon gegründete, die zweite war die Entente Cordiale zwischen Frankreich und England, die von rund 1840 bis 1860 dauerte, und der sich zum Behufe des Krimkrieges die Türkei und Italien anfügten. Die mächtigste Koalition aber haben wir in, vor und nach dem Weltkrieg erlebt! Der Vielverband stritt da gegen die Mittelmächte. Nun aber besteht seit mehreren Jahren der Vielverband nicht mehr. Zu Washington hat sich Ende 1921 Japan abgetrennt. Italien ging unter Mussolini eigene Wege und sucht einen neuen Konzern zu schaffen. Vollkommen andere Bahnen beschritten ferner die Russen und die Vorderasiaten und in neuester Zeit die Chinesen.

Wenn man die jüngste Gruppierung der Weltmächte, wie sie mehr oder weniger deutlich am politischen Horizont sich abzuzeichnen beginnt, auf ihren kürzesten Ausdruck bringen will, so wird man sagen: Gegenüber den maßgebenden Seemächten Weltbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika erhebt sich ein transkontinentaler Bund, der die Länder vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean zusammenzufassen, der ein geschlossenes Eurasien zu errichten trachtet. Sicherlich, das Riesengemälde ist noch keineswegs vollendet, und die Dinge der Politik sind — wir betonen das ausdrücklich — stets im Fluß. Wie schnell sich eine Konstellation ändern kann, hat der Balkankrieg bewiesen, der vom Juni bis zum Juli 1913 die balkanischen Freunde zu erbitterten Feinden umwandelte, hat das stets schwankende Verhältnis von Italien zu Südslawien gezeigt und wird vermutlich eine künftige Spaltung Frankreichs und Spaniens über Marokko dartun. Auch darf man keinen Augenblick vergessen, daß die Diplomaten und Staatsmänner des einen Konzerns denen anderer Gruppen beständig das Wasser abzugraben bemüht sind. Die Engländer verstanden es von jeher, mit den Hunden zu jagen und mit den Hasen zu laufen; die Diplomaten der Russen sind drauf und dran, auf diesem ihrem eigensten Gebiete die Engländer zu schlagen. Ebensowenig darf man die Biegsamkeit und Anschmiegsamkeit der französischen Politik unterschätzen. Ungeachtet aller dieser Einwände wird es von Nutzen sein, die stete Linie zu verfolgen, die der Entwicklung der jüngsten Konzerne zugrunde liegt. Diese Linie scheint aber in einen Gegensatz zwischen eurasischen Weltmächten und ozeanischen Weltstaaten auszumünden.

Zweierlei hat den Vielverband auseinandergesprengt: der Nationalismus, der allerorten sein Haupt erhebt, und die Wühltätigkeit Moskaus. Wir haben rassenhafte, nationalistische und in ihrer Zuspitzung faschistische Bewegungen bei Iren, Türken, Italienern, Spaniern, Amerikanern und den Völkern Osteuropas; bei Negern, Arabern, Malaien und Ostasiaten. Der Bolschewismus der Moskowiter sucht überall die niederen Gesellschaftsschichten gegen die höheren zu erregen. Indem er sich der unterdrückten Völker annimmt, verbindet er sich auch mit dem Nationalismus. Den größten Vorteil von diesem Bündnis wird der Nationalismus ziehen und hat ihn auch bereits vielfach gezogen. Bei Türken, Persern, Arabern und Afghanen ist der Vorgang schon einigermaßen vollendet. Er hat zu einer spürbaren Abkehrung von Moskau geführt. In China ist der Prozeß noch im Werden, wird aber zweifellos ähnliche Bahnen einschlagen. Der Schlüssel zur ganzen künftigen Entwicklung liegt in China. Die Frage ist hier nur, wann der chinesische Faschismus seine Bindung mit Moskau lösen wird, und ob es nicht vorher Moskau gelingt, den ganzen ostasiatischen Bezirk in eine gemeinsame Einheitsfront gegenüber den angelsächsischen Mächten zu pressen. Die Lage in Ostasien verquickt sich mit einem ausgesprochenen, jährlich, ja, monatlich wachsenden Hasse gegen die Weißen; gegen alle Weißen, zu denen schließlich auch die Russen gehören. Weiterhin versucht Moskau, für seine Zwecke auch die Deutschen einzuspannen, wozu es durch Rapallo den Grund gelegt hat. Unentschieden und undurchsichtig, aber gerade entscheidend ist bei allen diesen Verwicklungen und Wechselwirkungen die Haltung Frankreichs. Man kann schon von einer traditionellen Freundschaft sprechen, die zwischen Franzosen und Russen waltete. So ging Paris schon zu Zeiten der Pompadour mit der Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich den Großen. Daher auch nicht minder die sentimentale Freundschaft zwischen Napoleon und Alexander I., dem der Korse seine utopische Begeisterung einzuflößen wußte, mit dem er die Herrschaft der Welt zu teilen versprach. Hierauf trat allerdings eine recht lange Pause in der gegenseitigen Freundschaft ein. Wenn sich schon 1870 russische Stimmen für die Rettung Frankreichs aus preußischen Krallen erhoben, wenn 1881 Skobelew, der chauvinistische Heißsporn, und der „Vater der Lüge", Ignatjew, eine Verständigung zwischen Paris und Petersburg zu vermitteln suchten, von früheren Anstrengungen Gortschakows ganz zu schweigen, so ist alles dies an der entschlossenen und besonnenen Haltung Bismarcks gescheitert. Zwei Jahre nach dem Sturz des Eisernen Kanzlers, 1892, kam endlich wieder ein Bündnis zwischen Franzosen und Russen zustande. Das dauerte recht geraume Zeit, bis 1917. Seit zehn Jahren befindet sich Paris wiederum in Spannung mit Moskau. In letzter Zeit sind jedoch verschiedene Annäherungsversuche zu verzeichnen; Briand ging jüngst nach Petersburg. Der Zwang dazu ergibt sich aus der Gesamtlage, wie wir sie vorhin schilderten. In den gleichen Zusammenhang transkontinentaler Mächte-Politik gehört die Sonderstellung, die die Franzosen in China einnehmen, daß sie namentlich geflissentlich von den Engländern und einigermaßen auch von den Amerikanern sich loszulösen beginnen. Zum Teil tun sie das im Hinblick auf die gefährdete Lage der französischen Kolonie in Indo-China. Man übt Vorsorge, um sich schon jetzt mit dem starken China der Zukunft gut zu stellen. In Vorderasien war bis vor kurzem die Lage folgendermaßen: Angora, Teheran und Kabul standen in enger Fühlung, und der vorderasiatische Dreibund, aus Türkei, Persien und Afghanistan bestehend, stützte sich seinerseits auf die Macht Sowjetrußlands. Nun schickte 1920 der Quay d'Orsay Herrn Franklin Bouillon nach Angora, um einen Vertrag abzuschließen. Was auch geschah. Dadurch kamen von selbst die Franzosen in ein Verhältnis zu dem ganzen Block und auf Umwegen auch zu Moskau.

Seit einem Jahre hat sich die Lage im vorderen Orient gänzlich verschoben. Die Engländer haben die Türken auf ihre Seite gebracht oder zum mindesten neutralisiert. Im Grunde kann ja auch die Kluft zwischen Türken und Russen, die seit den Zeiten Attilas vorhanden ist, gar nicht überbrückt werden. Der Pan-Turanismus wünscht, die 18 bis 20 Millionen Turanier, als da wären Tataren, Kirgisen, Sarten, Turkmenen, Karatschai, und vereinzelte Mongolenstämme, wie die Kalmüken und Burjaten, aus dem ehemaligen Zarenreich in ein osmanisches Großreich hinüberzwingen. Bei ihren vorderasiatischen Unternehmungen konnten sich die Franzosen auf den Vorgang Napoleons berufen, der nicht nur 1799 selbst in Syrien eindrang, sondern 1807 den General Gardanne nach Teheran schickte und 1812 durch seine Agenten Anhänger in Syrien, Nordarabien, Mesopotamien und sogar in Belutschistan warb und mit Hilfe der Beduinen die Heere der Großtürken dämpfte. Heute nimmt Paris die napoleonische Politik wieder auf. Es hat sich mit Raschid ibn Saud in Erriad in Verbindung gesetzt, einem Manne, der ein Gebiet beherrscht, dreimal so groß wie Deutschland, und hat zeitweise die Briten schachmatt gesetzt. Der Wahhabiten-Emir war nämlich vor drei Jahren damit einverstanden, daß seine auswärtige Politik von Paris aus geleitet würde. Um diesen französischen Einfluß lahmzulegen, sind jüngst die Italiener in Südwestarabien eingedrungen und haben mit einem Nachfahren des Propheten Jahja sich verbrüdert. Weiterhin haben die Franzosen ein Glacis ihrer weltumspannenden Stellung in der Kleinen Entente errichtet. Diese bestand aus Südslawien, Tschechoslowakei und Rumänien. Dazu kam eine besonders innige Freundschaft mit Polen. Seit kurzer Zeit jedoch ist die Kleine Entente zerbrochen. Und Polen ist allem Anschein nach ins englische Lager hinübergegangen.

Zu diesen grundstürzenden Umwandlungen der letzten Zeit hat Italien ein gerüttelt Maß beigetragen. Mussolini möchte gar zu gern eine starke Politik treiben. Ja, er möchte das Imperium Romanum wiederaufrichten. Das ist natürlich eine Utopie, insbesondere soweit der Plan die alleinige Herrschaft über das Mittelmeer vorsieht. Das Leitmotiv Mussolinis ist in jüngster Zeit der Gegensatz gegen Frankreich, dem man Savoyen, Korsika und Tunis nehmen möchte. Sodann spitzt sich die Reibung mit Südslawien zu. Drittens wälzt Mussolini ostafrikanische, viertens arabische Entwürfe. Er hat Konventionen oder geradezu Bündnisse mit Rumänien, Ungarn und Spanien und wünscht, diese Gruppe durch Bulgarien, Griechenland, Österreich, Deutschland und Latein-Amerika zu erweitern. Seine weitschauenden Absichten mit Südamerika hat er schon vor zwei Jahren öffentlich verkündet, hat auch jüngst mit mehreren Republiken daselbst Verträge abgeschlossen, die für Italien besonders günstig sind, und die aus den italienischen Kolonien Latein-Amerikas beinahe Staaten im Staate machen. Mussolini bekämpft auch in Amerika, besonders in Brasilien, den französischen Einfluß. Wichtig ist bei diesem Vorgehen des Diktators, daß er im Sinne und vielfach mit der ausdrücklichen Unterstützung Englands handelt. Mit Hilfe der italienischen Machtgruppe ebenso wie der Polens wollen die Seemächte belangreiche Stücke aus dem Transkontinental-Block herausnehmen. Wenn es nach den Wünschen der Briten gehen soll, müßte auch Deutschland als Brecheisen dienen.

Eine besondere Untersuchung verdienen die Seemächte. Ihr Verhältnis ist ganz locker und schwankend. In Zeiten der Not wird es jedoch ohne Frage wieder fester werden.

TAGESGESCHICHTE

Die Feier anläßlich des 400jährigen Bestehens der Universität Marburg wurde mit der Enthüllung eines Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Kommilitonen, eines Werkes des Essener Bildhauers Lammers, am 29. Juli eingeleitet, dann weihte man die beiden neu gestifteten, dicht am Schloß gelegenen Wohnheime für Studenten ein, und nach einem Begrüßungsabend der Gäste in einem für die Festtage errichteten Riesenzelt veranstaltete die Studentenschaft einen Fackelzug durch die Stadt. Festgottesdienste der Konfessionen gingen dem ersten Festakt voraus, auf dem Jubiläumsrektor Geheimrat Dr. Busch die Gäste begrüßte, der preußische Kultusminister Dr. Becker die Grüße der preußischen Regierung überbrachte und Vizekanzler Dr. Hergt als Vertreter des Reichspräsidenten und der Reichsregierung ein Glückwunsch-Handschreiben Hindenburgs verlas. Auch wurden der Jubilarin als Geschenk das neue Kunstinstitut, die neue Ohrenklinik und Kinderklinik übergeben. Am dritten Festtag fand in der Festhalle

Der Stundenanzeiger auf dem Flugplatz in Dessau, ein großes Transparent, das den Fliegern die Flugdauer kundgab. Im Hintergrund eine dreimotorige Junkers-Verkehrsmaschine.

Der freudige Empfang der Piloten nach der Landung: 1 Pilot Risticz, 2 Pilot Edzard, 3 der anhaltische Ministerpräsident Deist, 4 Prof. Junkers.

der zweite offizielle Festakt statt. Nach einem Vortrag von Prof. Dr. R. Otto über „Sinn und Aufgabe der modernen Universität" erfolgte die Verkündigung der neuen Ehrensenatoren und Ehrendoktoren. Den Abschluß der Feier bildeten der historische Festzug, das von Geheimrat Dr. Th. Birt verfaßte Festspiel und ein großer Festkommers.

Die letzte Runde des Rekordflugzeuges über dem Flugplatz in Dessau.

Vom Weltrekordflug der Junkers-Piloten Risticz und Edzard.

Die beiden Junkers-Piloten Risticz und Edzard stiegen am 3. August in Dessau mit einer Junkers-Landflugmaschine zu einem Versuchsflug für die Ozeanüberquerung auf und landeten nach regelmäßigem Pendelflug zwischen Dessau und Leipzig am 5. August, nachdem sie 52 Stunden 22 Minuten in der Luft geblieben waren und eine Strecke von 4627 km zurückgelegt hatten. Damit ist einmal der von Chamberlin aufgestellte Dauerrekord von 51 Stunden 11 Minuten und dann auch der von den französischen Fliegern Drouhin und Landry im August 1925 aufgestellte Streckenrekord von 4400 km gebrochen worden und in deutsche Hände übergegangen. Außerdem wurde durch diese Rekordleistung bewiesen, daß die Maschine für einen Flug nach Amerika leistungsfähig genug ist. (Vgl. den Beitrag S. 218.)

Beim Kolberger Bäderrennen konnten die deutschen Motorradmarken gute Erfolge buchen. In der 750-ccm-Klasse erzielte Henne (auf B. M. W.) die beste Zeit und gewann den Wanderpreis von Deutschland.

Im Düsseldorfer Rhein-Stadion standen sich am 31. Juli die Auswahlmannschaften Deutschlands und der Schweiz im Leichtathletik-Länderkampf gegenüber. Dabei unterlag die Schweiz mit 90½ : 45½ Punkten. Den einzigen schweizerischen Sieg konnte Gerspach im Stabhochsprung einbringen. Bei der 4×100 m-Staffel erreichten die Deutschen die Welthöchstleistung der amerikanischen Ländermannschaft.

Bei dem in Wünsdorf bei Berlin ausgetragenen deutsch-schwedischen Offiziers-Fünfkampf (Pistolenschießen, 300-m-Schwimmen, Degenfechten, Geländeritt und 4000-m-Geländelauf) siegten die Schweden.

Links nebenstehend:

John Galsworthy,

bedeutender englischer Schriftsteller, Verfasser von erfolgreichen Romanen und Dramen, kann am 14. August seinen 60. Geburtstag feiern.

Links: „Ein Stein des Anstoßes": Lehmbrucks Plastik „Die Kniende" im Garten der Tonhalle in Duisburg, die in der Nacht zum 29. Juli von Bubenhand zerstört wurde. Ein Teil der Bürgerschaft billigte die Figur aus moralischen und ästhetischen Gründen nicht; auf Beschluß der Stadtverordnetenversammlung soll aber das Kunstwerk neu aufgestellt werden. — Rechts: Szenenbild von der Erstaufführung des Schauspiels „König Nicolo" von Frank Wedekind im Münchener Künstler-Theater im Ausstellungspark am 27. Juli: Hochgericht (7. Bild). Hinten, oben, von links nach rechts: W. v. Strobl als Schauspieler; Pamela Wedekind, die Tochter des Dichters, als Prinzessin Alma; G. Waldau als König Nicolo.

Der erste Fernspruch von Deutschland nach Argentinien: Die Teilnehmer an der Generalprobe am 3. August im Vorhaus zu Berlin, von wo aus die „Übersprechung" der 12500 km betragenden Entfernung bis Buenos Aires gelang. Von links nach rechts sitzend: Dr. v. Bredow; Staatssekr. Feyerabend; Staatssekr. Santher; Legationsrat L. F. Racedo (Argentinien; Generaldirektor Dr. Francke; stehend: Fregattenkapitän Moneta; Ministerialrat Arendt; Dr. Schapira; Graf v. Arco. Links oben: Prinzessin Hermine zu Schönaich-Carolath, die Gattin Wilhelms II., und ihre Töchter Henriette (links) und Hermine Karoline auf einem Spaziergang in Bad Kissingen, wo sie zur Kur weilen.

Vom 19. Internationalen Esperanto-Kongreß in Danzig: Pflanzen einer Gedenk-Eiche in Zoppot am 2. August zur Erinnerung an den Jubiläumskongreß (40 Jahre); eine schwedische Esperantistin schüttet Erde ihres Vaterlandes auf die Wurzeln des Baumes. — Links: Vom Winzerfest in Vevey (Westschweiz), einer der ältesten Volksfeiern des Kontinents, das schon auf einem Dokument aus dem Jahre 1680 erwähnt wird: Der Tanz der Winzer in dem großen Freilichttheater am 1. August. (Phot. Teichmann, Basel.)

Links: Der Besuch König Fuads von Ägypten in Rom: König Fuad mit König Viktor Emanuel III. von Italien (im Wagen) nach der Ankunft am 2. August. — Rechts: Die feierliche Beisetzung des Sultans von Langkat (an der Nordküste von Sumatra), des bedeutendsten Sultans der Insel: Die Menge in weißer Trauerkleidung vor dem Palast, auf dessen Treppe der Sarg heruntergetragen wird.

Links: Das neue Strandbad von Lausanne-Ouchy am Genfer See. Die moderne Anlage bietet mit ihren Tennis- und Golfplätzen, dem Stadion, dem Wassersportbetrieb und der reizvollen Umgebung ein geeignetes Feld für Erholungsbedürftige und Sportfreunde. — Rechts: Besuch deutscher Pfadfinder in Dänemark: Prinz Knud von Dänemark (links) begrüßt die deutsche Gruppe auf der Internationalen Pfadfindertagung in Kopenhagen am 31. Juli.

Vom Leichtathletik-Länderkampf Deutschland—Schweiz im Rhein-Stadion in Düsseldorf am 31. Juli: Cohn (links) gewinnt überlegen den Lauf über 5000 m und überrundet dabei gleichzeitig den letzten Schweizer Teilnehmer. — Nebenstehend: Das Internationale Motorradrennen in Kolberg am 30. und 31. Juli: Start der Maschinen der Kategorie A (250 ccm).

Links: Von den Meisterschaften des Reichsheeres und der Reichsmarine, um die vom 4. bis zum 7. August in Berlin gekämpft wurde: Mannschaften beim „Heben und Tragen schwerer Lasten" (Pionierübung). — Rechts: Vom deutsch-schwedischen Offiziers-Fünfkampf, der in Wünsdorf bei Zossen (Berlin) zum Austrag kam und am 4. August zu Ende ging: Blick auf den Pistolenschießstand; ein schwedischer Offizier im Anschlag. Im Hintergrund, auf der Bank links, General Heye, Chef der deutschen Heeresleitung, mit Major Bade, dem Leiter der Veranstaltung.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(13. Fortsetzung.)

Job, dessen klares Denken verwischt war, zahlte eine Runde Doppelschnäpse. Sie gossen das Gift durch die Kehlen, und die Augen wuchsen ihnen aus den Höhlen. Breitenmoser klopfte dem Führer wieder derb auf die Schulter. „Er kennt sich aus; er ist ein alter Affe, er kann Fratzen schneiden, hol' mich der Neungeschwänzte!" Langsam und plump wie ein Nilpferd quälte er sich von der Bank hoch und trommelte mit beiden Fäusten auf der Tischplatte. „Krumm bumm!" schrie er und wurde krebsrot im Gesicht, „rumm bumm! Wer mit uns hält, soll mit mir aufstehen! Kampf und Rache! Wir wollen — uns — neu — hupp — organisieren — wir wollen — hupp — aufstehen, wer mit uns ist!"

Grölend erhoben sie sich von den Bänken. Der Alkohol hatte ihre Sinne verwirrt. Breitenmoser gab das Zeichen zum Trommeln. Da hieben sie auf die Tische und brüllten sinnlos: „Krumm bumm! Immer rumm bumm!" Die Szene artete in Tumult aus. Gläser fielen von den Tischen; Bänke stürzten um, und eine Fensterscheibe flog klirrend in Stücke.

„Besoffenes, trauriges Lumpenpack!" rief der Schmied mit donnernder Stimme und schickte sich an, den Raum zu verlassen. „Schämt euch in Grund und Boden hinein, daß ihr euch aufführt hier wie die Indianer. Glaubt ihr, etwas zu erreichen, wenn ihr euch wie die Wilden benehmt. Lumpen! Lumpen, sag' ich!"

Da gingen sie gegen ihn an. Sie drängten ihn nach dem Ausgang. Er streckte beide Arme aus und straffte die Muskeln. Es juckte ihn, sie durcheinanderzuwerfen wie Maikäfer. Mit gespreizten Beinen und kampfbereiten Armen stand er da und erwartete ihren Angriff. Breitenmoser, pruschend, mit Speichel vorm Mund, torkelte auf ihn zu.

„Ich — w — w — will — d — dir die — Ba — Ba — Backzähne schon — ziehn." Er wollte vorstoßen. Da öffnete sich die Tür, und Werner Golm trat in den dunsterfüllten Raum. Der Lärm versank wie in einem Schacht.

„Was geht denn hier vor?" sprach er und stand immer noch am Eingang. Hart vor ihm, die tränenden Augen weit aufgerissen, hielt wie ein wankender Pfahl der Obermonteur.

„Krumm, bumm!" murmelte er, halb betäubt. Dann schwoll es in ihm auf, daß ja der Widersacher hier vor ihm sei, und daß es nun die gegebene Zeit wäre, gegen ihn vorzugehen. Eine sinnlose Verwirrung hatte sich seiner bemächtigt; er war ohne Ziel und Verstand, als er sich jetzt ein wenig duckte und die flachen Hände auf die Knie stemmte. „Du? Was willst du hier unter uns? Verfluchte Herrenfratze! Das ist jetzt zu Ende, verstanden! Es hat sich ausgeschunden. Wo hast du — meine — Frau? Meine — Frau — hast — du mir gestohlen! Herrenfratze! Hast du sie — nicht gestohlen? Jetzt geht's dir an — den Kragen — jetzt!"

Alle Besinnung wich von ihm; er wußte nicht mehr, was er tat, als er sich jetzt wutschnaubend auf den Ingenieur stürzte. „Jetzt — halten — wir — Abrechnung — Genossen! Krumm bumm!"

Aber sie ließen ihn im Stiche. Scheu geduckt und zitternd standen sie umher, als Breitenmoser seinen Angriff machte. Golm, dergestalt unerwartet überfallen, stieß ihm die Faust ins Gesicht, daß er zurücktaumelte. Da zog er das Messer und machte, vor Grimm aufheulend, einen zweiten Angriff. Aber der Schmied hatte ihn schon gepackt. Seine Arme umklammerten ihn wie Schraubstöcke. Stöhnend hing er unter dem würgenden Druck dieser Muskeln.

„Job!" rief der Monteur, „Job, wo bist du denn? Äh, die Kanaille hat sich davongemacht."

Job war verschwunden.

Breitenmoser, apathisch in sich zusammengesunken, hing auf der Bank und ließ die Arme baumeln. Alles Denken war von ihm gewichen; er hatte nur die Vorstellung irgendeiner Ungeheuerlichkeit, die er selbst nicht mehr verstand. Zwischen den Haaren hindurch, die über seinen Augen hingen, sah er Gestalten und Tische und brennende Lampen. Jede Gestalt und jedes Ding verdoppelte sich und fing an, sich wie rasend zu drehen. Er lallte vor sich hin und schluckte ohne Unterlaß. Zittern lief über seinen Körper. Dann hörte er, durch Mauern hindurch, eine Stimme. Golms Stimme.

„Ich schenke jedem unter euch ein offenes Ohr. Aber für Radauszenen bin ich nicht zu haben. Ich bin bereit, morgen eure Vorschläge zu hören. Und wer sich zu beklagen hat, der soll sich bei mir melden!"

Dann kam wieder Rauschen und Brausen. Eine Tür fiel krachend ins Schloß.

„Meine Frau — haben sie mir — gestohlen", lallte Breitenmoser. Etwas fiel ihm aus der Hand. Er suchte auf dem Fußboden und sah, daß es ein offenes Messer war.

Ich mag nicht mehr leben, dachte er verschwommen und wankte durch die Tür ins Freie. — An einem der riesigen Stützträger knüpfte er sich auf. Sie fanden ihn morgens, als sie zur Arbeit gingen.

XVII.

In der Talstation wuchs die eiserne Kultur langsam aus der Erde. Ein Gebäude, aus Zyklopenmauerwerk erstellt, war unter Dach und Fach gebracht worden. Von einem bekannten Architekten dem Charakter der Landschaft trefflich angepaßt, stand es in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs und des großen Hotels der Fernlinie. Der Bau, grau und wuchtig in der Linienführung, enthielt die Talstation selbst mit der geräumigen Halle, einem Führerraum und dem großen Maschinensaal, in dem sich die Elektromotoren und die Dampfreserve befanden. Außerdem einen Umformerraum und den Raum für die gewaltigen Spannvorrichtungen. In den angehängten Nebenbauten befanden sich unten die Warte- und Wirtschaftsräume und oben mehrere Beamtenwohnungen. Ein Stockwerk war für Fremdenzimmer vorbehalten. Das Hauptgebäude war nun ziemlich fertiggestellt, und Golm hatte vor kurzem eines der Fremdenzimmer bezogen, für das eine notdürftige Einrichtung beschafft worden war. Er wohnte so in unmittelbarer Nähe der Baustellen, und wenn er durchs Fenster schaute, reichte sein Blick bis zum oberen Gletscherbruch, wo jetzt Isla Silva gesprengt wurde. Er sah sämtliche Stützträger, die bis jetzt aufgestellt waren, und konnte die Trasse der provisorischen Materialseilbahn bis hinauf zum Plateau II verfolgen. Sechs Wagen waren unablässig in Betrieb, das Material nach den Baustellen zu schaffen. Gleich nach der großen Sprengung sollte die provisorische Bahn bis zum Silberkamm hinaufgeführt werden. Die waghalsige Sprengung beim Teufelstobel bildete den Mittelpunkt des Geschehens; man sah ihr wie einem Naturereignis entgegen. Die Leiter der Bahn wurden langsam nervös, denn sie wußten das Ende nicht. Man stand einer dumpfen Ungewißheit gegenüber, und Werner Golm, auf dessen Schultern die Verantwortung lastete, bewahrte zwar äußerlich seine Ruhe, fühlte aber, wie innerlich die Kräfte schwanden. Der Kampf, den er ganz im stillen zu bestehen hatte, zermürbte ihn langsam und schleichend. Sein Gesicht wurde in dieser Zeit fast hager, die Augen sanken ein, und seine Lippen waren bläulich überlaufen und trocken.

Er saß am Tisch und prüfte die großen Berechnungen zur Sprengung. Blaupausen häuften sich. Geologische Profilkarten beschäftigten ihn, und dann saß er lange brütend über einer Formel, die ihm nicht klar und eindeutig schien. Er rechnete verschiedene Werte aus, trug sie in Koordinaten auf und überblickte die entstehende Kurve mit einem kritischen Stirnrunzeln. Etwas gefiel ihm nicht. Er hielt den Bleistift in der Hand und sah, daß diese Hand und dieser Bleistift zitterten. Meine Nerven, dachte er, meine Nerven! Es fiel ihm ein, daß er in der verflossenen Nacht aus dem Schlaf hochgeschreckt war und für kurze Augenblicke, halb noch vom Traum und Schlaf umfangen, nach Luft gerungen hatte. Da war etwas gewesen, das ihm Brust und Kehle abschneiden wollte. Was war mit ihm?

Er legte den Bleistift fort und schaute durchs Fenster hinaus in den Himmel. „Ich sollte etwas für meine Nerven tun!"

Jegliches Ungemach und aller Zwiespalt strichen an ihm vorüber, und er sah sie dumpf schattenhaft und gehäuft, wie Gespenster. Maria! dachte er und erschrak vor dem Gedanken. Maria, wo geht der Weg? Cornelie! dachte er und wurde gequält von dem letzten Vorkommnis in der Stadt. Warum hatte sie ihn belogen? Warum dieses Gift in ihn hineingepflanzt? Das beste, sie fallen zu lassen; sie zu vergessen. Liebte er sie denn, oder war seine Zuneigung nur Täuschung? Ich liebe sie nicht, denn mein Gefühl ist nicht rein und unaussprechlich genug. Ich müßte viel mehr versinken, untertauchen in dieser Liebe; ich dürfte sie aber nicht mathematisch zerklügeln und zerlegen. Liebe ist ohne Gedanken, ohne Formel, ohne Überlegung. Liebe ist schrankenlos, allumfassend. Liebe ist ohne Hirn! Aber Maria! Er stützte beide Arme auf und dachte an Maria. Sie wurde ihm so nahe und so deutlich. Umgebung versank; fernes Licht kam zu ihm herein. Ich liebe Maria, dachte er dunkel und ungewiß, denn der Gedanke an sie ist kreisendes All, ist Strom, der immerfort fließt und ohne Ende ist. Aber ich stehe ja im Räderwerk und kann nicht vor und nicht zurück. Mein Handeln ist zwangläufig diktiert von einem unbekannten Widersacher. Ich bin ohne Ausweg.

Er zwang das Grübeln aus seinem Hirn und griff zu den Diagrammen. Rechnete und prüfte und hatte eine Ahnung, als ob alles zwecklos sei und ohne tieferen Sinn; daß es gleichgültig sei, was mit ihm sich ereigne, und er nichts vermöchte gegen das widerwärtige Spiel der Geschehnisse.

Es klopfte kurz an, und dann trat Achstetter zu ihm herein. „Guten Tag, Golm! Warum hat sich denn der Breitenmoser aufgehängt? Wieder so 'n Skandal, der in allen Zeitungen herumgeschmiert wird."

Golm zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht! Er ist mit dem Messer auf mich los, als er sinnlos betrunken war. Ich hätte keine Haupt- und Staatsaktion aus der Geschichte gemacht."

„Aber wie ist das alles möglich?"

„Ich will dir mal was sagen: Der Mann war steuerlos. Ein tüchtiger Arbeiter, aber nach der Arbeit betrunken und ein Umstürzler. Er wollte im Rausch die Welt verbessern. Mit Blut das Arbeiterevangelium predigen."

„Bekannte Sorte. Man kann sie auf Flaschen ziehen."

„Vielleicht nicht der Schlechteste! Aber steuerlos. Seine Frau, die ihn verlassen hat, gab ihm den Rest. Sie war ein Satan!"

„Woher weißt du das?"

Golm wurde ein wenig verwirrt. Er dachte an die Nacht, die er oben verbracht hatte. Er sah sie vor sich stehen, geduckt und doch lauernd und immer auf dem Sprung. „Herr", hatte sie gesagt, „Herr!" Und war auf ihn zugesprungen, glühend, bettelnd. Aber ganz Weib, bis in die letzte Faser getriebenes Weib.

„Ich habe, na, ich habe das beobachtet!"

„Mhm!" Achstetter trat ans Fenster. „Na, egal! Auf jeden Fall sollten wir etwas in die Zeitungen bringen, was den Fall erklärt. Sonst heißt es wieder, er habe sich aus Hunger und Elend das Leben genommen."

Golm schob die flachen Hände vor sich hin. „Schade um ihn, möchte ich fast sagen. Er war ein notorischer Säufer, gewiß. Aber er hatte so etwas Gerades. Und war wie ein Stier. Ihm muß plötzlich der Ekel gekommen sein; vielleicht war sein Selbstmord nur in dieser Minute möglich. Ich begreife manchmal solch einen spontanen Tod."

Achstetter drehte sich um. „Was redest du für Zeug? Laß gut sein. Übrigens, da fällt mir gerade ein; nur so nebenbei, Werner: du und Cornelie, ihr macht mir, offen gestanden, nicht den Eindruck, als ob ihr so sonderlich ineinander verliebt wäret. Das kommt mir so 'n bissel trocken vor. Nur nebenbei! Es fällt mir gerade ein."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine überhaupt nichts. Es fällt mir nur auf. Nun aber Schwamm drüber!"

Golm war ruhig am Tisch sitzen geblieben. Er überlegte, ob er das Vorkommnis in der Stadt erzählen sollte. Nein, er durfte nicht darüber reden; das mußte er selbst mit ihr ins reine bringen. Kinderei, derartige Unstimmigkeiten auszuklatschen. Er rückte den Stuhl fort und trat zu Achstetter ans Fenster. „Das ist ein Irrtum!" sprach er oberflächlich und versuchte zu lachen. „Ich bin kein Gymnasiast, und Cornelie ist kein Backfisch."

„Vernunft, was?" antwortete Achstetter ironisch und zwinkerte mit den Augen. „Vernunft, ich verstehe schon. Wenn diese Vernunft nur kein Betrug ist. Ich will das Beste, Golm! Für meine Tochter und für dich. Wenn ihr jetzt schon wie Puddings auf dem Eis steht, dann hau' ich euch nach Strich und Faden auseinander. Mach' nur keine Augen! Ich red' das nur so nebenbei. Wie weit bist du denn mit den Berechnungen?"

„Ich stecke mittendrin!"

„Herrgott, das macht mich noch nervös! Das ewige Für und Wider geht mir langsam an die Nieren."

„Es gibt kein Für und Wider mehr für uns. Wir sprengen!"

„Weiß ich, weiß ich! Aber man kann nachts nicht mehr schlafen, weil einem immer die Brocken um den dösigen Schädel fliegen. Ich werde nervös, sage ich dir. Sieh zu, daß du mit den Berechnungen fertig wirst."

„Wir können übermorgen mit den Bohrungen beginnen!"

„Ist das dein Ernst?"

„Mein Wort darauf!" Er ging mit dem Direktor zum Tisch und zeigte ihm die Berechnungen und Profilkarten.

„Hier kommen verfluchte Werte heraus!"

Golm schaute ihn an und lachte. „Erschrick nicht vor den Zahlen! Wir müssen vorwärtsgehen. Es gibt hier nichts mehr zu überlegen!"

„Richtig! Richtig!" Achstetter schlug ihm auf die Achseln. „Aber ich bin nervös, hol' mich der Teufel, ich bin nervös." Er nahm eine Mexiko aus dem Etui, zündete sie an und trat paffend ans Fenster. „Da unten kommt ja der Norweger! Was hat denn der für 'n Mädel bei sich? Aha! Seil und Pickel! Verrücktes Volk!"

Golm kaute am Bleistift und schaute über die Zahlen hinweg zum Fenster. „Was meinst du?"

Achstetter lehnte sich zum Fenster hinaus. „Das ist doch die Tochter vom — Golm, wie heißt der Bildschnitzer unten in Ponthilara?"

Golm stockte das Blut. Eine Blaupause in der Hand, trat er zum Fenster und sah Svend Olsen mit Maria Dieffenbronner unten vorübergehen. „Es ist Maria!" sprach er tonlos, und die Zeichnung in seiner Hand zitterte.

„Ein prachtvolles Mädel! Ganz prachtvolles Mädel! Wird sich jetzt an den Norweger hängen. Wie heißt doch der Bildschnitzer, Golm?"

„Dieffenbronner, Klaus Dieffenbronner!"

Golms Augen blieben an den beiden Berggängern haften. Er war ohne Fassung, und ein schneidendes Weh stieg ihm in die Kehle. Achstetter schaute sich um und sah in ein bleiches, entstelltes Antlitz.

„Was machst du denn für 'n Gesicht?"

Werner Golm, halb gelähmt, starrte auf die Zeichnung und sah dort die Zahlen tanzen. „Sinus vierzehn Grad zwölf Minuten", las er. Und: „Querschnittsprofil bei Punkt 3261."

„Was ist denn los mit dir?"

„Nichts! Nichts! Was meinst du? Nichts! Ich habe gerade den — den — Sinus — nachgeprüft! Was willst du?"

„So! Seit wann rechnest du denn den Sinus im Kopf aus? Dir ist etwas in die Knochen gefahren."

Golm griff sich an die Stirn und fuhr dann immerfort mit der flachen Hand über die Haare bis zum Hinterkopf. „Ich bin vielleicht doch etwas überarbeitet."

„Die Sprengung zottelt auch an deinen Nerven, hää?" Achstetter lachte und zog dicke Wolken aus der Mexiko. „Du solltest dich ausruhen. Du brauchst Ruhe! Ja, ja! Du bist ganz grün im Gesicht." Er kam nahe auf ihn zu und schaute ihn durchdringend an. „Richtig grün, sage ich dir! Dich hat doch nicht etwa das Mädel so aus der Fassung gebracht? Oder der norwegische Philosophenvagabund. Na! So red' doch ein Wort!"

„Ich weiß nicht, was du meinst. Du solltest mich allein lassen."

„Oder ist dir übel geworden?" Er griff mit beiden Händen nach Golms Oberarm und rüttelte ihn.

„Mir ist nicht — ganz — wohl."

„Na also! Sag's halt! Ich kann ja auch jetzt gehen. Mach' mir doch keine Dummheiten. Servus!" Er streckte ihm die Hand hin und ging brummend zur Tür. „Nervenbündel! Weibergeschichten!"

Golm stand noch am Fenster. Er sah das Paar nach dem Hochwald gehen. Aufrecht, mit wehenden Haaren. Dort ging sein Freund und an seiner Seite Maria. Seltsam stilles Bild. Ohne Laut, nur Bewegung und Licht. Viel Licht. Da gehen sie nun aufwärts, und mir zerreißt es die Brust. Nur Schlaf oder Tod kann die Qual dieses Anblicks in mir auslöschen. Er sann verzweifelt darüber nach, wie er diese Szene, diesen qualvollen Vorübergang vor seinem Blickfeld ungeschehen machen könne. Wie solches Ereignis auszutilgen sei, und was man tun müsse, um, hier als Zuschauer am Fenster stehend, nicht zu verzweifeln.

Ihnen nachrufen; nachbrüllen; sie anhalten; zurückhalten? Unsinnig! Krankhaft unsinnig!

Oder alles beiseitewerfen und ihnen nacheilen; mitgehen, damit das Alleinsein der beiden zerstört sei; damit die große Einsamkeit, die um sie sein würde, nicht mehr so bestrickend und verlockend sie umgeben dürfe? Auch das war nicht möglich. Er war zu schwach. Seine Nerven! Vielleicht würde ihn oben wieder jener kreisende Schwindel packen. Er würde nicht weiterkönnen; nicht über den Grat, nicht durch die Wildheit des Kamins. Sie würden ihn zurücklassen und weit über ihn hinaussteigen bis in die Höhe ihrer Einsamkeit, die endlos hoch über ihm lag. Schrecklich, solches zu denken! Er unten, krampfhaft in Fels gekrallt oder die Augen verbergend vor dem Übermaß des Lichtes, und sie weiter und höher über seine Schwäche hinaussteigend bis auf den höchsten Grat; zwischen Himmel und Tiefe hangend, den freien Blick bewahren, während er am Ende war und ihnen nicht zu folgen vermochte.

Golm stützte den Kopf gegen die Wand und wurde verzehrt von diesen Vorstellungen. Es schlug wie schwarzer Vorhang über ihm zusammen. — Das beste vielleicht, zu arbeiten; immerfort arbeiten und die Gedanken nicht abirren lassen. Tag und Nacht rechnen und die Zahlen wie Regimenter um sich sammeln. Er wankte zum Tisch und griff nach den Zeichnungen. Beide Arme stützte er auf, grub das Kinn in die hohlen Hände und starrte auf das Gewirr der Linien. Aber der Schatten wich nicht von ihm. Er war hart und tief und schob sich mit aufdringlicher Gewalt in seine Gedanken. Er stand wieder auf, blickte sich ratlos um und lief dann im Zimmer umher, von Unruhe getrieben und so, als ob er hier gefangen säße und nicht mehr gegen das Unheil angehen könne.

An Cornelie denken! fiel ihm ein, als er nach Ausweg und Zuflucht suchte. Aber das Bild Corneliens war blaß und matt und stand fast umrißlos in verwischter Ferne. Was sollte ihm Cornelie in der Schwere solcher Stunde! Sie rückte immer weiter fort und versank. Er vergaß sie in diesem Augenblick. Gab es überhaupt ein Band zwischen ihr und ihm? Bestand eine Gemeinsamkeit? Nein, sie konnte ihm nicht beistehen. Sie stand zu weit abseits; sie war zu klein für die Größe seines Schmerzes.

„Ich habe Cornelie nie geliebt; es ist alles Betrug um mich und sie. Ich habe nur immer dich — nur immer dich — Maria!"

Er ging wieder zum Fenster und schaute nach dem Gletscher. Sein Blick blieb unverwandt. Er suchte ein Paar, das hinauf wollte und ihn zurückließ. Jenseits des Hochwaldes tauchten sie auf, und er sah sie, nur noch winzig klein, wie sie die Steinhänge hochgingen und langsam und zäh an Höhe gewannen. Das Bild hing wie Gewicht an ihm. So ist Eifersucht, dachte er blitzschnell während des Ringkampfes. Der Gedanke war Klarheit und schien ihm einen Weg weisen zu wollen. Das Gefühl verlachen! Nur nicht der Sklave seiner Gefühle werden! Jedes Gefühl ist trügerisch.

Das Gefühl verlachen! Aber es gelang nicht. Es kam nur noch ein Stöhnen auf und der Gedanke, nicht mehr zu sein. Schlafen, schlafen oder wohltätig umnachtet. Tot.

Unheimlich lautlos schoben sich plötzlich die schwarzen Eisenvögel in sein Blickfeld. Er sah sie fast gespenstisch nahe gerückt. Sie waren lebendig und bewegten groteske Flügel. Öffneten die Rachen und spien Dreck und Staub aus. Und Blut. Stützträger wuchsen gewaltig aus dem Fels. Nie hatte Golm so deutlich das Gitterwerk dieser eisernen Kolosse gesehen. Sie standen in der Landschaft, schwarz und düster und wie Fremdlinge, die eingedrungen waren kraft ihrer vernieteten Stärke und ihrer geschmiedeten Brutalität.

(Fortsetzung folgt.)

Finkensteiner Singwoche. Gemälde von Hermann Heide.

Erneuerung deutschen Volkstums und Veredlung des Gemeinschaftslebens bilden das höchste Ziel des „Finkensteiner Bundes", der mit einer Singwoche zu Finkenstein in Deutsch-Mähren im Juli 1923 verheißungsvoll begann. Solche Singwochen werden in den unter fremdstämmiger Herrschaft stehenden deutschen Grenzmarken sowie in Deutschland selbst abgehalten. Wenn nun auch bei den Zusammenkünften gemeinsame Feiern am Morgen und Abend erfolgen und ryhthmische Übungen zur Ertüchtigung des ganzen Menschen abgehalten werden, so steht doch als gemeinschaftbildende Kraft die Pflege der Musik in freiwilligen Singgruppen und in größeren Vereinigungen zur Erringung eines neuen Lebensstils im Vordergrund.

ALT-ROM UND NEUZEIT IM MAGHREB (NORDAFRIKA)

1. Ruine der Moschee von Agadir bei Tlemcen.

2. Die Heiligenkapelle des Sidi Bou-Ali in der Oase Nefta.

Langsam dampfen wir durch den Kanal, der das alte Seeräubernest zum modernen Hafen gemacht hat. Müde neigt sich die Abendsonne den Fluten des Okeanos. Ihre letzten Strahlen umspielen das Kreuz der Kathedrale von Karthago — und den Halbmond auf der Felsenhöhe von Sidi-Bou-Saïd.

Wo in phönizischer Vorzeit Moloch Menschenopfer heischte und Tanit, die karthagische Venus, in orgiastischem Taumel verehrt wurde, da ragt heute, inmitten friedvoller Rebenhügel, eine christliche Kirche. Sie birgt das Grab des Kardinals Lavigerie. Seit den Tagen Augustins hat sich kein Kirchenfürst größere Verdienste um Nordafrika erworben.

Tunis Stadt hat sich sehr verändert — nicht eben zum Vorteil: vor wenigen Monaten hat sich ein protziges neues Hotel aufgetan mit dem nichtssagenden Namen Carlton. In den Souks billigster Trödel und anilingefärbte Seiden, deren Fabrikant nicht mit dem bleichenden Licht des Südens gerechnet hat. — Ich fliehe. Nach vierstündiger Fahrt westwärts hält mein kleiner Motorwagen inmitten eines ehrwürdigen Olivenhains. Durchs silbrige Grau der abenteuerlich geformten Stämme schimmern Römersäulen (Abbild. 7). Hier verehrte man unter dem Namen einer Dea Caelestis die alte Himmelskönigin der Punier. Soll das Halbrund des heiligen Bezirks an das Himmelsgewölbe erinnern?

Im Hafen von Susa heult ein großer Italiener. Er ist tadellos gehalten, wie sich das für ein Schiff des Duce gehört. Sei mir gegrüßt; ich habe dich oft gesehen, als du noch unter deutscher und Woermann-Flagge auf Hamburg fuhrst!

In unmittelbarster Nähe des modernen Hafens von Sousse herrscht unverfälschter Orient. Die Honigkringel, die Meister Zuckerbäcker soeben aus dem brodelnden Öle zieht, sind in der Tat nicht übel. Der zweihenklige Ölkrug hat seine Form nicht geändert seit den Zeiten Homers (Abbild. 4).

170 km Eisenbahnfahrt durch schaurige Öde, da — welch herrliches Bild! Nie habe ich etwas Ähnliches gesehen, soweit ich alten Römerstätten nachgegangen bin in Europa, Asien, Afrika. Nur die weltentrückte Lage hat die Ruinen (Abbild. 11) gerettet vor christlichen Architekten und islamitischen Baukünstlern, die beide eine Vorliebe hatten für behauene Steine.

In der schlichten Kubba des Heiligen, die fromme Hände unter den Palmen der Oase errichteten (Abbild. 2), wie im kunstvollen Minar, fern an der marokkanischen Grenze (Abbild. 1), kann der archäologisch Geschulte römische Kapitelle und Quadern finden.

Wenn Sbeïtla durch seine abgeschiedene Lage wundersam der Zerstörung entging, so wurde Timgad, dies römische Kleinod, gerettet durch den Sand. Stolz ragen Römersäulen ins Blau des Himmels (Abbild. 10) und legen Zeugnis ab von römischer Tatkraft, römischem Können. Einem modernen Heizungsfachmann wäre es ein leichtes, die wohlerhaltenen Hypokausten (Abb. 9) in den zahlreichen Bädern wieder in Betrieb zu setzen. Prächtige Fußböden aus dauerhaftem Mosaik (Abbild. 8), soeben erst dem Boden abgewonnen, reden deutlich von Wohlstand und erlesenem Geschmack.

Die Römer wußten es, daß man das Tor der Wüste bei Kantara sperren mußte, wollte man dem Fruchtland des Nordens den Frieden wahren. Die Franzosen gingen einen Schritt weiter. In der Sahara sei der Friede mit den Eingeborenen zu schließen, pflegte General Bugeaud zu sagen. Im Jahre 1904 wurde das an der marokkanischen Grenze gelegene Figuig (Abbild. 3) französisch — nach schweren Kämpfen. Auch die Sahara-Republik der Mozabiten mit ihrer Hauptstadt Ghardaïa (Abbild. 5) ist fest in französischer Hand. Wo sich noch vor kurzem kaum der Forscher hintraute, reist man heute bequem im Auto. Nirgends in der Welt fand ich modernste Gegenwart und biblisch-patriarchalisches Treiben so dicht beieinander wie hier, im Herzen der Wüste (Abbild. 6).

Dr. Alfred Nawrath, Bremen.

3. Ein Wasserschöpfer (Schaduf) in der Oase Figuig (Süd-Marokko).

4. Tunesischer Kringelbäcker in Sousse.

5. Inneres der uralten Berg-Moschee in Ghardaïa.

6. Beduinen-Markt im Herzen der Sahara (Ghardaïa).

Im Oval:

7. Tempel der Göttin Caelestis in Dougga.

Rechts nebenstehend: 8. Rückwand des Museums mit neugefundenen römischen Mosaik-Fußböden in Timgad.

9. Altrömische Heizungsanlage der Süd-Thermen in Timgad.

10. Blick auf das antike Kapitol in Timgad.

Rechts nebenstehend:
11. Altrom in Sbeïtla: Blick durchs Propylaion auf das Kapitol.

Seekadettenleben

EIN TAG AUF SCHULKREUZER „HAMBURG“

„Freut Euch des Lebens!“ Fünf Uhr dreißig früh. Trommler und Pfeifer ziehen durchs Schiff, selbst noch etwas verschlafen, und spielen zum allgemeinen Wecken. „Alle Mann zurrt Hängematten.“ Und bald sind diese verstaut, ein lustiges Waschen an Oberdeck in der wärmenden Tropenmorgensonne, auf langer Seefahrt auch einmal ein kleiner Kampf um Wasser, das ein wenig knapp geworden ist, ein kräftiges Frühstück, das den letzten Rest von Müdigkeit verscheuchen soll, dann kann der Tagesdienst beginnen. „Reinschiff überall.“ Kadetten und Mannschaften wetteifern mit Wasser, Sand und Putzzeug an Oberdeck und in den Räumen, dem Schiff ein blitzblankes Aussehen zu geben. Acht Uhr ist's inzwischen geworden. „Oberdeck stillgestanden, heiß' Flagge.“ Für kurze Zeit ruht die Arbeit, während am Flaggenstock unter den Klängen des Präsentiermarsches, des Deutschlandliedes und zu Ehren des Gastlandes auch seiner Nationalhymne des Reiches Kriegsflagge langsam emporsteigt und sich entfaltet. Vielseitig ist der Dienst des Vormittags. Auf der Back wird an den Geschützen exerziert, die Schießübungen stehen ja vor der Tür. Signal- und Bootsdienst stehen für heute auf dem Plan. Die Gruppen wechseln, und schnell vergeht die Zeit. „Klar Deck“ pfeift um zehn Uhr dreißig zu allgemeiner Freude der Bootsmaat der Wache, denn die heiße Mittagszeit bis 2 Uhr bleibt frei vom Dienst. Nur die Sicherheitswache, die Ehrenwache für den Kommandanten und die fremden Würdenträger bei offiziellem Anbordkommen und Vonbordgehen, hat's nicht leicht, denn heute erwidern all die fremden Befehlshaber und hohen Beamten die Besuche des Kommandanten, die er ihnen gestern beim Einlaufen abstattete. „Backen und Banken, alle Mann Mittag.“ Der frische Dienst des Vormittags macht Hunger. Man stärkt sich für den Unterricht des Nachmittags, den heute vormittag die andre Wache hatte. Nach der Kaffeepause heißt es Zeugdienst, Zeugwäsche für die Wache. Ja, der Kadett muß alles lernen. Und neben aller Theorie steht hier auf dem Schulschiff die Praxis stets voran. Nun ist das Werk getan. Er schmunzelt, denkt an morgen, an Landgang, Autofahrt und Ausflug, an das Fest, das uns die Deutschen abends geben, denkt an die schwüle Schönheit der Natur, an all das Neue, das die Reise ihm gebracht, bis ihn aus seinen Träumen der Kamerad zur Wache ruft. „Ruh im Schiff“ ist längst vorüber. Er wacht mit anderen für des Schiffes Sicherheit. Warm ist die Tropennacht und kurz der Schlaf, bis dann am nächsten Morgen der Trommler und der Pfeifer die „Hamburg“ zu neuem Dienst und Leben wecken. R. K.

Flaggenparade um 8 Uhr vormittags: „Deutschland, Deutschland über alles.“

Klarmachen zum Geschützexerzieren auf der Back.
Oben links: Das morgendliche Wecken durch Trommler und Pfeifer: „Freut euch des Lebens.“

Bootsdienst in den Ruderbooten. — Rechts im Oval: Aufstellung der Sicherheitswache beim Anbordkommen eines ausländischen Würdenträgers. — Rechts unten: Bei der Zeugwäsche.

Am Badestrand eines Ostseebades: Nach der Rückkehr der Fischer von reichem Flundernfang.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.

Ein unterhaltendes Schauspiel und eine angenehme Abwechslung bedeutet für den Badegast die Rückkehr der Fischer vom Fang: Zu beobachten, wie sie die Fische aus den Netzen befreien, sortieren und zur Ablieferung fertigmachen, lockt immer wieder zahlreiche Zuschauer herbei.

Das Gesicht der Frau.

PHYSIOGNOMISCHE STUDIEN VON HELGE EVERS-MILNER.

Links: (2.) Männlicher, sehr intellektueller Frauentypus (die Schriftstellerin Sophie Hoechstetter). — Mitte: (1.) Eine ausgesprochen mütterliche Frau. — Rechts: (3.) Die in sozialem Wirken aufgehende Frau.

4. Malerin und Kunstgewerblerin.

5. Dichterischer Typus.

Nicht nur beim Manne, auch bei der Frau können wir aus ihrer äußeren Erscheinung auf ihren Beruf, ihre Lebens- und Wesensart schließen. In Gestalt, Formbildung und Mienenspiel, in Haltung und Bewegung, in den Händen, in der Kleidung, in Sprache und Haartracht drückt sich die Besonderheit jeder Persönlichkeit aus. Abbildung 1 zeigt ausgeprägt den mütterlichen Typus. Nach der Huterschen Naturelltypenlehre liegen sie meist im harmonischen Naturell, das heißt, die drei Gesichtspartien, von der oberen Stirngrenze bis zu den Augen, von den Augen bis zum Mund und vom Mund bis zur unteren Kinngrenze, stehen in gleichen Längenverhältnissen zueinander. Solche Gesichtsgestaltung ist stets friedlichen Naturen eigen, die behaglich und nicht streitliebend sind. — In krassem Gegensatz zur mütterlichen Frau steht die rein männliche Frau (Abbild. 2). Sie hat häufig starken, zähen Muskelbau, Hüftenlosigkeit (dies aber nicht immer), eine zu tiefe oder zu hohe Stimme (meist ersteres), männlichen Gang und männliche Gesten. Bei Abbildung 2 ist physiognomisch noch eine vorzügliche schriftstellerische Begabung zu erkennen, geistige Beweglichkeit in der intellektuellen Stirn, gute Ausdrucksfähigkeit. — Ganz anders die für die Tätigkeit in einem sozialen Wirkungskreis bestimmte Frau (Abbild. 3). Hier zeigt die Nasenform in Verbindung mit der logisch intellektuellen Stirn Organisationstalent, die obere Stirnpartie Wohlwollen, der Querdurchmesser des Mittelkopfes, verbunden mit der Nasenpartie, Objektivität, Lust zum Plänemachen und Organisieren, die mittlere Gesichtslänge geistige und körperliche Beweglichkeit, die Form des Mundes die Fähigkeit, sich auszudrücken, alles Eigenschaften, die für soziales Wirken günstig sind. — Bei der Kunstgewerblerin finden wir häufig einen runden Hinterkopf (Geschicklichkeit der Hände); Augen und Augenbrauen drücken Farbensinn aus, Stirnpartie und Haar Phantasie. Das Bild zeigt eine Kunstgewerblerin mit starker Aktivität (Nasenpartie), großer Beweglichkeit, der Fähigkeit, die Zeit auszunutzen und rasch und viel zu arbeiten (Abbild. 4). — Die schriftstellerisch und dichterisch begabte Frau unterscheidet sich von der manuell künstlerisch Veranlagten, der Malerin, Bildhauerin, in ihrer ganzen Erscheinung, ihrem Augenausdruck und gewöhnlich auch in ihren Bewegungen. Sie kann zwar starke mütterliche und pädagogische Eigenschaften besitzen, aber sobald sie ganz in ihrer geistigen Arbeit aufgeht, wird sich dies auch in ihrer äußeren Erscheinung ausprägen. Die schöpferische Begabung verrät sich in Blick und Stirn. Die Stirn zeigt künstlerischen Schwung (Abbild. 5). — Die für den Tanz besonders geborene Frau wird stets eine lange mittlere Gesichtspartie haben, meist auch eine gut ausgeprägte Nase, einen nicht zu flachen Hinterkopf. Man braucht die Figur einer Tänzerin gar nicht zu sehen, um ihre tänzerische Begabung zu erkennen. Sie kommt genügend in der Gesichtsgestaltung und im Kopf zum Ausdruck (Abbild. 6). — Das schauspielerische Talent zeigt sich wiederum in der ganzen Kopfbildung, dem Augenausdruck, der Mimik. Schauspieler, die ein besonders starkes Nachahmungsvermögen haben, besitzen stets eine lange Oberlippe. Das gute Gedächtnis erkennt man im Spiel zwischen Augen und Stirn (Abbild. 7). — Vom künstlerischen Frauentypus am meisten abweichend ist der der geschäftlichen Frau (Abbild. 8). Eine Frau, deren Hauptlebensinhalt Erwerbssinn und Geschäftstrieb sind, zeigt stets in der mittleren Gesichtspartie den breitesten Durchmesser. Die seitliche Kopffläche vom Augenwinkel bis zum Ohr ist sehr lang. Die Stirn ist nicht geschwungen, oft sehr eckig. — Besonders eigenartig manifestiert sich die Sportsdame (Abbild. 9). Der eigentliche Sportsmensch, der in seiner Liebhaberei nichts mit Zeitsitte zu tun hat, ist stets ein Bewegungsnaturell, so weit es sich, wie besonders in der Gegenwart, um Bewegungssport handelt. — Alles Lebendige offenbart sich in Formen, unterliegt bestimmten Formgesetzen. Aus der Art der Formen und des Ausdrucks eines Menschen auf sein inneres Wesen zu schließen und es zu erkennen, ist die Aufgabe der Physiognomik, des schwierigsten und wichtigsten Studienzweiges der Charakterologie.

6. Frau mit Begabung für Bewegung und Tanz.

7. Schauspielerinnen-Physiognomie (El. Duse).

Links: (8.) Das Gesicht der geschäftlich begabten Frau. — Rechts: (9.) Die typische Sportsdame (die Kanalschwimmerin Gertrud Ederle).

Erntezeit.

Aufnahmen von Johs. Mühler

Auf den Feldern liegen in langen Reihen die Schwaden des gemähten Getreides.
Im Kreis: In des Weizens goldene Flut dringt der Schnitter mit scharfer Sense ein.

Hochbeladene Erntewagen bringen die Garben in die Scheune. — Links: Ernte in kleinem Stil. — Links unten: Grumternte in der Mark. — Rechts unten: Ährenleserinnen, die Nachhut der Ernte.

Großer Tintenfisch oder Seepolyp

Drachenkopf oder Meersau

Merkwürdige Farbabänderungen des Flußkrebses

UNTERWASSERLEBEN HINTER GLAS: SEHENSWÜRDIGKEITEN AUS DEM AQUARIUM IN BERLIN

Nach Aquarellen von Paul Neumann, Karlsberg. (Siehe hierzu den Beitrag „Merkwürdiges aus dem Berliner Aquarium“ in „Wissen und Leben“)

DER HELD

NOVELLE VON P. KRASNOPOLSKI

I.

Im Frühjahr 1643, als sich der große Krieg fast schon selbst erschlagen und der Hunger seine eigene Qual fraß, zog ein schwedischer Haufe in eine Gegend, die als friedliche Insel im roten Meer von Tod und Plünderung bisher von Kampf und Not verschont gewesen. Furcht schnellte die Pfeile von wilden Gerüchten ab, die zitternd in jedem Orte steckenblieben. Der Bericht eines fahrenden Krämers, der vom Osten her vor dem Feind floh, trug das Geschoß nach Amerbach und bohrte es zunächst in das Herz des Bürgermeisters. Wie der als kundiger Kaufmann gewohnt, wollte er mit dem unwillkommenen Boten um seine Angst handeln. Aber jener blieb fest. Da ließ denn Herr Niklas Stahel die Ratsherren zu eiliger Sitzung laden. Die Fenster des Saales wurden geschlossen, damit die Straße nichts von den Reden vernähme, dann wiederholte der Fremde seine Erzählung, schilderte, was er gesehen und gehört, und wie des Gegners und seiner gezwungenen Führer Ziel die Stadt sei.

Als er geendet, warf die Aufregung die Stimmen schreiend gegeneinander. Keiner wußte etwas, aber jeder es besser als der andere, und statt klarer Meinung hatten alle bloß Widerspruch. Wollte einer die Verteidigung, riet der nächste selbstverständlich zur Flucht, wer verhandeln wollte, sollte sich lieber auf Gnade und Ungnade ergeben.

Von der verstörten Miene des Unbekannten und seinen hastigen Fragen nach dem Bürgermeister beunruhigt, waren Leute ihm zu seinem Ziele gefolgt. Nun ballte die Erwartung allmählich das Volk zusammen, daß es gleich einer dunklen Gewitterwolke auf dem hellen Grau des Marktplatzes stand. Der Schrecken wetterleuchtete schon mit flackernden Rufen über seinen Köpfen, leise begann die Ungewißheit zu grollen.

Da stieß einer an den Wächtern vorbei die Tür des Beratungszimmers auf. Der Hauptmann Hanns Schönsperger klirrte herein. Er hatte den Kettenpanzer angelegt, den er zuletzt in der Schlacht bei Lützen getragen. Nur das Schwert mußte er jetzt in der Linken halten. Das schnitt alle Reden ab, als es krachend auf den Tisch niederfuhr.

„Die Stadt wird verteidigt. In einer Stunde versammeln sich alle Bürger mit ihren Waffen auf dem Marktplatz zur Musterung."

Als dumpfes Echo rasselten draußen schon die Trommeln der Ratsdiener.

In den Gassen, den dünnen Adern des Ortes, durch die vordem gemächlich das Leben floß, stockte es jetzt oder jagte in ängstlichen Stößen. Die Häuser rissen die Augen der Fenster in neugierigem Entsetzen weit auf oder schlossen die Lider der Läden, um nichts sehen zu müssen, versperrten die Tore, um nichts zu hören. Die Zinnengiebel glichen plötzlich schartigen Schwertern, von den Erkern über spitzen Dächern gekreuzt, in den Schnecken schienen sich jetzt Arme mit derben Fäusten erwartungsvoll zu krümmen. Die Kreuzgewölbe der Einfahrten spannten sich wie Rippen einer ängstlich eingezogenen Brust, und die Lauben wurden zur steinernen Brandung, in der sich die sonst stille Fläche des Platzes unter den eiligen Tritten der Menschen an den Häuserufern brach.

In seiner Stube arbeitete der Magister Clemens Schwartzbruck, der Stadtschulmeister. Die Fenster hatte er sorglich zugemacht, in seliger Entrücktheit saß er unter seinen Büchern. Sehr unsanft riß ihn der Bote aus seiner Welt, in der holzgeschnittene Figuren, lebendig geworden durch seine Phantasie, auf den dunklen Pfaden der Buchstaben an buntem Rankenwerke vorbeischritten und die Blüten der Initialen pflückten, stets neue Seiten ihrer Schicksale sich vor ihm aufblätterten. Aus der Stille mußte er jählings fort in einen Lärm, mit dem die Angst sich selbst überschrie.

Inter arma silent musae, dachte er betrübt, und straflos grinsten seine Buben, wenn er unter den Flüchen des alten Wachtmeisters diesem das Gleichmaß der Tritte verdarb. Die meisten seiner gleichaltrigen Genossen hatten sich zu einem Mädchen gefunden, manche schon eine Frau zu Hause, die als teilnahmsvolle Zuschauerin künftige Taten des Mannes freigebig pries und die gute Freundin schon jetzt wegen eines Verlustes tröstete, dessen Möglichkeit sie für sich selbst ausschloß. Der Magister sah die Gefühle freigebig werden und kam sich in seiner Einsamkeit immer ärmer vor. Ungeschickte Schüchternheit ließ ihn selbst in dieser Zeit nicht bei dem einen Herzen anklopfen, das ihm vielleicht offen stand oder von dem kunstlosen Schlüssel des Mitleids und der Bewunderung mühelos geöffnet werden konnte.

Mit anderen wurde Schwartzbruck schließlich in die Glockenstube geschickt. Dort mußte er in die Ferne spähen, sollte Verdächtiges melden. An sich gefiel ihm der Aufenthalt da oben nicht schlecht. Hier gab es kein Getöse, mit den Menschen schwieg die Glocke und die Weite ringsum. Als ihr warmer Atem strich die Luft durch die offenen Fenster, manchmal nur klang eine Bewegung der Wächter in einem Wort, in leisem Knarren des hölzernen Stuhlwerks, in grünem Aufrauschen des Metalls wider.

Tief unten war die Stadt. Der Schall einer Trompete stieg zuweilend tönend zu dem Magister empor und zerging in der heißen Stille. Weiter draußen umglänzte der Ring des Wassergrabens die Mauern, und als wäre der Reif in der Sonne geschmolzen, sickerte der funkelnde Streif eines Baches über den Wiesengrund nach Osten. Neben ihm schlief jetzt die Straße. Manchmal riß ihr ein Windstoß die Staubdecke von dem wegmüden Leib mit den tiefen Striemen der Räderspuren. Auf einem Höhenzuge fiel dann ihr schmales Haupt unter der blauen Klinge des Himmels den Hang herab. Ein paar Hütten lagen als gelbliche Blüten mit den sonnengespiegelten Blättern der Fenster neben verdurstenden Äckern. Auf den anderen drei Seiten des Blicks standen nahe Berge, in den dichten Mantel des Waldes gewickelt, der in losen Falten zur Ebene sank. Matten schauten als runzlige Gesichter aus der dunklen Kapuze der Bäume, auf steinigen Hälsen saßen kahle Spitzen.

Drei Tage und Nächte warteten vergeblich.

Sein Auge und Ohr wurde allmählich müde vom Suchen, die Angst ungeduldig. Öfter und öfter sprang Schwartzbruck von der Fensterbrüstung auf, hetzte ihn die Unruhe durch den kleinen Raum, schlug er mit den Fäusten die wartende Glocke. Bist du stumm geworden, schrien seine Gedanken dabei, hängt dir die Zunge gelähmt im grünen Maule, daß du so hartnäckig schweigst? Wann wirst du endlich sprechen, endlich der Augenblick dich rufen und du ihm antworten: jetzt? Aber nichts zeigte sich, nirgends steckte der Schwede eine Rauchfahne auf, rötete nachts ein Widerschein von Feuer und Glut den klaren Himmel.

Da beschloß der Hauptmann, Kundschafter auszusenden. Freiwillige sollten sich melden, der Gang sei gefährlich. Als erster trat der Magister vor, bat, gegen Osten geschickt zu werden. Aber von dort, aus der Gegend von Rothenberg, würden die Schweden gewiß kommen. Das sei für einen größeren Haufen der einzig mögliche Weg, und Schönsperger hatte sichere Nachricht. Ebendeshalb wollte Clemens in die Richtung ziehen. Mißtrauisch betrachtete ihn der Soldat: Da war einer, der sich unter seinen Büchern fast schon einen Buckel angelesen, den Degen wie eine Kielfeder hielt, ungeschickt und unlustig zum Kriegshandwerk war, und der drängte sich plötzlich zu einer Aufgabe, die einen wirklichen Mann erforderte, einen ganzen Kerl, mutig und vorsichtig zugleich. Hatte der Bursche etwa gar geheime Absichten? Freilich, was konnte er schon verraten? Vom Geschütz verstand er nichts, vermochte nicht eine Kolubrine von einer Kartaune zu unterscheiden, von den Vorräten wußten nur Führer und Rat. So sagte Hanns Schönsperger denn: „Geht und macht Eure Sache gut! Ihr seid ein Neuling, deshalb vielleicht unvorsichtig. Der Schwede macht kurzen Prozeß. Von manchen meiner alten Leute, die in seine Hände gefallen, weiß ich, daß sie am nächsten Baum endeten."

Drei andere wollten auf Schleichpfaden die Berggipfel besteigen und von dort Umschau halten.

Am folgenden Morgen standen die vier gerüstet. Volk hatte sich versammelt, schwieg fröstelnd in der Kühle, die blasses Rot färbte. Die Ausfallpforte beim Osttor wurde geöffnet. Der rasselnde Fall der Zugbrücke erschlug jedes Zaudern.

Drei nahmen Abschied. Blumen verirrten sich zu den Waffen, Freunde grüßten die anderen, der Magister fühlte seine Verwaisung. Der Pfarrer hob das Kruzifix. Gleich einem milden Stern glänzte es über den dunkel sich neigenden Köpfen. Hierauf räusperte sich der Befehlshaber zu einer Rede. Kaum hatte er begonnen, da sprang der Magister in großen Sätzen auf die Brücke. Ein Abschiedswort warf er den übrigen zu, das klang wie ein Schluchzen.

Dann lief er nach links durch die Wiesen gegen den Wald hin. Die rasche Bewegung tat ihm wohl, mußte er auch bald, der Eile ungewohnt, sie mäßigen. Endlich war er frei vom Zwang ständiger Befehle, konnte wieder selbständig handeln. Die Gefahr dünkte ihn jetzt weniger schreckhaft, da er auf sie zukam und sie suchte, nicht mehr sie ihn, den Gefangenen des Wartens, aus unbekanntem Schlupfwinkel tückisch beschlich. Unter den Stämmen rastete er, bis ihm der Atem wieder ruhig strömte. Der Morgenwind schickte vor ihm schimmernde Wellen durch das Gras, von der Spitze des Kirchturms holte nun die Sonne rötliches Glänzen. Ganz leise rollte das verhaßte Wirbeln der Trommel durch die Stille.

Dort lag die Stadt. Sie nannte sich seine Heimat und war doch nur eine Unterkunft. Dort sein Zuhause, in dem er als Angehörige bloß die Bücher, als Freundin seine alte Stube verließ. Es wäre wohl schön, jetzt an jemand anderen denken zu dürfen als nur an sich selbst. Achselzuckend stand er auf, ging am Rande der Bäume gegen Osten. Lauernd, wie ihm schien, schwieg heute der Wald. In seiner Einsamkeit faßte Clemens nach dem Degen. Der harte Griff hatte etwas Beruhigendes für ihn. Er zog die Klinge aus der Scheide. Ein Funkeln lief gleich einem flüchtigen Lächeln über den Stahl. Und als er ihn schwang, hörte er zum erstenmal in dem pfeifenden Zischen die Stimme

der Waffe. Noch war sie ihm fremd. „Vielleicht gewöhnen wir uns aneinander", dachte er laut zu seinem unfreiwilligen Begleiter.

An einer kleinen Wiese kam er vorbei. In dem dunklen Rand der Tannen war sie ein voller Becher, der mit den dicken, gelben Blasen der Löwenzahnköpfe aufperlte und die Blüten eines wilden Apfelbaums als herb riechenden Schaum trug, während die Zweige eines andern mit spitzen Fingern einen zartrosa Duft in die grünschimmernde Kühle schütteten. Der Magister atmete, stehen bleibend, tief den farbigen Trank ein, dann wanderte er weiter.

Durch den Forst schnitt schmal, allmählich sich senkend, ein Hohlweg. Er folgte ihm. Kahler Fels wuchs zu beiden Seiten empor, Zweige siebten über seinem Haupt das erstarkte Licht und ließen es in dünnen Strahlen auf den steinigen Boden fallen. Bei einer Biegung schaute er zurück. Durch den baumumfaßten Eingang des Pfades zog die Sonne wie durch ein braunes Öhr einen blendenden Streifen. Dann schritt der Magister vorwärts. In gerader Schräge spannte sich vor ihm die Straße. Allmählich zögerte der Mann. Zwischen den hohen Wänden war er gefangen, der Ausgang noch fern. Sollte er nicht lieber umkehren, einen anderen Weg einschlagen? Wenn er hier auf den Feind stieß, gab es kein Ausweichen. Schließlich begann er, um sich nicht selbst mutlos heißen zu müssen, doch bergab zu laufen.

Da, plötzlich sah er sie. In dem Zwielicht nicht weit vor ihm: Bewaffnete. Dichte Reihen, die vorsichtig und leise ihm entgegenmarschierten. Noch mehr an die Wand geduckt, rannte er zurück. Niemand hatte ihn bemerkt, denn kein Ruf, kein Schuß verfolgte ihn. Sein Pulverhorn verlor er vom Gürtel, achtete nicht darauf, stürmte weiter. Da, links, ein paar Absätze im Gestein. Er versuchte die Wand zu erklettern. Es gelang. Faßte einen überhangenden Felsen, schwang sich mit verzweifelnder Kraft hinauf, griff nach Wurzeln, fühlte ein Schwanken, der Block löste sich, stürzte mit splitterndem Krachen hinab. Clemens' erschreckte Hände verloren den Halt, er fiel. Mit schwindelndem Kopf richtete er sich langsam auf, einen Schrei noch in den Ohren. In entsetztes Gebrüll rollte unaufhaltsam der mächtige Stein den Hohlweg hinab, zermalmte mit flammendem Knall das Pulver. Dann war es dem Magister, als wickelte sich ein schwarzes Tuch um seine Augen, und zöge ihm jemand den Boden unter den Füßen fort.

II.

Schönsperger an der Spitze, eilte dessen Schar im Laufschritt zum Wald. Einige Männer schleppten zwei Falkonette, andere Hakenbüchsen, die übrigen waren mit Musketen und Degen bewaffnet. Neben dem Hauptmann ritt der Magister als Führer. Er sah blaß und erschreckt aus, kämpfte bei jedem rascheren Schritt des Pferdes mit Mähne und Sattel um seinen Platz. Argwöhnisch schaute sein Nachbar ihn an. Es war ganz sicher, daß der Schulmeister auf die Schweden gestoßen. Die standen ja schon nahe vor der Stadt im Osten. Ein Flüchtling hatte noch gestern dies bestätigt. Sonst hätte Schönsperger nicht den unerfahrenen Magister gehen lassen. Nur über Stärke und Weg des Feindes wollte er noch Näheres erfahren. Das schien freilich nicht völlig gelungen. Mit verwirrtem Bericht war Schwartzbruck auf das Rathaus gekommen, hatte atemlos von einem großen Haufen gestammelt und von dessen Flucht vor einem Stein, und dann, während der Hauptmann Alarm blasen ließ und seine Leute sammelte, mußte der Feldscher den völlig Erschöpften laben und ihm ein paar blutende Risse verbinden. Er war offenbar gestürzt. Und jetzt, während des Rittes, ließ sich auch nichts Vernünftiges aus ihm herausbringen. Der Mensch schien ganz verstört. Ein schöner Held, dachte der Soldat. Verliert den Kopf, wenn er den Feind bloß sieht. Aber nun kam der Hohlweg, da konnte man sich endlich selbst überzeugen.

Bei der Biegung ließ er seine Schar halten, stieg ab und schlich vorsichtig weiter. Und als Schönsperger die frische Lücke oben im Felsen gewahrte, die Toten sah, die verstümmelten Verwundeten — —

„Magister, Ihr habt Euch brav gehalten. Jetzt endlich verstehe ich Euch. Habt den Stein zum Absturz gebracht und so den Schweden in die Flucht geschlagen. Ganz allein habt Ihr es mit dem Haufen aufgenommen und Amerbach gerettet. Ihr wart tapfer und vorsichtig, Magister" — er senkte den Degen — „Ihr seid in Wahrheit ein Held."

Schwartzbrucks Gesicht war dunkle Röte.

„Ich bin eigentlich vom Stein...", begann er verwirrt.

„... und dem guten Einfall selbst überrascht, wollt Ihr sagen! Aber jetzt ist keine Zeit für Reden. Wir müssen erkunden, was der Schwede macht."

Der stand immer noch ein Stück vor dem Ausgang, schien unschlüssig zu beratschlagen. Schönsperger ließ rasch das Geschütz in Stellung bringen. Der erste Schuß krachte mit der eisernen Vollkugel. Der Feind wich, der Magister hielt sich die Ohren zu. Der Hauptmann stürmte mit seinen Leuten den Fliehenden nach; der Sieg war leicht, vollständig die Vernichtung des Gegners. Inzwischen bewachte Clemens die beiden Feldschlangen.

Ein Bote ritt auf des Magisters Gaul zur Stadt. Den ermatteten Schulmeister zwang der Hauptmann auf sein eigenes Pferd, ging zu Fuß zu seiner Linken. Der kurze Rückmarsch war lärmende Fröhlichkeit. Man hatte Beute gemacht, führte den feindlichen Befehlshaber mit zweien seiner Offiziere als Gefangene heim. Solch ein lebendes Faustpfand kann vielleicht nützlich werden, meinte Schönsperger.

Der fand den Reiter neben sich erstaunlich schweigsam. Er saß auf dem Roß wie gedrückt von einem Panzer schwerer Gedanken, durch den des Hauptmanns Fragen nicht zu dringen vermochten, und sein Gesicht, das bartlos und sonst ruhig in der Gegenwart nur die Vergangenheit zu suchen schien, es lag heute im Schatten des Visiers streitender Erwägungen. Der Soldat gab es endlich auf, aus diesem tauben Block den Funken einer Antwort schlagen zu wollen, und verstummte gleichfalls.

Plötzlich sagte Schwartzbruck:

„Ich muß Euch doch ein Geständnis machen. Ihr überschätzt mich. Ich habe wirklich nichts getan, denn..."

„Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, Magister. Lehrt sie Eure Buben. Das ist Eure Pflicht. Aber glaubt mir, so bringt Ihr es nie zu etwas. Ihr habt nichts getan? Junger Freund, Eure Bescheidenheit wird beinahe anmaßend. Ist das nichts, wenn einer allein einen ganzen Haufen in die Flucht schlägt? Ich bitte Euch, unterbrecht mich nicht. Ich kann das besser beurteilen als Ihr. Noch bin ich Euer Vorgesetzter, und als solcher befehle ich Euch: Ihr schweigt, und ich rede. Sonst seid Ihr noch imstande zu behaupten, der Stein sei von selbst auf die Schweden gefallen und Ihr wäret vor dem Feind davongelaufen. Und jetzt reitet Ihr allein an der Spitze weiter, wie es Euch geziemt, und ich werde Ordnung in meine Leute bringen."

Dämmerung saugte das Grün aus dem Rasen, als der Rand des Waldes erreicht wurde. Das Licht in dem Wassergraben war eingeschlafen, aus dunklem Grau mit breiten Flächen, Giebelzacken und Turmspitze das Bild der Stadt geschnitten und auf roten Hintergrund geklebt. An den schlaffen Händen der Ketten, müde vom freudigen Warten, hielt das Tor die Zugbrücke den Heimkehrenden entgegen. Und als diese den Wiesengrund betraten, da grüßten sie Geschütz und Glocken, und gleich einem Arm, der aus der endlich geöffneten Tür eines Gefängnisses sich in die Freiheit streckt, stieß das Volk aus der Stadt auf sie zu. Ein Schrei flammte in dem Halbdunkel auf, entzündete die Stimmen zu lodernden Rufen: Schwartzbruck, Held, Retter! Jubel und Hände faßten nach ihm, unbeholfen kletterte er vom Pferde, kämpfte sich mit Bitten und Stößen aus dem Gedränge und lief durch leere Gassen zu seinem Hause. Einer folgte ihm. Schönsperger hatte den Mann nachgeschickt; er wollte wissen, wo der Schulmeister zu finden sei.

In seiner Stube verriegelte Clemens die Tür. Endlich allein. Die plötzliche Stille schüttelte ihn mit einem Schluchzen. Es ist nicht mein Werk, schrie er fast. Der Stein hat sich ja von selbst gelöst, er hat die Schweden geschlagen, ich bin vor ihnen davongelaufen. Bin kein Held, bin ein Feigling. Niemand will auf mich hören, und so werde ich noch zum Lügner eines Verdienstes des Zufalls. Was soll ich tun? Er blickte sich um. Aber sein Zimmer schien nichts von ihm wissen zu wollen. In fremder Ordnung lagen die Papiere auf dem Tisch, die Bücher standen in kühlen Reihen. Abweisend kehrten sie ihm den Rücken zu oder preßten, sorglich aufeinandergeschichtet, die Lippen der Deckel zusammen, die sonst offen über der Zunge der Seiten standen.

Es klopfte.

„Ich habe schon aufgeräumt, Herr Magister, und will Euch nicht stören. Aber jemand schickt Euch einen Strauß."

Es war seine Wirtin. Er antwortete nicht, öffnete, nahm gedankenlos die Blumen.

Auch ihr wendet euch von mir ab, meinte er zu den Büchern. Ihr habt recht, ich bin ein Lügner, da ich zu lange geschwiegen habe. Inzwischen erzählt der Hauptmann, und wenn ich jetzt die Wahrheit sagen möchte, wird niemand sie hören wollen. Und wenn man sie mir doch glaubt? Dann werde ich verhöhnt und bin lächerlich und ein Spott für alle hier bis an das Ende meiner Tage. Was soll ich beginnen? Es gibt nur einen Ausweg: heimlich sich aus der Stadt zu schleichen. Bis Rothenberg komme ich wohl und könnte dort fürs erste ein Obdach finden.

Aus einem Wandschränkchen holte er einen schmalen Beutel, steckte ihn hastig zu sich. Den Degen hatte er noch umgeschnallt. Daß du einmal mein einziger Begleiter sein würdest...! Denkt nicht zu schlecht von mir, wandte er sich an seine Bücher. Dann öffnete er leise die Tür.

Draußen standen zwei Ratsdiener. Einer gab ihm einen Brief. Verschnörkelt, wie seine Unterschrift, waren die Worte des Bürgermeisters. Er lud den Wohlweisen und Ehrenfesten für morgen im Namen der Stadt zum festlichen Dankgottesdienst und hernach zur feierlichen Versammlung des Rates. In einem zweiten Schreiben bat Niklas Stahel seinen hoch- und wertgeschätzten Freund, als liebwerter Gast in sein Haus zu kommen und dort zu wohnen. Die Boten hatten Auftrag, ihn alsogleich in seine neue Behausung zu geleiten.

„Der Herr Bürgermeister befahl streng, seinen Willen pünktlich auszuführen." Da gab es kein Zurück mehr. Achselzuckend folgte Schwartzbruck den beiden. Bat dann Herrn Stahel um Urlaub von Familie, Bankett und Gästen und bloß um ein wenig Speise und Trank in seinem Gemache. Schloß sich dort ein und begab sich gleich zu Bett in einem schweren Nachsinnen, das bald der Schlaf löste.

III.

Mit Glanz und Kette lag die Würde des Stadtoberhauptes auf Gesicht und Brust Niklas Stahels. Ihm folgte der gesamte Rat. Feierlich schritten alle einher, erhobenen Antlitzes, ihrer Stellung und des Augenblicks sich wohl bewußt. Und darum verdroß es den Bürgermeister, daß die wichtigste Person des Tages gleich einem armen Sünder zu seiner Rechten schlich, Kopf und Blick tief gesenkt, während

Neue Hüte Neue Kleider.

Die Schauspielerin Maria Paudler in einem flotten Filzhut mit Falten und durchgezogenem Ripsband. (Modell: Hoherz.)

Links nebenstehend: Maria Paudler trägt einen modernen Filzhut in Glockenform. (Modell: Hoherz.)

Einfaches Nachmittagskleid mit plissiertem Rock und Jumper aus stumpfer Seide mit glänzendem Gürtel und Blenden. (Modell: Glaser & Goetz.)

Im Kreis: Einfacher heller Filzhut mit eingelegtem dunklen Band. Trägerin: Die Tänzerin Eugenie Nicolaiewa. (Modell: Altmann.)

Die Filmschauspielerin Anita Dorris zeigt einen Filzhut mit schmalem gesteppten Rand, Ripsband und Schmucknadeln. (Modell: Altmann.)
Nebenstehend: Die Filmschauspielerin Cilly Feindt in einem Tanzkleid aus Tüll mit weitem Rock und bestickter Taille mit Blumengirlande. (Modell: Max Becker.)

ringsum Rufe und Blumen aus den Fenstern auf ihn niedersanken, sein Anblick aus den dichten Reihen zu beiden Seiten des Weges, der Lunte eines Geschützes ähnlich, das helle Aufblitzen von Stimmen löste.

Als der Zug auf den Marktplatz kam, schüttete der Kelch der Glocke sein Läuten über ihn. Lügner, Lügner, hörte Clemens das wiegende Läuten. Nun standen sie vor den Stufen der Kirche. Da schlugen brausend die Töne der Orgel aus dem Portal, in goldenem Glanz trat der Bischof mit der Geistlichkeit vor das Tor und segnete den Streiter Gottes. Vergib mir meine Schuld, sank der in die Knie.

Später, im großen Saale des Rathauses, der einem kunstvoll geschnitzten Schrein mit dem schweren Schloß der Tür und dem flachen Deckel der Täfelung glich, in dem Raum, der mit den dunklen Augen der Bilder unter den Brauen der Rahmen auf die Menschen niederschaute, legte Stahel dem Gefeierten eine Kette um. Im Kranze bunter Steine hing eine Schaumünze an ihr, sie trug das Wappen Amerbachs und auf der Rückseite die Worte: Clementi Nigropontio filio suo fortissimo ac salvatori grata patria. Wohlgefällig betrachtete der Goldschmied Jörg Voltz sein Werk. Es hatte ihn und seine Gesellen eine schlaflose Nacht gekostet.

„Und wie Ihr, Herr Magister," fuhr der Bürgermeister fort, „die ruhmvollste Tat in die Geschichte unserer Stadt gesetzt, so ist es von jetzt an Euer Amt, die Historia Amerbachs aufzuzeichnen, auf daß auch künftige Geschlechter von dem Manne erfahren, der, ein zweiter David, mit dem Stein den schwedischen Riesen erschlug."

Da riß sich Schwartzbruck aus seinem Schweigen.

„Ihr Herren, ich bin soviel Huld nicht wert. Was geschehen, ist eine Fügung des Himmels..."

„Und Ihr sein würdiges Werkzeug. Wohl Euch, daß Ihr so denkt. Wer demütig ist, der kniet und kann nicht fallen."

Der Pfarrer, der gestern des Magisters Auszug miterlebt, sagte es. Andere folgten mit Sprüchen und Betrachtungen. Im Lobe des Helden und seiner Bescheidenheit verstummte dessen Abwehr.

Nochmals erhob sich Stahel:

„Unbillig wäre es, Hannsen Schönspergers heute nicht zu gedenken. Er hat siegreich vollendet, was glücklich begonnen, und dem Schweden den Gnadenstoß versetzt. Nehmt, Herr Hauptmann, den Dank der Stadt."

Schwer und golden klirrte es in dem silbernen Becher, den er dem Angeredeten reichte. Dankbar neigte sich der, trat dann zu Schwartzbruck.

„Könnt Ihr mir vergeben? Ich hatte schlimmen Argwohn, als Ihr Euch zum Kundschaftergange meldetet. Aber kaum ist je noch ein Verdacht stärker beschämt worden, hat sich die Tapferkeit rascher und glänzender bewährt als bei Euch."

Unbeholfen gab ihm der Magister die Hand.

Eigentlich, dachte er, als er sich zu Hause zum Festmahle rüstete, eigentlich hat der Hauptmann recht. Ich war ja wirklich als erster zu einem Unternehmen bereit, das er selbst als gefährlich erklärte. Daß ich aus der Stadt fortgelaufen bin, weil ich nicht mehr zu warten vermochte, daß ich lieber die Gefahr suchte, ehe sie mich fand — das geht niemanden etwas an. Und die anerkennenden Worte der Trinksprüche bei der Ratstafel trafen ihn nicht mehr wie Steine, die verletzten und schmerzten. Allmählich glätteten sie sich, wurden zur Brücke, die von seiner bescheidenen Vergangenheit zu einer glänzenden Gegenwart und Zukunft führte. Zögernd nur wagte er sie zu betreten.

Doch der Nachmittag trieb ihn weiter. Da kamen die Abordnungen der Zünfte, priesen den Retter des Handwerks und häuften Ehrengeschenke vor ihm auf, daß aus Tuch und Samt, Pelzwerk und Seide ein neuer Mensch sich nachher im Spiegel seines Zimmers erblickte. Clemens nahm die Gaben bereits mit ruhiger Selbstverständlichkeit. Daß er die Stadt vor dem Feinde beschützt, den reichen Ort vor Plünderung bewahrt, den Wohlstand der Bürger gesichert — dies war gleichfalls richtig. Der Stein hatte ja wirklich die Schweden geschlagen; wieso er ins Rollen geraten, war für den Erfolg gleichgültig. Den allein sahen die Leute ringsum, nur auf ihn kam es an. Empfing vielleicht der Arzt, der einen Kranken gerettet, keine Belohnung, ward er nicht bedankt? Fragte man bei ihm etwa, ob seine Kunst oder nicht in Wahrheit die Natur dies bewirkt? Der Feind war vernichtet, die Heimat frei, Clemens hatte das zuwege gebracht. Und entschlossen warf er seine früheren Zweifel fort, in den Winkel gewollten Vergessens, wo auch der alte Degen lag, und band mit dem neuen Schwert, das ihm die Plattner überreicht, die Rüstung des Selbstbewußtseins um, die fester und fester sich um ihn legte, und deren lückenlose Sicherheit kein Argwohn des wirklichen Geschehens zu ritzen vermochte.

IV.

So hörte er schließlich noch die Abordnung der Frauen. Die Sprecherin dankte ihm, daß er Väter und Söhne, Brüder und Gatten den Ihren erhalten, das Glück der Bräute beschirmt. Sie stand dicht vor dem Gefeierten, jung und schlank, die Erregung rötete ihr Antlitz. Aufmerksam sah es der Mann; noch nie hatte er ihr Gesicht so nahe schauen dürfen. Veilchenduft atmete ihre Brust und mit ihm plötzlich die Erinnerung an einen Strauß, den er gestern achtlos empfangen. Sein Blick wagte sich zu ihrem Auge, ein Lächeln verbarg sich vor ihm unter rasch gesenkten Lidern. Ich habe mich wohl getäuscht, und es ist so wie früher, fühlte Clemens betrübt.

Als die Ansprache zu Ende, nahm die Rednerin von einem samtenen Kissen, das ein kleines Mädchen hielt, einen Kranz und setzte ihn dem Magister auf. Der neigte sich. Es war Dank und Huldigung zugleich, nicht bloß die Bewegung des Größeren. Und als sie ihm die Blumen ins Haar drückte, streiften es leise ihre Hände. Hastig, wie vorher der Blick, flohen sie dann von ihm. Er glaubte noch an Zufall und traute sich nicht, an Absicht zu denken.

Immerhin hatte er für den Abend Mut gefaßt und war dann beim Tanze kühner als je zuvor. Die Kette gab ihm Sicherheit. Der Schulmeister Clemens Schwartzbruck hätte sonst unbeachtet und unbekannt in einer Ecke gestanden, wo jetzt der Retter der Stadt als Hauptperson des Festes von Freunden begrüßt wurde, denen er noch vorgestern fremd gewesen. Das ließ ihn Worte und Bitten um einen Tanz wagen, die ihn noch kurz vorher vermessen gedünkt. Heute schienen sie ihm und den Frauen selbstverständlich. Er empfing Dank, wo sonst kühle Abweisung seiner Ungewandtheit geantwortet, ahnte Erfüllungen, wie er sie nie zu hoffen sich erlaubt hätte.

Immer weiter schritt heiß und lärmend der Abend durch Bewegung, Fröhlichkeit, Wein. Nur die eine blieb abseits und ihr Auge stumm. Er warf den Köder eines Blickes aus, nichts fing sich an ihm. Da habe ich mich wohl geirrt, dachte er. Sie hat mich nie gemocht, deshalb darf ich nicht einmal enttäuscht sein. Und vielleicht ist es besser so, als wenn sie der heutige Tag zu einem Versprechen verführen möchte, das sie später nicht halten könnte. Jetzt bin ich der Held, morgen schon war ich es, und schließlich werde ich zum Schaustück, das sie an der rostigen Kette vergessener Erinnerungen durch ihr Leben mit sich schleppen müßte. Aber daß sie gerade heute mir zeigt, wie gleichgültig ich ihr bin, das kränkt mich doch. Alle hatten ein gutes Wort für mich, auch ganz fremde, nur sie weiß mir nichts zu sagen. Was soll ich tun? Schweigen? Mir durch eine Aussprache Gewißheit holen? Unschlüssig stand er neben ihr.

„Es scheint, daß der Herr Schulmeister Schwartzbruck, seitdem er ein Held geworden, seine Bekannten nicht mehr kennen will."

Er war erfreut und empört zugleich. Froh, weil sie ihn Bekannten hieß, empört, da sie ihn als Helden offenbar nicht sonderlich ernst nahm. Er erwog eine schlagfertige Antwort. Sie sollte spitz und fein werden, ein Dolch in Blumen sein. Aber je kräftiger er überlegte, desto weniger fiel ihm ein. Und flatterte schon, mühsam durch sein Nachsinnen angelockt, ein Gedanke herbei, dann war er längst wieder entflogen, ehe die plump heranhinkenden Worte ihn eingefangen. Höhnisch grinste das Schweigen ihn an. Wenn er noch länger so stumm dastand in seiner roten Verlegenheit — mußte sie ihn da nicht für einen Tölpel halten, der nicht einmal fähig war, einem Mädchen auf eine Frage Bescheid zu geben?

„Es scheint, daß der Jungfer Eva Fockin nicht viel an mir gelegen ist, wenn sie erst so spät das Wort an mich richtet."

Befangenheit hing sich an den Satz. Als Zeichen seiner bescheidenen Schüchternheit und Neigung wollte er ihn traurig und hoffnungsvoll zugleich und vernahm selbst nur groben Trotz.

„Ach, Clemens, was seid Ihr schwerfällig! Lehrt Eure Buben rechnen und vermöget nicht bis zwei zu zählen, unterweist sie in der Grammatik und kennt nur Eure Einzahl und die erste Person, die Ihr für Euch geworden seid, unterrichtet im Lesen und der Redekunst und seid selbst blind und könnt nicht für Euch sprechen."

Sie hatte sich halb abgewendet, der Mann starrte sie an. Aus ihren Worten schoß heiß und blendend das Glück für ihn auf, sein Mißtrauen suchte es noch zu dämpfen.

„Und wenn ich mich nach der zweiten Person sehnte, von der Ihr sprecht, nicht so blind wäre, wie Ihr meint und es scheint — glaubt Ihr mir, wenn ich Euch schwöre: Eva, ich liebe Euch schon lange, möchtet Ihr mir vertrauen, auch wenn ich nicht der Retter Amerbachs bin?"

„Ja."

Das kleine Wort war wie der Druck einer zuversichtlichen Hand.

„Ach, Eva, warum hast du so spät erst gesprochen, mich so lange warten lassen?"

„Clemens," lächelte sie, „es ist wohl im allgemeinen nicht Brauch, daß ein Mädchen um den Mann wirbt."

„Warum hast du dann überhaupt gesprochen?"

„Der Herr Schulmeister dünkt mich reichlich neugierig. Nun denn, ich war froh, als ich gestern bei meiner Rückkehr hörte, Ihr wäret — du seiest glücklich von dem Kundschaftsgange zurückgekommen."

„Bei deiner Rückkehr? Du warst fort?"

„Ich war mit meiner Mutter in Rothenberg. Ich ließ sie dort bei meinem Bruder."

„Und warum bist du in dieser Zeit nicht bei ihr geblieben?"

„Würde ich antworten, dann hätte der Herr Magister bereits zwei Liebeserklärungen, während ich mich bisher recht bescheiden mußte."

„Gestern erst bist du heimgekehrt? Um Christi willen, wie leicht hättest du auf die Schweden stoßen können! Wer begleitete dich?"

„Niemand. Ich bin allein und heimlich von Rothenberg fort und durch den Wald gegangen. Ich kenne die Gegend ja gut, und der Weg ist nicht allzu weit."

„Aber dir ist niemand begegnet?"

„Doch, ich traf die Schweden. Aber ich verbarg mich gut, und da konnten sie mich nicht sehen."

„Arme Eva, bist du sehr erschrocken?"

„Lange nicht so, als wie ich dich mit dem Stein in den Hohlweg stürzen sah!"

Feststellung von Grösse, Umfang und Gewicht

Rollern

Strecken

Knieübung

Das „Taschenmesser“

Lufttreten

Die „Schere“

Gleichgewichtsübung

Massage

Elektrisches Lichtbad

C. E. Turner

WIE DIE MODERNE FRAU IHREN KÖRPER PFLEGT UND STÄHLT

NACH ZEICHNUNGEN VON C. E. TURNER

Das griechische Ideal eines schönen, gesunden Körpers tritt in der Gegenwart besonders stark wieder in die Erscheinung. Die mannigfachsten gymnastischen Übungen machen den Körper elastisch und gewandt und erhalten ihm seine jugendliche Frische. Weitere Maßnahmen, wie Massage und Lichtbad, üben ihre heilkräftigen Wirkungen aus. Die Frau aber, die täglich eine Viertelstunde opfert, wird auch zugleich ein hohes Maß weiblicher Anmut erwerben.

Wissen und Leben

Die stärkste Lokomotive Deutschlands: Eine neue Riesenlokomotive der Reichsbahn für elektrischen Antrieb.

Für den Ozeanflug von Deutschland nach Amerika: Das Junkers-Landflugzeug „J 33", das bei dem ersten Rekordversuchsflug der Junkers-Werke verwendet wurde. (Hierzu ein Beitrag auf Seite 218.)

Die neue elektrische Gebirgs-Schnellzugslokomotive der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft zieht einen Wagenzug von 700 t auf geringen Steigungen mit einer Geschwindigkeit von 110 km in der Stunde und mit der (im Dampfbetrieb unmöglichen) Geschwindigkeit von 85 km in der Stunde auf langen Steigungen von 1 : 100. Somit ist diese Lokomotive, die 4000 Pferdekräfte repräsentiert, die weitaus stärkste und leistungsfähigste der Deutschen Reichsbahn.

Die neue E.-T.-Compton-Hütte, eine Ehrung für den verstorbenen Maler und Bergsteiger Compton, am Reißkofel der Weißenseer Alpen (Kärnten). Zeichnung von E. Manbart.

Die Sulzenauhütte der Sektion Leipzig des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in den Stubaier Bergen (Tirol).

Neue Unterkunftsstätten für die Hochtouristik.

(Vgl. den gleichnamigen Beitrag auf dieser Seite.)

Neue Unterkunftsstätten für die Hochtouristik: Die Compton- und die Sulzenauhütte. Gegenüber der Maria-Schnee-Kapelle hinter Mauthen und die alte, buchenumschattete Römerstraße weiter ansteigend, sieht man den Reißkofel als wolkenweiße, schräge Felspyramide über dunklere Kuppen getürmt. Der Reißkofel der Weißenseer Alpen (Kärnten) ist noch wenig bekannt. Die Rundschau von seinem Gipfel ist überwältigend. An seinem Fuße das Drau-, Gail- und Weißenseer Tal mit dem schönsten Hochsee Kärntens. Ringsum die julischen und karnischen Felsburgen mit dem Roßkofel, Gartnerkofel, Polinik, Cellon, der Kellerwand und dem Collinkofel, die „Unholden" mit ihrem König Hochstadl in den Lienzer Dolomiten und die schimmernden Tauernriesen. Aus dem Drautale von der Bahnstation Greifenburg, vom Reißkofelbad im Gailtal und vom Weißensee führen gute Wege zur E.-T.-Compton-Hütte; anschließend ein vom Alpenverein gebauter Ostgratweg zum Gipfel. Die Hütte steht nächst der blendend weißen Felskrone, unweit einer Quelle. Auf Beschluß ihrer Gründerin, der Alpenvereinssektion „Kärntner Oberland", erhielt sie den Namen des gefeierten Malers, des frohen, unerschrockenen Bergsteigers, der den Glockner und die „Unholden" so geliebt und verherrlicht hat. Seit Jahren bemühte sich der alpine Schriftsteller Leopold Reichenwallner, der Freund Comptons, in Aufsätzen und Eingaben um die erschließerische Mitwirkung des Alpenvereins in den Weißenseer Alpen und betonte die Notwendigkeit einer Reißkofelhütte. Immer wurde er mit Rücksicht auf die strengen finanziellen Hüttenbauvorschriften abgewiesen. Im Jahre 1925, statt 1911, konnte der Bau mit dem Hauptvereinsbeitrag und zumeist gesammelten Mitteln der Sektion „Kärntner Oberland" endlich ausgeführt werden. Vollendet hat ihn die ausreichende Hilfe des großen, tatbereiten Alpenvereinszweiges „Austria". Den Plan der Hütte zeichnete noch Johann Stüdl, der älteste Gründer des Alpenvereins. Leider hat weder er noch Compton den Ehrungsbau erlebt, der nun zu Beginn der Wanderzeit Alpenfreunde gastlich willkommen heißt. — Die alte, im Jahre 1869 gegründete Sektion Leipzig des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins hatte durch den Krieg ihren gesamten Besitz, sechs stattliche Schutzhäuser in den südlichen Ostalpen, und ein weites Arbeitsgebiet verloren. Nach vielen Bemühungen und Anstrengungen ist es der Sektion gelungen, im Gebiete des Wilden Freiger, Zuckerhütl und Wilden Pfaff ein neues, wenn auch nur kleines Arbeitsfeld zu erhalten. Hier ist sie bereits während der letzten zwei Sommer mit Wegebau und der Einrichtung eines Unterkunftshauses tätig gewesen. In der oberen Sulzenaualpe, dicht unterhalb des mächtigen Abbruchs des Sulzenauferners, in etwa 2200 m Höhe entstand die neue Sulzenauhütte. Sie schaut hinweg über Neustift, Fulpmes und Mieders hinaus ins Unterbergtal, das nach Nordosten gerichtete Haupttal des Stubai, bis der mächtige Rücken des Büttelwurfes in über 50 km Entfernung den Weiterblick verschließt. Der Schöpfer der schmucken Baute, die, wie unser Bild zeigt, in ihrer Schlichtheit ein überaus warmes, freundliches, sich in den Rahmen der Hochnatur stimmungsvoll einfügendes Gepräge trägt, ist der Leipziger Architekt Curt Einert, der als langjähriges Mitglied der Sektion schon vor dem Kriege sich um den Hüttenbau — so

Berühmte steirische Stifte und Klöster.

Inneres der romanischen Domkirche des Klosters Seckau.

Oben:

Blick auf das Stift St. Lambrecht unweit Judenburgs von Nordosten aus.

Mitte links:

Kanzel in der Kirche des Augustiner-Chorherren-Stiftes von Vorau.

Nebenstehend:

Inneres der Stiftskirche von St. Lambrecht.

(Vergleiche zu dieser Bildertafel den gleichnamigen Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben".)

als Gestalter der Grasleitenhütte im Rosengartengebiet — große Verdienste erworben hat. Daß die Sektion Leipzig wieder zu diesem schönen, mitten in eisgegürteter Hochwelt gelegenen Arbeitsgebiet und zu dem neuen stattlichen Schutzhause gelangte — es können etwa 40 Personen gute Unterkunft finden — ist der zielbewußten Sektionsleitung zu danken.

Der bevorstehende deutsche Ozeanflug Dessau—Neuyork. Während eine ganze Reihe deutscher Verkehrspiloten und Kunstflieger letzthin genannt worden ist, die nach dem Vorgang der Amerikaner den Flug über den Atlantik nach Neuyork unternehmen wollen, haben die Junkers-Werke in Dessau die Öffentlichkeit damit überrascht, daß sie am Freitag den 22. Juli ihre Maschine „J 33“ mit dem Piloten Loose und seinem Begleiter Risticz auf der Pendelstrecke Dessau—Leipzig einen Dauerflug beginnen ließen, der auf rund 60 Stunden berechnet war, und dessen Gesamtlänge noch erheblich größer gewesen wäre als die Entfernung Dessau—Neuyork. Dieser Rekordflug mußte vorzeitig abgebrochen werden, da nach der 23. Runde eine Störung in der Benzinzuführung zum Motor eintrat, weshalb die Piloten um Mitternacht mit ihrer Maschine in der Nähe des Leipziger Lufthafens eine Notlandung vornehmen mußten, bei der sich die Konstruktion der Junkers-Maschinen wieder aufs beste bewährt hat. Jedem anderen Flugzeug wäre eine nächtliche Landung in einem Kornfelde, die ein Pilot sorgsam zu vermeiden sucht, verhängnisvoll geworden, weil sich die Getreidehalme sofort um die Räder des Fahrgestells wickeln und bremsend wirken, während der Rumpf des Flugzeugs noch starke Fahrt hat und daher meist einen Kopfstand macht oder sich gar überschlägt. Bei der Junkers-Maschine hat das Fahrgestell sogenannte „Sollbruchstellen“, an denen es seitwärts wegknickt, worauf der Rumpf nur noch ein Stück vorwärts rutscht, seine Tragflächen außerdem den Piloten und den Fluggästen einen großen Schutz bieten, selbst bei einem harten Aufsetzen auf den Boden. Die Maschine „J 33“ hat denn auch nur ganz geringe Beschädigungen erlitten. Am 3. August nahmen die Piloten Risticz und Edzard die Probeflüge wieder auf, wobei der Sicherheitsrekord Chamberlins von 51 Stunden um mehr als 1 Stunde übertroffen wurde. (Vgl. hierzu die Abbildungen im aktuellen Bilderteil auf S. 198.) Die „J 33“, die auf unserem Bilde (S. 216) schon die laufende Nummer der deutschen Flugzeuge trägt, ist eine Maschine für die Post- und Frachtbeförderung. In den Frachtraum — der zweite, hintere Sitz fällt für den Ozeanflug aus und ist verdeckt — sind die mehrere Kubikmeter Brennstoff enthaltenden Benzintanks eingebaut, und auch in den aus Aluminium-Wellblech bestehenden Tragflächen befinden sich kleinere Tanks. Vorn sind die beiden Führersitze nebeneinander sichtbar. Hinter ihnen können in einem kleinen Raum, der durch eine Tür zwischen den Sitzen zugänglich ist, die Piloten abwechselnd in einer Hängematte ruhen, denn nichts ist so unerträglich, wie einen Tag lang in sitzender Stellung ausharren zu müssen. Der Führersitz hat vorn eine Schutzscheibe und kann bei Regenwetter durch ein bewegliches Verdeck, wie das eines Kraftwagens, nach oben abgeschlossen werden. Selbstverständlich sind die besten und modernsten Instrumente, Kompasse, Peilvorrichtungen, ein Radioapparat usw. an Bord. Bisher neigte man vielfach der Ansicht zu, daß der Ozeanflug über die kürzeste Entfernung zwischen Europa und Amerika, die Strecke zwischen der irischen Küste und Neufundland, nur mit einem Wasserflugzeug unternommen werden könne. Mit der „J 33“ hat man aber ein Landflugzeug gewählt, und zwar aus gutem Grunde. Die metallenen Schwimmkörper eines Wasserflugzeugs sind nicht nur ziemlich schwer, sondern bieten auch mit ihren Streben und Verkreuzungen, die sie mit dem Rumpf verbinden, einen erheblichen Luftwiderstand, der die Fahrt verlangsamt. Auch kann sich ein Wasserflugzeug nur bei ruhiger See längere Zeit schwimmend erhalten, wenn es wegen eines Motordefektes heruntergehen muß. Unterschneiden aber bei Seegang die Tragflächen einmal die Wellen, so ist die Gefahr des Kenterns fast unvermeidlich. Außerdem kommt ein schwerer belastetes Wasserflugzeug kaum wieder hoch. Das leichtere Landflugzeug hat dagegen die Aussicht, daß es sich, je länger die Fahrt dauert, und je mehr Benzintanks leer sind, auf ihnen und auf seinen Tragflächen um so länger schwimmend erhalten kann. So sind ja auch die leeren Benzintanks dem Amerikaner Byrd bei seiner Landung an der französischen Küste zur Rettung geworden. Wenn, wie man annimmt, die deutschen Ozeanflieger die noch mondhellen Nächte um die Mitte des August zu ihrem Ozeanflug benutzen wollen, so haben sie die Aussicht, bei den Neufundlandbänken keinen Nebel und keine böigen Winde mehr anzutreffen, denn die Eisberge treiben dann nicht mehr so weit nach Süden, und die Dampferlinien haben deshalb vom August ab eine mehr nördliche Route. So werden sie unterwegs auch mehr Schiffe sehen als die amerikanischen Flieger. Die bisherigen Ozeanflüge und auch der mit der „J 33“ geplante sind lediglich als sportliche Spitzenleistungen zu bewerten. Von einem Luftverkehr über den Ozean kann noch keine Rede sein. Der wird sich erst ermöglichen lassen, wenn das Großflugzeug mit Rohölmotoren fertig sein wird, die Brände und Betriebsstörungen fast ausschließen. Die Unterbrechungen des Rekordflugs am 22. Juli beruhten darauf, daß die „J 33“ auf dem regennassen Flugplatz in Dessau gestartet war, bevor die im Bau befindliche betonierte Startbahn fertig war. Dabei hat die mit Brennstoff schwer beladene Maschine noch zweimal auf den Boden aufgesetzt, und durch den Stoß war die Rohrleitung aus den Benzintanks zum Motor um ein geringes verbogen worden. Sobald die Betonbahn dem Flugzeug einen glatten Abflug ermöglicht, kann der Ozeanflug jeden Tag unternommen werden. Eine Förderung dieser Absicht bedeutet noch das deutsche Preisausschreiben, das einen Preis von 50 000 Mark für den auf dem Flug nach Amerika zurückgelegten größten Weg und einen Preis von 25 000 Mark für die Überbietung des Chamberlinschen Dauerrekords bestimmt. Der außerdem ausgesetzte Preis von 100 000 Mark für das erste deutsche einmotorige Wasser- oder mehrmotorige Landflugzeug, das den Ozeanflug durchführt, kommt allerdings für das Junkersflugzeug „J 33“ als nur einmotoriges Landflugzeug nicht in Frage.

Dr. F. Grautoff.

Eine Pflanze als Verkehrshindernis: Eine von den Ranken der Wasserhyazinthe gehemmte Fähre mitten im Clarence-Fluß, während an der Landungsbrücke eine große Anzahl Wagen vergeblich auf Überfahrt warten. (Vgl. den Artikel „Wechsel des Lebensraumes“ auf dieser Seite.)

Von Südamerika nach Neusüdwales eingeführt, setzte man die Wasserhyazinthe in Flüsse und Süßwasserbuchten ein wegen der Schönheit ihrer weit auslangenden Ranken mit den lotusähnlichen Blättern und den großen, malvenartigen Blüten. Ranken und Blätter sind außerdem ein vom Weidevieh bevorzugtes Futter. Abre die Vermehrung und Ausbreitung der Pflanzen sind so außerordentlich groß, daß der Schaden bei weitem den Nutzen übertrifft. Ähnlich wie die Wasserpest (Elodea) in unseren Gewässern, wuchern sie derart, daß die Wasserwege nach und nach unpassierbar werden, so daß Dampffähren, durch die langen Ranken und Wurzeln festgehalten, tagelang im Flusse liegen müssen.

Üppig wuchernde Opuntienpflanzen, die zähen Feinde des australischen Farmers.

Aus Südafrika verpflanzte man die Opuntien nach den australischen Staaten und freute sich anfangs der Üppigkeit ihres Wuchses als natürlichen Schutzes der Farmen. Die stacheligen, birnförmigen Früchte dienen auch als vortreffliche Nahrung der Ziegen. Aber im Laufe der Zeit ist die Pflanze zur Landplage geworden. Sie breitet sich heute ganz bedenklich aus, bedeckt jetzt schon eine Bodenfläche von etwa 100 000 qkm und vermehrt sich so, daß jährlich weitere 4000 qkm dem Farmer verlorengehen. Durch Ansetzen von Koschenille-Schildläusen, die sich vom Safte der Opuntien nähren, und durch Bespritzen mit scharfen chemischen Lösungen versucht man, diesen lästigen Schmarotzer zu bekämpfen, sein Wachstum zu hemmen und ihm ein Dasein nur in bescheidenen Grenzen zu gewähren.

Pestartige Vermehrung zweier Pflanzen in Australien.

Wechsel des Lebensraumes. Pflanzen und Tiere sind das Produkt einer großen Anzahl von Faktoren, die im Kampf ums Dasein und durch die gegenseitige Hilfe in einem bestimmten Lebensraum die Organismen zur gegenwärtigen Entwicklungshöhe führten. Sie sind im Laufe der Jahrhunderttausende durch An- und Ein-

(Fortsetzung auf Seite 220.)

passung an und in alle die eigenartigen Existenzbedingungen, die ihnen ihr Lebensraum bot, entstanden. Ein plötzlicher Wechsel der Heimat hat Änderungen und Abweichungen vom äußeren Habitus und von den Lebensgewohnheiten zur Folge. Nicht immer degenerieren sie wie die Haushunde in Südamerika, manche Insekten auf einsamen Inseln durch Rückbildung der Flügel, wie tropische Pflanzen in der gemäßigten Zone oder Hochgebirgspflanzen in der Tiefebene. Sie sterben auch nach einiger Zeit aus, z. B. der Koloradokäfer in Europa. Doch kann auch, weil Feinde im neuen Lebensbezirk fehlen, eine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit und Vermehrung eintreten: Wanderratte und Bisamratte in Europa, Schwammspinner (**Lymantria dispar**) in Nordamerika, die Blutlaus (**Schizoneura lanigera**), die Reblaus (**Phylloxera vastatrix**), das Franzosenkraut (**Galinsoga**), **Polygonum sachalinense** in Europa, Kaninchen und Fuchs in Australien. Auch die beigegebenen Bilder von der pestartigen Vermehrung der Wasserhyazinthe und der Opuntie in Australien illustrieren sehr anschaulich diese Erscheinung.

Rudolph Schiffel.

Spielzeug als Anschauungs-Hilfsmittel für gerichtliche Entscheidungen über die Schuldfrage bei Verkehrsunfällen: Darstellung der Situation bei einem Verkehrsunfall mittels kleiner Figuren und allerhand Fahrzeugmodelle, wie sie das Landgericht II in Berlin angeschafft hat.

Berühmte steirische Stifte und Klöster. (Hierzu die gleichnamige Bildertafel.) Die steirischen Stifte waren im Mittelalter nicht nur Heimstätten deutscher Kunst und Gelehrsamkeit, sie waren hier auch die Retter und Erhalter heimischer Kunst, denn an ihren Mauern prallten die Stürme türkischer und ungarischer Horden ab, die das Land heimsuchten und brandschatzten. Leider hat im 18. Jahrhundert, nachdem die Klöster ihre Kulturmission erfüllt hatten, mancher Federstrich Kaiser Josephs II. zerstört, was Jahrhunderte geschaffen hatten. Vieles ist für immer zugrunde gegangen, wie z. B. das älteste Kloster Steiermarks, die Benediktinerinnenabtei Göß bei Leoben. Ein furchtbarer Brand hat am 27. April 1865 die größte und zweitälteste Stiftsanlage des Landes, Kloster Admont, in Schutt und Asche gelegt. Kaum konnte die kostbare Bibliothek, eine Sehenswürdigkeit des Landes, dabei gerettet werden. War Admont eine Gründung des Salzburger Erzbischofs, so war St. Lambrecht unweit Judenburgs eine Schöpfung des letzten Kärntnerherzogs, des Eppensteiners Heinrich III. Damals lag dieses Gebiet noch außerhalb der steirischen Landesgrenze. Aus St. Blasien im Schwarzwald kamen wahrscheinlich die ersten Mönche. Von der ehemaligen Bibliothek blieb nicht viel übrig, da bei der Aufhebung die kostbarsten Stücke an die Grazer Universität kamen. Im Jahre 1802 gestattete Kaiser Franz die Wiederbesiedlung. Die große gotische Hallenkirche stammt aus den Jahren 1320—1420. In ihr finden sich die schönsten Chorgestühle des Landes. Das Stift, stilistisch der reinste Klosterbau Österreichs, ist eine Schöpfung Domenico Sciassias aus dem 17. Jahrhundert, der auch die zu diesem Kloster gehörige Wallfahrtskirche Mariazell umgebaut hat. Das Heimatmuseum P. Romuald Prambergers hat dieses Stift in den letzten Jahren sehr bekannt gemacht. Ebenso abseits von der großen Handelsstraße erhebt sich das seit 1883 von deutschen Beuronern wiederbesiedelte Kloster Seckau, das einst Adelram von Waldeck-Feistritz inmitten romantischer Tauernschönheit für die Augustiner Chorherren gestiftet hatte, und das Joseph II. 1782 aufhob. In kurzer Zeit verfielen ganze Gebäudeflügel. In strengster Stilbeachtung restaurierten dann die deutschen Benediktiner. Die Stiftskirche, die am besten erhalten blieb, ist die größte Basilika des Landes. Schwere romanische Säulen, gut erhaltene romanische Malereien, gewaltige Leuchterreifen, alte Grabsteine verbreiten eine ernste, feierliche Stimmung, die plötzlich abbricht, sobald man sich dem Mausoleum Erzherzog Karls II. nähert, dessen heiteres italienisches Barock mit der Fülle seiner Pracht und Ornamentik in einem einzigartigen Gegensatz zu der Feierlichkeit, Einfachheit und Würde des romanischen Stils steht. Einem freudigen Familienereignis im Hause der Traungauer verdankte Vorau seine Gründung. Ottokar III., der an der Südgrenze seiner Mark die erste deutsche Kartause errichtet hatte, stiftete Vorau aus Freude über den erwarteten Thronerben, der beinahe ausgeblieben wäre. Die überreiche Barockausstellung macht diese Stiftskirche zu einer der schönsten des Landes. In ihr wie in der Sakristei sind die wichtigsten Werke des einstigen Stiftsmalers Cyriak Hackhofer. Eine ganz besondere Sehenswürdigkeit bildet die prachtvolle Bibliothek mit ihren herrlichen Handschriften, einer Kaiserchronik, Bruchstücken des Wigalois, einer Evangeliensammlung aus dem 12. Jahrhundert usw. Die steirischen Stifte, zu denen noch Rein zu zählen ist, bieten nicht nur dem Historiker, Kunstfreund und Handschriftenforscher Wertvolles,

ERGEBNIS UNSERER PREISFRAGE IN DER „PAPIER"-NUMMER 4294:

Sind die beiden wiedergegebenen Redaktionszuschriften echt oder erdichtet?

Um die Geduld der Teilnehmer an unserer Preisfrage nicht auf die Probe zu stellen, sei es gleich vorweggenommen: Der obere Brief (Reformvorschläge für die deutsche Rechtschreibung) ist nur ein Phantasiegebilde eines unserer Redaktionsmitglieder; der untere Brief (Erfindung einer Denkschreibmaschine) ging wirklich so bei uns ein und ist noch in unserm Besitz.

Den Preis für die richtige Beantwortung unserer Frage (im Betrage von 200 Mark für eine Besuchsreise zur Dresdener Jahresschau deutscher Arbeit „Das Papier") hat das Los Dr. med. Dorothea Dillner, Zwickau i. S., Schlobigplatz 22, zuerkannt.

Wie es nicht anders zu erwarten war, sind alle vier möglichen Fragebeantwortungen ausgesprochen worden. Also: Beide Briefe sind erdichtet; beide sind echt; der obere Brief ist erdichtet, aber der untere ist echt; der obere ist echt, aber der untere ist erdichtet. Viele Einsender begnügen sich mit einer kategorischen Kundgebung ihrer Ansicht, nicht wenige aber hat die Aufgabe gereizt, ihrer Meinung ausführlicher Ausdruck zu verleihen und allgemeine Betrachtungen anzuknüpfen.

Über den Brief mit der Erfindung der Denkschreibmaschine sind nun besonders zahlreiche Erörterungen angestellt worden, vor allem psychiatrisch-psychologischer Natur. Von manchen wird hinter dem Verfasser des Briefes gleich ein Geisteskranker vermutet, ein armer Irrer, ein übergeschnappter Kauz oder ein zügelloser Phantast. Die meisten, man kann sagen, 75 Proz. der Falschlöser, sehen aber in dem Brief ein Redaktionsprodukt, nehmen ihn für einen Aprilscherz, einen Fastnachtswitz oder eine Hundstags-Redakteursphantasie. — Bezeichnenderweise glauben zahlreiche Einsender, der obere Brief, der die Rechtschreibungsreform vorschlägt, sei echt. Ein Beweis dafür, wie viele Menschen doch irgendwie eine Reform der deutschen Rechtschreibung herbeisehnen. Weniger Anklang als die Kleinschreibung findet freilich die Weglassung der Vokale (außer dem O!!). Die Mehrzahl ist zu der Ansicht, der Brief sei echt, wohl dadurch verführt worden, daß dessen Inhalt, im Vergleich zu dem des anderen, verhältnismäßig glaubhaft und plausibel erscheint. Indes gerade dies war ja unsere Absicht. Wir glaubten übrigens, unseren Lesern dadurch einen kleinen Wink zu geben, daß wir unter den Brief als ein Beispiel der neuen Rechtschreibungsmethode das Wort „rgbsts" (= ergebenst) mit einem überflüssigen Schluß-S setzten. Viele haben den Wink gefühlt und sind durch ihn auf den richtigen Weg gewiesen worden. — Der glücklichen Gewinnerin des Hauptpreises wünschen wir nun eine genußreiche Fahrt nach Dresden; allen übrigen, die eine richtige Lösung einsandten, mögen die ihnen dafür zugedachten Bücher ein willkommenes Geschenk sein. Wer aber nicht das Richtige getroffen und ohne Preis ausgehen mußte, der hoffe auf ein andermal.

Die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".

auch der Naturfreund kehrt befriedigt heim, denn sie liegen zu Füßen hoher Berge, deren Spitzen die scheidende Sonne vergoldet. Dr. Bruno Binder.

Merkwürdiges aus dem Berliner Aquarium. Man sollte es kaum für möglich halten, daß es so blaue, rote und weiße Krebse gibt, wie sie auf Seite 210 ganz naturgetreu wiedergegeben werden. Sie sind nicht etwa der Einbildungskraft eines Malers entsprungen. Die Besucher des Berliner Aquariums zerbrechen sich denn auch gewöhnlich den Kopf darüber, ob sie bei den roten nicht etwa gekochte Krebse vor sich haben, aber schließlich können doch die blitzblauen nicht künstlich hergestellt sein, und so kommen sie allmählich doch dahinter, daß all diese bunten Wesen wirklich lebendig sind. Es handelt sich nicht etwa um verschiedene Arten oder, wie der Laie gewöhnlich recht unwissenschaftlich sagt, Abarten, sondern es sind ganz einfach Farbabänderungen einzelner Stücke. Der Grund, weshalb gerade diese blau, grünlich, rot oder weiß aussehen, ist unbekannt, und man weiß auch nicht, ob sich diese Farben vererben. Solch bunte Krebse sind nämlich ungemein selten; das Aquarium verdankt sie der Aufmerksamkeit der größten Berliner Krebsfirmen, durch deren Hände viele Zehntausende von Krebsen gehen; nur höchst selten aber ist einmal ein so abweichend gefärbter dabei. — Auf der Seewasserseite spielen die sogenannten Tintenfische eine Hauptrolle. Leider haben sie die dumme Gewohnheit, Steinnester zu bauen und sich dahinein zu verstecken, so daß man sie oftmals am Tage gewaltsam hervorholen muß, um sie sichtbar zu machen. Immer wieder erregen die langen, überallhin beweglichen, mit einer doppelten Reihe von Saugnäpfen gespickten Arme allgemeines Erstaunen. Vergeblich sucht der Beschauer nach der Mundöffnung, die in Gestalt eines papageischnabelähnlichen Horngebildes tief versteckt unten zwischen den Armen liegt. Die großen, oben auf dem Kopfe stehenden Augen erinnern in ihrem Ausdruck geradezu an die mancher Säugetiere. Die warzige Haut kann ihre Farbe blitzschnell von dunklem Rotbraun zu heller Sandfarbe verändern, je nachdem das Tier beunruhigt wird oder sich auf dunklem oder hellem Grunde bewegt. Leider ist der Name Tintenfisch recht irreführend, denn gerade diese Art, die manchmal in Stücken von etwa 6 Kilo hier vorhanden ist, macht im Gegensatze zu den kleineren Formen, wie z. B. der Sepia, von ihrem Tintenbeutel so gut wie nie Gebrauch; außerdem ist das sonderbare Geschöpf kein Fisch, sondern eine körperlich und geistig sehr hochentwickelte Schnecke oder wenigstens ein Weichtier. Man bekommt diese Seepolypen oder Kraken, wie der Oktopus auch heißt, vom Mittelmeer; leider halten sie meist nur wenige Monate aus, obgleich sie gut fressen. — Geradezu abenteuerlich wirkt der Drachenkopf oder die Meersau, ein dickköpfiger, plump gestalteter, mit zum Teil giftigen Stacheln und allerlei sonderbaren Anhängen bedeckter Fisch, dessen Farbe vielfach wechselt, der aber für gewöhnlich rot aussieht, denn draußen lebt er gern zwischen Rotalgen. Sehr bezeichnend ist, daß die Pupille nicht schwarz, wie bei den meisten anderen Tieren, erscheint, sondern unheimlich rot leuchtet. Als Grundfisch liegt dieser Geselle für gewöhnlich still auf dem Boden oder auf einem Stein und wird wegen seines ungestalten Aussehens von anderen Meeresbewohnern wohl nicht als Feind erkannt. Plötzlich aber schießt der Drachenkopf hervor und begräbt das ahnungslose Opfer in seinem mächtigen Rachen. Das Fleisch wird übrigens recht geschätzt, nur muß man bei der Zubereitung mit den Stacheln vorsichtig sein. Dr. O. Heinroth.

ZUM NACHDENKEN

Versteckrätsel.

Leimwasser — Mantille — Eigenlob — Wiegenlied — Nachtdienst — Seeschlacht — Huldigung — Vernichtung — Hattingen — Wilderer — Station.

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu entnehmen, die im Zusammenhang einen Spruch von Raupach ergeben. (ch = 1 Buchstabe).

Mäander-Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Geographischer Punkt, 3 Fluß in Polen, 5 Hafenanlage, 7 Sportgerät, 10 deutsches Gesetz, 11 Bund, 12 Reformator, 13 unbestimmtes Fürwort, 14 Tiernahrung; senkrecht: 1 Mädchenname, 2 Schlingpflanze, 3 Milcherzeugnis, 4 Stadt in Serbien, 5 geometrische Figur, 6 Mädchenname, 7 primitive Waffe, 8 Strauchwerk, 9 baltische Stadt.

Unanfechtbar. Hohe Preise, schlimme Zeit. Be davor: ein halber Eid.

Für den Krankheitsfall eine Unterstützungskasse zu haben, ist unter den heutigen Verhältnissen auch für Nichtversicherungspflichtige der freien Berufe zwingende Notwendigkeit. Zu empfehlen ist der Deutschnationale Krankenversicherungsverein a. G., Hamburg 36, Holstenwall 3/5, der für den geringen Monatsbeitrag von 6 RM. einen ziemlich einzigartigen Versicherungsschutz gewährt. Hierzu die bezügliche Anzeige auf Seite 223 vorliegender Nummer.

Die eleganten Kayser-Nähmaschinen und -Fahrräder wurden auf der großen Ausstellung für das Gastwirtgewerbe in Heidelberg mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet; eine verdiente Anerkennung für diese durch ihre Qualität seit Jahrzehnten bekannten Fabrikate. Die Ausstellung wurde von über 80000 Personen besucht.

Fred. T. Steinway, Neuyork †.

In Neuyork verschied am 17. Juli d. J. Herr Fred. T. Steinway, der Präsident der weltberühmten Pianofortefirma Steinway & Sons, an deren Spitze er seit dem Jahre 1919 stand. Mit welchem beispiellosen Erfolg Herr Fred. T. Steinway seiner ebenso schweren wie verantwortungsvollen Aufgabe gerecht wurde, beweist der riesige Aufschwung, den die Neuyorker Unternehmungen der Firma Steinway & Sons mit ihren beiden deutschen Zweigfabriken in Hamburg genommen haben. Unter seiner genialen Führung erreichte der Absatz der Steinway-Flügel und -Pianinos die enorme Zahl von 250000, die über den ganzen Erdball verbreitet sind und das uneingeschränkte Lob ihrer Erbauer verkünden.

Magisches Quadrat.

Nach richtiger Einordnung der Buchstaben a a a a e m n n o o o o r r r r s s s s s t t t t in das Quadrat ergeben sich folgende senkrecht und wagerecht gleichlautende Wörter: 1 berühmter Dichter, 2 amerikan. Multimillionär, 3 Himmelskörper, 4 Bühnensängerin, 5 Amtstracht.

Wandlung. Mit „ol“ ist es ein Instrument,
Mit „ar“ eine Frucht, die jeder kennt.

Magie.

Ein König der Juden hatte zuviel
Der Laute in seinem Namen gezählt,
Da ließ er zwei weg, gleich war er ein Held;
Und als dann von diesem der Kopf entfiel,
Da blieb nur ein Liebesgott noch im Spiel;
Von dem bloß die Laute anders gestellt,
So duftet die Blume, die man erhält.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4301.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4299.

Leiterrätsel: Senkrecht: 1 Madrid, 2 Nitrum, 3 modern, 4 Tahiti, 5 Ration; wagerecht: 6 Manometer, 7 Dimension.

Kryptogramm: 1 Seewasser, 2 Kleid, 3 Fichte, 4 Werwolf, 5 Lorbeer, 6 Fenster, 7 Drachen, 8 Flinte, 9 Kranich, 10 Zuchttier, 11 Scheuer, 12 Narwal, 13 Passau, 14 Brauerei, 15 Landwirt, 16 Gardist, 17 Rotdorn, 18 Pappel, 19 Walter, 20 Heuernte: Was leicht erworben, scheint nicht teuer, was sauer wird, ist doppelt euer.

Zusammensetzrätsel: Gallier, Alibi, Saline, Olive, Million, Elise, Thalia, Elias, Relief: Gasometer.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Libelle, 4 Leiter, 5 Berta, 7 Vene, 9 Else, 11 Lüge, 12 Amati, 14 Regie, 15 Tagore, 16 Adonis, 17 Loti, 18 Navarra, 20 Siam, 21 Onkel, 23 Remus, 24 Lese, 26 Rogen, 27 Niobe; senkrecht: 1 Nebel, 2 Liter, 3 Leber, 4 Leine, 6 Tael, 7 Vegetation, 8 Alma, 10 Serenissimus, 12 Arena, 13 Tiara, 19 Varzin, 22 Kelle, 23 Regen, 25 Seni, 26 Robe, 28 Oder.

Magische Figur: 1 f, 2 Weg, 3 Banat, 4 Fenster, 5 Gatte, 6 Tee, 7 r.

Tauschrätsel: Marone — Makrone.

Etwas vom deutschen Sekt.

Das deutsche Publikum hat sich erfreulicher Weise, wie die Statistik beweist, nahezu vollkommen von den französischen Schaumweinen freigemacht. Die Ursache für diese im volkswirtschaftlichen Interesse sehr wichtige Erscheinung ist die Tatsache, daß die deutsche Sektindustrie den Liebhabern eines guten Glases Sektes Erzeugnisse zu bieten hat, die nicht nur die französischen Schaumweine erreichen, sondern sie in vielfacher Beziehung noch übertreffen. Die wundervolle Blume der deutschen Weine, ihr rassiger Charakter können von den französischen Weinen nicht erreicht, die Kellerpflege vom Ausland nicht übertroffen werden. Eines der führenden Häuser der deutschen Schaumweinbranche ist die Sektkellerei „Schultz Grünlack“ in Rüdesheim am Rhein, deren mustergültigen, weit ausgedehnten Kelleranlagen die Freude jedes Besuchers sind. Die Besichtigung ist allen Rheinreisenden gern gestattet. Die Erzeugnisse dieses großen Hauses sind in der ganzen Welt bekannt und beliebt. Im „Schultz Grünlack“ erhält das sektliebende deutsche Publikum einen Schaumwein von fabelhafter Feinheit und unübertrefflicher Wohlbekömmlichkeit und zu einem im Verhältnis zu seiner Qualität ungewöhnlich mäßigen Preis.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG J · J · WEBER LEIPZIG

NR. 4301. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 18. AUGUST 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4301. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 18. August 1927.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gut bürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäßl. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung, Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens., Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz., Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÖHLER BRUNNEN", Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.-u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF, erstklassig und solid.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. neu. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA (Thür. Wald), 430-710 m ü. d. M. Klimat. Sommer- u. Winter-Kurort. Gute Heilerfolge. Prospekte.

CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Allemod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m. Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG. Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlimgen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horacks G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ (520 m) Pensionshaus Waldschlößchen.

GERNRODE WIRD MODE. HOTEL BRAUNER HIRSCH.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. H. Breitschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Vollp. ens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

STOLBERG (SÜDHARZ). HOTEL PREUSSISCHER HOF.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG. Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof. Feinbürgerlich.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich, aller Komfort.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel. Anerkannte Küche.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer, moderner Komfort.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN. Vornehmes und größtes Vergnügungslokal.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA, direkt an See und Bahn, feinbürgerlich.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Mesgueifo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten.

SCHWEIZ

AROSA. EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL RHÄTIA u. VILLA GERMANIA. Erstklassig, moderner Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

CELERINA BEI ST. MORITZ. HOTEL CRESTA-PALACE. Komfort. Familienhotel. 200 Betten.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

PENSION MEROLA. Sonnige Lage am Wald.

PLATZSANATORIUM f. Leichtkranke. Pension ab 17.- Frs.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

LUGANO. KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich. Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12.50.

HOTEL VIKTORIA. Familienhotel ersten Ranges. 250 Betten.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

ST. MORITZ-SILVAPLANA. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhaus.

TARASP & VULPERA. Das ideale Kurbad im Engadin. Weltbek. Mineralquellen, Höhenluft u. Sonne. Prospekt Nr. 29 gratis.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Lauchstädter Brunnen

Zu Haustrinkkuren

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität

Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit

schlechter und fehlerhafter Blutbeschaffenheit

Bestes Kurgetränk bei **Zucker- und Nierenleiden**

Auch für die zahllosen halbkranken, nervösen und überanstrengten Menschen von besonderem Nutzen

Zu beziehen durch Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte oder direkt durch den

Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand.

Der Brunnen ist wohlschmeckend und erfrischend

Der Brunnen ist wohlschmeckend und erfrischend

Kurhaus Monte Brè Lugano Süd-Schweiz

Phys.-diät. Kuranst. u. Erholungsh. Ärztl. Leitg. Deutsches Haus, für Sommerkur vorzügl. geeig. Luft- u. Sonnenbäder. Pens. v. Mk. 8.- an. Prosp frei.

BOWLEN UND PÜNSCHE *Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit. 4. Auflage. Enthält 282 Rezepte. Gebunden 4.- RM.*

Inhalt: Die Kunst Bowlen zu brauen; zahlreiche ausgezeichnete Rezepte für Bowlen, Kalte Enten und verwandte Getränke. Allgemeines über Pünsche und zahlreiche Punschrezepte; Teepunsche, Krambambuli, zahlreiche Grogs und Glühweine; Kaltschalen; Biermischungen; Kaffee, Schokolade, Milch als Grundlagen von Getränken; Spezialrezepte verschiedener Länder; Nothelfer.

Dieses altbekannte, seit vielen Jahren weitverbreitete, bewährte Rezeptbuch ist für jedermann unentbehrlich.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.

Bad Oeynhausen

Die Stadt ohne Stufen

Das ganze Jahr geöffnet!

Auskunft durch die Badeverwaltung

Allgemeine Notizen.

Zur Hindenburg-Spende hat deren Geschäftsstelle (Berlin NW 40, Scharnhorststraße 35) Anlaß folgendes zu erklären: Daß sich in der Vergangenheit bei privaten Sammlungen Unzuträglichkeiten ergeben haben, ist der Hindenburg-Spende um so besser bekannt, als ihr Leiter jahrelang an führender Stelle den Wohlfahrtsschwindel amtlich bekämpft hat. Bei der Hindenburg-Spende dürfte die Gefahr der Wiederholung solcher Mißstände ausgeschlossen sein. Abgesehen davon, daß ihre Leitung in den Händen von Beamten liegt, ist erfreulicherweise auch allenthalben eine lebhafte Mitwirkung der Behörden festzustellen. Werber, die bei früheren privaten Sammlungen gegen das Versprechen von Provisionen angestellt waren, beschäftigt die Hindenburg-Spende selbstverständlich nicht. Die Geschäftsstelle erklärt ferner schon jetzt, daß sie nach Abschluß der Sammlung der Öffentlichkeit einen ins einzelne gehenden Rechenschaftsbericht vorlegen wird. Die Verwendung der Mittel liegt im übrigen in der Hand des Herrn Reichspräsidenten. Die Öffentlichkeit dürfte damit jede nur mögliche Gewähr für die zweckmäßige Verwaltung und Verwendung der Mittel der Hindenburg-Spende haben. Die Annahmestellen für Beiträge haben wir auf Seite 191 unserer Nummer 4300 vom 11. d. M. bekanntgegeben.

Aus Anlaß der 50-Jahrfeier des Reichspatentamtes hatte der Verband beratender Patentingenieure seine Mitglieder zu einer größeren Tagung nach München zusammengerufen. Neben inneren Verbandsangelegenheiten nahmen die Besprechungen der das öffentliche Interesse berührenden Fragen die Hauptzeit in Anspruch. Das langjährige Mitglied des Reichspatentamtes Senatspräsident des Reichswirtschaftsgerichts a. D. Geheimrat Jungmann-München gab in einem Vortrag „50 Jahre Reichspatentamt“ inhaltreichen Aufschluß über die Entstehung, die Entwicklung und die jetzige Bedeutung des Reichspatentamts. Rechtsanwalt Dr. d'Oleire (Berlin) unternahm sodann interessante „Streifzüge auf dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes“, worauf Patentingenieur Scheinberger (Hamburg) abschließend drängende Fragen der Neuregelung des Patentwesens beleuchtete.

Einen internationalen Wettbewerb hat die Freihafenverwaltung von Barcelona zur Erlangung von Entwürfen für einen spanischen Freihafen von Barcelona ausgeschrie-

In dem berühmten französischen Seebad La Baule (Dep. Loire-Inférieure) ist die bis Oktober andauernde Saison mit prachtvollen Festen in vollem Glanz. Die besten Bühnengrößen werden bis Ende September in La Baule tätig sein. Die prächtigsten Kunst- und Sportdarbietungen folgen ohne Unterbrechung. Das Luxushotel „L'Hermitage“, das Kasino Municipal usw. sind Treffpunkte der Elite der Badegäste. Anfragen wolle man an Herrn Generaldirektor M. Boileau richten oder sich Prospekte kommen lassen von der Kasinodirektion in La Baule (France Loire Inf.) oder von der Agence de Publicité de l'Europe Centrale in Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ben, an dem sich Fachmänner aus aller Welt beteiligen können und für den ein erster Preis von 100000 Pesetas, ein zweiter Preis von 25000 Pesetas ausgesetzt sind. Die Bewerbungen sind in deutscher, spanischer, französischer, englischer, italienischer oder portugiesischer Sprache abzufassen, verschlossen und mit einem Kennwort versehen bis spätestens 9. Dezember d. J. an das Comisario Regio del Consorcio del Puerto Franco in Barcelona einzureichen. Ausländische Bewerber können ihre Arbeit bis zu diesem Zeitpunkt an die diplomatischen oder konsularischen Vertretungen ihres Landes in Spanien mit entsprechendem Vermerk einsenden.

Neue Dampferverbindung Kiel–Finnland. Die finnische Reederei „Finska Aengfartygs Aktienbolaget" hat auf ihrer internationalen Dampferlinie England—Finnland eine neue Anlaufstation, und zwar Kiel (Nordhafen) eingerichtet. Die Linie dient dem Passagier- und Frachtverkehr und bietet Gelegenheit zu einer etwa $2^1/_2$ Tage dauernden Fahrt durch die ganze Ostsee. Der finnische Dampfer verläßt Kiel an jedem Freitagvormittag 10 Uhr.

Der beliebte Thüringer Kurort Friedrichroda veranstaltete jüngst aus Anlaß seines 90 jährigen Bestehens ein festliches Gedenken derer, die sich um die Entwicklung des Ortes die größten Verdienste erworben haben. Damit verbunden war ein großes Kinderfest mit Trachtenumzug. Welchen gewaltigen Aufschwung Friedrichroda in den letzten Jahren genommen hat, zeigt eine Gegenüberstellung der ersten und letzten Jahreskurliste. 1852 wurden 333 Kurgäste, 1926 dagegen 12860 gezählt.

Bad Kreuznach läßt im Anschluß an das überaus glänzend verlaufene Reit- und Fahrturnier nunmehr für seine dem Automobilsport freundlich gesinnten Kurgäste einen Automobil-Wettbewerb vom 27. bis zum 29. August folgen. Die technische Leitung hat der Nahetal-Automobil-Klub e. V., Sektion des Wiesbadener Automobil-Klubs e. V., übernommen. Der Wettbewerb ist von der Obersten nationalen Sportkommission für den Automobilsport in Deutschland genehmigt. Anfragen sind an den Organisationsausschuß des Automobil-Wettbewerbes in Bad Kreuznach, Kurhaus zu richten.

Eine große deutsche Bauausstellung plant die Stadt Berlin. Die Ausstellung soll 1930 eröffnet werden und als Dauerausstellung zehn Jahre bestehen. Es soll der Bauwirtschaft dazu ein ausgedehntes Gelände mit eigenen Eisenbahnanlagen in der Nähe der Ausstellungshallen am Kaiserdamm zur Verfügung gestellt werden.

FÜR UNSERE BEZIEHER

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreis folgend, einen Sammelkasten für die Nummern der „Leipziger Illustrirten Zeitung" anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestossen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten – in geschlossenem und offenem Zustande durch nebenstehende Abbildungen veranschaulicht — ist $28^1/_2$ cm breit, $39^1/_2$ cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für die 26 Hefte eines Halbjahrs.

Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, so dass der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um eine einmalige Anschaffung von bleibendem Wert.

Der Preis ist so niedrig wie möglich bemessen und beträgt Rm. 3,— zuzüglich Versandspesen.

Einbanddecken für die „Leipziger Illustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten — einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses — je Rm. 4,— zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, REUDNITZER STR. 1—7.

Handbuch der Musik
von J. C. LOBE. — 31. Auflage. — Preis gebunden 2.— R.-M.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sógleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

Illustrirte Zeitung

KINDERBILDNIS

GEMÄLDE VON HEINRICH BOESE

DIE RUSSISCHE SEELE

VON DR. KURT PIEPER

Unter den vielen erstaunlichen Schauspielen, die die Weltgeschichte der letzten zehn Jahre den Zeitgenossen geboten hat, ist die Umwandlung Rußlands aus einer rein autokratischen Monarchie in eine der Theorie nach extrem freiheitliche sozialistische Republik und die damit zugleich eingetretene Zersetzung des festgefügten Zarenreiches in eine Reihe von Nachfolgestaaten zweiten Ranges wohl das wunderbarste. Und diese Veränderung gewinnt an Tiefe und Bedeutung noch durch die Tatsache, daß diese Umwandlung Rußlands nicht durch den Zwang eines Friedensvertrages bedingt war, wie die Auflösung Österreichs, sondern daß es sich um einen freiwilligen, von innen heraus gewachsenen Transformationsprozeß des größten slawischen Reiches handelt.

Man kann diesen scheinbar unbegreiflichen Übergang von einem Extrem zum anderen gar nicht anders erklären als durch Eigentümlichkeiten des russischen Wesens, der russischen Seele, die dem Abendland zu wenig bekannt waren. Das Problem der russischen Seele hat zwar in den letzten Jahrzehnten mit dem zunehmenden Interesse für die russische Literatur und der wachsenden Verehrung so großer Künstler wie Dostojewskis und Tolstois die westeuropäische Geisteswelt lebhaft beschäftigt — aber man wird darum mit nicht weniger Interesse die Berichte von Zeugen zur Kenntnis nehmen, die als Nicht-Russen die kritischen Jahre 1914—1917 in Rußland verlebten, und die die Abkehr Rußlands von seiner westeuropäischen Großmachtpolitik und sein Versinken in den „Socialismus asiaticus" der Sowjets miterlebten. Einer dieser Zeugen ist der französische Botschafter in Petersburg 1914—1917, Paléologue, der in seinem dreibändigen Memoirenwerk einen höchst interessanten Kommentar zum Weltkrieg gibt. Aber es sind weniger die historischen, militärischen und diplomatischen Tatsachen, die diesen Erinnerungen ihren Wert verleihen, als vielmehr die erstaunliche psychologische Beobachtungsgabe des Franzosen. Hierdurch beanspruchen seine Aufzeichnungen einen sehr hohen Rang in der neueren Memoirenliteratur: es finden sich Seiten über die Seelenwelt und die Gesellschaft Rußlands darin, die die Erinnerungen dieses klarblickenden Lateiners neben die unbestechlich tiefen zeitgeschichtlichen Zeugnisse eines Herzogs von Saint-Simon rücken.

Man kann als Quintessenz der Erkenntnisse Paléologues über die russische Seele etwa zusammenfassen, daß der Russe keinen Sinn für Realitäten hat, keine klare Vorstellungen von Raum und Zeit, daß er absolut unbeständig und destruktiv ist, daß er sich in unberechenbaren Gegensätzen bewegt und dabei im Grunde doch absolut willenlos ist. Kurzum, sehr treffend wird einmal der russische Mensch als Antipode des heute in irdischen Dingen so erfolgreichen angelsächsischen Menschentypus, speziell des Amerikaners, bezeichnet.

Die anscheinend so intensive Religiosität des Russen, die sich in den immer wiederkehrenden Anrufungen der göttlichen Barmherzigkeit bei dem Russen ebenso dokumentiert wie in der gewaltigen politischen Rolle des Klerus im Zarenreich, wird von Paléologue bezweifelt, und er erklärt, daß der Russe weniger religiös als mystisch veranlagt sei. Und zwar ist der Russe nicht nur in seinem religiösen, sondern auch in seinem sozialen, politischen und Gefühlsleben mystisch. Der tiefste Grund aller seiner Anschauungen ist ein Glaube, eine Überzeugung von der Leitung durch metaphysische Kräfte. Dieser russische Glaube ist beschaulich, träumerisch, visionär — er geht Hand in Hand mit einer verhängnisvollen Vorliebe für okkulte Wissenschaften. Das Gebet des Russen erfleht, seiner passiven Natur entsprechend, weniger die Kraft zur Handlung als die Kraft zur Duldung und Entsagung. — Die russische Kirche in ihrer starren Form als Staatskirche war nicht imstande, den Strom mystischer Religiosität, der in den Nationalitäten Rußlands floß, aufzunehmen, und wie auf allen Gebieten russischen Lebens bildete sich auch auf religiösem das anarchische Gegenspiel in den Sekten. Diese russischen Sekten sind für das Abendland fast ganz unbegreiflich: z. B. die Sekte der Selbstverbrenner, die seit Jahrhunderten besteht und noch 1860 sich fast epidemisch in Olonez ausbreitete. Ebenso unbegreiflich sind uns religiöse Gemeinschaften, die sich auf gemeinsamen Geruchshalluzinationen aufbauen, oder Sekten, deren Dogma die Heiligung durch Selbstentmannung ist. Dieses eigentümliche, natürlich bis zum Fanatismus gesteigerte und in heftigstem Gegensatz zu der Staatsgewalt stehende Unwesen läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß die slawisch-asiatischen Bevölkerungsmassen Rußlands in ganz abnorm hohem Maße Suggestionen unterworfen sind, zu geistigen Epidemien geradezu neigen und daher seelischen Ansteckungen, so sinnlos sie auch sein mögen, keinen Widerstand entgegensetzen können. Die anarchische Widerspruchsfülle der russischen Seele läßt neben der höchsten Entfaltung christlichen Mitleids auch das Auftreten blutigster Greuel zu, deren Urheber sich nachher nichtsdestoweniger mit dem immer wiederholten „Gospodjin pomilui" (Herr, erbarme dich!) bekreuzigen. Nirgends sind Gottesdienst und religiöse Reue so tief empfunden und zugleich so theatralisch wie in Rußland. — Auch der Kommunismus findet seine religiöse Begründung im russischen Geistesleben: Tolstoi, der „russischste" Erklärer des Evangeliums, bezeichnet das Privateigentum als unvereinbar mit der Lehre Christi, und seiner Auffassung entsprach zweifellos der Instinkt von Millionen russischer Bauern. —

Vieles in dem politischen Zustand Rußlands — vor allem wohl die eigentümliche militärische Unzulänglichkeit Rußlands nach außen — wird erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß „Rußland" ein aus den verschiedensten Völker- und Rassenelementen gewaltsam zusammengepreßtes Konglomerat war. Es war die Rolle des vielgeschmähten Zarismus, als ein gewissermaßen neutral vereinheitlichendes Band die auseinanderstrebenden Elemente des Riesenreiches mit Gewalt zu umfassen und andererseits die in den rein slawischen Bevölkerungsteilen so verhängnisvoll starke Neigung zum Anarchismus zu unterdrücken. Beides — zentrifugale Tendenzen und Anarchismus — entfaltete sich in dem Augenblick im höchsten Maße, in dem der Zarismus zerschlagen wurde. Und es war kein Zufall, daß eine der Hauptstützen des Zarismus deutsch-baltischer Adel war: denn der Russe selbst mit seiner Fortschrittsfeindlichkeit, seinem mangelnden Realitätssinn, seiner Unfähigkeit zur Selbstregierung war nicht imstande, das Riesenreich zu lenken — sondern er entwickelt nach Turgenjew eine außerordentliche Meisterschaft darin, alle seine Unternehmungen scheitern zu lassen. —

Jede Schilderung der russischen Gesellschaft aller Schichten wird charakterisiert durch endlose — meist nächtliche — Diskussionen über Fragen der Psychologie, Metaphysik und Gesellschaftsreform. Es macht, wenn man russische Romane liest, den Eindruck, als ob die ganze russische Bourgeoisie niemals geschlafen und niemals gearbeitet hätte. Die Quintessenz der negativen Eigenschaften der russischen Gesellschaft ist der Nihilismus — ein Begriff, der genau so einzigartig und unübertragbar ist wie „cant" oder „gloire". Der Russe, der gläubigste Mensch, hat zugleich das Bedürfnis, zu verneinen, und zwar alles zu verneinen, auch die heiligsten Empfindungen und Ideale. Unter dem Einfluß des Zornes, des Alkohols, der Liebe, des Stolzes zeigt er sich mit erschreckender Raschheit bereit, die heiligsten Bande zu zerreißen. Er geht bis zur brüskesten Selbstvernichtung — aber er entwickelt auch die gleiche Raserei, „seine Seele zu retten", wenn er keinen Ausweg mehr weiß. Dostojewski faßt diese dämonische Verneinungssucht der russischen Seele einmal in den Worten zusammen: „Der Nihilismus hat sich nur deswegen bei uns entwickelt, weil wir alle Nihilisten sind."

Diese Bemerkung des größten russischen Seelenbeobachters rührt an die Psychologie des einzelnen Russen und damit an die Urzelle der russischen Gesellschaft und des russischen Staates. Mystisch, unklar, wollüstig, grausam, unkriegerisch, mitfühlend, unbeständig, theatralisch, anarchisch, beeinflußbar, resigniert, willenlos — so ungefähr zeigt sich der Russe in den Augen des unparteiischen Beobachters. Die fast unbegreiflichen Gegensätze des russischen Wesens, die jede nachhaltige Wirkung nach außen lähmen, finden sich symbolisch verkörpert in dem Gegensatz zwischen den Hauptstädten Petersburg und Moskau oder in den Baulichkeiten des Kreml, dieser „Mischung von gelehrter Zivilisation und barbarischem Archaismus". Neben intensiver Sinnlichkeit findet sich bei dem Russen eine hemmungslose Neigung zu okkulten Dingen; besonders durchdringt das Interesse an Totenbeschwörungen alle Gesellschaftsklassen gleichmäßig. Neben fatalistischer Entsagungslust birgt die russische Seele nicht revolutionäre, sondern geradezu anarchische Züge und pathologische Zerstörungssucht — und merkwürdigerweise scheint die russische Frau in politischen Verschwörungen erheblich willensstärker zu sein als der Mann. Unbeständig in seinen Wünschen, von unsinniger Reisewut gepeinigt, ist der Russe überaus leicht Verstimmungen unterworfen und vermeidet doch angstvoll die Einsamkeit — aber auch seine lärmenden Räusche und Vergnügungen können nicht über die geheime Gebrochenheit der russischen Seele hinwegtäuschen: „Ihr (der Russen) Mißvergnügen ist viel weniger intellektuell als organisch: es ist ein Zustand unbestimmter Unruhe, verborgener und leerer Traurigkeit."

VOM KRANKSEIN UND VOM HEILEN

VON DR. JULIAN MARCUSE, MÜNCHEN

Kein Begriff deucht uns in unserer Vorstellung so klar und einfach wie der der Gesundheit, und ebenso eindeutig will uns der gegenteilige Zustand, das Kranksein, erscheinen. Und doch gibt es für beide Begriffe keinen sicheren Grenzstein, nur zahllose Übergänge, denn die Gesundheit des einzelnen und die Auswirkungen dieses Zustandes stehen in ununterbrochener Wechselwirkung zu den Erscheinungen des Lebens an sich, zur Natur, Umgebung wie zu den zahllosen Einflüssen körperlicher und seelischer Art, die das Dasein des einzelnen mit der Welt verknüpfen. In diesem Chaos steter Veränderungen unseres körperlichen Seins und unserer geistigen Stimmungsatmosphäre liegt das Rätsel der Problemstellung und die Unmöglichkeit, die Frage zu beantworten: Was ist Gesundheit, was Krankheit? Wir behelfen uns mit einer mehr zweckdienlichen als sachgemäßen Vorstellung, wenn wir Gesundheit als einen andauernden Zustand von Schmerzlosigkeit und Wohlbefinden definieren und in dem Kranksein das Gegenteil davon zu erblicken suchen. Diese notdürftige Erklärung trennt zwar den gesunden Menschen von dem, der von einer deutlich wahrnehmbaren Krankheit befallen ist, aber sie läßt die mannigfachen Zustände außer acht, in denen ohne deutlichen Ausdruck krankhafter Gebreste Wohlbefinden und Kraftgefühl dem Körper und der Seele ermangeln. Schieben sich schon im täglichen Lebensablauf Empfindungen von Schmerz und Unbehagen — Müdigkeit, Hunger- und Durstgefühle, Unlust und Versagen der Spannkräfte — ein, so liegen hinter diesen kurz währenden Veränderungen viel tiefere und weiter reichende, die Übergänge vom Kind zum Erwachsenen, vom Erwachsenen zum Greis bis zum Abschluß des Lebens, so fließend und umfassend, daß jeder Versuch einer festen Umgrenzung der Begriffe Gesundheit und Krankheit von vornherein scheitern muß. Wie das Leben selbst keine restlose Erklärung finden kann, so auch dessen Erscheinungen, denn, so bitter dies auch dem Menschengeschlecht klingen mag, das Kranksein gehört nun einmal im Wechsel der Lebenszustände zu dessen unlösbaren Bestandteilen. Und zwar einmal bedingt durch Anlage und Vererbung — daher der tiefgreifende Einschlag der elterlichen Konstitution — und weiterhin durch die Einflüsse der Umwelt und aller in ihnen liegenden gesundheitsschädigenden und abträglichen Faktoren. In diesem steten Wechselspiel zwischen biologischen Triebkräften einerseits und Hemmungsprozessen andererseits steht der menschliche Organismus, und je nach der Vormachtstellung des einen oder anderen ist das Ergebnis Erhaltung oder Auflösung, das heißt Kranksein! Unmerkbar selbst für den eigenen Träger spielen sich diese allerfeinsten, jeder sinnlichen Wahrnehmung entrückten Vorgänge in den Gewebszellen ab, und Blutstrom und Drüsensubstanz — letztere in ihrer Bedeutung hierfür erst als Erkenntnis der Neuzeit — sind die entscheidenden Mittler der Gesunderhaltung oder der schleichenden Zersetzung. Und weil in diesem ewig verschlossen bleibenden Kreislauf des Lebens die Stärke der einander begegnenden Kräfte durch keine willkürliche Strategie bestimmt und geleitet werden kann, ist der Sieg geknüpft an Aufbau und Anpassung; ererbte Konstitution und erworbene Widerstandskraft entscheiden. Daher die unermeßliche Bedeutung von Stamm und Art, ob von gesunden, blutfrischen Eltern stammend, ohne Keimschädigungen und Siechtumsbelastung, und weiterhin der hohe Wert der eigenen Lebenseinstellung durch vernunftgemäße Anlehnung an die Naturgebote. Das bedeutet Einfachheit und Maßhalten, Übung und Gymnastik, Abhärtung und Körperpflege! In diesen Rahmen spannen sich die elementaren Grundbegriffe der Gesundheit ein, ihre Verwirklichung begegnet am stärksten dem Einbruch krankhafter Schädigungen. Wo aber von letzteren eine Bresche geschlagen ist, wo die dauernde Vernachlässigung der Lebensgesetze zu einer Unterhöhlung geführt hat, da entsteht mit dem verzerrenden Ausdruck des Krankseins der Ruf nach Hilfe, nach Rettung und Heilung. Die Antwort hierauf zeigt in der Menschheitsgeschichte ein Kaleidoskop von Bildern, je nach Weltauffassung und Wissensstand lauten die Heilmittel und -methoden: Gebete, Verwünschungen, Zauberformeln, der Gang der Himmelskörper, Luft und Erde, Edelsteine und Metalle, Sympathie und Antipathie, Kräuter und Drogen, die Natur selbst, der eigene Wille des Kranken, kurzum, ein unerschöpfliches Arsenal in buntestem Durcheinander! Der Volksglaube hat sie bis auf den heutigen Tag erhalten, und neben der Wissenschaft, und oft genug diese zurücktreten lassend, schreiten sie, von tausendjähriger Verehrung bewahrt, im Gewande heilbringenden Schutzes einher. Auch in diesen oft in den tollsten Vorstellungen sich bewegenden Auffassungen tritt immer wieder das sehnsuchtsvolle Bemühen nach einem Heilkraut gegen Krankheiten und Siechtum, Altern und Sterben hervor, eine Empfindung, die selbst heute noch tief in der Volksseele schlummert und von Zeit zu Zeit durch die Hand eines mit diesen Künsten vertrauten „Wunderarztes" ihre Auferstehung feiert. Der Seiten- und Hinterwege um die wissenschaftliche Heilkunde und ihre Vertreter herum sind und bleiben genug, denn nicht nur stehen durch die allmähliche, schleichende Entwicklung vieler Krankheiten und ihrer Zellschädigung einer Heilung unüberwindliche Hindernisse entgegen, das Heilen und Helfen selbst ist nicht nur Wissen, sondern auch Kunst, und echte Künstler müssen geboren werden! In diesem so dringend erforderlichen Zusammenspiel beider Kräfte liegt das Geheimnis ärztlichen Könnens, liegen Erfolg und im anderen Falle Mißlingen! Die Schar der von Arzt zu Arzt wandernden und oft genug bei dem „Schäfer" oder der „Wasenmeisterswitwe" landenden Kranken ist nicht nur der Ausdruck abergläubischen Wahnes, sondern auch der des Versagens erkenntnistheoretischer Praktiken. Zu lange

Links: Von der Grundsteinlegung eines Denkmals für die Toten der deutschen Marine in Laboe bei Kiel im Anschluß an die Tagung des Bundes Deutscher Marinevereine in Hamburg (5.—7. August): Während der Ansprache des Admirals Scheer, des Führers der deutschen Flotte in der Schlacht am Skagerrak, am 8. August. — **Rechts:** Von dem Deutschen Pfadfindertreffen in der Grenzmark Niederschlesien (30. Juli bis 2. August): Die Grenzlandkundgebung auf dem Marktplatz in Schlawa.

Der Deutsche Reichsrat auf der Ausstellung „Der Rhein, sein Werden und Wirken" in Koblenz am 26. Juli. (Phot. Photographen-Innung, Koblenz.)

1 Dr. v. Preger, bayerischer Gesandter; 2 Reichsminister a. D. Dr. Gradnauer, sächsischer Gesandter; 3 Wirklicher Geheimer Rat Boden, mecklenburgischer Gesandter; 4 Ministerialdirektor Dr. Nobis, Berlin; 5 Oberbürgermeister Dr. Russell, Koblenz; 6 Ministerialdirektor Arnoldi; 7 Ausstellungsdezernent Beigeordneter Ochs, Koblenz; 8 Ministerialdirektor Jaques, Berlin; 9 Staatssekretär Zweigert vom Reichsministerium des Innern; 10 Bürgermeister Scholtz, Berlin; 11 Staatssekretär Schmid vom Reichsministerium für die besetzten Gebiete; 12 Bürgermeister Dr. Schramm, Hamburg; 13 Ministerialdirektor Badt, Berlin; 14 Direktor Freiherr v. Gayl, Königsberg; 15 Ministerialdirektor Schick, Stuttgart; 16 Senator Dr. Strandes, hamburgischer Gesandter; 17 Ministerialdirektor Dr. Poetzsch-Heffter, Dresden; 18 Abt Dr. Ildefons Herwegen; 19 Reichsrat Dr. Hamacher, Köln.

Besuch amerikanischer Marineoffiziere von dem in Hamburg eingetroffenen Flaggschiff „Detroit", das sich auf einer Europafahrt befindet, in Berlin am 8. August. Von links nach rechts: Commander D. W. Bagley, Vizeadmiral Beverage, Commander A. Mac Comb.

Links: Die Beisetzung von Hindenburgs einstigem Kompaniechef beim 3. Garde-Regiment zu Fuß in Berlin, Major v. Sell, am 9. August: Der Reichspräsident in Generalfeldmarschalls-Uniform neben den Hinterbliebenen am Grabe. — **Rechts:** Von der Explosionskatastrophe auf dem ehemaligen Festungsfort 10 in Magdeburg, wo sich die Materialniederlage einer Feuerwerksfabrik befand, am 9. August: Die vollständig zerstörten starken Zementdecken des Forts, das einen Trümmerhaufen bildet.

Die Flieger beim Studieren der Flugroute. Von links nach rechts: Rekordflieger Risticz, Pilot Loose, dessen Begleiter v. Köhl, der amerikanische Journalist Knickerbocker (Fluggast), Rekordflieger Edzard, Baron v. Hühnefeld vom Norddeutschen Lloyd (Fluggast).

Risticz und Edzard während des Überholens ihrer Maschine durch die Monteure.

Die Amerikaflieger mit ihren Frauen vor einem Ozeanflugzeug. Von links nach rechts: Pilot Loose, Frau und Herr v. Köhl, Fluggast v. Hühnefeld, Pilot Risticz mit Frau und Kindern, Pilot Edzard und Frau, Frau und Herr Knickerbocker.

Im Oval: Professor Junkers, der Leiter der Junkers-Werke in Dessau, dessen Konstruktionen das Flugwesen außerordentlich gefördert haben.

Einsetzen der Benzintanks ins Flugzeug.

Ein Amerikaflugzeug beim Probeflug über dem Dessauer Flugplatz.

VORBEREITUNGEN ZUM AMERIKA-FLUG BEI DEN JUNKERS-WERKEN IN DESSAU.

Die erste Etappe des geplanten deutschen Transozeanflugs: Das Flugzeug „Bremen" startet am 14. August auf dem Flugplatz der Junkerswerke in Dessau als erstes der deutschen Amerika-Flugzeuge. Zeichnung unseres Sonderzeichners Rudolf Lipus.

Der Abflug der beiden Junkersflugzeuge „Bremen" und „Europa" erfolgte am 14. August abends in der siebenten Stunde. War schon die Wetterlage für den Flug nach Amerika beim Start wenig günstig, so verschlechterten sich die Verhältnisse während der ersten Flugstunden noch ganz erheblich. Infolgedessen mußte das von Risticz geführte Flugzeug „Europa", bei dem außerdem eine Motorstörung eingetreten war, auf dem Flugplatz in Bremen 21 Uhr 55 Minuten niedergehen. Infolge der starken Belastung mit Betriebsstoffen kamen dabei das Fahrgestell und der Propeller zum Bruch. Die Insassen sind unverletzt geblieben. Der „Bremen" unter Looses Führung, die im dichtesten Nebel über Irland hinausgelangt war, schlug beim Hinaustreten auf den Atlantischen Ozean ein Orkan mit einer Windstärke von etwa 140 bis 170 Kilometer Stundengeschwindigkeit entgegen, so daß die Flieger den Entschluß faßten, den Weiterflug aufzugeben und zunächst nach Dessau zurückzukehren. Nach einer Fahrtdauer von 22 Stunden und unter Zurücklegung von rund 3000 Kilometer ist die „Bremen" am 15. August nachmittags auf dem Flugplatz in Dessau wieder glatt gelandet.

Charles de Coster, bedeutender belgischer Schriftsteller († am 7. Mai 1879 zu Brüssel), dessen 100 jähriger Geburtstag auf den 20. August fällt. (Vgl. hierzu den Artikel auf S. 259.)

Von den Festspielen in Salzburg: Die große Schlußszene aus Hugo v. Hofmannsthals „Jedermann" bei der Aufführung auf dem Domplatz in Salzburg.

Professor Dr. Richard Heinze, Geheimer Hofrat, Vertreter der Alt-Philologie an der Universität Leipzig, konnte am 11. August seinen 60. Geburtstag feiern.

haben Forschung und die in ihrem Dienste stehende Klinik über den kranken Menschen das Krankheitsgebilde gestellt und dieser rein doktrinären Form der Erkenntnis den Behandlungszweck untergeordnet. Diese Entfremdung zwischen Kranken und Arzt — nur als Objekt betrachtete man jenen — sucht die neuere Richtung der Heilkunde, die in der psychologischen Erfassung vieler Krankheitszustände und in der dadurch veranlaßten seelischen Beeinflussung ein weitumfassendes Tätigkeitsfeld erblickt, zu beseitigen; der kranke Mensch allein in allen seinen Äußerungen und Seelenstimmungen ist ihr Gegenstand, und jede Einzelerscheinung seines krankhaften Wesens dient der tastenden Erkenntnis. Die Grundlagen dieser Heilkunst finden sich schon in den ältesten Zeiten; die antiken Meister lehrten sie bereits, sie waren aber unter den umwälzenden Einflüssen der Weltgestaltung verlorengegangen. Die Drangsale neuzeitlicher Verhältnisse mit ihrer Schwächung des Volkskörpers, ihrer Herabsetzung der Widerstandskraft, ihrer Unnatur der Lebenshaltung haben schärfer als je den Blick in die Richtung der Abwehr und des Schutzes spannen lassen, und so kam erneut die Erkenntnis von der überragenden Seelenkomponente, die allen krankhaften Veränderungen beigesellschaftet ist. Ihre Berücksichtigung ist mittelbar von unschätzbarem Einfluß bei jeder Behandlung, und darin spiegelt sich am meisten die Kunst des Arztes, wenn er es versteht, bei aller von angeeignetem Wissen getragenen Erforschung von Krankheit und Krankheitssitz doch nie die seelische Reaktion des Kranken selbst außer acht zu lassen. Den Inbegriff dieser Seelenbehandlung hat Ernst Schweninger in seinen an Geist und Feinsinn so reichen Betrachtungen „Der Arzt" einst in folgenden Gedanken niedergelegt: In einem Dialog zwischen einem älteren und einem jüngeren Arzt sagt der erstere: „Schließlich sind wir doch für das Publikum da!" Und der jüngere antwortet: „Für das Publikum? Ich bin nur für meinen Kranken da, gut für viele Kranke, aber immer nur für einen zur Zeit, und während dieser Zeit verschwinden für mich nicht nur alle übrigen Kranken, es verschwindet für mich auch die ganze übrige Welt. Ich bin ein Mensch, der mit einem zweiten Menschen allein ist, mitten in der großen Stadt allein wie auf einer einsamen Insel."

Szenenbild von der Uraufführung des Lustspiels „Du wirst mich heiraten" von Louis Verneuil im Deutschen Künstlertheater zu Berlin am 30. Juli.

Von den Probeflügen Könneckes für seine Fahrt über den Ozean: Der einmotorige Caspar-Doppeldecker „Germania", mit dem der Pilot und sein Begleiter, Graf Solms, am 13. August vom Tempelhofer Felde in Berlin nach Köln a. Rh. flogen, von wo aus der Start stattfinden soll.

Tagesgeschichte.

In Hamburg tagten vom 5. bis zum 8. August der Bund Deutscher Marinevereine. Im Anschluß daran wurde am 8. August die Grundsteinlegung zum Ehrenmal für die 40000 Gefallenen der ehemaligen deutschen Flotte am Eingang der Kieler Förde bei Laboe vollzogen. Das 80 m hohe Ehrenmal wird sich auf dem Gelände eines alten Panzerturmes erheben.

Am 26. Juli stattete der Reichsrat der Ausstellung „Der Rhein, sein Werden und Wirken" in Koblenz einen Besuch ab. Nach der Besichtigung unternahmen die Gäste eine Dampferfahrt auf dem Rhein; am folgenden Tage besuchten sie dann nach Marialach und den Nürburgring.

Nach 17 jähriger Vorbereitung wurde am 3. August im Dom von Lausanne die Weltkirchenkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung eröffnet. Die Delegierten der Kirchen (mit Ausnahme der römisch-katholischen) hielten ihre Sitzungen im Palais de Rumine in der Aula der dort untergebrachten Universität ab. Im Gegensatz zu der Stockholmer Konferenz, die sich vor allem mit Fragen des praktischen Christentums befaßte, beschäftigte sich die Lausanner Tagung mit dem Problem einer Annäherung der Kirchen auch in den Fragen der Lehre und der Kirchenverfassung.

Große Aufregung hat in der Alten wie in der Neuen Welt die Ablehnung des Gnadengesuches der beiden zum Tode verurteilten Italiener Sacco und Vanzetti ausgelöst. Bei der bereits am 14. Juli 1921 ausgesprochenen Verurteilung handelt es sich um einen Raubmord an zwei Fabrikangestellten im April 1920 in Massachusetts (Nordamerika); sie gründete sich auf einen Indizienbeweis, den man von vielen Seiten anzweifelt und zu entkräften versucht. Im Zusammenhang damit fanden in Amerika Bombenattentate und Sympathiestreiks, ferner selbst in London und Paris Demonstrationen für die Verurteilten statt. Die Hinrichtung ist vorläufig auf den 22. August verschoben worden.

Die Uraufführung von Verneuils Lustspiel „Du wirst mich heiraten" im Deutschen Künstlertheater zu Berlin fand beim Publikum freundliche Aufnahme, obwohl diese Sommerpremiere einen ziemlich abgegriffenen Inhalt hat. Eine verliebte Frauensperson versteht es, sich in ein Herzogsschloß einzuschwindeln und mit allen Tricks den Sohn des Hauses zur Mesalliance zu bewegen.

Von den deutschen Frauenmeisterschaften, die am 6. und 7. August in Breslau zum Austrag gelangten: Start zum 800-m-Laufen. — **Rechts:** Vom Bergrekordrennen in Freiburg i. Br., veranstaltet vom Allgemeinen Deutschen Automobil-Club, am 6. und 7. August: An einer Kurve mit der Zuschauermenge während des Rennens.

Vom Abschluß der Wettkämpfe um die Meisterschaften des Deutschen Reichsheeres und der Reichsmarine: Reichspräsident v. Hindenburg in Feldmarschallsuniform bei der Preisverteilung an die Sieger der Heeresmeisterschaften und zugleich an die Sieger des deutsch-schwedischen Offiziers-Fünfkampfes. — **Links:** Vom 1. Werbe-Turn- und Sportfest der Turn- und Sportverbände der Deutschen Reichsbahn in München am 7. August: Einmarsch der Festteilnehmer, denen ein vergoldetes Lokomotivmodell vorausgetragen wird.

Links: Von den deutschen Schwimmeisterschaften, ausgetragen in Hannover am 6. und 7. August: Blick auf die Schwimmbahn des neuen Sportbades während der Vorführung eines Reigens durch die Damenabteilung des Hannoverschen Schwimm-Vereins. — **Rechts:** Von den schweizerischen Schwimmeisterschaften in Arosa am 6. und 7. August: Der Schweizer Meister 1927, Arthur Bischoff (St. Gallen), bei einem Sprung.

Aufräumungsarbeiten in dem bei den Juli-Unruhen in Brand gesteckten Justizpalast zu Wien: Mannschaften des österreichischen Bundesheeres bei der Bergung der wenigen erhaltenen Schriftstücke des Staatsarchivs des Innern und der Justiz. — Im Kreis: Vom Abschluß des deutsch-japanischen Handelsvertrags in Tokio am 20. Juli: Der deutsche Botschafter Dr. Solf (vorn links) und der japanische Ministerpräsident Tanaka (rechts) bei der Unterzeichnung des Abkommens.

Oberammergau in Amerika: Einzugsszene Christi in Jerusalem, dargestellt bei den in diesem Jahre zum siebenten Male wiederholten Passionsspielen auf den Hügeln von Hollywood bei Los Angeles. — Links nebenstehend: Ein Hinrichtungsbeschluß, der die ganze Welt bewegt: Die beiden wegen Mordverdachts in Boston (Vereinigte Staaten von Amerika) zum Tode verurteilten Italiener Sacco und Vanzetti (zusammengefesselt).

Von der Weltkonferenz der christlichen Kirchen (mit Ausnahme der römisch-katholischen) in Lausanne (3.—19. August): Die Teilnehmer der Tagung vor der Universität, wo die Sitzungen stattfanden.

Ferienfahrten im norwegischen Küstengebiet: Nordlandreisende auf dem Wege zu dem Orte Gudvangen nach Ankunft des Dampfers im Sognefjord. Zeichnung von Hanns Langenberg.

DER KAMPF UMS TÄGLICHE BROT UNTER DEN INSEKTEN

Mit Abbildungen nach Zeichnungen und photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Ein heimtückischer Wegelagerer: Ein Ameisenlöwe, die Larve der Ameisenjungfer, packt mit seinen Saugzangen eine in seinen Sandtrichter gefallene Ameise.

Die kannibalische Geliebte: Weibliche Gottesanbeterin, nach vollzogener Hochzeit das Männchen auffressend.

Kreuzspinne mit eingesponnener Beute.

Wasserkäfer bei einer Fischmahlzeit.

Ein Räuber im Wasser: Die Larve des Gelbrandkäfers auf einem erbeuteten Fischchen.

Das „Luftschloß" unter Wasser: Wasserspinne mit Taucherglocke als Heim und Eiablage.

Man braucht nicht gerade einen der leider wenig beachteten biologischen Kulturfilme gesehen zu haben, um nicht mit Erschauern bei Ausflügen in Mutter Natur oder im eigenen Garten, ja selbst im Hause den Kampf der Insektenwelt zur Befriedigung ihres Hungers beobachten zu können. Es soll nicht an die Vertreter der Schmetterlinge und Käfer gedacht werden, die als Raupe die Obstbäume ihres Laubes zu berauben vermögen, oder an die Larven, die heimlich, unheimlich unter der Erde die Pflanzenwurzeln benagen, hier mag von den Insekten die Rede sein, die mit List oder Gewalt lauernd sich ihr tägliches Brot zu erobern wissen.

Ein Faden spinnt sich von einer Ecke zur andern, und ein achtbeiniges Tier mit einem dicken Hinterleib turnt geschickt wie eine geübte Seiltänzerin auf dem dünnen und schaukelnden Wege wie auf sicherer Straße entlang. So fest ist dieses unscheinbare Etwas des Fädchens, daß es selbst zwei Trauringe zu tragen vermag, wie man interessanterweise festgestellt hat. Mit erstaunlichem Instinkt oder vielleicht auch mit Überlegung vollendet die Kreuzspinne ihr Netzwerk, das so genau in allen einzelnen Winkeln und Längen berechnet erscheint, daß Ingenieure die Regeln der hohen Mathematik und der Physik mit ihrer Lehre von der inneren Körperfestigkeit verwenden müssen, um Ähnliches zu schaffen, was hier die Praxis der Spinne so einfach, so simpel und augenscheinlich jedermann zur Schau bringt. Doch dieses Wunder der Technik baut die Achtbeinige nicht ihres Vergnügens halber, wie man bekanntlich weiß, sondern zu einem höchst nüchternen Zweck: der Broterwerbung. Dieses Netzwerk ist fast unsichtbar, und gar bald hat sich eine Fliege wie ein Fisch im Garn darin gefangen. Sofort eilt die Räuberin aus ihrer gesponnenen Wohnung herbei, um die Beute blitzschnell wie ein Paket aus ein paar abgebissenen Fäden zusammenzuschnüren. Dann trägt sie die eingewickelte Fliege fort, sie später in Ruhe verzehrend oder vielmehr aussaugend. Die Spinnen haben sich nicht nur die Luft, sondern auch den Erdboden und selbst das Wasser erobert. Welche Mannigfaltigkeit in den Bauten der Spinnentiere kann man in dieser Skala beobachten! Der merkwürdigste ist von ihnen ohne Zweifel die berühmte Taucherglocke der Argyroneta, der silberumwobenen Wasserspinne. Unter einem flachen, aber gut in den Wasserpflanzen vertauten Gespinst sammelt diese Spinne Luft an, die sie wie eine glänzende Quecksilberkugel von der Wasseroberfläche aus herunterträgt. Allmählich vergrößert sich dieser Bau zu einem regelrechten Unterwasserluftschloß, in dem die Spinne ihre Eier legt und ihre Nahrung verzehrt. Diese besteht aus allerlei Wassergetier, das sich in dem Tauwerk verstrickt.

Ein Baukünstler des lockeren Sandbodens ist der sogenannte Ameisenlöwe, die Larve der leichtbeschwingten Jungfer. Wie ein geschickter Erdarbeiter wirft er den Sand, allerdings nicht mit einem Spaten, wohl aber mit seinem kräftigen Nacken aus einem allmählich entstehenden Trichter nach dem Rande zu. So kräftig bewehrt sein Vorderleib ist, so zart und allen Schutzes bar ist der Hinterleib. Diese Schwäche seines Körpers verbirgt daher der Ameisenlöwe stets im Sande. Seine vornehmliche Beute stellen die fleißigen Arbeiterinnen der Ameisenstaaten dar, die dem Unersättlichen in seinem Sandloch ahnungslos in die fürchterlichen Saugzangen gleiten. Geht es dem Löwen im Grunde des Trichters mit dem Herabgleiten der Ameise nicht schnell genug, so bombardiert er sein Opfer mit einer Ladung Sand, die ihm die Beute rasch vor seine Freßwerkzeuge befördert. Hat der Löwe der Ameise gehörig von allen Seiten den Leib ausgesogen, dann wirft er die nunmehr saftlose Mumie in hohem Bogen aus seinem Sandloch wieder heraus.

Ähnliche Saugzangen findet man im Insektenreich noch sehr häufig vor, Zangen, die sich nadelspitz in den Leib des Opfers bohren und dabei hohl sind, um die Säfte in den eigenen Körper zu führen, da die Beute unfreiwilligerweise zur Sättigung des anderen beitragen muß. Die Larve des Gelbrandkäfers ist ein Beispiel für viele solcher bewaffneten Insekten. Den Hinterleib hoch emporgestreckt, sitzt sie zwischen dem Blattwerk der Unterwasserpflanzen, und wehe dem Fischchen, das die unheimliche Gefahr nicht rechtzeitig erkannt hat! Die fürchterlichen Nadeln bohren sich in seinen Rücken. Nur wenig ist es dem Laien bekannt, daß viele Insekten ihre Nahrung außerhalb ihres eigenen Körpers verdauen. Sie stoßen bei der Mahlzeit ihre Magensäfte heraus und zersetzen so schon rein äußerlich die Bestandteile des Beutetieres zu einem erheblichen Teil. Auch die Larve des Gelbrandkäfers gehört zu dieser Art der verdauenden Insekten. Nicht minder räuberisch als sie selbst ist der fertige Käfer, der nach einer längeren Puppenruhe aus ihr entsteht. Gemeinsam machen sie Jagd auf Fische, und nur selten gelingt es dem Opfer, die unheimlichen Reiter, die sich auf seinem Leibe festgesetzt haben, wieder von sich abzuschütteln.

Zangen, Wurfgeschosse und Schleuderwerkzeuge sind neben Fangnetzen die Hilfsmittel, mit denen Insekten ihre Nahrung zu erbeuten bestreben. Die Libellenlarve, die im Wasser ihre Maske zur Erfassung eines vorbeirudernden Wasserflohs hervorschleudert, besitzt mit ihrem Fangapparat ein auf der gleichen Grundidee aufgebauten Erreichungszweck wie z. B. die Gottesanbeterin-Heuschrecke. Wer dieses Tier lebend oder im Film zu sehen bekam, ist überrascht, wie geschickt die Gottesanbeterin eine sich nähernde Fliege oder Raupe und schließlich auch ihresgleichen mit den Vorderfußklauen festzuhalten versteht. Fast wie Hohn klingt der Name dieser Heuschrecke, und doch erscheinen die gebeugten Klauen wie die hoch zum Gebet erhobenen Arme.

Wir Menschen aber müssen uns frei machen, die Natur nach unseren Begriffen zu beurteilen; denn nicht grausam, sondern allschaffend ist ihr Wirken. Joach. Arnold.

Volksleben in den Abruzzen.

Eines der Straßentore von Aquila degli Abruzzi.

Marktszene in Sulmona: Beim Einkauf von Wirtschaftsgegenständen.

Oben rechts: Ein typisches Abruzzendorf, das auf einem Berggipfel gelegene Villalago mit dem im Bilde gezeigten einzigen Zugang.

Links: Mit der „Droschke“ auf dem Wege nach Scanno (links auf dem Berggipfel).

Im Kreis: Jugendlicher Eseltreiber am Dom in Aquila.

Wäscherinnen im Bache bei Scanno. — Links nebenstehend: Holzsammlerinnen auf der Heimkehr.

Auf der Strandpromenade.

Spaziergang am Strand.

SOMMER AN DER SEE

NACH AQUARELLEN VON RICHARD DUSCHEK

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(14. Fortsetzung.)

Die Henker des Berges! kam es Golm in den Sinn. Trugen sie nicht Schuld daran, daß ihm das Herz leerbrannte? Waren sie nicht Ursache seiner Zerrissenheit? Das beste, alles Eisenwerk würde über Nacht versinken, die Landschaft wieder rein und unbefleckt erstehen. Dann käme auch seine alte Kraft und Stärke wieder zurück. Job hatte recht: Die Bahn brachte Unglück und Schmutz und Verderben. Die Bahn war Krankheit.

„Ich ekle mich selbst vor diesem Machwerk!"

So keimte Haß auf in dieser Stunde, und er empfand Ekel vor seinem eigenen Werk. Diesen Widersinn erkennend, grub er sich mit eisernem Willen in die Arbeit, die ihm verhaßt war im gleichen Augenblick. Er saß bis zum Abend über den Berechnungen und war von Bitterkeit erfüllt. Einmal würde alles zu Ende sein. Als es dämmerig im Zimmer wurde, erhob er sich vom Tisch und blieb eine Weile unschlüssig stehen. Das Gespenst stand an seiner Seite. Es trieb ihn hinauf. Er kleidete sich um und verließ das Haus.

„Ich fahre nach den Sprengstellen hinauf!" sprach er unten im Bureau. Mit der Seilbahn fuhr er bis zum Plateau. Die letzten Arbeiter wurden zu Tal gebracht. Er sah die Wagen über den Abgrund rollen. Unendlich fremd war ihm das Bild und wie Schattenspiel.

Der Abend flutete in die Täler. Golm stieg langsam hoch, und es war müde und leer in ihm. Aber das Gespenst trieb ihn hinauf. Er wußte nicht, warum er jetzt über die Felsen stieg und den Armen der Nacht entgegenlief.

XVIII.

Am andern Tag, nachmittags gegen zwei Uhr, brach der große Sturm über das Gebirge. Die streifigen, auseinandergezerrten Wolkenfahnen, die schon am Morgen über den Himmel sich spannten, waren seine Vorboten.

In Ponthilara standen drei Männer beisammen. Zwei Bergführer und Klaus Dieffenbronner.

„Meine Tochter ist mit dem Norweger oben."

„Wohin?"

„Sie sind über die Ostwand nach dem Schlafenden Gott."

Die Bergführer schauten sich an, und ihre Mienen waren ernst.

„Über die Ostwand allein?"

„Durch — den — Magdalenenkamin?"

Dieffenbronner nickte. Er sah die Besorgnis in den Gesichtern stehen. Einen Augenblick griff es selbst nach ihm, dann wurde er wieder ruhig. Ein Bergführer wandte sich ihm zu.

„Es wäre vielleicht gut, Klaus, wenn wir nach der Talstation hinaufgingen. Man weiß nicht, was das Wetter —!"

„Ja, es wäre gut!" meinte der andere und zog an der kalten Pfeife. Dieffenbronner überlegte und rechnete die Zeiten nach.

„Sie sind gestern bis zur Hütte. Am Morgen um vier Uhr von dort aufgebrochen und waren um zehn Uhr oben. Eine Stunde Rast. Rückweg über den Firn nach der Hütte. Nach meiner Schätzung müßten sie auf der Sifantahütte sein."

„Ist der Norweger gut?"

„Er ist zwischen Fels und Fjord geboren. Olsen hat keinen Führer nötig."

Sie nickten und verzogen ein wenig spöttisch die Mundwinkel.

„Wir sollten doch nach der Talstation hinaufgehen!"

„Einverstanden! Ich bin in zehn Minuten fertig." Er ging auf sein Haus zu.

Die beiden blieben stehen und sprachen kein Wort. Sie schauten nur hinauf, wo es schwarz und rötlich durchflammt über die Gipfel schwoll und jeden Blick versperrte. Manchmal, für Sekunden, wurde eine Zinne frei, und dann sah man die Schneefahnen, die über Grat und Scharten geblasen wurden.

Dieffenbronner, mit allem ausgerüstet, trat aus dem Hause. Da gingen sie zusammen das Tal hoch. Der Sturm fuhr pfeifend in die Tannen. Von oben kam ab und zu das Krachen niederstürzender Stämme.

„Sie müssen auf der Hütte sein!" sprach Dieffenbronner und kämpfte gegen Unruhe und Besorgnis.

Das Wetter nahm an Stärke zu. Es brach wütend in die Täler. Die Bäume stöhnten. Der letzte Ausblick wurde verschluckt.

„Heute gibt's Windbruch", meinte ein Führer. „Viel Windbruch!"

Dieffenbronner rechnete. Er verfolgte in Gedanken den Weg. Olsen war gut, und Maria würde ihm nicht nachstehen. „Zehn Uhr oben. Stunde Rast. Abstieg über Wand eine Stunde. Über den Firn zum Gletscherbruch — Anstieg — Sie müssen auf der Hütte sein! Sie müssen bestimmt auf der Sifantahütte sein."

„Man müßte nach den Bohrstellen am Silberkamm telephonieren. Da könnte jemand zur Hütte hinübergehen."

„Ich habe gehört, daß Golm gestern abend noch hinauf ist."

„Golm? Wohin? Wohinauf?"

„Nach den Bohrstellen!"

Schräg gepeitschter Regen rauschte nieder. Der Hochwald tobte. — Dieffenbronners Rechnung stimmte nicht.

Maria und Svend Olsen hingen am Firnhang und kämpften gegen die Besessenheit des Sturmes. Zuerst kam Schnee, dann fegten Eisnadeln durch die Luft. Das Blickfeld war gelöscht. Es gab nichts als Heulen und eine jagende Fläche, die wie ein strichartiges Band vorübergerissen wurde. Olsen ging voraus, den Kompaß in der Hand. Schritt vor Schritt. Er wußte um die Gefahr, aber er blieb ruhig und still und war ohne Furcht.

„Wir haben zwei Stunden zur Hütte", hörte er ihre Stimme ganz aus der Ferne. Er wandte sich um und sah sie dicht hinter sich.

„Ihr Gesicht ist voll Blut!"

„Die Eisnadeln!" Er lachte, und sein Lachen war halb verzerrt und fast fratzenhaft. „Halten Sie sich hinter meinem Rücken, sonst läuft Ihnen das Blut aus allen Poren."

Der Tanz wurde zum Wahnwitz. Die Natur war ein einziger Schrei. Olsen, von flackernder Wildheit und ungebändigtem Trotz erfüllt, hielt das Gesicht dem Ozean der Eisnadeln entgegen. Wenn schon untergehen, dachte er, dann aber im Chaos und in der Orgie. „Stärker als alle Macht ist die Furchtlosigkeit." Er sprach es laut vor sich hin, aber die Stimme wurde aufgesogen, bevor sie über die Lippen kam.

Eine Weile stemmten sie sich vorwärts, Kopf und Oberkörper gebeugt und nur vom Willen nach Sieg getrieben. Es wurde immer raumloser, das Band rasender. Weit, weit jenseits dieser Fläche gab es Farbe und Raum, gab es Baum und Haus und lebendes Getier; irgendwo waren Menschen, aber sie waren unerreichbar fern.

Unmöglich, daß dies aufhören könne, zu rasen; daß Vorhänge zerreißen könnten und Gletscher und Berg und Wald sich den gequälten Pupillen erschließen würden. Unfaßbar, solcher Gedanke.

Wie wird mir, dachte Maria und fühlte, wie es von der Brust nach ihrem Kopf stieg und in die Glieder strömte. Immer ging sie dem Schatten nach, der grau vor ihr schwebte und manchmal zu zerfließen schien. Dieser Schatten war kein Gespenst; er war lebendes Wesen, warm strömendes Blut und Gemeinsamkeit. Sie klammerte sich an den Schatten, und ihr war, als wäre sie verknüpft mit ihm. Richtig, natürlich! Sie hing ja am Seil und war mit ihm verbunden. Der Schatten und sie waren ein einziges Wesen, seltsam lebendig zusammengekoppelt.

Sie tastete nach dem Seil, denn ihr schien mit einem Male, sie habe gewankt. Olsen fühlte den Ruck und wandte sich zurück; Lippen und Wangen waren aufgedunsen. Er sah in ihr Gesicht und erschrak.

„Sie dürfen nicht müde werden, Maria!"

„Mir ist so merkwürdig bange."

Er sah, daß ihr Körper zitterte. „Sie müssen durchhalten. Warum ist Ihnen bange?"

„Ich — weiß — es nicht. Das sitzt mir hier im Hals und in den Gliedern."

„Kommen Sie nahe hinter mich, und denken Sie nichts! Denken ist gefährlich jetzt."

„Ich habe keine Furcht. Auch wenn wir hier untergehen."

„Wir gehen nicht unter, weil wir nicht wollen."

Sie rangen um den Boden. Maria pumpte die letzte Kraft aus ihrem Körper. Nach einer weiteren Stunde war sie zu Ende. „Olsen!" rief sie matt, und ihr Atem ging pfeifend.

Wieder drehte er sich um und sah, wie sie in den Schnee sank. „Aufstehen! Sofort aufstehen!" brüllte er laut und befehlend. Aber sie blieb reglos liegen. Als er an ihrer Seite war, hatte sie schon die Augen geschlossen, und er hörte sie zwischen weißlichblauen Lippen hervor sagen: „Oh, schlafen! Nur fünf Minuten schlafen, Olsen."

Dies ist das Ende, dachte er und kniete ratlos an ihrer Seite. Er hob ihren Oberkörper und legte ihren Kopf auf seinen Schoß. Sie war sofort eingeschlafen.

Sein Denken wurde merkwürdig ruhig. Er war still und ohne Furcht, als er so in der grauen Öde kauerte und den schlafenden Körper in den Armen hielt. Und als er sich zu ihr niederbeugte und die Wärme ihres Atems fühlte, als er die geschlossenen Augen sah und die weichen Wangen, auf denen die Blutstropfen wie Korallen standen, da ging ein berückender Schauer durch seine Brust, und er wünschte fast, dies möchte so bleiben und kein Ende nehmen. Welch tiefe Inbrunst brannte in diesem Zusammensein! Wie unaussprechlich kostbar wäre solcher Tod!

„Gott soll mich vernichten, dich und mich," sprach er in das Toben des Wetters, „aber vorher, kurz vor dem letzten Verlöschen will ich sagen dürfen, daß ich dich liebe, du Kind, du fremdes, schlafendes Kind, das einem andern gehört, und an dem ich keinen Teil haben

darf.“ Mit der Hand fuhr er über ihren Scheitel und war dankbar für die Gnade dieser Stunde. „Fürchte dich nicht vor meiner Liebe, Maria! Sie wird dir nie offenbar werden. Ich bin kein Wegelagerer.“ Der Gedanke kam ihm, sie zu küssen, wie sie hier vor ihm lag. Wehrlos und allem preisgegeben. Niemand würde wissen um diese brennende Liebkosung als er. Aber er wandte sich schaudernd ab vor solchem Verbrechen. „Ich bin kein Wegelagerer!“ Er rüttelte sie heftig. „Maria!“ rief er. Sie schlug die Augen auf und lächelte. Versuchte, sich hochzurichten. Dann sank sie wieder zurück.

Olsen überlegte. Die Hütte konnte nicht mehr weit sein. Er warf Pickel und Seil weg und ließ die Rucksäcke im Schnee. Von einer unerhörten Kraft geschwellt, nahm er das erschöpfte Weib in die Arme und trug sie durch die Brandung des Sturmes.

„Gott segnet mich! Gott schenkt mir das große Erleben!“

In einer Art träumerischer Ekstase, dem Leben schon halb abgewandt, schleppte er seine Last durch die graue Hölle. Irgendwo, von einer plötzlichen Schwäche wie von einem Schlag getroffen, sank er mit ihr in den Schnee, hielt sie fest umklammert und sah die verwehte Maske des weißen Todes durch Jagd und Nebel hindurch. Wach bleiben! zuckte es durch sein Denken, als er hinüberdämmern wollte. Wach bleiben und leben! Schnee und Eis fuhren ihm in Mund und Nase. Er raffte sich wieder auf. Tier, schon nahe am Verenden, saugte er die letzte Kraft aus den Muskeln, sammelte er Blut und Herzschlag, um nicht zu vergehen. Denn sie mußte leben. Ihm mußte unnennbare Kraft kommen, damit sie lebte. Als er beinahe vor der Erschöpfung stand, die Kehle völlig ausgedörrt und die Augen brennend, brach plötzlich ein röchelnder Laut wie Kampfgeschrei aus seiner Brust. „Nicht zu Ende!“ schrie er. „Ich bleibe stehen! Ich sinke nicht um! Ich stehe fest!“

Aber das Wetter schien sich in die Ewigkeit zu fressen. Wie viele Monde schon, wie viele Jahre schon hielt er das Weib in den Armen und schlug sich gegen den Sturm! War es Frühling, war es Herbst? Wo war Sonne, Erde? Wo war menschlicher Laut?

Schatten wuchs riesenhaft hoch; noch verweht und verwischt. Ungetüm, im Sturm und Eis aufrecht stehend. Urzeitwesen, still, lautlos, lauernd. Was wollte es hier? Olsen blieb stehen, halb geduckt und die Last auf seinen Armen schützend. Sein Atem gurgelte. „Ich bin von Sinnen. Was willst du?“ Der Schatten blieb unbeweglich, wurde nur gewaltiger und starrer und war von Heimtücke erfüllt. „Was stellst du dich mir in den Weg? Ich gehe über dich! Ich fürchte nichts, und wenn sich die Hölle vor mir öffnet. Helgard! Helgard!“ Er wankte vor, stampfend durch Neuschnee und Eiskörner. Grimmig lachend ging er gegen den Schatten an. Da stand er vor der Hütte. Von Grauen geschüttelt, da er hier ein Trugbild des Todes glaubte, stieß er einen gequälten Ruf aus.

Aber es war die Hütte. Es waren Stein und Holz und Fenster. Sturm jaulte pfeifend um die Ecken. Weit öffnete sich die Tür, wurde gegen die Kraft des Wetters gestemmt, und im summenden Grau der Hüttendämmerung stand Golm, hochgereckt und mit stieren, weitgeöffneten Augen.

Svend Olsen taumelte über die Schwelle, und dann standen sie im Hüttenraum einander gegenüber. Er, Maria in den Armen haltend, weiß verweht mit Schnee und Eis, die Beine gespreizt und halb in den Knien hangend, und Golm, von der Eifersucht geblendet und vernunftlos. So standen sie und sprachen kein Wort. Golm wollte sich auf ihn stürzen, denn er war fessellos. Aber er fand keine Kraft. Er war festgewachsen auf diesen Holzbrettern; er brachte die Füße nicht los vom Boden.

Dann mit einem Male: zwei Schritte ging er auf den andern zu, blieb hart vor ihm stehen, und es rang sich aus seiner Kehle: „Sie ist tot! Du hast sie mir — getötet! Du hast sie —“ Er stockte, und das Entsetzen entstellte widerlich seine Züge. Er wußte nicht, was er sprach. „Du — hast sie — besessen! Ich sehe es deinem Gesicht an, daß du sie besessen hast!“

Olsen hörte nicht mehr, was der andere sprach. Kreise drehten sich vor seinen Augen. Jetzt würde das Herz aufhören zu schlagen, dachte er und war fast neugierig auf dieses Ereignis. „Golm!“ rief er, nach Hilfe suchend. „Golm!“ Dann schlug es ihn mit seiner Last auf den Hüttenboden.

Maria, durch den Aufprall hochgerüttelt, öffnete die Augen. „Wo bin ich denn, Vater?“ Sie sah Golm stehen und war maßlos erstaunt. Ihre Augen blieben eine Weile an ihm haften, dann wanderten sie angstvoll erstaunt durch den Raum, hefteten sich auf jeden kleinen Gegenstand mit eindringlicher Schärfe und kehrten zu Golm zurück. Dieser beugte sich, half ihr hoch und legte sie auf eine Matratze im angrenzenden Schlafraum.

„Maria! Daß du lebst! Daß du nur lebst!“

Ihr kam plötzlich ein Fetzen Erinnerung. Vorhänge schlugen auseinander. „Wo ist — Olsen?“

Er wollte antworten; sinnlose Worte reden. Aber sie war schon wieder eingeschlafen. Da warf er Decken über sie und kniete vor ihrem Lager. Sah immerfort in ihr Antlitz, in dem die roten Perlen trockenen Blutes hingen. Er wußte es nicht, wie lange er so saß. Zeit war nicht mehr zu bemessen.

Das Wetter draußen ließ nach; es kam wie Ohnmacht über den Sturm. Nebelfetzen zogen vorüber. Manchmal noch rauschte es auf und sank matt zurück.

Golm rührte sich nicht von der Stelle. Jeden Atemzug der Schlafenden beobachtete er. Wenn ich wüßte, daß du den andern liebst, würde ich ihn töten, zuckte es durch sein Hirn. Wenn ich wüßte, daß er dich — daß er — diese Lippen —!

Olsen stand hinter ihm unter der Tür. Golm erschrak wie vor einem Gespenst.

„Golm, du solltest hinübergehen nach dem Silberkamm und telephonieren. Ich fürchte, sie werden eine Rettungskolonne ausschicken. Du solltest telephonieren, daß wir auf der Hütte sind.“

Er sprach alles mit einer dumpfen Ruhe. Golm erhob sich wie unter einem Befehl und griff nach Mütze und Windjacke. Er sprach nichts, als er zur Tür ging, aber er wandte sich noch einmal zurück und schaute mit verschwommenen Augen nach dem Norweger. Der war ans Fenster getreten und sprach, durch die verwehten Scheiben spähend: „Wir wollen sie noch eine Stunde schlafen lassen und ihr dann Tee und Kognak geben!“

Ich muß ihn töten, dachte Golm und blieb immer noch stehen. Hatte ein Gefühl, als ob noch etwas geschehen müßte.

„Warum gehst du nicht? Sie werden auf eine Nachricht warten. Du solltest dich beeilen, Golm! Törichter Freund!“

Das traf ihn. Er kam noch einmal zurück und trat zum Fenster, wo Olsen unbeweglich stand.

„Schwöre mir, daß — du — sie nicht — berührt hast! Schwöre mir, daß sie dich nicht liebt! Einer von uns kann sonst nicht weiterleben!“

Olsen schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf.

„Ich habe sie für dich aus dem Kessel des Todes geschleppt. Narr, der du bist! Geh und telephoniere!“

XIX.

Golm ging nicht mehr zur Hütte zurück. Er hatte ein Gefühl von Scham und Demütigung, das ihn förmlich überschwemmte, so daß er keinen Mut fand, den Raum nochmals zu betreten, wo er nicht Herr seiner Sinne gewesen war. Er blieb bei den Baracken, setzte sich dort auf einen Fels und stützte den Kopf auf. Ohne eigentliche Gedanken, nur von einem vernebelten Spintisieren erfaßt, hielt er die Augen unverwandt auf die Hütte gerichtet und wartete darauf, daß die beiden heraustreten und zu Tal steigen würden. War von einer Starre umgeben und sah nicht die Arbeiter, die ab und zu vorüberkamen und ihn neugierig-erstaunt betrachteten. Saß mehrere Stunden so, ein wunderliches Bildwerk fast, und schaute nach der kleinen Hütte, als ob er in Erwartung sei eines seltsamen Spieles, das dort sich bald gestalten müsse.

Zweimal in dieser Zeit öffnete sich unten die Hüttentür, und ein Mann trat heraus in das scharfe Licht der Höhe; wandte sich nach allen Seiten und hielt die flache Hand ausschauend über die Augen und blickte lange nach dem Silberkamm herauf.

Gegen sieben Uhr verließen sie die Hütte, auf der Felsplatte stehen bleibend und sich langsam umschauend. Golms Blut schlug höher, als er sie sah und das lautlose Spiel der Bewegung verfolgte. Sie stiegen ins Tal, hell und klar beleuchtet und aus der Landschaft fast herausgehoben. Plötzlich waren sie verschwunden. Hinabgetaucht, ohne Spur und Odem ihres Vorhandenseins zurückzulassen.

Vielleicht nur Traum, vielleicht nur Spiegelung, ging es Werner Golm durch den Sinn. Das Land lag weit und still; unsagbar einsam. Felsen wurden groß und greisenhaft; Schneefeld und Joch und Himmel verschmolzen und wurden abgewandte Fremdheit. Kreuz stand über ihm. Aber unerreichbar, in anderer Welt. Sprühend im Licht des scheidenden Zentralgestirns.

„Wo leben wir? Was sind wir?“

Golm erhob sich und ging durch den Sprengtunnel. Glitzerndes Gestein umgab ihn stumm. Mit den Händen befühlte er die nackten, kantigen Wunden. Einzelne Stellen waren häßlich geschwärzt von Hitze und Pulvergasen. Wasser hing in glitzernden Perlen an Fugen und Rissen. Vor ihm leuchtete weiß der obere Ausgang; es war, als würde er haltlos in den freien Himmel hinausführen. Schwer und ohne Trost war diese Verlassenheit, die ringsum schlief. Kein Laut, nur der harte Klang seiner Schritte; fast klingend, als träte er auf Metall.

Die Welt ist tot, dachte er. Auch ich bin gestorben. Mein Geist, verwirrt noch vom Sterben, irrt durch unerforschtes Land. Ich wandere und weiß nicht, wohin der Fuß mich trägt. Aber einmal lebte ich; einmal war ich auf der Erde, und es geschah viel Buntes und Rätselhaftes um mich, in das ich verstrickt war ohne meine Schuld. Einmal war Leben in mir und Wunsch und großes Geschehen. Aber jetzt bin ich tot und habe nur den Wunsch, zu schlafen und nicht mehr zu wissen, nicht mehr zu denken.

Er lehnte sich gegen den Felsen und schloß die Augen. Müdigkeit, von einer Art, wie er sie nie gekannt, überfiel ihn. Ihm war, er müsse jetzt hier umsinken und mit dem Stein zerfließen. Als er so eine Weile geruht hatte, kamen Klarheit und Vernunft wie streichelnde Hände über ihn. Er sah auf und erkannte seine unselige Zerrissenheit. Mit festen Schritten ging er dem Ausgang zu. Alles erschien ihm mit einem Male nüchtern und trocken. Vergangene Ereignisse wurden blaß und abgezehrt und schienen von ihm abgewandt, so daß sie nicht mehr an seine Gedanken rührten. Selbst verwundert ob dieser plötzlichen Wandelung, ging er nach den Baracken, betrat seinen kahlen Dienstraum und vertiefte sich in die Zeichnung einer Gebläsemaschine. (Fortsetzung folgt.)

Fransen, ein wiederaufgenommenes Modeattribut

Unten links:

Die Primaballerina Gusti Pichler von der Wiener Staatsoper trägt ein Abendkleid mit schilfartig wirkenden Gummifransen. Das grüne Crêpe-de-Chine-Kleid ist reich mit Brillantstickerei versehen. Modell: Kuschnitzky & Gerstl. (Phot. Zimbler.)

Links oben: Wie man sich den hübschen Schal, wie ihn schon die Urgroßmutter trug, drapieren kann, zeigt die Schauspielerin Evera. (Phot. Helene Zimmermann.)

Rechts oben: Die Tänzerin Else Eberto im Nachmittagskleid mit schwarzen Fransen. (Phot. Zimbler.)

Straußfedernfransen garnieren das Dekolleté bei der Tänzerin Edith Zeisler. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Links nebenstehend:

Seidenfransen an einem modernen farbig gestickten Umschlagtuch. Trägerin: Die Filmschauspielerin Gritta Bland (Phot. Kitty Hoffmann.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Erwin Müller: Im Kramladen.

MODERNE DEUTSCHE KUNST IN DER TSCHECHOSLOWAKEI

Böhmen, Mähren und Schlesien, die alten Kronlande des früheren Habsburgischen Reiches, haben der deutschen Kunst so manchen namhaften Künstler geschenkt, den unsere Geschichte schon ganz zu den unseren rechnet. Denken wir nur an die letzten Zeiten: die Metzner, Lederer, Max, Hegenbarth und viele andere. Sie sind ins Reich ausgewandert, weil sich ihnen im weiteren Kunstleben Deutschland ganz andere künstlerische Möglichkeiten boten als in den engen heimischen Verhältnissen. Und damit haben wir schon das Problem genannt, das auch den heutigen Künstlern dieser Lande die Entwicklung erschwert: sie haben kein kunstfreudiges Publikum hinter sich, das ihnen Zuspruch und Absatz böte. Und sie haben kein eindrucksvolles Zentrum, in dem sie ihre Kräfte sammeln, von dem aus sie ausstrahlen könnten ins Land. Denn Prag ist der deutschen Kultur entrissen. Gewiß: in den deutschen Lehrklassen der Prager Kunstakademie haben die deutschen Künstler einen Ausgangspunkt. Die erst in diesen Jahren verstorbenen Professoren Brömse und Kratner und vor allem der noch tätige Thiele haben in weitherziger Weise ihre Sorge dem jungen Nachwuchs geschenkt und manches Talent heraufgeholt. Aber nach den Akademiejahren kommt für die meisten eine schwere Zeit des Kampfes ums Brot. Es fehlt im deutschen Publikum an Resonanz für die modernen Bestrebungen: auch die jungen Talente sind zur Abwanderung gedrängt. Hinzu kommt, daß viele dieser jungen Künstler draußen in der Provinz leben, und daß es an einer sie alle umfassenden und in ein gesammeltes Kunstleben hereinholenden Künstlervereinigung fehlt. So bleiben diese Kräfte zersplittert und kommen nicht zu der Wirkung und auch nicht zu der eigenen Entfaltung, die man ihnen im Interesse der deutschen modernen Kultur in der Tschechoslowakei wünschen möchte.

In Mähren besteht noch eher ein solcher Zusammenschluß der lebendigen Kräfte: die Brünner Kunstvereinigung „die Scholle“ verfügt über einen schönen Bestand jüngerer Künstler. Sie ist durch Gustav Böhm, einen auf vielen Reisen malerisch durchgebildeten Künstler, vertreten. Seine Palästinalandschaften aus dem vorigen Jahre zeigen seine farbig frohe Art von der besten Seite. Etwas vom typisch Mährischen, das Breite, Erdenfrohe, klingt hier an.

Karl Wagner: Damenbildnis.

Richard Schrötter: Landschaft mit Badenden. (Nod-Galerie, Prag.)

Die Böhmen sind anders: lebhafteren Temperaments und zum Pathos neigend. Das kann man von je in der deutsch-böhmischen Kunst verfolgen. In unserer Epoche bekam dieser Grundzug einen wesentlichen Zuschuß durch die beiden Jahrzehnte des europäischen Expressionismus. Hier in Böhmen ganz besonders wurden die starken Gefühle kultiviert, ihr Ausdruck in einer eigenwilligen, oft naturfernen Form. Der verstorbene Brömse hat in dieser Richtung führend gewirkt. Aber bei allen Jüngeren ist auch heute noch dieser Einschlag zu spüren. So bei Fritz Kausek, einem Prager Maler, dessen Pathos allmählich abklingt zu einer innigen und leichten Naturanschauung, die er hauptsächlich im Aquarell, in der augenblicklichen Erfassung einer Stimmung, glücklich gestaltet. Auch Richard Schrötter begann mit pathetisch gefühlten Kompositionen, Landschaften und Figuren. Bis er jüngst zu breiter malerischer Formgebung gedrungen ist, die ihn heute zum stärksten deutschen Künstler in der Tschechoslowakei erhebt. In Berlin und Hamburg werden seine Bilder noch in diesem Sommer das Urteil des Reiches herausfordern. Fritz Feigl gehörte zu den temperamentvollsten Malern des expressionistischen Prags. Er ist nach Berlin gezogen, wo ihm breitere Wirkungsmöglichkeiten winken. Auch Willi Novak hat Prag verlassen. Er baut heute seine starken Jugendeindrücke wirkungsvoll aus. Als Porträtmaler wird Karl Wagner in Prag hochgeschätzt. Man sollte darüber seine Landschaften nicht vergessen, die er in reizvollen Skizzen von seinen weiten Reisen mit heimbringt. In Charlotte Radnitz-Schrötter regen sich zarte weibliche Empfindungen zu einer formalen Kraft und zu einer Malkultur, wie sie nur selten im Bereiche weiblichen Schöpfertums angetroffen werden. Sie bringt die feine dekorative Note in diesen Kreis stark gefühlsgebundener Künstler. Erwin Müller in Reichenberg bringt die veristische Note hinzu, in der der Expressionismus notwendig ausklingen mußte. Von Plastikern zeigen wir einen Porträtkopf von Fritz Vogel, ehrlich und fest gegeben, und eine Plastik des Karlsbader Bildhauers Erb-Schloßbauer, der den ihm fruchtbaren Weg angewandter Plastik beschritten hat. Dr. Oskar Schürer.

Willi Novak: Nach dem Bad.

Wilh. Erb-Schloßbauer: Plastik. — Rechts: Gustav Böhm: Palmen in Haifa.

Fritz Feigl: Im Sudan. — Links Mitte: Fritz Kausek: Der Fischer.

Fritz Vogel: Frauenkopf (Bronze).

Links nebenstehend: Charlotte Radnitz-Schrötter: Pescheria (Fischmarkt) in Venedig. (Privatbesitz, Prag.)

Ikarus=Flug

VON HANS LERCH

Senta Witt runzelt die Stirn.

„Also liebt Herr Varnholz wirklich die Pose?“

Dr. Mertig kann lächeln, wie er will, bei seiner Korpulenz wirkt es in dem feisten Gesicht immer etwas spöttisch, zumal er ein Einglas trägt.

„Wenn Sie, meine Allergnädigste, das mit solchem Stirnrunzeln sagen, so kann ich ein gewisses Bedauern Ihrerseits darüber nur feststellen —“

Um Sentas Mund zuckt etwas.

„Vielleicht stimmt's. Dafür sind Sie doch der weitbekannte Psychologe und Seelenarzt.“

Mertig rückt das Einglas zurecht und blickt zu Boden. Ihm wird das reizvolle Bild von Sentas Brokatschuhchen, die sich goldfarben von dem tiefen Rot des Teppichs abheben, von zwei schlanken Füßen, übereinandergeschlagen, cremefarben bestrumpft, in köstlich anschwellender Feinheit. Dahinter das sanfte Braun des Klubsessels.

Senta blickt ins Leere, daß ihre Augen taubengrau erscheinen.

„Sie sagen aber so oft, Doktor, Sie wären Varnholz' Freund —“

Sie blickt auf einmal den Arzt voll an. Dessen Stirn furcht sich. Komisch, denkt Senta, haargenau parallel stehen diese vier Stirnfalten.

„Freund,“ meint der Doktor bedächtig, „gewiß.“

Senta wird lebhafter.

„Varnholz erzählte mir von gesundheitlichen Störungen. Er sprach von einem Herzleiden. Sind Sie sein Arzt?“

„Ja.“

„Steht es so gefährlich um ihn?“

Mertig hält die Zigarette ein wenig manieriert in der Rechten.

„Sie wissen ja, meine Allergnädigste, daß wir Ärzte ein sogenanntes Berufsgeheimnis streng beachten müssen.“

Aus dem Nebensaal flattern mitten aus Helligkeit und Leben Geige, Saxophon, Banjo und Klavier im Foxtrott.

„Da ist Varnholz, Doktor, ich versprach ihm den nächsten Tanz.“

Sie erhebt sich. Mertig schaut der Blondine nach. Sie geht weit schöner als andere schlanke Frauen, denkt er im stillen. Dann sieht er Varnholz an ihrer Seite.

„Er macht eine elegante Figur, der Herr Fliegerhauptmann“, brummt er vor sich hin und sieht dem Paar nach, bis es zwischen den Tanzenden verschwunden ist.

Sie tanzen auch gut zusammen, spinnt er den Gedanken fort und wendet sich zu einem älteren Herrn, der am Nebentische sitzt.

„Herr Professor, Sie sind doch ein großer Philosoph?“

Professor Näglein läßt unter den dichten schneeweißen Brauen zwei Fuchsäuglein aufblitzen und erkennt die ärztliche Berühmtheit, die ihn angesprochen hat.

„Was wollen Sie denn wissen, Sie Seelenchemiker?“

Mertig legt die Zigarette weg.

„Ob die alte Volkswahrheit zutrifft, daß ein verlobtes Paar, ehe es heiratet, ausprobieren soll, ob es auch gut miteinander tanzt.“

Der Professor schiebt das gewaltige Kinn vor.

„Oder“, fährt Mertig fort, „daß der Mann die Frau in der Ehe nur oder auch so gut wie beim Tanzen führen könne, und daß sich die Frau in demselben Maße von ihm leiten ließe.“

„Hören Sie auf,“ ruft die Fistelstimme des Professors, sein Gesicht wird faltiges Pergament, „die Ehe und die Frau liegen jenseits aller menschlichen Philosophie. Sonst wäre ich vielleicht auch verheiratet und hätte meine philosophischen Werke nie schreiben können. Prost, Doktor.“ — — —

„Du verbirgst etwas, Fritz“, flüstert Senta Varnholz zu.

Er schweigt. Erst nach einer ganzen Weile, mitten im Tanz, sieht er sie an:

„Du saßt bei Dr. Mertig. Hat er geplaudert?“

„Er sagte nur —“ Sie stockt.

„Ich will es wissen, Senta.“

„Er äußerte, du hättest ihn konsultiert, indes sein Berufsgeheimnis —“ Sie schweigt wiederum.

„Ja ...“

Auf einmal krallt sich ihre Linke in seine Hand.

„Du, ich will wissen, was mit dir ist!“

Er lacht trocken.

„Herzfehler, nichts weiter. Man ist draußen im Felde Flieger gewesen und hat nicht umsonst die Sprengstücke um die Ohren sausen hören. Hei, die Sekunde Gegenwart war das Leben. Wußten wir, ob wir morgen noch lachen konnten? Nun, wir lachten eben heute. Wir rauchten und tranken und flogen und schwärmten. Was tat's, wenn das Herz kaputt ging, den Verstand brauchten wir und einen tollkühnen Leichtsinn. Können wir dafür, wenn die heutige Welt nicht mehr lachen und leichtsinnig sein kann?“

Sentas Augen verlieren sich in ferne Unwirklichkeiten. — — —

„Tanzte denn Herr Varnholz gut?“ fragte Dr. Mertig.

„Gut und leicht“, sagte Senta betont, dann blitzt sie ihn an. „Also Sie haben Varnholz sozusagen das Todesurteil bestätigt?“

Das war auf den Busch geklopft. Doch Senta sieht sehr gut, daß die Augen des sonst sehr beherrschten Arztes aufflackern.

Doch nur in Bruchteilen von Sekunden. Im übrigen fragt er leise: „Interessiert Sie die Antwort auf diese Frage als Bekannte oder mitfühlende Freundin?“

„Nein, als Braut“, sitzt ihm die Antwort mitten im Gesicht.

Diesmal ist Dr. Mertig vorsichtig und blickt zu Boden.

Doch Varnholz ist an den Tisch getreten und muß die letzten Worte gehört haben.

„Keine Unruhe, Doktor, vorläufig geht die Klapper in meiner Brust ja noch.“ Er wendet sich zu Senta. „Der Doktor sagt, die geringste Aufregung könnte das Lämpchen auslöschen. Sicher ein sinnreicher Vergleich. Aber ich weiß einen besseren: Halten die Vasen, die einen Sprung haben, nicht am längsten?“

Sentas Augen fliegen wie Vögel vor dem Sturm. Varnholz sieht es wohl.

„Senta, ich würde meinen schönen Körper nie einer alten Pappschachtel mit einem guten Motor anvertrauen, aber gesunden Tragflächen, auch wenn bei dem Motor die Zündung einmal aussetzt. Mach' dir deinen Reim selbst — den meinen weiß ich. — Doktor, bitte, haben Sie eine Zigarette?“

Alles ist Pose an ihm, denkt Senta schwer. Dennoch sind seine Worte Ernst. Aber er liebt ein Mitwissen und Mitfühlen. Es ist ihm eine Befriedigung, zu sehen, daß seine scheinbar leicht hingeworfenen Redensarten mich quälen. Er zerrt und wühlt in den Seelen anderer.

„Die Ehe ist kein Märchen“, sagt auf einmal der Doktor. „Eher lasse ich den landläufigen Begriff von dem ‚Hafen der Ehe‘ gelten. Ein Hafen jedoch muß ruhiges, tragfähiges Wasser haben, sonst kentert das Schiff oder sitzt auf dem Grunde fest.“

Senta beugt sich stumm weit vor.

Dort drüben in der kleinen Likörstube hockt Varnholz auf einem stelzbeinigen Barstuhl und lacht laut. Er dreht sich herum, wippt mit den Füßen. Die Kapelle spielt einen Tango Milonga. Er wird sie gleich wieder zum Tanz bitten. — — —

Ein Gedanke ist der winzige Ursprung mancher Lawine, die, immer mehr anschwellend, zu Tale rast und in ihrer hagelnden Wucht und Schwere alles zerschmettert.

„Meinst du nicht, daß es für jeden Menschen ein Recht auf das Glück gibt — Senta, für jeden?“ sagt Varnholz auf dem Heimweg und deutet auf das dunkle Häusergewirr der Stadt. Müde blinzeln Lichtpunkte aus den schlafenden schwarzen Vierecken, und die Straßen scheinen von der Anhöhe aus wie matt erleuchtete Streifen.

Senta schmiegt sich an ihn und preßt seinen rechten Arm fester.

„Auch die Stadt sieht von dieser Anhöhe weit anders aus, als wenn du zwischen den Häusern schrittest.“

Varnholz' Stimme schmilzt zu Zärtlichkeit.

„So laß uns unser Leben auch von der Höhe aus betrachten und nicht in den schweren Dünsten der Niederungen ersticken. Höhenflug für unsere Liebe! Auch wenn es ein Ikarus-Flug ist!“

Und wieder kriecht durch Senta eins von den Schlänglein, die Dr. Mertig in bewußter oder unbewußter Rede heimlich in ihr Hirn setzte. Wieder muß sie denken: Ist das, was da Varnholz sagt, nicht übertrieben, liebt er wiederum nicht nur die Pose?

Ihre Stimme wird ganz leise.

„Du quälst mich, Fritz. Glaube mir, nicht vor einer Ehe mit dir habe ich Angst. Mich selber fürchte ich und meine Angst, entfesselt von dem Gedanken, du könntest mir zu bald genommen werden.“

„Und deine Liebe, die alles besiegen muß?“ fährt Varnholz leidenschaftlich auf.

„Du, denke dran,“ bäumt sich Sentas Stimme auf, „was es heißt, von dem Gedanken angesprungen zu werden, daß dir etwas

Persische Nomaden

Überschreiten eines durch Regen angeschwollenen Flusses über eine zerstörte Brücke. — **Oben links:** Lämmchen und Zicklein auf dem Marsch. — **Oben rechts:** Verpacken der Lämmer, die nicht laufen können, in Manteltaschen.

Nomaden mit Kindern auf dem Marsch. — **Im Kreis:** Rast am Wege. Die Wasserpfeife macht hierbei die Runde. — **Mitte rechts:** Der Ilchani (Stammesoberhaupt) im Kreise seiner Getreuen. Vor ihm sitzen seine drei Söhne. — **Rechts nebenstehend:** Auf dem Marsche zu den Sommerweiden. (Vgl. Beitrag S. 259.)

zustoßen könne, in jeder Minute, in der ich dich nicht bei mir habe. Ich habe wohl den Mut, auch das zu ertragen. Aber wird mich schließlich der Gedanke nicht auch aushöhlen? Ich bin Weib, viel mehr Erdgeschöpf als du. Wir Frauen bewundern gern den Höhenflug des Mannes. Freuen uns aber noch mehr, wenn wir ihn liebend in unsere irdischen Arme schließen können."

Varnholz reckt den Kopf steil empor.

„Und eins sagtest du, Senta, noch immer nicht. Kein Wort von der Liebe sprichst du als Weib, von der Liebe, die alles besiegt."

Da weiß sie keine Antwort.

Varnholz bleibt plötzlich stehen.

„Ist es nicht das Größte für eine Frau, von der Liebe ganz erfüllt zu sein? Laß das Sorgen uns Männern. Wir haben das dicke Fell dazu vom Schöpfer bekommen."

„Und wenn ich dann wieder ganz allein wäre," flüstert Senta kaum hörbar, „was ist dann?"

Durch Varnholz zuckt etwas Ungebändigtes.

„Ich weiß genug. Dr. Mertig scheint dir ein trefflicher Seelenarzt gewesen zu sein. Vor allem war er ein trefflicher Psychologe. Ich werde dir beweisen, wie gesund mein Herz ist."

„Was willst du tun, Fritz?"

„Mir die Narrenkappe herunterreißen, die mir jener aufgesetzt hat, mit einem Ruck, einem Ruck, so gewaltig, daß du, daß ihr mir alle glauben müßt." — — —

Als bei der Ankündigung des großen Herbstflugwettbewerbs auch Fritz Varnholz' Name auf der Teilnehmerliste steht, weiß Senta erst, was gemeint war.

Doch wo steckt Varnholz?

In seiner Wohnung ist er nicht zu finden, er meidet Senta seit jenem Nachhauseweg. Der Doktor hat ihn auch seit einigen Wochen nicht gesehen.

Die Flugplatzleitung läßt durch den Fernsprecher sagen, Herr Varnholz wäre nicht zu erreichen, er „schulte".

Nun, der neue Eindecker schwebt schlank über der herbstlichen Flur, der Motor knattert und dröhnt. Das Führerrad aber halten Varnholz' Fäuste. Die Herbstluft saust um seine Schläfen, und die Welt, die Häuser, die Menschen werden zu Riesenspielzeug. Entrückt fühlt er sich, und um seine Mundwinkel legen sich Spottfalten.

Groß sind diese Menschen dort unten nur, denkt er, wenn man mitten unter ihnen steht. Wie klein sind sie, schon vom Fenster im dritten Stock aus gesehen! Liegen aber zwischen unsereinem und den Schollenklebern tausend Meter Luft, dann sind sie Staubkörner, die irgendein boshafter Wind zu launischem Arbeitswirbel emporpeitscht. — — — — — —

Wochen später verkünden es große bunte Plakate an den Litfaßsäulen: „Kampfflieger Fritz Varnholz... Sturz- und Kunstflüge."

Varnholz liest es lächelnd und denkt, sie sollen beim Zuschauen kopfstehen, wie meine Maschine.

Da tippt ihm jemand auf die Schulter.

„Wollen Sie's wirklich riskieren, Varnholz?"

Es ist Dr. Mertig.

An den Schläfen des Fliegers zuckt Röte auf.

„Doktor, wenn ich zum Deubel gehen muß, dann nicht, wie Sie's mir prophezeien. Ich brauche zum Sterben kein Bett —"

Er wendet sich ab.

Gern hätte der Doktor „Wiederum Pose" gedacht, aber in den Augen war etwas gewesen, was schlecht zu irgendwelcher Psychologie paßt. — — —

Da noch so ein wagehalsiger Bursche versprach, mit dem Fallschirm in fünfhundert Meter Höhe aus dem Flugzeug zu springen, waren es der Sensationen genug, um eine bunte, elegant gekleidete Menge den weiten Weg zum Flugpatz hinaus sich nicht verdrießen zu lassen.

Der Herbsttag hat sich ein milde und seidig glänzendes Sonnenkleid gesponnen. Weiße Wolkenflocken sind über das helle Blau des Himmels verstreut. Die schlanken Flügel und Rümpfe der Flugzeuge glänzen silbern. Von irgendwoher ertönen die Klänge einer Militärkapelle.

Geschwaderflug, elegante Wendungen, ein lustiges Jagen nach großen bunten Kinderballonen. Dann ein Signalschuß. Der Fallschirmspringer wird mit dröhnendem Motorlied hinauf zum Himmel getragen. Tausend Ferngläser sehen ihn auf der Tragfläche, dann saust etwas durch die Luft, und eine goldgelbe Halbkugel bläht sich auf. Sie trägt ihn sacht zur Erde hinab.

Und jetzt knattert der Motor des schlanken Eindeckers, den Varnholz steuert.

Senta steht neben Dr. Mertig.

Varnholz fliegt, schraubt sich durch engste Kurven, daß die Flügel seiner Schwalbe fast senkrecht stehen. Mit unnachahmlicher Eleganz durchkreist er die Herbstluft, die Metallteile des Flugzeugs glänzen hell auf, wenn ein Sonnenstrahl sie trifft, und der Himmel scheint ein mit weißen Wolkenmustern geschmückter blauer Teppich.

Da umkrampft Senta den Arm des Doktors und schreit leicht auf.

Steil, fast senkrecht hinauf reißt Varnholz die Maschine, überschlägt sich, nein, er fängt sie sicher ab, der Motor summt getreu sein Arbeitslied.

Immer verwegener werden die Spiralen des Piloten.

„Ist das Wagnis, oder ist das Ernst?" stammelt Senta.

Varnholz steuert senkrecht zum Himmel empor, läßt sich hinabfallen, um erst im allerletzten Augenblick den Motor wiederanspringen zu lassen.

Begeistert folgen tausend Augenpaare der tollkühnen Sicherheit des Flugmeisters.

Da, in etwa 100 Meter, eine Schleife, der sich eine zweite anreiht.

Nein, nein! Varnholz hat die Entfernung zu kurz berechnet. Wohl brummt der Motor, aber fast senkrecht rast das Flugzeug mit 120 Kilometer Geschwindigkeit der Erde zu.

Ein dumpfer Krach — eine grauschwarze Rauchwolke. Eine Tragfläche zuckt gebrochen empor. Der Flieger scheint ein schwarzer Schemen in der Luft. Im Instinkt zur Kugel zusammengerollt.

Wie ein lähmendes Schweigen liegt's über den vielen Tausenden, jäh verstummt die Blechmusik.

Senta sinkt bewußtlos in die Arme des Doktors.

Der murmelt mit schlotternden Gliedern: „Donnerwetter, Donnerwetter!"

Und wären dort nicht die Trümmer der „Schwalbe", so könnte man meinen, alles sei nur eine aberwitzig-schreckliche Fata Morgana. Aber nein, da eilen Sanitäter herbei.

Mertig bemüht sich um Senta.

Und jetzt ein Wunder! Bewegung, freudige Rufe.

Lag dort nicht die Gestalt des Fliegers leblos auf der Wiese? Nein, seine Glieder bewegen sich! Er will sich mühsam erheben. Und steht auf!

Ein Arzt ist bei ihm.

„Nichts, Doktor, als ein paar Schrammen und Beulen. Glück gehabt. Bitte, geben Sie mir etwas Feuer für meine Zigarette."

Da dröhnt der Beifall nur so auf.

Sentas erste Frage gilt Varnholz.

„Unverletzt", stammelt Dr. Mertig.

Da läßt sie sich nicht halten.

„Du", sagt sie in unendlichem Jubel und schlingt die Arme um seinen Nacken. Dann fragt sie mit mütterlicher Stimme: „Hast du dir weh getan?"

Varnholz kann nicht antworten.

Da sieht er Dr. Mertig.

Um seine Mundwinkel wettert es.

„Doktor, glauben Sie nun, daß mein Herzfehler nicht allzu ernst ist?"

Der senkt die Augen, um nicht sein Schuldbewußtsein verraten zu müssen, und geht.

Irgendeine Stimme hinter Varnholz sagt: „Da ist ein Wunder geschehen!"

Varnholz hört's und hebt Sentas Kopf sacht auf, daß sie in seine Augen sehen muß.

„Weshalb", ruft er laut, „sollen denn auch in unserer Zeit keine Wunder geschehen? Wir müssen nur an Wunder glauben, dann geschehen ihrer genug."

Nein, er sagt es ganz lächelnd, befreit und ganz ohne Pose.

Das Wort schien mit Dr. Mertig verschwunden zu sein.

Reiche Nacht.

Einsam glühenden Firnen
Hat sich die Nacht vermählt,
Die, ein Meer von Gestirnen,
Wunder des Herrn erzählt.

Wie die Blume zum Licht
Ringt sich das dürstende Leben,
Und ich fühle mich schweben
Droben, wo Er nur spricht.

Max Bittrich.

Schloß Neuschwanstein, 1869—1886 für König Ludwig II. als mittelalterliche Ritterburg erbaut.

Blick von Neuschwanstein auf das 1832 von König Maximilian II. an der Stelle einer Burgruine errichtete Schloß Hohenschwangau und den Alpsee.

BAYERISCHE KÖNIGSSCHLÖSSER

(Nach photographischen Aufnahmen von Dr. Lossen & Co., Feuerbach-Stuttgart.)

Römische Wein-Altertümer in Deutschland.

Aus der neueröffneten römischen Abteilung im Deutschen Weinmuseum zu Trier. Von Abteilungsleiter Prof. Dr. Siegfried Loeschke, Provinzialmuseum in Trier.

Treberis, die Stadtgöttin von Trier, einen Germanen niederhaltend, mit vier verschiedenen Trinkgefäßen (Kalenderbild aus dem Jahre 354).

Trier, unter dessen Boden wohl an 30000 Fuder, d. h. an 30 Millionen Liter Wein lagern, ist eine Großstadt deutschen Weinbaues und deutschen Weinhandels. Die köstlichste Perle am herrlichen weinumrankten Silberbande der Mosel ist diese unvergleichliche Stadt an Deutschlands Westgrenze. Trotz des schon so großen Reichtums an Sehenswürdigkeiten hat Trier ein neues, ganz eigenartiges Schaustück erhalten: ein Weinmuseum. Die römische Abteilung in der langen Flucht der Säle dieser städtischen Anstalt verdankt ihr Entstehen einer Sonderbewilligung des Landeshauptmanns der Rheinprovinz, der den Abteilungsleiter mit ihrer Einrichtung und weiteren Ausgestaltung betraute.

Jetzt zählt die römische Abteilung fast schon 200 Ausstellungsstücke: naturfarbig getönte Abgüsse reliefverzierter Steindenkmäler, Weingefäße in Bronze, Glas und Ton, die teils Originale, teils Nachbildungen sind, und eingerahmte Bilder auf den römischen Weinbau sich beziehender Denkmäler. Jetzt schon ist eine eine Sammlung geschaffen, die in einzig dastehender reichhaltiger Weise illustriert, daß Weinbau und Weinhandel zu Römerzeiten vor allem an der Mosel geblüht haben, und daß die Römer den Grund dazu gelegt haben, daß deutscher Wein sich heute mit Fug und Recht neben den Weinen anderer Länder behaupten darf.

Welch besondere Bedeutung schon in römischer Zeit dem Weinbau im Trevererlande zukam, kennzeichnet sehr anschaulich ein Kalenderbild des Chronographen von 354 nach Christi Geburt. Es zeigt die Schutzgöttin von Trier, die Treberis, wie sie einen Germanen niederhält. Im Bildgrund sind zur Charakterisierung der Stadt viererlei Trinkgeräte dargestellt, wie sie von Römern, Griechen, Galliern und Germanen auf dem fast internationalen Boden der kaiserlichen Residenz benutzt wurden. — Da Trier schon zur Römerzeit als Weinstadt so bedeutend war, ist es nicht überraschend, daß kein Museum nördlich der Alpen solch eine Fülle von Denkmälern zur Veranschaulichung des römischen Weinbaues und -handels stellen kann wie gerade das Provinzialmuseum in Trier, dessen Sammelbereich der Regierungsbezirk Trier ist. Die Steindenkmäler sind meist Reste mächtiger Familiengrabmäler. Sie zeugen heute noch vom einstigen Wohlstand und Reichtum der moselländischen Winzer und Weinhändler: eine mächtige Steinpyramide aus strohumflochtenen Weinkrügen, gleichgeformte, auf Schiffen verfrachtete Gefäße und vor allem die mit nordischen Fässern beladenen Moselschiffe mit ihren Drachenköpfen. Eines der Schiffe wurde neu rekonstruiert, da der vorn aufgesetzte Tierkopf als zugehörig erkannt wurde. Unvergeßlich bleibt jedem bei einem anderen Schiff der Steuermann, dem man es ansieht, welch inneres Verständnis ihn mit der kostbaren Fracht seines Schiffes verbindet.

Mahnend weist heute der Bestand der römischen Abteilung des Deutschen Weinmuseums darauf hin, daß Weinbau und Moselland schon seit Jahrtausenden untrennbare Begriffe sind!

Rekonstruktion eines Marmortisches mit Weinornament.

Rekonstruktion eines Reliefs mit Schenktisch.

Ein ergänztes Moselschiff.

Blick in den Hauptsaal der Sammlung.

Bildnis eines Moselschiff-Steuermanns.

Sarabande

für Piano

Tempo lento e solenne della Sarabanda (M.M. ♩= 48)

WALTER NIEMANN, Op. 109 Nº 2*)

p ma sotto voce (pp la 2da volta)

poco rall.

poco animandosi (♩= 58)

mp

più a più

più rinforzando

mf

marc.

allarg.

1º tempo, poco più largamente

f

sost. - - più lento

rall.

poco animandosi (♩= 56-60)

mf

marc.

più a più

f

marc.

largamente passionato (♩=60)

ff e molto espress

meno ff

marc.

cresc.

allargando — molto

molto

Tempo I, largamente con nobilità

sempre ff

largamente

pochett. animandosi (♩=52)

dimin.

allarg.

Largamente maëstoso (♩=44)

molto allarg. più a più — Lento

marc.

Der »Illustrirten Zeitung« in Leipzig vom Komponisten überlassener Urdruck aus »Eine galante Musik« für Klavier Op. 109. — Sarabande: altspanischer, feierlich-gravitätischer Tanz im Tripeltakt.

Wissen und Leben

Vor der neuen Erforschung des Südpols mit Flugzeugen. Nachdem die im Jahre 1926 unternommenen Nordpolexpeditionen — Byrd mit Flugzeug und Amundsen mit Luftschiff — die Brauchbarkeit der Luftfahrzeuge für Forschungszwecke im Polargebiet erwiesen, lag es nahe, im Südpolgebiet ebenfalls mit Flugzeugen vorzugehen, wie es nun also auch geschehen wird. Der Amerikaner Byrd nimmt das südlich von Australien am Roßmeer gelegene Gebiet zum Ausgangspunkt, und eine argentinische Flugexpedition unter dem Flieger Pauly hat das südlich von Amerika liegende Grahamland als Station ausersehen, von der aus im Flugzeug Flüge ins Innere des antarktischen Festlandes ausgeführt werden sollen. Noch immer ist dieses Südpolfestland — größer als die Vereinigten Staaten — auf dem Felde der Geographie ein so gut wie unbeschriebenes Blatt. Zwar gelang es dem Norweger Amundsen im Dezember 1911 und dem Engländer Scott einen Monat später, den Südpol zu erreichen — in angestrengten Schlittenreisen und ohne Zeit zu wissenschaftlichen Forschungen — aber was wollen solche Reisen in einem hunderttausende Quadratkilometer umfassenden Kontinent bedeuten! Selbst der große Abschnitt der Südpolforschung von 1901 bis 1904, bei dem die deutsche Südpolexpedition mit der „Gauß" unter v. Drygalski südlich von der Kerguelengruppe, die englische „Discovery"-Expedition unter Scott beim Süd-Viktorialand und die schwedische Expedition unter Otto Nordenskjöld, mit der „Antarctic" ausgerüstet, im Grahamland wirkte, hat die Südpolkarte nicht wesentlich verändert. Während das Nordpolgebiet ein weites Meer darstellt, das beständig von mächtigen, in fortwährender langsamer Bewegung befindlichen Eismassen bedeckt ist, die sich längs Ostgrönland einen Abfluß suchen, liegt rings um den Südpol ein ungeheueres und anscheinend zusammenhängendes Landgebiet — das antarktische Festland. Hier haben also die Forschungsexpeditionen festen Grund unter sich, und die kommenden Flugzeugexpeditionen brauchen nicht zu fürchten, ins Meer zu fallen. Aber gleichwohl drohen hier große Gefahren. Selbst in der günstigsten Jahreszeit, in dem von Dezember bis März währenden antarktischen „Sommer", rasen häufig fürchterliche Schneestürme, denen auch Scott und seine Begleiter 1912 bei der Rückkehr vom Südpol zum Opfer gefallen waren. Landexpeditionen sind bei solchen Stürmen mitunter tagelang ans Zelt gefesselt, aber für ein Flugzeug würde ein plötzlicher antarktischer Sturm wahrscheinlich den Untergang bedeuten. Byrds Expedition, die etwa ein halbes Hundert Teilnehmer umfassen soll, wird daher auch mehrere Meteorologen enthalten, da die Wetterbeobachtung bei einer derartigen Expedition von größter Wichtigkeit ist. Byrds Aufgabe besteht nicht in einer bloßen Reise zum Pol allein, sondern in einer Überfliegung des Festlandes nach verschiedenen Richtungen hin, wenn er dazu imstande ist. Auf diese Art könnte somit bei dieser ersten Erkundungsfahrt mit Flugzeug ein Bild von der Beschaffenheit großer Teile der Antarktis gewonnen werden, auch würde sich zeigen, ob Byrds Annahme, daß die inneren, tiefer liegenden Teile des Festlandes frei von Schnee und Eis seien, zutrifft. Nach den bisherigen Erfahrungen, die bei den Schlittenexpeditionen vom Süd-Viktorialand und von der Eismauer am Roßmeer aus gemacht wurden, weiß man nur, daß das Festland nach dem Pol zu ansteigt und bis zu etwa 3000 m geht. Überall breitet sich eine Eisdecke aus, von deren Mächtigkeit eben die berühmte Eismauer Zeugnis ablegt, indem sie eine ungefähr 70 m hohe, steile Wand bildet, zu der die Forscher nur an einzelnen Stellen hinaufgelangen. Da die Expedition schon Mitte September mit der norwegischen schwimmenden Trankocherei „C. A. Larsen" von Amerika abfährt, kann sie etwa im November im

Mit dem Flugzeug zum Südpol: Die geplante Flugzeugexpedition des Amerikaners Byrd über das Südpolfestland.
(S. nebenstehenden Artikel „Vor der neuen Erforschung des Südpols mit Flugzeugen".)

Roßmeer und am antarktischen Festland sein, wo sich um diese Zeit auch die Pinguine, die charakteristischen Vertreter der antarktischen Vogelwelt, einzufinden pflegen. An Land gesetzt wird die Expedition im Discovery-Einlauf an der Mac Murdobucht, in deren Nähe die Vulkane Erebus und Terror liegen. Die Vogelwelt sowie die sonstigen Naturverhältnisse der Antarktis werden den Forschern der Byrdschen Expedition Gelegenheit zu lohnender Arbeit geben. Für die Ausflüge der einzelnen Forscher sowie für Anlegung von Depots für die Südpolreise versieht sich die Expedition mit einer großen Schar Hunde zum Ziehen der Schlitten, denn solche Depots, Lebensmittel usw. enthaltend, sollen in gewissen Abständen bis zum 83. Breitengrad niedergelegt werden, und erst von dort ab — gegen 800 km vom Südpol — beginnt die Reise der Flugzeuge, die übrigens ebenfalls Säcke mit Lebensmitteln abwerfen werden, damit diese als Stütze für eine eventuelle Rückkehr zu Fuß dienen können. An den Küsten wimmelt es von Tieren aller Art. In der Vogelwelt gibt es außer den Pinguinen Strandläufer, Scheidenschnäbler und andere Watvögel, dann Raubmöwen, Sturmschwalben und sonstige Flieger. Der Riesensturmvogel, der Geier der Antarktis, ist ein Tier, das mit seinen scharfen, gebogenen Krallen das starke Fell einer toten Robbe aufzureißen vermag. Robben verschiedener Art kommen in Massen vor. Die Botaniker jedoch finden im Südpolfestland kein dankbares Arbeitsfeld, denn niedere Kryptogamen, Flechten und Renntiermoos ist alles, was man bisher fand. Doch an den Küsten wächst im Meer ein Riesentang, dessen Stengel oft aus einer Tiefe von 18 m emporsteigen. Die nördlicher gelegenen Landgruppen, so z. B. Südgeorgien, zeigen dagegen eine reichere Flora. Die gewaltige Leistungsfähigkeit der Flugzeuge im Gegensatz zu Schlittenexpeditionen setzt Byrd in den Stand, sein Forschungsunternehmen innerhalb eines antarktischen Sommers durchzuführen, wenngleich er sich auch für eine eventuelle Überwinterung ausrüstet. Von besonderem Nutzen für die geographische Wissenschaft ist, daß Byrd einen großen Stab von Naturforschern mitnimmt, wodurch die Möglichkeit geboten wird, vielseitige Forschungen auszuführen. Das größte Interesse knüpft sich jedoch an die Flugfahrt über das Festland, die, wenn sie gelingt, die Kenntnis über das äußere Bild des Südpolfestlandes erheblich erweitern und Anlaß geben dürfte, durch Aussendung weiterer Flugzeugexpeditionen die Erforschung der Antarktis in ein schnelleres Tempo zu bringen. F. Mewius.

Charles de Coster. Zu seinem 100jährigen Geburtstag am 20. August. Ein großes Unrecht macht Belgien an Charles de Coster gut, wenn es seinen 100jährigen Geburtstag feiert, denn bei seinen Lebzeiten ist er wohl nur von wenigen seiner Landsleute als ein bedeutender Schriftsteller anerkannt worden, und die belgische Akademie hat ihm ausdrücklich den staatlichen Literaturpreis verweigert. Er hat deshalb wohl auch kaum geahnt, daß sein Hauptwerk einst einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Weltliteratur erhalten und in vielen Sprachen in hohen Auflagen verbreitet würde. Charles de Coster wurde am 20. August 1827 zu München von belgischen Eltern geboren. Sein Vater war dort Intendant des Bischofs und päpstlichen Nuntius Charles Mercy d'Argenteau, der bei ihm Patenstelle versah. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er nach Brüssel, wo er studierte, es aber zu keinem festen Beruf brachte. Eine bescheidene Stelle am Staatsarchiv, wo er Gelegenheit hatte, Sprach- und Geschichtsstudien zu treiben, gab er auf, um als Schriftsteller seinen Neigungen ungehindert leben zu können. Das war aber bei den damaligen Verhältnissen ein sehr kärgliches Brot, und er geriet so sehr in Schulden, daß man ihn als Professor an der Kriegsschule in Brüssel anstellte, um ihn vor der schlimmsten Not zu retten. Aber ähnlich wie Balzac kam er nicht aus den Schulden heraus. Arm und verkannt starb er am 7. Mai 1879 zu Brüssel. Er hatte zuerst die „Légendes flamandes“ (1858) und die „Contes brabançons“ (1861) veröffentlicht, Legenden und Erzählungen, in denen er den Charakter der Flamen und Brabanter realistisch, aber mit viel Phantasie und einem starken Anflug von derbem Humor schildert. Sein Hauptwerk erschien 1867: „La légende de Thyl Uylenspiegel et de Lamme Goedzak.“ Obschon der deutsche Eulenspiegel im 14. Jahrhundert gelebt hat, versetzte de Coster ihn in das 16. Jahrhundert; er glaubte sich dazu um so eher berechtigt, als das Volksbuch vom Eulenspiegel auch in einer flämischen Ausgabe erschienen und der Spaßvogel bei den Flamen so volkstümlich geworden war, daß man seinen Geburtsort sogar nach Damme verlegt hatte. Die Streifzüge Eulenspiegels durch die Niederlande (damals Holland und Belgien) boten de Coster eine günstige Gelegenheit, den Aufstand des Volkes gegen die spanische Zwangsherrschaft in einem aus Komik und Tragik gemischten Ton zu schildern. Im Gegensatz zu dem trübseligen Infanten, der als Philipp II. auf den Thron kam, war Eulenspiegel als ein lustiges Kind des flämischen Volkes aufgewachsen, aber er lernte den Ernst des Lebens kennen, als er sah, wie sein Vater und viele andere als Ketzer gefoltert und verbrannt wurden. Seither beseelte ihn nur noch der Haß gegen die Unterdrücker seines Volkes, und er zog umher, um überall den Widerstand gegen die spanischen Machthaber anzufachen. Man hat mit Recht dieses Werk als den flämischen Nationalroman bezeichnet, obschon er in französischer Sprache erschienen ist. Das war lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß de Coster, der in dieser Sprache erzogen worden war, sich von dem Gebrauch der französischen Sprache einen größeren äußeren Erfolg versprach, als wenn er sich des Flämischen bedient hätte. Hierin irrte er sich allerdings, denn die flämischen Romane Hendrik Consciences fanden einen viel stärkeren Absatz als der „Uylenspiegel“, aber de Coster sagte selbst: „Ich gehöre zu denen, die zu warten wissen. Ich schätze mich für heute auf etwas ein, für die Zukunft aber auf viel.“ In dieser Zuversicht hat er sich nicht getäuscht; wenn auch lange nach seinem Tode, fing man doch in Belgien und besonders in Deutschland an, sein Meisterwerk zu lesen und zu würdigen. Tony Kellen.

Von den persischen Nomaden. (Vgl. hierzu unsere Bildertafel.) Von den zehn Millionen Einwohnern des großen Perserreiches sind nach neuesten Schätzungen nahezu zwei Millionen Nomaden, Iliat (arabischer Plural des Wortes „il“ = Stamm). Von jeher waren diese an jeden Wechsel des Klimas und die größten Strapazen gewöhnten Wanderstämme der gesunde Kern des Iranischen Reiches. Viele dieser Nomaden sind türkischer Abstammung, aber es gibt auch persische und arabische Iliat, unter denen die bedeutendsten die Luren und Bachtiaren sind, die im Westen Mittelpersiens ihre Wechselweiden haben. Von türkischen Stämmen in Südpersien sind die zahlreichsten die Kaschghais, deren einzelne Clans (Familien) in der Provinz Farsistan ihre Zelte aufschlagen. Die vier mächtigen Zagrosketten, die von der Medischen Pforte durch Farsistan an Schiraz vorüber von Nordwesten nach Südosten sich hinziehen, und deren schneebedeckte Häupter im Frühling das herrliche Landschaftsbild verschönern helfen, bieten ideale Weidegründe. Weit abseits von den nach Norden über schwierige Pässe führenden Karawanenstraßen finden sich zahlreiche fruchtbare Längstäler und wasserreiche Talbecken, in deren herrlicher Einsamkeit die in einzelne Familien eingeteilten Nomaden leben. Knorrige Eichenbäume, wilde Mandelbüsche, hohe Astragalusstauden, schlanke Terebinthen, schattenspendende Ahorn- und Nußbäume, grüne Matten fesseln das Auge. Während eines großen Teils des Jahres befinden sich diese Iliat auf dem Marsch, um das nötige Futter für ihre stattlichen Herden zu beschaffen. Im heißen Sommer ziehen sie hinauf zu den höchsten Matten (Jailaq = Sommerweiden), und sobald die kalte, mit Regen und Schnee verbundene Jahreszeit einsetzt, strömt der gewaltige Menschen- und Tierstrom zurück auf die in den Tälern gelegenen Winterweiden (Kischlaq). Ein unvergeßliches Bild ist es, einem auf dem Marsche befindlichen Stamm zu begegnen. Voran reitet gewöhnlich ein Trupp wohlbewaffneter Männer, die Vornehmsten des Clans, auf ihren besten Stuten. Ihnen folgen die kunterbunt durcheinanderlaufenden, von Knaben, Mädchen und Frauen getriebenen Viehherden. Darunter erblickt man Hun-

derte von mausgrauen Eseln, Maultieren, Kühen, Ochsen, Kamelen, mit allerlei Hausrat beladen. Bauchige Manteltaschen, Zeltbahnen und Stangen sowie mächtige Kupferkessel bilden die Traglast der Tiere. Ab und zu folgt eine auf einem Maultier im Männersitz reitende Frau, die Tiere wachsam in Zug und Ordnung haltend. Das kleinste Kind an der Brust, das nächstälteste am eigenen Rücken festgebunden, treiben sie, mit Stöcken schlagend, die drängenden Tiermassen vorwärts. Das Los der Nomadin ist schwer. Hart, viel härter als der Mann muß sie arbeiten; dazu hat sie noch für die Kinder zu sorgen, bis diese dem Zelt entwachsen sind. Im Gegensatz zu ihren Stadtschwestern verhüllt die Nomadin ihr Gesicht nicht. Die Kleidung ist einfach und entspricht ihrer beweglichen Lebensweise. Der handbreit unter die Knie reichende, faltenreiche Rock, das kurze, auf der Brust offene Hemd, die bis zu den Hüften reichende Jacke, das karierte, mit einem Stirnband gehaltene Kopftuch über dem in viele dünne Zöpfe geflochtenen Haar, die schweren Baumwollschuhe (Maliki) an den nackten Füßen bilden die jahraus, jahrein übliche Tracht. Viel billiger Schmuck, bunte Glasarmbänder, große silberne Münzen, desgleichen Ohrgehänge und im durchlochten Nasenflügel der mit einer Perle oder Türkisen versehene Ehering vervollständigen das Äußere der Nomadin. Wirklich schön ist das zur Jungfrau heranreifende Mädchen. Geheiratet wird sehr jung. Kaum zehnjährig ist die Tochter des viele Herden besitzenden Zeltes eine gute Partie. Hat eine Frau das dreißigste Jahr erreicht, ist sie schon verblüht und gleicht mit ihrer Hakennase und ihren Runzeln einer Großmutter. Außer mit den häuslichen Arbeiten beschäftigen sich die meisten Mädchen und Frauen, auch die des Illchani (Chef des Stammes), mit dem Knüpfen von Teppichen. Herrliche, farbechte Stücke, die in der ganzen Welt als vornehmer Zierschmuck geschätzt sind, entstehen unter den schwarzen Zeltbahnen. — Die Männer, die Herren der Schöpfung — in Persien sind sie es wirklich! — sind durchweg gut gebaute, kräftige Gestalten.

Heimkehr vom Felde.
Aquarell von Kurd Albrecht.

Die Flinte ist ihr höchstes Gut, nur selten kommt sie von ihrer Seite. Die größte Sorgfalt lassen sie diesem Zeichen ihrer Macht angedeihen. Dicke, schwarze Schnurrbärte, mit dem hennagefärbten, struppigen Backenbart zusammengewachsen, verdecken den Mund und geben den wetterharten, braungebrannten Gesichtern etwas Wildes. Ihre Kleidung ist leicht und praktisch. Über dem kurzen Hemd wird der lange baumwollene, buntbedruckte Rock (Alcholak) getragen, und nach unten schließen sich die weiten indigoblauen Beinkleider an. In dem mehrmals um die Hüften geschlungenen Leibschal stecken Dolch und Pistole, und über diese Waffen wird der volle Patronengürtel geschnallt. Die wohlhabenden Männer tragen in der kalten Jahreszeit von den Hüften nach unten plissierte Tuchmäntel, die ärmeren dicke Filzmäntel mit fast bis zur Erde reichenden Ärmeln, durch die aber nie die Arme gesteckt werden. Konische oder runde, schwarze, weiße oder graue Filzkappen bedecken den geschorenen Kopf oder die schwarze Haarfülle, die bei der Morgenfrisur besonders sorgfältig nach oben gekämmt wird. Das fortwährende Wanderleben, der stete Kampf ums Dasein, anhaltende Streitigkeiten um die Weideplätze, dauernde Blutfehden haben den stürmischen, kriegerischen und jäh aufflammenden Charakter dieser Söhne der iranischen Ebenen und Berge geprägt. Das Stammesoberhaupt ist der „Illchani“. Aus der reichsten und vornehmsten Familie erwählt, untersteht ihm der Stamm. Er schlichtet Streitfälle, sogar über Leben und Tod hat er die Macht; ferner zieht er die Steuern ein. Es ist für die persische Regierung immer schwer gewesen, diese kampfgeübten, jedem Zwange abholden Bergbewohner in Schach zu halten. Meist mit List und Verrat wurden die oft zu mächtig werdenden Illchanis ihrer Macht beraubt, sogar ums Leben gebracht, sofern sie nicht durch ihre eigenen Stammesverwandten ihrer Würde entsetzt und in die Verbannung geschickt wurden, wenn ihr fortgesetztes Auflehnen gegen die zentrale Regierung die Unsicherheit der Karawanenstraßen mit sich brachte.

Alfred Heinicke.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

an — ar — de — der — di — dorf — druck — e — e — e — eg — el — fant — fug — ge — gen — go — huy — i — in — le — le — len — ler — mit — mont — nar — nau — ni — ni — nie — nol — phi — rak — rau — re — ros — schil — se — si — ster — stet — te — tin — ton — un — zis.

Aus vorstehenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben (ck, sch, st = 1 Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1 Goethesche Dramengestalt, 2 technischer Begriff, 3 Dickhäuter, 4 Farbstoff, 5 böhmischer Schlachtort 1813, 6 Einsiedler, 7 Pflanze, 8 italienischer Opernkomponist, 9 männlicher Vorname, 10 törichtes Treiben, 11 Stadt in Niederschlesien, 12 Schauspiel von Goethe, 13 Blume, 14 deutscher Dichter, 15 alkoholisches Getränk, 16 Erzählungsart, 17 diebischer Vogel, 18 deutsche Hafenstadt.

Rechts und links.

Die Zeichen sind so umzuordnen, daß jede Seite des Fünfecks ein Wort aus vier Buchstaben aufweist. Man muß rechts- und auch linksherum lesen können.

Gleichung.

$$(a - o) + (b - z) + (c - r) + d = x$$

a Männlicher Vorname, b Nebenfluß des Neckars, c Raubtier, d Konsonant, x Oper von Meyerbeer.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Schmelzglas, 4 tropische Pflanze, 7 Schiffsgerät, 9 Strom in Europa, 10 Südfrucht, 11 Edelstein, 12 großzügige industrielle Veranstaltung, 15 Vermittler, 18 Gebirge im südwestlichen Deutschland, 19 Volksstamm in Asien, 22 Weltmeer, 25 sagenhafter Sänger des Altertums, 26 männlicher Vorname, 27 Stadt in Ägypten, 28 Brennmaterial, 29 Baum, 30 Unterweisung; senkrecht: 1 Schwiegersohn, 2 weiblicher Vorname, 3 Saiteninstrument, 4 Sprache in ungebundener Form, 5 Nebenfluß der Aller, 6 deutscher Dichter, 8 Kunstwerk, 13 Metall, 14 Aussöhnung, 16 Stadt an der Neiße, 17 Stadt und Fluß in Hessen, 19 Vorbild, 20 Waffe, 21 deutscher Geschichtschreiber, 22 Verwandter, 23 männlicher Vorname, 24 weibliche Gestalt aus der griechischen Sagenwelt.

Palindrom.

Lies mich von vorne, lies mich von hinten,
Du wirst mich stets im Abnehmen finden.

Einschalträtsel.

Oper — Stand — Liste — Leer — Aster — Karo — Tier — Taube — Rabe — Sand — Rum.

Durch Einfügen je eines bestimmten Buchstabens in die einzelnen Wörter sind Wörter mit anderer Bedeutung zu bilden. Die eingesetzten Buchstaben bezeichnen, nacheinander gelesen, einen deutschen Dichter.

Die Vereinsgründer.

Zur Gründung einer Gesellschaft für Kulturpflege fanden sich folgende Personen zusammen: Roder. Th. Kateiter — Er. Rud. Kate — Ant. Schalwert — Kurt Poris — Karl Beihobit — Rud. Bechhänl — Br. J. Auberer — H. Golopeli — Konr. Kabditer — E. Ralgen.

Beim Überblick über die Namen entdeckte der Schriftführer bei einem, daß die Umstellung der Buchstaben den Beruf bzw. Stand des betreffenden Herrn ergab. Zu seinem Erstaunen mußte er bemerken, daß dies bei allen Anwesenden der Fall war. — Was waren nun alle die Herren?

Zerlegaufgabe.

LUCHS

Aus den Buchstabenteilen von „Luchs" ist der Name eines Raubvogels zu bilden.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4302.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4300.

Versteckrätsel: Im Willen liegt die Schuld, nicht in der Tat.

Mäander-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Pol, 2 San, 5 Kai, 7 Bob, 10 Zuwachssteuergesetz, 11 Ehe, 12 Hus, 13 ein, 14 Heu; senkrecht: 1 Paula, 2 Liane, 3 Sahne, 4 Nisch, 5 Kreis, 6 Irene, 7 Bogen, 8 Busch, 9 Mitau.

Unanfechtbar: Be — teuerung.

Magisches Quadrat: Tasso, Astor, Stern, Sorma, Ornat.

Wandlung: Mandoline — Mandarine.

Magie: Herodes, Heros, Eros, Rose.

Die Berliner Firma J. F. Schwarzlose Söhne wurde 1856 in der Markgrafenstr. 29 (jetzt 26) als Drogengeschäft gegründet und entwickelte sich nach und nach unter Leitung des damaligen Inhabers Paul Röthner, dem Vater des jetzigen Leiters des Hauses, zu einem angesehenen Parfümeriegeschäft. Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde das Fabrikations- und Engrosgeschäft aufgenommen. Dieses entwickelte sich so schnell und umfangreich, daß schon kurze Zeit darauf das gesamte deutsche Gebiet durch mehrere Reisevertreter bearbeitet werden konnte. Ende der 90er Jahre wurde auch das Exportgeschäft aufgenommen. Ernst Röthner trat 1898 in die Firma als Teilhaber ein und wurde im Juli 1902, nach dem am 19. Juli 1902 erfolgten Ableben seines Vaters, alleiniger Inhaber. Anfang 1902 wurde das Fabrikations-, Engros- und Exportgeschäft nach der Dreysestr. 5 verlegt, nachdem die dortige Firma Treu & Nuglisch aufgekauft worden war. 1922 erfolgte die Umwandlung der Firma J. F. Schwarzlose Söhne in eine G. m. b. H. Unter umsichtiger Leitung des jetzigen Firmeninhabers Ernst Röthner hat sich das Geschäft in den 25 Jahren bis auf den heutigen Tag eines bedeutenden Aufschwunges zu erfreuen. Zweigniederlassungen bestehen in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Jugoslawien. Als einziges Ladengeschäft besteht noch die Firma J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin, Markgrafenstr. 26.

Ernst Röthner.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

KASIMIR von RÖNAY

BUDAPEST

VERLAG * J · J · WEBER * LEIPZIG

NR. 4302. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 25. AUGUST 1927

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK

BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.

FÜR HEISSE TAGE

Felsche CITRONELLA

SCHOKOLADE

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei

Editha Gräfin v. Königsmarck a. H.

Weingutsverwaltung

Koblenz a. Rhein u. Mosel

Führendes Haus für Weine deutschen Ursprungs.

Bevorzugt im vornehmen gastlichen Haus.

Etikett und Korkbrand sind unsere Bürgschaftszeichen.

Unsere Liste Nr. 38 enthält eine belehrende Abhandlung über Weinbau, Weinbehandlung und Handelsgebräuche. Zusendung erfolgt auf Wunsch.

Ortizon

MUNDPFLEGE

ausüben, heißt: sich wirksam gegen ansteckende Krankheiten schützen, deren Keime durch den Mund eindringen.

Ortizon-Mundwasser-Kugeln machen den Mund sofort geruchfrei, bleichen allmählich die Zähne, desinfizieren gründlich und n a c h h a l t i g, ohne wie viele andere Mittel, Zahnschmelz und Schleimhäute zu schädigen. Ortizon wirkt gleichzeitig blutstillend und heilend, ein großer Vorzug bei Wundsein des Gaumens, Bluten des Zahnfleisches, Entzündung der Schleimhäute.

Beginnen Sie noch heute mit der Ortizon-Mundpflege. Sie werden ein dauernder Anhänger des vorzüglichen Präparates. Original-Packung „Bayer" in allen einschlägigen Geschäften zu M. 2,25 erhältlich.

Ortizon Mundwasser-Kugeln

Erziehungs- und Bildungsinstitute der Schweiz.

Clareus-Montreux, Villa Rurik, Töchterpensionat. Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Lansanne Institut de Werra Pensionat für junge Mädchen. Manoir-Signal. Haushaltungsschule. Prospekte. Beste Referenzen. Madame de Werra, Dir.

Pensionat Johnston, Chailly-Lausanne für junge Mädchen von 16-18 Jahren. Gründliche Erlernung der französ. u. englisch. Sprache. Musik, Sport, Familienleben. Beschränkte Schülerzahl.

Ingenieur-Akademie Wismar/Ostsee

Schulvorbildung: „Einjähriges" / Studienbeginn am 1. Oktober
Anrechnung ausw. techn. Stud. / Ill. Programm kostenlos

Halle/S. Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Gegr. 1864. Fernruf 1115. Vorbereitung für alle Prüfungen und Klassen. Vorschule — Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintritt jederzeit. Schülerheim.

Nervosität. Von Dr. P. J. Möbius. Dritte Auflage. 1 RM. Verlag J. J. Weber in Leipzig C 1.

BRIEFMARKEN.

Seltene Briefmarken kaufen und verkaufen Sie am besten auf meinen **grossen Versteigerungen.**
Verlangen Sie kostenlose Zusendung der reich illustr. Versteigerungs-Kataloge sowie von Probenummern der „Frankfurter Briefmarken-Zeitung".
S. W. Hess, Frankfurt/Main, Goethestr. 2.

Gedankenaustausch!
Briefwechsel!
Verbindung und Beziehungen zum
AUSLAND
Ansichtskartentausch, Briefmarkentausch finden Sie durch:
Korrespondenz-Klub „Globus" e. V., Zentralstelle
Köln a. Rhein, Hansaring 40.
Damen und Herren über 16 Jahre können Mitglied werden. Jedes Mitglied erhält kostenlos Photo-Mitglied.-Verzeichnis.
Mitgl.-Beitrag 1.35 per Monat.

Handbetriebs-Fahrräder u. Krankenfahrstühle

für Strasse und Zimmer.
Katalog gratis.
Erste Oeynhausener Krankenfahrzeug-Fabrik H. W. Voltmann, Bad Oeynhausen 17.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4302. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 25. August 1927.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ★ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.

Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.

Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.

Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.

Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.

Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.

Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.

Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

St. Blasien

800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.

Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Ems

heilt Katarrhe, Asthma, Krippefolge, Herz- u. Gefäßerkrankungen. Unterhaltung und Sport aller Art.

Kurhotel Villa Balzer. Neuzeitlich eingerichtet, erstkl. Verpfl.

Hotel Staatl. Kurhaus. Erstes Haus a. Kurgarten, Autogaragen.

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Parkhotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Promenaden-Hotel. In allerbest. Lage, dir. bei d. Kurgarten geleg.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Kurhotel Rheingold. Gutbürgerliches Kur- und Passantenhotel.

Kiefers Hotel, Schützenhof und Rhenania. Am Kurpark, Prospekt gratis.

Hotel Vier Jahreszeiten und Europäischer Hof. Familienh. I. R., heiß- u. kaltfl. Wass. in all. Z.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollständ. modernisiert.

Freudenstadt

im Schwarzwald.

Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.

Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.

Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.

Herrenalb

Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.

Bad Homburg v. d. H.

Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur und Verkalkung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Kurhaus Villa Altenberg. Gegenüber d. Bädern, erstkl. Verpfl.

Hotel u. Villa Bristol. Vorn. erst. Pens. (i. Rosenviertel) v. 10 M an.

Hotel Büdel. Gegenüber dem neuerbauten staatl. Kurhausbad.

Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Staatl. Kurhaus-Hotel. Einziges Hotel mit Mineralbädern.

Haus Marquardsen. 3 Minuten von Bädern und Kurgärten.

Hotel Metropol u. Bismarckhaus. Tel. 42. Häuser I. R. m. Gar.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

Palast-Hotel Sanner. Das moderne Haus mit allem Komfort.

Hotel Vier Jahreszeiten u. Kurhaus Parkhotel. Flie. W. 100 B.

Das Weiße Haus, Kurhausstr. 11a. Nahe den Bädern.

Hotel Wittelsbacher Hof. I. R., j. m. Komf. b. mäß. Pr. fl. W. in Z.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Pyrmont

Haus Damköhler. Nahe der Trinkquellen u. Kurpark gelegen.

Großes Badehotel Fürstenhof. Garagen, Rest. dir. an Bädern.

Haus Habig. Gutbürgerl. Haus, kurgemäße Verpflegung.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen

Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald

Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Triberg

Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.

Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.-.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen- Badehaus. Garagen.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Mittenwald

Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Hotel und Pension Karwendel. Vornehm., erstkl. empfohl. Haus, fließ. Wasser, Pens. ab Mk. 7.—.

Murnau

Café und Konditorei Andreas Herrschmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Blankenburg am Harz

Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elbingerode

Luftkurort im Brockengebiet, Stat. d. Halberstadt-Blankenburg. Eisenbahn, ständ. Autover. z. Reichsbahnhof Wernigerode. Ausk. d. d. Magistr.

Elend bei Schierke

Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigen. Restaurant.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.

Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Braunschweiger Hof. Das führende bürgerliche Haus.

Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Löhrs-Hotel (am Park). Zimmer v. M. 2.50, Pens. v. M. 7 an. 20 Gar.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg

Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa

Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport- u. Winterkurort.

Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.

Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.

Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.

Schierke

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Suderode

Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode

Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberbärenburg

Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Eisenach

Der schönste Thüringer Fremdenort am Fuße der weltberühmt. Wartburg. Kurpark. Volle Pens. ab Mk. 6.-.

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Inselsberg

Hotel Gotha. Großer Inselsberg. 916 m ü. M. 120 Betten. 12 Garag.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Haus in der Sonne. Pension I. R. Zimmer mit fließ. Wasser.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgel. Wintersportpl. Preußens.

Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.

Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.

Seidorf (Riesengebirge)

Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

NORDSEEBÄDER

Norderney

Borkum

Bahnhofshotel. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise.

Köhler's Strandhotel. Pens. ab M. 8.—, Fernsprecher 318, 349.

Wangerooge

Ruhiges Familienbad. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Zandvoort (Holland)

Pension De Uitkyk. Fließendes Wasser, direkt am See.

OSTSEEBÄDER

Ahlbeck

Hotel u. Rest. Ahlbecker Hof. Am Strande. Bequ. Bad. v. Haus aus.

Bansin

Das deutsche Familienbad.

Haus Aegier. Christl. Pension. Strandpromenade. Ecke Seestraße.

Haus Kehrwieder. Haus I. Rang. 1 Min. v. Str. Das ganze Jahr geöff.

Hotel Laetitia. Pension I. R. Auto im Hause. Tel. Heringsdorf 473.

Hotel Reichskanzler und **Villa Reichshof.** Altbekanntes Familienhotel. Fernruf 384.

Pension Runge. Direkt an der Strandprom. Das ganze Jahr geöff.

Binz auf Rügen

Badeprospekte d. d. Kurverwaltung.

Boltenhagen

Prachtvoll idyllisch gelegen. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Pension Ramm. Vornehme Familienpension, beste Verpflegung.

Roloffs Kurhotel. Direkt am Meer. Vorzügliche Verpflegung.

Arendsee

Kurhaus mit Sieglinde. Erstklass., dir. v. d. Landungsbrücke.

Auskünfte des Verkehrsvereins Brunshaupten. Fernr. 46. Empfehlenswerte Häuser

in Brunshaupten

Hotel Chr. Kreins. Tel. 26. Autogaragen. (Bitte auf Firma achten.)

Hotel Krone und **Pension Alt-Heidelberg.** Fernruf 46.

Pension Minerva. Bevorzugte staubfreie Lage am sog. Dreieck.

Graal

Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

Lübeck

Hotel International. Dem Bahnhof gegenüber, neues Haus.

Timmendorfer Strand

Timmendorfer Strand — Niendorf — Scharbeutz — Haffkrug direkte Bahnverbindung, Prospekte durch die Kurverwaltung.

Warnemünde

Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegel. v. Hotel aus.

Stralendorfs Hotel. Dir. a. Meer u. Strandprom. Winter geöffnet.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy-Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.

Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Fernsprecher 114.

Karlsbad

Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.

Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Grand Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.

Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.

Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.

Palast-Hotel Fürstenhof.

Hotel New York. Fließ. Wasser.

Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.

Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.

Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig, Zentralheizung.

Grand-Hotel „GasteinerHof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel-Pension Hof Arosa. Erstes vorzügl. geleg. Ferienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Kurhaus Surley. IdealerAufenth.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Kurhaus Davos. 250 Betten. Alle Zimmer mit fließend. kalt. u. warm. Wasser. Tennis. Eisbahn. Das ganze Jahr geöffnet.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Stolzenfels. Pension erst. Ranges. Längste Sonnenscheindauer.

Engelberg

Hotel Belvedere - Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche.

Interlaken

Hotel Beau - Rivage. Letzter Komfort. Ruhige, schöne Lage.

Hotel Schweizer Hof, Bestbekanntes deutsches Familienhotel.

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes von Deutschen bevorzugtes Familienhotel.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum.

Lausanne-Ouchy

Beau - Rivage Palace - Hotel. Idealer Aufenthalt.

Savoy-Hotel. Ganz erstklassiges Familienhaus. Groß. Park am See.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber. Einziges Haus in grossem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Brika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Boldt. Bekannt für prima Küche.

Cademario - Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Bestbekanntes Fam. u. Pass. Hotel.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Minerva. Neu renoviert. Prima Küche.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

HotelPensionZweifel amBahnh.

Lugano-Gastagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel Beau-Rivage. I. Ranges am See. Fließendes Wasser in allen Zimmern. Prima Küche.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux-Glion

Parkhotel. Erstklassiges Familienhotel. Vorzügliche Küche.

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Moderner Komfort.

St. Moritz

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Savoy - Hotel. Das moderne mittelgroße Familienhotel.

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace - Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Tarasp-Vulpera Engadin.

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m ü. d. M. Weltbekannte Mineralquellen mit Engadiner Höhenluft und Sonne.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Atlantica und Hotel Esplanade. Moderner Komfort.

Hotel Auguszt. Wiener Küche. Zentrale Lage, neben Kurpark, Strandbad und Schiffsstation.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kurhaus Dr. Mahler. Sonnen- und Sportanstalt. Ganzjährig.

Palast - Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Hotel Pension Vittoria. Prachtvolle Lage. Vorzügl. Wiener Küche.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere - Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Astoria. Familienhaus in herrlicher Lage mit Park.

Hotel und Pension Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb. Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Esplanade. Im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Grand Hotel u. Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See.

Nervi bei Genua

Hotel Pension Bonera. Erstklassiges Deutsches Haus.

Rapallo

Gross.Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Riva

die Perle des Gardasee. Bade-Saison Mai—Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt.

San Martino di Castrozza.

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Riviera - Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Hotel Eden, einziges deutsches Familien-Hotel. Fließ. Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Allgemeine Notizen.

Internationale Presseausstellung Köln 1928. Der Arbeitsausschuß der Abteilung „Presse und Werbewesen“ bezeichnete in seiner ersten Sitzung unter Leitung seines Vorsitzenden Prof. Dr. Seyffert (Köln) die Darstellung der Presse als Werbeproduzent — Technik und Organisation der Inseratenreklame — und als Werbekonsument — die Werbung für Presseerzeugnisse — als Hauptaufgabe. Daneben soll eine Übersicht über die graphischen Werbemittel überhaupt und die Bedeutung und die Aufgaben der Werbelehre, insbesondere des werbewissenschaftlichen Unterrichts, gegeben werden. Die in der Sitzung bewiesene und für die weiteren Arbeiten zugesagte umfangreiche Mitwirkung der führenden Persönlichkeiten der Werbeverbände und hervorragender Praktiker und Wissenschaftler leisten Gewähr für eine wissenschaftlich und praktisch erfolgreiche Durchführung dieser Aufgaben. Es soll dem Laien erkennen lassen, welche wichtige wissenschaftliche Aufgabe die Reklame erfüllt, aber auch dem Fachmann zeigen, durch welche Hilfsmittel diese Aufgabe am vollkommensten zu lösen ist. In ausstellungstechnischer Hinsicht werden neuartige Mittel und Wege gebildet werden müssen, um den an sich sehr spröden Stoff in wirkungsvoller, anschaulicher Weise darzustellen.

Eine deutsche akademische Auslandsstelle ist auf Anregung des Verbandes der deutschen Hochschulen vor kurzem geschaffen worden. An der Arbeitsgemeinschaft nehmen neben dem Verband der deutschen Hochschulen die zuständigen Reichsministerien und die Unterrichtsministerien aller Hochschulländer teil. Es wurde ein Arbeitsausschuß gewählt, dem Prof. Dr. D. Scheel (Kiel), vom Vorstand des Verbandes der deutschen Hochschulen, sowie Prof. Dr. Schlink (Darmstadt), ferner Ministerialdirektor Prof. Dr. Richter (Berlin) und Assessor Dr. Schairer, Hauptgeschäftsführer der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft (Dresden) angehören.

Den Großen Staatspreis hat die Preußische Akademie der Künste zu Berlin ausgeschrieben. Es können sich dieses Jahr um ihn Maler und Bildhauer bewerben. Vorbedingung ist, daß die Bewerber die preußische Staatsangehörigkeit besitzen und am 10. Dezember 1927 (am Tage der Einlieferung der Wettbewerbsarbeiten in Berlin) das 32. Lebensjahr nicht überschritten haben. Eine Zulassung zum Wettbewerb bei Über-

schreitung der Altersgrenze wird dieses Jahr nochmals bei den Bewerbern in Erwägung gezogen werden, die nachweislich durch den Heeresdienst in den Jahren 1914/18 in ihrer Berufsausbildung behindert waren.

Der sichtbare Herzschlag. Durch verschiedene Zeitungen ging kürzlich die Nachricht, daß der Pulsresonator, ein Apparat, der die Frequenz der Herzschläge und ihre Veränderung durch besondere Einflüsse (Schreck, Erregung, Krankheit usw.) aufzeichnet, als ein neuer amerikanischer Apparat bezeichnet wird. Wie wir von der Electricitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N. 24 erfahren, beruht diese Notiz auf einem Irrtum. Der betreffende Apparat, der Pulsresonator, ist keine amerikanische Erfindung, sondern ist von Prof. Dr.-Ing. Rudolf Goldschmidt erfunden und wird von der Sanitas-Gesellschaft hergestellt. Professor Goldschmidt ist der Erbauer der Radiogroßstation Tuckerton; er hat auch die Hochfrequenzmaschine erfunden, vermittels welcher kurz nach Ausbruch des Krieges, nachdem die deutschen Übersee-Kabel zerschnitten waren, die drahtlose Verständigung mit Amerika hergestellt wurde. Im Interesse der deutschen Wissenschaft und Technik sei also festgestellt, daß der Pulsresonator keine amerikanische, sondern eine rein deutsche Erfindung ist und in Deutschland hergestellt wird.

Reisen nach Ostpreußen hindert der sogenannte polnische Korridor nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wird. Die Züge zwischen Berlin und Königsberg i. Pr. werden durch den polnischen Korridor als geschlossene Durchgangszüge geführt. Seit Jahr und Tag erfolgt auch keine Kontrolle mehr in den Zügen. Der Reisende nach Ostpreußen braucht keinerlei polnisches Visum; es genügt vollkommen ein ordnungsgemäßer Paß. Die Fahrt nach Ostpreußen bietet also auch auf der Eisenbahn keinerlei Unbequemlichkeiten.

Der Sichtvermerkzwang ist zwischen Deutschland und einer Reihe von anderen Staaten im zwischenstaatlichen Reiseverkehr aufgehoben worden. Dadurch sind jedoch die Bestimmungen zum Schutz des einheimischen Arbeitsmarktes nicht berührt worden. So ist bei Besuchs-, Erholungs-, Studien- und Geschäftsreisen nach Dänemark, Finnland, Holland, Liechtenstein, Luxemburg, Österreich, Schweden und der Schweiz nur der deutsche Reisepaß notwendig. Erfolgt die Einreise jedoch arbeitsuchend oder wegen des Stellenantritts, so ist vorher eine besondere Genehmigung bei den betreffenden Generalkonsulaten einzuholen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

FERIENENDE: DIE HEIMKEHR DER SOMMERFRISCHLER
ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Zur Erinnerung an die Opfer des Weltkrieges: Weihe des Denkmals für die Gefallenen des Infanterieregiments Nr. 52 und des Reserve-Infanterieregiments Nr. 269 in Cottbus am 14. August. — Im Oval: Die 400-Jahrfeier von Oberwiesenthal im Erzgebirge vom 13. bis zum 16. August: Auf dem Festplatz am Kreisturnheim. (Phot. Franz Landgraf, Zwickau i. S.). — Links: Chinesische Architektur als Vorbild neuzeitlichen Baustils: Der Wasserturm in Reichenbach im Vogtland (Sachsen), der wie eine chinesische Pagode anmutet.

Links: Fassadenreinigung mit Hilfe des Dampfes: Abdampfen der Wand eines Modehauses in Paris zur Entfernung des Staubes und Schmutzes. Der durch Schläuche von einem fahrbaren Dampfkessel herangeführte Dampf strömt in 2 cm Abstand von der Wand unter Druck aus einem schmalen Schlitz heraus. — Rechts: Von dem Jubiläum der Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg vor 75 Jahren am 17. und 18. August: Der Festakt im Raume der alten Kartäuserkirche des Germanischen Museums am 18. August. (Phot. K. Hofmann, Nürnberg.)

DEUTSCHLAND UND JAPAN

VON DR. PAUL OSTWALD

Der am 20. Juli abgeschlossene deutsch-japanische Handels- und Schiffahrtsvertrag, dessen Ratifikation im Laufe des September zu erwarten ist, hat die Frage nach dem Stand der gegenseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan wieder von aktuellerem Interesse werden lassen. Und das ist gut so, denn nur zu leicht laufen wir Gefahr, bei dem uns an Rhein und Weichsel aufgezwungenen Kampf um unsere nationale Existenz uns unseren politischen Blick verengen zu lassen und zu vergessen, daß wir in einer Zeit engster weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Verflechtungen leben. Daß aber die politische Stellungnahme auch eines an sich geographisch von uns so entfernt liegenden Staates wie Japans für uns von entscheidender Bedeutung werden kann, das sollten wir aus dem Weltkriege zur Genüge gelernt haben, denn es hat sich bitter an uns gerächt, daß wir vor 1914 meinten, das Mikadoreich als eine Quantité négligeable behandeln zu können. Es gilt um unserer nationalen Zukunft willen, daß wir diesen Fehler nicht zum zweitenmal begehen, daß wir über den europäischen auch die weltpolitischen Zusammenhänge nicht vergessen, und in diesem Sinne verlangen eben auch die deutsch-japanischen Beziehungen und ihre Ausgestaltungsmöglichkeiten eine besondere Aufmerksamkeit.

Hier muß zunächst festgestellt werden, daß sich nach dem Weltkriege gute Beziehungen zwischen uns und dem Mikadoreich am leichtesten wieder auf dem kulturellen Gebiete knüpfen ließen. Die starke Abhängigkeit der Kultur des modernen Japans von Deutschland, zu der in der Restaurationsepoche des Mikadoreiches besonders auf den Gebieten der Staatsverwaltung, der Verfassung, des Heerwesens, der modernen Rechtspflege, der medizinischen Wissenschaft und deren Nebendisziplinen der Grund gelegt wurde, zwang die Japaner dazu, nach Kriegsende alles zu tun, um wieder mit uns in einen engeren geistigen Kontakt zu kommen. Es war erfreulich und soll auch heute noch dankbar anerkannt werden, daß diese Kreise der japanischen Intelligenz damals in den ersten Nachkriegsjahren durch wiederholte Pietätsakte an den Gräbern deutscher Gelehrter vor aller Welt die feindliche Propaganda vom deutschen Barbarenvolk Lüge straften, daß sie auf ihren Kongressen gegen die Versailler Vernichtungspolitik protestierten, daß sie Sammlungen für unsere damals notleidende Wissenschaft und Studentenschaft veranstalteten. Der Wunsch nach einer stärkeren kulturellen Zusammenarbeit mit Deutschland vertiefte sich aber in Japan um so mehr, als sich in der Nachkriegszeit eine gewisse Ähnlichkeit der geistigen Atmosphäre bei beiden Nationen ergeben mußte. Denn wie bei uns Neues mit Altem zu ringen begann, so steht auch das heutige Japan in einem immer stärker werdenden Kampf um einen neuen geistigen Lebensinhalt, da die schnelle Entwicklung zum modernen Industriestaat die alte, im schintoistischen Glauben festgegründete Welt- und Staatsanschauung mehr und mehr zerrinnen läßt. Dieses psychologische Moment muß man beachten, um begreifen zu können, welch große Gebiete geistiger und kultureller Beeinflussung sich uns in Japan dadurch für die Zukunft eröffnen. Das heutige Japan will von uns nicht nur auf den altüberlieferten Gebieten der Rechtswissenschaft und der Medizin lernen, es will eindringen in unsere Weltanschauung, unsere Literatur, unsere Kunst. Darum werden heute deutsche Gelehrte aller Gebiete zu Vortragsreisen nach Japan gebeten, darum werden deutsche Musiker dort so sehr gefeiert und werden deutsche Kunstausstellungen immer wieder verlangt. Dem allem entspricht dann auch die besondere Förderung der deutschen Sprache als Unterrichtsfaches auf den japanischen höheren Schulen, so daß der Kreis derer, die deutsche Sprachkenntnisse besitzen und wenigstens deutsche Schriften lesen können, sich nicht mehr beschränken wird auf die Mediziner und Juristen, für die schon immer deutsche Sprachkenntnisse obligatorisch waren. Aber auch auf deutscher Seite ist erkannt worden, daß Japan als eine der wichtigsten Mächte Ostasiens aus den Schätzen der alten fernöstlichen Kultur uns vieles zu bieten vermag, so daß wir bei einer solchen Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Nationen nicht nur Gebende, sondern auch Empfangende sein können. Aus dieser Idee heraus, daß es sich für beide Nationen lohnt, in einen stärkeren gegenseitigen Austausch ihrer geistigen und kulturellen Güter zu treten, konnten denn auch das Deutsch-Japanische Institut in Berlin und das Japanisch-Deutsche Institut in Tokio ins Leben gerufen werden, die eine engere Zusammenarbeit der beiderseitigen Gelehrten und Wissenschaftler gewährleisten und eine größere wechselseitige Kenntnis des geistigen Lebens und der öffentlichen Einrichtungen in Deutschland wie in Japan fördern werden. Zum erstenmal sind bei zwei Nationen derartige Institute zum Zwecke eines gegenseitigen Austausches ihrer Kulturgüter gegründet worden, und es berechtigt uns das zu der Hoffnung für die Zukunft, daß dadurch ganz besonders feste geistige Bande zwischen Deutschland und Japan geschaffen werden können.

Schwieriger dagegen gestalteten sich bisher die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan, da man in Tokio nicht den Mut fand, nach Kriegsende sofort mit uns in Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag zu treten, sondern aus Rücksicht auf Frankreich, dem man sich nach der Washingtoner Konferenz genähert hatte, fest auf Einhaltung der im Versailler Diktat für uns vorgesehenen fünfjährigen Karenzzeit bestand. Insofern unterschied sich allerdings Japan wesentlich von unseren früheren Feinden, als es sich in der Behandlung des liquidierten deutschen Eigentums entgegenkommender erwies und auch im allgemeinen dem deutschen Handel keine besonderen Schwierigkeiten machte, so daß wir sehr bald dem Werte nach unsere Vorkriegsziffern in der Ausfuhr nach Japan erreichten. Das Fehlen eines Handelsvertrages aber machte sich für uns dann doch recht ungünstig bemerkbar, da Japan dadurch die Möglichkeit erhielt, im Juni 1924 ein Einfuhrverbot für deutsche Farben zu erlassen, und damit gerade den Artikel traf, der in unserer Ausfuhr immer an erster Stelle gestanden hatte. Unser Kampf um die Aufhebung dieses Farbeneinfuhrverbotes hat dann auch bei den bereits von uns im Herbst 1924 mit Japan aufgenommenen Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag dessen Abschluß wesentlich erschwert. Erst im August 1926 sollte es uns gelingen, mit Japan über die Farbeneinfuhr zu einem Kompromiß zu kommen, nach dem Deutschland sich verpflichtet, nur die Farben einzuführen, die Japan selber nicht herzustellen vermag. Wir können mit diesem Kompromiß um so zufriedener sein, als es sich bei der deutschen Ausfuhr nach Japan in der Regel nur um die hochwertigen Farbenprodukte gehandelt hat, und die japanische Farbenindustrie ist noch lange nicht so weit, die deutsche Einfuhr ersetzen zu können. Mit dem Farbeneinfuhrverbot traf Japan nicht nur uns, sondern sich selbst, denn die für die japanische Textilindustrie unentbehrlichen wertvollen deutschen Farben mußten von dieser über andere Länder bezogen werden, aber zu einem teureren Preis. Einer solchen Diskriminierung deutscher Waren auf dem deutsch-japanischen Absatzmarkt ist nun durch den jetzt abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrag, der 15 Tage nach Austausch der Ratifikationsurkunden zur Wirkung kommt, ein starker Riegel vorgebaut. Denn abgeschlossen ist der neue Handelsvertrag auf dem Boden der gegenseitigen Meistbegünstigung, so daß uns auch alle die wirtschaftlichen Vorteile zufallen, die Japan anderen Nationen eingeräumt hat. Automatisch muß sich darum der hohe autonome Zoll auf deutsches Kammgarn von 32,40 Yen für 100 Kin (ein Kin gleich 600 g) auf 24,40 Yen senken, da dieser niedrigere Zolltarif in anderen Handelsverträgen vorgesehen ist. Damit aber wird das deutsche Kammgarn, das noch bis 1923 beinahe die Hälfte der japanischen Einfuhr ausmachte, wieder auf dem japanischen Absatzmarkt konkurrenzfähig gegen französische, englische und tschechische Ware. Ebenso muß sich automatisch durch den Handelsvertrag der Zoll auf Automobile, Automobilteile, Parfüms, Seifen senken, und wenn diese Artikel auch im deutschen Außenhandel bisher keine große Rolle spielten, so ist ihre Ausfuhr jetzt doch entwicklungsfähig, besonders in bezug auf unsere hochentwickelte Automobilindustrie, die bei dem gesteigerten Bedarf Japans an Automobilen die englische und amerikanische Konkurrenz nicht zu scheuen braucht. Ob der Handelsvertrag auch Möglichkeiten und Aussichten bieten wird für eine Steigerung der anderen wichtigen deutschen Ausfuhrartikel, wie schwefelsaures Ammoniak, Eisenwaren, Maschinen, elektrotechnische Artikel, Bücher, medizinische Instrumente, wird abzuwarten sein. Hier hängt noch manches ab von den im Gange befindlichen Verhandlungen über einzelne Tarifpositionen. Wesentlich aber ist, daß durch den auf der Grundlage der gegenseitigen Meistbegünstigung abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrag endlich auch die rechtliche Grundlage über das Aufenthalts- und Niederlassungsrecht der beiderseitigen Staatsuntertanen, über die konsularische Vertretung, die Handelsschiffahrt usw. geschaffen worden ist, wie sie der frühere im Jahre 1911 abgeschlossene Vertrag gab. Auch für Japan bringt der neue Handelsvertrag gewisse Vorteile, die nicht unbeachtet bleiben dürfen, wenn auch eingestanden werden muß, daß seine Ausfuhr nach Deutschland im Werte von etwa 12 Millionen Yen bei einer Gesamtausfuhr von mehr als 2 Milliarden Yen nicht wesentlich ins Gewicht fällt. Immerhin wird Japan seine Ausfuhr nach Deutschland um einige Millionen künftig steigern können, da wir uns als Gegengabe für das Farbstoffabkommen zu einer Herabsetzung des Zolls für Sojabohnenöl von 7,50 Mk. auf 2,50 Mk. bereit erklärt haben. Auch die japanische Seide wird auf dem deutschen Markt wieder konkurrenzfähig, und der Zeitpunkt ist jetzt gekommen, wo eine engere Zusammenarbeit zwischen dem deutschen Seidenhandel und der japanischen Seidenindustrie stattfinden kann, um damit Ideen praktisch werden zu lassen, wie sie bereits auf der Berliner großen Seidenausstellung 1925 von deutscher und japanischer Seite angeregt wurden. Auf jeden Fall schafft der neue Handels- und Schiffahrtsvertrag aber eine neue Basis für geregelte und gute wirtschaftliche Beziehungen und läßt erhoffen, daß er zusammen mit den starken kulturellen Bindungen zwischen den beiden Nationen auch nicht ohne günstige politische Auswirkungen bleiben wird.

Denn das soll und muß offen gesagt werden, daß Japan uns in den ersten Nachkriegsjahren in politischer Beziehung manche schwere Enttäuschung gebracht hat, indem es sich aus einer kurzsichtigen und reinen Opportunitätspolitik von Frankreich gegen uns mißbrauchen ließ. Erst nach dem im Januar 1925 erfolgten Abschluß des japanisch-russischen Vertrages setzte in Tokio eine gewisse Erkenntnis dafür ein, daß die allzu große Liebedienerei, die man Frankreich gegenüber an den Tag gelegt hatte, für das Mikadoreich verhängnisvoll zu werden begann. Die japanische Politik hat heute den Weg zu ihren eigentlichen Aufgaben, die in Ostasien und im Stillen Ozean liegen, zurückgefunden, und so sind denn auch politische Unerfreulichkeiten, wie sie die japanisch-französische Intimität mit sich brachte, in den letzten Jahren ausgeblieben. Japan ist aber weiter Mitglied des Völkerbundes und des Völkerbundsrates geblieben; es wird aus reinen Prestigegründen und Rasserücksichten auch nicht daran denken, aus der Genfer Institution auszutreten. Hier aber kann Japan ebenso wie wir politische Freunde gebrauchen, denn wenn auch die Genfer Abrüstungskonferenz einen gewissen Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien hat zutage treten lassen, gegen Japan werden beide angelsächsischen Mächte immer zusammenstehen. Dazu kommt, daß das Mikadoreich zu Rußland in einem ähnlichen Verhältnis steht wie Deutschland, und daß sich daraus, besonders bei dem Bemühen Englands um die Aufrichtung einer antirussischen Front, eine gewisse deutsch-japanische politische Schicksalsgemeinschaft ergibt, die sich auf naturgegebenen geopolitischen Bedingungen aufbaut. Solche Überlegungen lassen es aber doch wohl im Interesse beider Nationen wünschenswert erscheinen, daß zwischen ihnen auch in politischer Richtung Beziehungen Platz greifen, die mehr als nur korrekt bezeichnet werden müssen. Das Verständnis dafür zu verstärken, wird nicht nur Aufgabe der beiderseitigen Presseorgane sein müssen, sondern auch aller derer, die durch die kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit Gelegenheit und Möglichkeit haben, die öffentliche Meinung in beiden Nationen zu beeinflussen. Von ganz besonderem Wert aber für ein besseres Verständnis unserer eigenen schwierigen Lage im japanischen Volke würde es sein, wenn es endlich wieder gelingen würde, in Japan eine deutsche Zeitung ins Leben zu rufen, die wie die frühere „Deutsche Japanpost" in deutscher, englischer und japanischer Sprache erscheinen würde.

DREISSIG JAHRE DRAHTLOSE TELEGRAPHIE

VON DR. ARTHUR HAMM

Gerade 30 Jahre sind es jetzt her, daß Guglielmo Marconi, der italienische Ingenieur, die von dem deutschen Physiker Heinrich Hertz geschaffene Anordnung zur Erzeugung elektrischer Wellen dazu verwendete, Signale über eine gewisse Entfernung zu übertragen. Drei Nationen hatten zu dem Ergebnis, das damals das größte Aufsehen erregte, mit beigetragen. Der Engländer James Clark Maxwell hatte die theoretischen Grundlagen geschaffen, die der Deutsche Hertz dann durch eine Reihe glänzend durchgeführter Experimente bestätigte. In ihnen erblickte Marconi mit dem Blicke des genialen Ingenieurs das Mittel, der Übertragung von telegraphischen Zeichen durch den Draht eine solche ohne Drahtleitung an die Seite zu setzen, und der Versuch gelang. Slaby schilderte anschaulich, mit welcher Erregung die Teilnehmer an den Versuchen dem Klopfen lauschten, das das Eintreffen der Wellen aus der nur wenige hundert Meter entfernten Sendestation ankündigte; ein schmaler Meeresarm wurde damit überbrückt. Die Neuerungen, die Marconi damals anwendete, waren vor allem die Antenne, ein senkrecht in die Luft gehängter Draht und gewisse Verbesserungen am Kohärer. Mit jenem Tage begann ein Siegeslauf der neuen Technik, wie er seinesgleichen kaum hat, und wer heute drahtlos über den Ozean telegraphiert oder sich an den Darbietungen des Rundfunks freut, denkt wohl nicht so leicht daran, daß die ganze Technik erst 30 Jahre alt ist.

Marconis Anordnung war noch denkbar einfach; er schaltete die Funkenstrecke, die ihm zur Erzeugung der hochfrequenten Schwingungen diente, unmittelbar in die Antenne, die so in ihrer Eigenschwingung erregt wurde. Im folgenden Jahre erfanden gleichzeitig Braun in Straßburg und der Engländer Oliver Lodge das heute unentbehrlichste Requisit der „Drahtlosen", die Abstimmung durch Einfügung von Kapazitäten und Induktivitäten. Erst damit wurde die Anordnung wirklich leistungsfähig, vor allem konnte die zur Schwingungserzeugung verwendete Energie und damit die Reichweite vervielfacht werden. Als dann Marconi noch das erfand, was wir heute bei unseren Radio-Empfängern Sekundärschaltung nennen, da war eine gewisse technisch-industrielle Verwendbarkeit der Einrichtung gegeben, und tatsächlich gelang es Marconi bereits im Jahre 1901 mit dieser uns primitiv erscheinenden Anordnung, von Poldhu nach Neu-Fundland, das heißt über den Atlantischen Ozean in einer Breite von 2100 km hinweg zu telegraphieren. Kurz darauf konnte die Reichweite sogar bis auf über 3000 km gesteigert werden.

Von den Festspielen im Schlosse zu Heidelberg: Szene aus der Aufführung von Heinrich v. Kleists „Kätchen von Heilbronn" am 9. August. Von links nach rechts: Walter Werner als Ritter Flamberg, Carl Ebert als Graf vom Strahl und Fritta Brod als Kunigunde von Thurneck. (Phot. Nini und Carry Heß, Frankfurt a. M.)

Aus den 25-Jahr-Jubiläumsfestspielen im Harzer Bergtheater „Grüne Bühne" in Thale vom 9. Juli bis zum 28. August: Szenenbild aus „Prinz Friedrich von Homburg" von Heinrich v. Kleist. Frigga Braut als Kurfürstin, Marie Ewans als Prinzessin Natalie von Oranien, Dorothea Thieß und Alice Treff als Hofdamen, Franz Weilhammer als Wachtmeister.

Von den im Laufe dieses Sommers stattfindenden Landesheimatspielen der Provinz Westfalen in dem Naturtheater im Stadtwald Hohenstein zu Witten-Ruhr: Szenenbild aus Goethes „Götz von Berlichingen".

Deutsche Klassiker auf der Freilichtbühne.

Man hatte aber damals zum Abhören der ankommenden Signale noch immer kein anderes Mittel als das im Anfang vorhandene, den Kohärer mit einigen Verbesserungen und Abänderungen. Erst im Jahre 1906 trat der heute übliche Detektor in die drahtlose Telegraphie ein. Auch er wurde, wie übrigens merkwürdigerweise fast alle bedeutenden Fortschritte der drahtlosen Telegraphie, von mehreren Erfindern zu gleicher Zeit entdeckt, nämlich von Braun in Straßburg, dem die grundlegenden deutschen Patente gehörten, und Dunwoody, Pickard und anderen in Amerika. Der älteste Kristalldetektor war der mit Karborundum zusammengesetzte; bald darauf wurde die Verwendung der Pyrite entdeckt. Heute ist die Anzahl der Kombinationen Legion, obwohl die Verwendung von Bleiglanz mit irgendeiner Edelmetallspitze wohl die weitaus beliebteste ist. Vor kurzem entdeckte man in Deutschland die Möglichkeit, den Detektorkristall auf künstlichem Wege herzustellen. —

Noch vor der Erfindung des Detektors wurden indessen zwei Hilfsmittel für die drahtlose Telegraphie erfunden, die erst viel später zur Wirksamkeit kamen. Dem Dänen Valdemar Poulsen wurde die Verwendung des Lichtbogens zur Erzeugung hochfrequenter Schwingungen patentiert, womit ein Mittel gegeben war, weit größere Schwingungsenergien als bisher zu erzeugen und somit die Reichweite der Telegraphie abermals bedeutend zu vergrößern. Indessen dauerte es fast 10 Jahre, bis der Poulsenbogen wirklich angewendet wurde, erst kurz vor dem Kriege wurden die ersten Stationen mit Lichtbogensendern gebaut. Die zweite Erfindung, die eine noch unendlich viel größere Bedeutung als die des Poulsenbogens hatte, war die der Röhre. Im Jahre 1904 erhielt der Engländer Fleming das erste Patent darauf; seine Röhre, die lediglich als Detektor dienen sollte, hatte aber nur zwei Elektroden, während die dritte und vielleicht wichtigste, das Gitter, im Jahre 1908 von Lee de Forest hinzugefügt wurde. Es hat aber von Lee de Forests Erfindung ab noch fast ein Jahrzehnt gedauert, ehe die Röhre zu dem universell verwendbaren Instrument geworden ist, das sie heute darstellt, sowohl zur Schwingungserzeugung als auch zum Empfang. Dazu trug eine Erfindung bei, die man wohl zu den wichtigsten in der Hochfrequenztechnik rechnen kann, die auch wiederum von mehreren Seiten gleichzeitig gemacht wurde, nämlich die der Rückkopplung. Sie entstand im Winter 1912/13, und zwar in Amerika und Deutschland, dort von de Forest und Armstrong, hier von Dr. Meißner gemacht. Durch sie wurde es ermöglicht, die Röhre zur Schwingungserzeugung zu veranlassen, so daß sie als Sender von großer Konstanz der Wellenlänge brauchbar war. Gleichzeitig wurde damit die denkbar größte Empfindlichkeit des Empfanges erreicht.

Neben diesen grundlegenden Erfindungen treten die zahlreichen Schaltungspatente naturgemäß an Wichtigkeit etwas zurück. Das erste Patent dieser Art war das Marconische, das den von Braun und Lodge erfundenen abgestimmten Kreis auf den Empfänger anwandte, womit die Möglichkeit gegeben war, den Empfänger auf verschiedene Wellenlängen abzustimmen. Sehr viel später liegen alle die Empfangsschaltungen, die heute eine große Rolle in der Telegraphie und namentlich Telephonie spielen, die als abgestimmte Hochfrequenzverstärkung, Neutrodynschaltung und Superheterodynschaltung usw. jedem Funkfreunde bekannt sind.

Von den neueren Anwendungen der drahtlosen Telegraphie ist eine der interessantesten zweifellos die der drahtlosen Bildübertragung. Die bisherigen Erfolge sind sehr vielversprechend, obgleich die allgemeine Anwendung, ähnlich der des Rundfunks, noch nicht sichtbar ist. Aber die Übertragung von Wetterkarten und einzelnen Bildern, das heißt die Anwendung ähnlich der Telegraphie, wird jetzt schon praktisch ausgeführt.

Prof. Dr. Paul Zweifel, Geheimer Rat, der berühmte ehemalige Ordinarius für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Leipzig und Direktor der Universitäts-Frauenklinik, starb in der Nacht zum 13. August, 79 Jahre alt.

Die Wiederbelebung eines gotischen Mysterienspiels: Schlußszene des 600 jährigen „Eisenacher Spiels von den zehn Jungfrauen", das nach der Neubearbeitung von Konrad Höfer mit Musik von Ernst Fleischer in Eisenach vom 7. bis zum 15. August aufgeführt wurde. (Phot. Harder, Eisenach.)

Prof. Dr. Hermann Abert, einer der Führer der deutschen Musikwissenschaft, Ordinarius an der Berliner Universität, Verfasser bedeutender musikgeschichtlicher Werke, starb am 13. August im Alter von 56 Jahren.

Aus dem vogtländischen Trachtenfest in Bad Elster am 14. August: Bademädchen von Bad Elster in ihrer früheren und heutigen Tracht.

Rechts nebenstehend:
Von dem kürzlich abgehaltenen Europäischen christlichen Kongreß in Budapest: Der Deutsche Schürmann bei seiner Ansprache, die von dem rechts neben ihm stehenden Missionar Dr. Baron Paul Podmaniczky ins Ungarische übertragen wurde.

Von dem folgenschweren Brandunglück in Holzau im Lechtal (Tirol) in der Nacht zum 6. August: Brandruinen des Hotels „Zum Hirschen". Dem Brande sind 4 Personen zum Opfer gefallen. (Phot. E. Resch, München.)

Mitte links:
Ein Riesenwerk deutscher Technik: Das von der Hamburger Werft der Deutschen Schiff- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft soeben vollendete Schwimmdock von 25000 t für den Hafen von Bordeaux.

Links: Militärische Erziehung der Jugend in England: Jugendwehr auf dem Marsch zur Übung. Über 15000 Schüler der höheren englischen Knabenschulen gehören der Junior Division of the Officers' Training Corps an und werden von aktiven Unteroffizieren und Offizieren militärisch durchgebildet. Die Schüler tragen eine fast ganz der englischen Armee angepaßte Uniform. — **Rechts: Zum Wettrüsten trotz aller Abrüstungskonferenzen:** Das neueste amerikanische Küstenschutzgeschütz, das als das größte bewegliche Geschütz der Welt bezeichnet wird. Es vermag ein Gelände bis zu 32 km Entfernung zu bestreichen.

Rechts: Zum Fußball-Wettkampf der holländischen Meisterschaftsmannschaft Heracles-Amelo mit dem Fußballklub Tennis-Borussia in Berlin am 13. August anläßlich des 25jährigen Bestehens des Berliner Klubs. Die holländischen Gäste (gestreiftes Hemd) überreichen dem Jubilar einen Blumenkorb. Das Spiel selbst gewann der Jubilar mit 8:1.

Aus den Internationalen Tennismeisterschaften von Deutschland in Hamburg vom 10. bis zum 17. August: Im Oval: Hans Moldenhauer, der vorjährige Deutsche Meister im Einzelspiel, verteidigt siegreich seinen Titel gegen Hannemann, den er mit 6:2, 4:6, 6:4, 6:4 am 17. August schlug. Oben links: Cilly Außem, Köln, die durch ihren Sieg (6:3, 6:3) über Frau Friedleben, Frankfurt a. M., in der Endrunde den Titel Deutsche Meisterin erwarb.

TAGESGESCHICHTE

Die Festlichkeiten zur Feier der Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg vor 75 Jahren, die am 17. und 18. Januar stattfanden, verdienen bei der Bedeutung dieses Museums besondere Beachtung. Sie wurden am Abend des 17. August im Saalbau des Industrie- und Kulturvereins mit einem Empfangsabend eingeleitet. Am Tage darauf fand in der alten Kartäuserkirche des Museums der große Festakt statt, bei dem Dr. Graf v. Posadowsky-Wehner, der Vorsitzende des Verwaltungsrates, die Teilnehmer begrüßte. Die Glückwünsche der bayerischen Staatsregierung überbrachte Kultusminister Dr. Goldenberger, die der Reichsregierung Dr. Zweigert, Staatssekretär im Reichsministerium des Innern. Ein Festmahl im großen historischen Rathaussaal versammelte am Nachmittag die Festgäste, wobei Geheimrat v. Bezold, der bis 1920 an der Spitze des Germanischen Museums gestanden hatte, die Abschlußrede hielt.

Die Internationalen Tennismeisterschaften von Deutschland, die am 10. August in Hamburg begannen, wurden infolge der Störungen durch Regen über den als Schlußtag geplanten 15. August hinaus erst am 17. August beendigt. Sie brachten guten Sport. Eine Überraschung bildete der Sieg der jungen Kölnerin Cilly Außem über Frau Friedleben (Frankfurt a. M.). Der vorjährige Deutsche Meister im Einzelspiel vermochte wieder seinen Titel im Endkampf gegen Hannemann zu behaupten.

Deutsche Klassiker haben in diesem Sommer auf den Freilichttheatern starke Berücksichtigung gefunden. So wurde bei den Festspielen in Heidelberg, die in den Ruinen des Otto-Heinrich-Baues stattfanden, neben anderen Stücken auch H. v. Kleists hochromantisches „Kätchen von Heilbronn“ zur Aufführung gebracht. Die szenischen Wald- und Wiesenstücke, für die der Schloßhof in seiner Weiträumigkeit die Möglichkeit breiter Spielfläche bot, fanden bei den Zuhörern beifällige Aufnahme. — Ebenfalls ein Drama von Kleist, „Prinz Friedrich von Homburg“, wurde für die Festspiele im Harzer Bergtheater „Grüne Bühne“ in Thale gewählt zu dessen Jubiläumsfeier seines 25 jährigen Bestehens. — Die Landesheimatspiele der Provinz Westfalen, die vom Mai bis zum Oktober auf dem Hohenstein bei Witten an der Ruhr stattfinden, haben mit ihren Aufführungen von Goethes „Götz von Berlichingen“ sich bisher einen regen Zuspruch gesichert.

Das 600jährige, gotische Mysterienspiel von den zehn Jungfrauen fand zu Eisenach in der Neubearbeitung von Dr. Konrad Höfer mit Musik von Ernst Fleischer unter der verständnisvollen Leitung des früheren Intendanten des Geraer Hoftheaters, Freiherrn v. d. Heyden-Rynsch, vom 7. bis zum 15. August glänzend gelungene Wiedergaben.

Von den Leichtathletikmeisterschaften der Deutschen Turnerschaft im Stadion zu Berlin-Grunewald am 14. August: Frl. Kapp, Frankfurt a. M., eine der besten Kunstspringerinnen, beim Kopfsprung.

Nebenstehend:

Vom 16. Deutschen Meisterschafts-Rudern auf dem Medeweger See bei Schwerin am 14. August: Aus dem Rennen „Vierer ohne Steuermann“, das der Berliner Ruder-Club erst nach scharfem Kampf mit 3/4 Länge Vorsprung gegen den Dresdener Ruderverein gewinnen konnte.

Seglerleben an der Havel: Im Heim des ehemaligen Kaiserlichen Jachtklubs in Potsdam.
Zeichnung von Reinhold Koch-Zeuthen

BUDAPEST

Diese internationale Ausstellung und dieser Kongreß eröffnen die schönsten Aussichten. Der jüngst in Venedig veranstaltete Kongreß der internationalen Fremdenbureaus, der 600 Reisebureaus umfaßte, hat einhellig ausgesprochen, daß er an der im Jahre 1929 stattfindenden Budapester internationalen Ausstellung für Bäder- und Fremdenverkehrswesen nicht nur teilnehmen, sondern gleichzeitig auch seinen eigenen internationalen Kongreß in Budapest veranstalten werde.

Außerdem haben sich bereits die Fremdenverkehrsorganisationen mehrerer Länder für die Budapester internationale Ausstellung für Bäderwesen und den Kongreß für Fremdenverkehrswesen interessiert und die Leitung benachrichtigt, daß sie an der Ausstellung mit entsprechendem Material teilnehmen und auf dem Kongreß sich würdig vertreten lassen werden.

Für 1929 erwarten wir auch die feierliche Eröffnung des Budapester internationalen Handelshafens, der in der Nähe der internationalen Ausstellung für Bäder- und Verkehrswesen gebaut wird. Er soll der Aufgabe dienen, den friedlichen wirtschaftlichen Fortschritt der längs der Donau ansässigen, etwa 10 Millionen zählenden Bevölkerung zu fördern und zugleich der Welt die Lebensfähigkeit der ungarischen Nation, ihren friedlichen Kulturfortschritt und ihr reines traditionelles Bestreben zeigen, an dem Wettbewerb der europäischen Kultur ständig mitzuwirken.

Im Rudasbad, einem Überbleibsel aus der Türkenzeit, in Budapest.

Die Bäderstadt Budapest und die Ausstellung für internationales Bäder- und Fremdenverkehrswesen.

Von Dr. Erzherzog Josef Franz.

Anläßlich des jüngst in Budapest veranstalteten Weltkongresses der Hoteliers bildeten vor allem die an malerischen Schönheiten überreiche Gegend von Budapest und der vor der Stadt dahinziehende mächtige Donaustrom eine besondere Anziehung. Der allgemeine Eindruck, der unter den nach Budapest kommenden Fremden herrscht, ist der, daß es neben Neapel kaum eine malerischer gelegene Stadt in Europa gäbe als Budapest, und daß diese Stadt vermöge ihres Reichtums an Naturschätzen und an wunderbaren Heilquellen in der ganzen Welt einzig dastehe; denn man kann mit Fug und Recht sagen, daß besonders keine einzige Stadt sich so groß angelegter und moderner Heilbäder erfreut wie die Stadt Budapest, deren viele Tausende von kranken und gesunden Personen jährlich dankbar gedenken. Die ungarische Hauptstadt hinterläßt mit ihren traditionellen und modernen Baulichkeiten und ihren großstädtischen Einrichtungen einen unauslöschlichen Eindruck bei allen, die sie gesehen haben. Der moderne Mensch findet hier ebenso seine Bequemlichkeit und seine Zerstreuung wie nur in irgendeiner Weltstadt. Allgemein bekannt ist es außerdem, daß die Fremden sich infolge der bei der ungarischen Nation üblichen, herkömmlichen Gastfreundschaft in Budapest gern heimisch fühlen.

Vor der Zerstückelung des Landes schickte Budapest sich eben an, ein großes Industriezentrum zu werden, und diese Bewegung ist nicht aufzuhalten. In Wahrheit aber stürmt jetzt Budapest mit großen Schritten vor, um eine Weltbäderstadt zu werden.

Die Schönheit Budapests und die mit allen modernen Mitteln ausgerüsteten großartigen Badeanstalten von wunderbarer Heilwirkung haben den Verein „Budapest-Bäderstadt" bewogen, auf dem in malerischer Schönheit prangenden Budapester Gellértberg im Jahre 1929 eine internationale Ausstellung für Bäder- und Fremdenverkehrswesen und in Verbindung mit dieser unter dem Protektorat der Regierung und der Haupt- und Residenzstadt Budapest einen Balneologischen und einen Fremdenverkehrskongreß zu veranstalten.

Vor der Trinkhalle der Hungaria-Heilquelle in Budapest.

Das Sanatorium auf dem Schwabenberg, dem schönsten der Berge bei Budapest, mit Ausblick vom Turm aus über die Hauptstadt und die angrenzende Tiefebene.

Die Heilbäder und Heilquellen Budapests.

Von Generaldirektor Géza v. Bánlaki.

Vermöge seiner glücklichen geologischen Verhältnisse ist Budapest geradezu prädestiniert, eine der namhaftesten Bäder-Metropolen der Welt zu sein. Nirgends vielleicht finden wir diesen unerhörten Reichtum und diesen großartigen Überfluß an Heilquellen, wie sie der ungarischen Hauptstadt dank der Freigebigkeit der Natur verliehen sind. Abgesehen von den Bitterwasserquellen in Buda und den lauwarmen Halbthermen, die sich stromweise in die Donau ergießen, liefern diese Quellen täglich an die 60000000 hl Heilwässer von 42 bis 74° C, die alle auf dem Gebiete der Budapester großen Heilbäder aus dem Boden sprudeln.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung finden wir hier die Hauptstadt der römischen Provinz Pannonien,

Sankt Gellért-Bad und sein Hotel in Budapest.

DIE PERLE DER DONAU: DIE ST.-MARGARETHEN-INSEL IN BUDAPEST

AQUARELL VON ARPAD BARDOCZ

Aquincum, wo die vorgenommenen Ausgrabungen, die zahlreiche öffentliche Luxusbäder, allerdings in Ruinen, zutage förderten, den Beweis erbringen, daß die Warmwasserquellen von Buda schon den Römern bekannt und von ihnen hochgeschätzt waren. Und nicht ganz grundlos wird vorausgesetzt, daß die Benennung „Aquincum" in den gefundenen fünf Quellen („Aqua quinque") ihren Grund hat.

Laut historischer Angaben wurde das Wasser der Budaer Thermen schon zur Zeit der Könige aus dem Arpádenhause (1001—1301) als Heilmittel gegen die verschiedensten Krankheiten verwendet. Wir wissen, daß zur Zeit des Königs Matthias (1458—1490) die Budaer Partien unserer heutigen Hauptstadt auch im Auslande berechtigten Ruhm genossen. In seinem 1551 in Wien erschienenen Werk tut Dr. Georg Wernher „fürstlich eingerichteter Bäder" Erwähnung; der englische Arzt Brown aber nennt in seiner 1673 erschienenen Reisebeschreibung die Bäder von Buda „die vollendetsten Europas".

Die türkischen Eroberer (1526—1686) zerstörten die schönsten Kunstdenkmäler Budas, den Bädern aber gewährten sie Gnade, ja, bei ihrer entwickelten Bäderkultur vervollständigten sie sogar die Anlagen. Die Überbleibsel der türkischen Bäderbauten sind bis auf den heutigen Tag in den Hallen und Gewölben des Kaiserbades und des Bruckbades (Rudasfürdö) zu finden, desgleichen an den Quellen des Sankt-Gellért-Bades.

Budapest war aber nicht nur in der Vergangenheit die Stadt der Heilbäder: die Stadt ist es noch heute, und ihre zahlreichen tadellos geleiteten Heilbäder und ihre unvergleichlich schöne Lage am Donaustrand bestimmen sie gleichermaßen dazu, die Zuflucht der Rheumatiker und Gelenkkranken zu werden.

Ein überaus großer Vorteil der Budapester Heilbäder besteht darin, daß der Badegast hier allen Komfort, alle Kultur und Zerstreuung einer Millionenstadt findet, und daß die Badesaison sich nicht bloß auf die Sommerzeit beschränkt, sondern volle zwölf Monate währt.

Der Großteil der Budapester Heilbäder befindet sich im Besitz und in der Verwaltung der Hauptstadt. Das städtische „Sankt-Gellért-Heilbad" ist während des Weltkrieges mit einem Kostenaufwand von 10000000 Goldkronen erbaut worden. Es ist mit seiner vollkommenen balneotherapeutischen Einrichtung, seinem glanzvollen Palasthotel und seinem Thermal-Wellenbad eine Sehenswürdigkeit der Hauptstadt. Während seines kurzen Bestandes ist das Bad so volkstümlich geworden, daß bereits eine bedeutende Erweiterung notwendig wurde.

Das im Stadtwäldchen angelegte Széchenyi-Heilbad wird von einer 74° C heißen, aus 970 m Tiefe hervorbrechenden artesischen Quelle gespeist. Dieses groß angelegte, moderne Badepalais wird mit einem Aufwand von 50 Milliarden Kronen um neue Abteilungen und um ein gewaltiges Strandbad erweitert. Das städtische Bruckbad (Rudasfürdö) übt besonders vermöge seines alten türkischen Dampfbades große Anziehungskraft aus. Seine „Hungaria"-Lithiumquelle wird täglich von vielen Tausenden aufgesucht.

Die im Besitze des hauptstädtischen Fonds befindliche Sankt-Margarethen-Insel ist der schönste Smaragd im Ring des schillernden Donaustroms. Ihr fünfundachtzig Hektar großer, Jahrhunderte alter Park, ihr klassisch schönes Badehaus, ihre Hotels, Heilanstalten und Sportanlagen werden vom Publikum der Hauptstadt und von Fremden in großer Zahl aufgesucht. Das der Margarethen-Insel gegenüberliegende Kaiserbad und das Lukasbad am Donaustrand sowie das am Fuße des Gellértberges liegende alte Raitzenbad (Rátzfürdö) haben dank der Heilkraft ihrer Quellen ebenfalls ihr Stammpublikum. Die Budapester Heilbäder waren bisher in der weiten Welt nur wenig bekannt. Die Leitung der Hauptstadt aber bemüht sich in voller Erkenntnis der in diesen Bädern liegenden gewaltigen Werte und um den Preis größter Opfer, die erwähnten Thermen auszubauen und zu modernisieren.

Das Budapester Musikleben.

Von Nikolaus Radnai, Direktor des Königl. Ung. Opernhauses.

Das Kunstleben einer Hauptstadt, welchen Zweig der Künste es auch umfassen mag, ist bedeutungsvoll und kennzeichnend für das Land selbst, wie es auch die Bevölkerung seiner Großstädte charakterisiert und ein gedrungenes Bild dieses Charakteristik liefert.

Es ist nur natürlich, daß in Großstädten alter Kultur, wie etwa Wien, München oder Paris, das Kunstleben die systematische und ruhige Wellenlinie der Entwicklung aufzeigt, jüngere Städte dagegen von allerlei frischen Eindrücken und neuen Richtungen oft zu überraschend vielseitigen frischen und Interesse weckenden Zentren der Kultur des Landes gestempelt werden. Solch junge, empfängliche und für die Künste größten Fassungsraum bietende Hauptstadt ist die der Ungarn: Budapest.

Als an eine der östlichsten Großstädte Europas schlägt der Widerhall der großen künstlerischen Ereignisse des Westens brandend gegen die künstlerischen Bollwerke unserer Hauptstadt. Es ist also natürlich, daß sich Neues mit Altem kapriziöser vermengt, wiederum bietet sich ebendarum jedem reichlich Gelegenheit, zu finden, was seinen Fähigkeiten, seinen Interessen und seinem Geschmack entspricht.

Diesen lebhaften Drang weist auch das Musikleben der ungarischen Hauptstadt auf. Der Bogen, der das Königliche Opernhaus, die Hochschule für Musik und die auch im Ausland bekannten und berühmten Zigeunerkapellen Radics und Berkes verbindet, umspannt alles, was eine Großstadt musikalisch zu beschäftigen vermag. Die Opern- und philharmonischen Aufführungen reichen etwa 100 Jahre zurück. Anfänglich waren die Mitglieder beider Körperschaften fast ausschließlich Fremde, Ausländer: heute bringt unser bereits vollständig ungarisches Opernensemble die Meisterwerke der Weltmusikliteratur in ungarischer Sprache zu Wort. Ja, wir haben sogar ein paar berühmte Sänger und Sängerinnen dem Auslande geschenkt, so Marie Németh, Ann Roselle, Koloman Pataky u. a. Ebenso sind die hervorragenden ungarischen Dirigenten unserer Philharmoniker, wie Stefan Kerner oder Ernst Dohnányi, weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt, viele unserer jungen Kapellmeister aber wirken verdienstvoll in den großen Musikzentren der westlichen Länder. Von unseren vortragenden Künstlern sind Hubay und Dohnányi überall bekannt; hierzu kommen Vecsey, Telmányi, Szigeti, Stefi Geyer, Johann Koncz, die Durigo, Arnold Földesi und andere, deren Namen in Budapest den Schliff der Weltgeltung erhalten haben. Fast ein halbes Jahrhundert liegt auch hinter der ungarischen Kammermusik: zur Zeit sind die bekanntesten Quartette die von Waldbauer, von Lehner und von Melles, die die intime Kunst der Kammermusik auf hoher Stufe erhalten. Als zu einem begeisterten und sachkundigen Publikum kommen auswärtige Künstler mit Freuden nach Budapest, und es gibt kaum einen Träger eines Weltnamens, der nicht früher oder später in dem „Paris am Donaustrand", wie man Budapest bezeichnet hat, auf dem Podium erschienen wäre.

Es ist eine besondere Spezialität des einzigen Opernhauses und der einzigen philharmonischen Gesellschaft unseres Landes, daß hier jene bemerkenswerten ungarischen Premieren in Szene gehen, die dann mehr als einmal ihren Weg ins Ausland antreten. Es seien nur Hubay, Dohnányi, Bartók, Kodály, Poldini, Weiner und Theodor Szántó genannt, die den Weg beschreiten, den einst die Kunst eines Franz Liszt uns erschlossen hat. Die Musikfreunde unserer Hauptstadt kennen von den Ausländer die Klassiker ebenso wie die Modernen, und Mozart, Beethoven, Wagner oder Verdi haben genau so ihre andächtige und begeisterte Gemeinde in Budapest wie die neuartige Richtung von Puccini, Debussy, Strauß, Korngold, Honegger, Paul Hindemith oder Igor Strawinsky.

Wohlbekannte Namen unter den Förderern des leichten Musikgenres sind die der Verfasser von Operetten, die bereits die Reise um das Erdenrund gemacht haben; Lehár, Kálmán, Buttykay, Jacobi, Zerkowitz — lauter Tonsetzer, die ihre gefälligen, leichten Werke aus der reichen Quelle unserer Volksmusik schöpfen und zu modernen Tanzoperetten verarbeiten.

Im allgemeinen wird unser Musikleben durch das die kleineren Nationen kennzeichnenden, nach Höherem strebende Verlangen charakterisiert. Hier möchte man gleicherweise das hohe C eines Caruso oder Fleta oder die Aufführungen des Neuyorker Metropolitan-Opera-House, die Bayreuther Festspiele, die alten, die neuen und die neuesten Komponisten hören. Und wie in allem, so tritt auch hierin das Streben einer 1000jährigen Nation zutage, es den großen Völkern, die, eben weil sie glücklich sind, groß sind, nachzutun, von diesen aber auch in ihrem Streben erkannt und anerkannt zu werden.

Ungarn und Deutschland.

Von Kornel Tábori.

Zahlreich und stark sind die Bande, die Ungarn mit dem Deutschen Reiche verknüpfen. Es gibt da sehr viele bemerkenswerte Momente, über die jedoch bisher nur selten geschrieben worden ist.

Selbstverständlich hat dieser Aufsatz keineswegs die Absicht, eine Untersuchung alter geschichtlicher und wirtschaftlicher Verbindungen anzustellen. War doch seit König Stefan dem Heiligen, dem hauptsächlich deutsche Bekenner das Christentum brachten, tausend Jahre hindurch unsere gegenseitige Verbindung so eng und intensiv, daß es zu einer Besprechung dieser Konnexionen einer groß angelegten Studie bedürfte. Hauptsächlich in der Zeit, als Ungarn im Osten Europas das Bollwerk gegen die Heiden bildete, interessierte das Schicksal dieses Landes das Deutschtum ganz besonders. Später brachten deutsche Kolonisten das Land abermals zu hoher Blüte. Noch heute besuchen lernfreudige ungarische Jünglinge deutsche Hochschulen, und so manches Jahr betrug die Zahl der ungarischen Studenten an je einer deutschen Universität das Doppelte aller dort immatrikulierten fremdländischen Hörer. Ein deutsch-ungarisches Forschungsinstitut und ein „Collegium Hungaricum" blühen in Berlin; demgegenüber wird in Budapest auch heute noch außerordentlich großes Gewicht auf den Unterricht im Deutschen und überhaupt auf die Pflege der altehrwürdigen Beziehungen zu Deutschland gelegt.

Gelangt der deutsche Tourist beispielsweise nach Budapest, so kommt er nicht nur in der Hauptstadt, sondern in der ganzen Umgegend mit seinem Deutsch aus, ja, er begegnet allerorten seinen einstigen Landsleuten: Budakeszi ist heute noch eine deutschsprachige Gemeinde; in Törökbálint, Solymár, Pesthidegkut und in noch so manchen anderen schön gelegenen Ortschaften ringsum ist die Bevölkerung fast rein schwäbisch. Die vornehmste Sommerfrische Budapests liegt sogar inmitten von Weingärten und eleganten Villen, zwischen Wäldchen und Hainen, auf dem Schwabenberg (Svábhegy).

Auch in künstlerischer und überhaupt kultureller Hinsicht finden sich wertvolle Beziehungen. Den Palast der Ungarischen Akademie der Wissenschaften hat der Thüringer Friedrich August Stüler 1862—1864 erbaut, derselbe, der das Berliner Neue Museum, die Alte Frankfurter Börse, viele Berliner Kirchen und das Stockholmer Nationalmuseum entworfen und ausgeführt hat. Deutscher Abstammung war auch Alois Hausmann, der den Neu- und Umbau der Königlichen Burg von 1883 an zehn Jahre hindurch leitete. Aber schon die alte Königliche Burg wurde 1748—1777 von dem deutschen Baukünstler Hildebrandt geschaffen. Gar manches Werk deutschen Talents und deutscher Schaffenskraft vermag Pest aufzuweisen, aber auch zahlreiche Kunstdenkmäler zeugen davon, wie sehr die Ungarn deutsche Kunst und Wissenschaft werteten und noch werten. Einzig steht z. B. das Goethe-Zimmer in unserer Akademie der Wissenschaften da, das von Balthasar Elischer und dessen Sohn Julius gegründet wurde; es enthält 178 Handschriften, 2507 Drucke, 1063 Gemälde, 24 Denkmünzen, 370 Musikstücke, lauter auf den Olympier bezügliche Reliquien und Gedenkstücke.

Das Museum der Schönen Künste, dessen Grundlage im Jahre 1712 vom Fürsten Paul Esterházy gelegt wurde, enthält außer der Abteilung für ältere Kunstwerke mehr als 100 Bilder altbekannter deutscher Maler, von Hans Baldung Grien, Lukas Cranach d. Ä., Albrecht Dürer, den beiden Holbein bis Zeitblom, Donner und Angelika Kauffmann, nebst zahlreichen anderen herrlichen Stücken. Besonders berühmt sind die „Beweinung Christi" von Cranach und seine „Ehebrecherin", Holbeins „Tod Mariä", Cranachs d. Ä. „Maria, das Christuskind stillend", desselben Meisters „Churfürst Friedrich III.", Altdorfers „Golgatha" und ein Selbstporträt Albrecht Dürers — bekanntlich eines Künstlers ungarischen Ursprungs, der eigentlich Ajtós hieß, denn „ajtó" heißt auf ungarisch Tür (Türer).

Von den Modernen finden wir Lenbachs Selbstporträt mit seiner Tochter und auch sein Bismarck-Bildnis, Kaulbachs „Frau Michael Munkácsy" (die luxemburgische Gattin des berühmten ungarischen Künstlers), Böcklins „Kentaur in der Dorfschmiede" und „Frühjahrsabend", Max Liebermanns „Kaiser-Friedrich-Gedenkfeier", dann die berühmte „Sphinx" von Prof. Franz v. Stuck, Wilhelm Leibls „Mann mit Krug" u. a.

Im Nationalmuseum ist die Zahl der auf Deutschland bezüglichen Ausstellungsobjekte viel zahlreicher, doch sei hier statt einer wissenschaftlich aufgemachten Anführung der in Budapest angesammelten Schätze die Aufmerksamkeit des Lesers eher auf eine — sagen wir — Spezialität der Stadt gelenkt.

Budapest ist eine Bäderstadt, die größte Bädermetropole der Welt. Hier kann der Ausländer so recht je nach Wunsch und Bedürfnis zwischen Thermal- und Schlammbad, kohlensaurem und elektrischem Bad seine Wahl treffen, und nirgends hat er reichlicher Gelegenheit, seine Gicht, sein Rheuma, seine Gelenk-, Haut- und sonstigen Leiden gründlicher auszuheilen als hier.

Drei große Heißwasserquellen-Reviere speisen die Bäder der ungarischen Hauptstadt und liefern täglich 460000 Hektoliter Heilwasser. Mehrere dieser Quellen waren schon zu der Zeit im Gebrauch, als die Römer hier ihre Legionen in Garnison liegen hatten. Bedeutende Bäder haben auch schon die Türken errichtet. So besteht z. B. heute noch jenes seltsame Bad, das Mustapha Sokoli-Pascha einst erbaute. Seit Jahrhunderten sind von ausgezeichneter Heilwirkung: das Bruckbad (Rudasfürdö), das Kaiser- und das Lukasbad mit ihrem kalkhaltigen Heißwasser, ihrem Schlammbad und je einer Schwimmschule für Männer und je einer für Frauen. Zahllos sind die kleineren Bäder. Das neueste Bad Budapests aber ist das Sankt-Gellért-Bad, das über uralten Quellen im Rahmen eines herrlichen Kurpalastes erbaut ist. Hier kann der Kranke alle Arten der Hydro- und Mechanotherapie gebrauchen. In Buda, am rechten Donau-Ufer, befindet sich auch das Salzbad (Sósfürdö), auf das Bismarcks Hausarzt, Schweninger, die Aufmerksamkeit seiner deutschen Landsleute seinerzeit gelenkt hat.

Zwischen Buda und Pest erstreckt sich inmitten ihrer selten schönen Flora die Sankt-Margarethen-Insel mit ihrer Badanlage, ihren berühmten Quellen, ihrer Kuranstalt, ihren Sportanlagen und dem herrlichen Strandbad.

Hier sei noch erwähnt, daß in Budapest eine beispiellos lange Reihe von Freibädern dem Benutzer allsommerlich Gesundheit und Erfrischung bringt. Das laue und kalte Parkbad des alten Aquincum, das äußerst umfangreiche Strandbad auf dem Csillaghegy, das Neupester und sechs andere Donau-Flußbäder sind aber gewissermaßen eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem neuen Wellenbad des Sankt-Gellért-Etablissements auf der Kelenhegyi ut und dem mit einer Schwimmschule verbundenen Stadtwäldchenbad mit Strand auf dem Gebiete

Die Kurie, der oberste Gerichtshof Ungarns, in Budapest.

Links nebenstehend: Reiterstandbild des Grafen Julius Andrássy in Budapest.

Das Széchenyibad in Budapest.

Rechts Mitte: Das Millenniumsdenkmal am Eingang zum Stadtwäldchen, dem „Prater“ Budapests.

Rechts nebenstehend: Burg Vajdahunyad (Landwirtschaftliches Museum) im Budapester Stadtwäldchen.

des Széchenyi-Bades. Im übrigen findet sich hier der tiefste artesische Brunnen der Welt, der bei 74 Grad Celsius Wärme aus einer Tiefe von 980,48 m hervorbricht.

Herrliche Boots- und Schiffstouren, Wald- und Bergausflüge bieten sich in reichem Maße jenen, die hier nicht gegen irgendein schwereres Leiden Heilung suchen. Solche Touristen können bis an die 1000 m hoch steigen, z. B. im Matragebirge, wo ihrer eine neue Schutzhütte auf dem sogenannten Gallyatetö harrt. Oder sie können innerhalb zwei Stunden den Balaton (Plattensee) erreichen, auf den wir unsere Besucher nicht eindringlich genug aufmerksam machen können. Denn solch einen See finden sie nirgends auf der Welt. Auf dem einen Ufer der vorzüglichste, samtige Sand und so angenehmes Wasser, daß selbst zweijährige Kinder 300 bis 400 m weit in den See hineinspazieren können. Ein glückliches Kinderparadies ist diese Südfront! Gegenüber lächelt das jenseitige Ufer mit seinen herrlichen Obstgärten und Weinbergen. Balatonfüred aber (das ungarische Nauheim,) ist das älteste und an Überlieferungen reichste Bad des Landes, dessen kohlensaure Wasser gewissermaßen das Mekka der Herzleidenden bilden.

Dieser größte Binnensee Mitteleuropas weist auch eine 220 km lange Autorundstrecke auf, deren letzter Frontabschnitt zur Zeit im Ausbau begriffen ist. Größer vielleicht noch ist aber das Vergnügen, das hier der Segelsport seinen Anhängern bietet.

Achtzehn Badeorte reihen sich längs des Balaton aneinander, darunter auch ganz einfache und wohlfeile, so daß auch der bescheidenere Tourist das seinen Wünschen Entsprechende findet.

Überall sieht man Bauen, Schaffen, Bessern und Vorwärtsstreben. Das Land Ungarn will den Beweis erbringen, daß es trotz der böswilligen Verstümmelung zu leben und sich zu entwickeln vermag. Aus dem Ausland aber erwartet es am liebsten jene, die es selber so gern und in so großem Maße aufsucht: die Deutschen.

Stadtbild von Pest aus dem Jahre 1617.

Das ungarische Parlamentsgebäude in Budapest.

Der Aufschwung Budapests.

Von Emanuel Barta.

Budapest ist eigentlich eine junge Stadt; sie entstand erst durch die im Jahre 1873 erfolgte Vereinigung der Städte Pest, Buda und Ó-Buda. Auch in baulicher Hinsicht ist Budapest eine neue Stadt, denn bis zum Jahre 1867 war Pest mehr eine vernachlässigte Provinzstadt.

Die Machthaber des Absolutismus legten der Entwicklung der Stadt die größten Hindernisse in den Weg. Die Stadt entbehrte der notwendigsten sanitären Einrichtungen, hatte weder Wasserleitung noch Kanalisierung, und die Gasbeleuchtung erstreckte sich nur auf einen sehr kleinen Teil der Stadt.

Da kam der Ausgleich: Pest wurde die Hauptstadt des selbständigen Ungarns, und der erste Ministerpräsident der neuen Konstitution, Graf Julius Andrássy, dessen Denkmal den mächtigen Platz vor dem Parlamentsgebäude ziert, war der eigentliche Schöpfer des neuen Budapests.

Seiner tatkräftigen Initiative ist es zu danken, daß Budapest heute eine moderne Metropole ist, die sich würdig den größten Hauptstädten Europas zur Seite stellt.

Im Jahre 1870 kreierte Graf Andrássy den hauptstädtischen Baurat, dessen Aufgabe es war, Pest bzw. das spätere Budapest zu einer modernen Stadt zu gestalten.

Die nötigen Mittel hierzu beschaffte er durch eine Losanleihe. Vor allem wurde nach den Plänen und unter der Leitung des englischen Ingenieurs Lindley das Wasserleitungsnetz ausgebaut und gleichzeitig damit auch die Kanalisierung der ganzen Stadt durchgeführt. Dann wurde ein Plan zur Bauregulierung der Stadt ausgearbeitet, auf Grund dessen die Umgestaltung durchgeführt wurde. Zahlreiche Gassen und ganze Häuserreihen verschwanden und machten breit angelegten Straßen Platz. Es entstand vor allem die bis zum Stadtwäldchen führende, etwa 3 km lange Radialstraße, die später auf den Namen ihres Schöpfers, Andrássys, umgetauft wurde. Es entstand ferner die vom oberen bis zum unteren Donau-Ufer sich erstreckende und vier Stadtbezirke durchquerende innere Ringstraße.

In rascher Folge wurden auf den neuen Straßenzügen moderne Miethäuser, Palastbauten und in den äußeren Teilen Villen gebaut. Dies war der erste Anstoß zum Entstehen der modernen Stadt, und als im Jahre 1873 die drei Städte sich vereinigten, erstreckte sich die Neugestaltung auch auf die Stadtteile jenseits der Donau. Die Königliche Burg, die als unansehnliches zweistöckiges Gebäude auf dem Festungsberge stand, wurde durch die Freigebigkeit des verstorbenen Königs Franz Josef I. zu einem prächtigen Monumentalgebäude, das schon von weiter Ferne den Betrachter grüßt, umgestaltet. Das alte Pest besaß nur drei Monumentalgebäude: das im Freiheitskriege berühmt gewordene Museum mit seinem prächtigen und imposanten Säulenportal, die Akademie der Wissenschaften und die hauptstädtische Redoute. Das Parlament war im Jahre 1867 in einem unansehnlichen Gebäude neben dem Museumsgarten untergebracht.

Der Rahmen dieses Artikels ist zu eng, um all die prachtvollen Monumentalgebäude aufzuzählen, die später in einer kurzen Spanne Zeit entstanden sind. Wir wollen nur auf das von Meister Steindl erbaute Parlamentsgebäude hinweisen, das kaum seinesgleichen hat. Es wurden außerdem zahlreiche prachtvolle Kirchen erbaut, die zu den größten Sehenswürdigkeiten der Stadt zählen. Als im Jahre 1896, anläßlich der Millenniumsausstellung, der Deutsche Kaiser in Budapest weilte, war er von der Schönheit des Stadtbildes überrascht.

Der kulturelle Fortschritt ist sehr bedeutend, wofür die neu errichteten zahlreichen Museen und historischen Sammlungen zeugen. Besonders hervorzuheben ist das Museum der schönen Künste, welches Werke bedeutender in- und ausländischer Meister der alten und modernen Schule birgt. Im alten Pest wurde bloß in drei Theater der Muse gehuldigt, derzeit besitzt Budapest elf Theater und zahlreiche Vergnügungs-Etablissements.

Auf sanitärem Gebiete wurde überaus Imposantes geleistet. Pest besaß vor 1867 zwei primitiv eingerichtete Universitätskliniken, ein städtisches Spital und zwei konfessionelle Krankenhäuser. Zur Zeit bestehen 12 modern eingerichtete, in großem Stile ausgeführte Universitätskliniken. Die Hauptstadt Budapest errichtete sechs große Krankenhäuser, die auch teilweise als Kliniken benutzt werden, außerdem besitzen die verschiedenen Konfessionen und sozialen Institutionen für ihre Mitglieder große Krankenhäuser. Ferner besitzt Budapest zahlreiche Sanatorien. Zu den schönsten derselben gehört das jüngst auf dem Schwabenberg errichtete Sanatorium, welches, inmitten eines Urwaldes liegend, eine Sehenswürdigkeit bildet. Vom Aussichtsturm des Gebäudes bietet sich eine herrliche Fernsicht auf die Hauptstadt Budapest und auf die angrenzende Tiefebene. Ausländische Gelehrte, die Gelegenheit hatten, diese Anstalten zu besichtigen, waren voll des Lobes und der Anerkennung.

Auf dem Gebiete des Verkehrswesens ist gleichfalls eine gewaltige Entwicklung zu verzeichnen. Die beiden Ufer der Donau verband ehedem eine Kettenbrücke. Bald danach, 1876, wurde die Margarethenbrücke eröffnet, die durch einen Flügel auch die Margaretheninsel verbindet. Im Jahre 1896 übergab man die Franz-Josef-Brücke und 1903 die Elisabeth-Brücke dem Verkehr. Außerdem wurden zwei Eisenbahnbrücken gebaut.

Im Jahre 1866 verkehrte die erste Pferdebahn, deren Streckenlänge kaum einige Kilometer betrug. Durch weiteren Ausbau zählte die Strecke im Jahre 1873 bereits 23 km. Im Jahre 1888 erlangte die Berliner Firma Siemens und Halske die Konzession zum Bau einer elektrischen Probebahn auf der Strecke von einem Kilometer. Diese bewährte sich so gut, daß die Hauptstadt dieser Firma die Konzession zum Bau einer elektrischen Straßenbahn erteilte. Allmählich wurde auch die Pferdebahn elektrifiziert, und heute befindet sich die ganze Straßenbahn, deren Wagen eine Strecke von nahezu 180 km befahren, im Besitze der Hauptstadt. Außerdem gehört ihr noch eine Anzahl von Autobussen, die eine reibungslose Abwicklung des Verkehrs gewährleisten. Die 1896 eröffnete Untergrundbahn, die der Verbindung mit dem Stadtwäldchen dient, ist gleichfalls in den Besitz der Hauptstadt übergegangen. Der Telephonverkehr wurde im Jahre 1882 von Theodor Puskás eingerichtet und hatte damals 289 Teilnehmer; jetzt ist er im Staatsbetriebe und hat 35419 Teilnehmer.

Derselbe Fortschritt ist auf allen anderen Gebieten zu konstatieren. Es gibt wenige Städte in Europa, die einen solchen Aufschwung aufzuweisen haben wie Budapest. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 waren in der Abteilung für Statistik graphische Darstellungen ausgestellt, die die Entwicklung der europäischen Hauptstädte ersichtlich machten, und schon damals stand nach Berlin Budapest an zweiter Stelle.

Die Volkszählung im Jahre 1869 ergab für die drei Städte Pest, Buda und Ó-Buda eine Einwohnerzahl von 280349 Seelen. Schon im Jahre 1912 betrug die Einwohnerzahl — ohne Vororte, die, im Gegensatz zu den anderen Großstädten, in das Stadtgebiet nicht eingezogen wurden — über eine Million. Diese Zahlen sprechen am besten für die Entwicklung Budapests, und wäre der Krieg, der naturgemäß eine gewisse Stagnation hervorgerufen hat, nicht dazwischengetreten, würde Budapest bereits noch weiter gekommen sein.

Im Interesse der Hebung des Fremdenverkehrs errichtete die Hauptstadt Budapest das „Fremdenverkehrsamt", das sehr große Erfolge aufzuweisen hat.

Das selbstgebaute Heim in der Dschungel: Der Lao Kru und seine Familie in ihrem Pfahlbau.

Im Oval:

Chantui, Krus Weib, mit ihren Gibbon-Äffchen.

Der Mutter Liebe und Rache: Die Elefantin befreit ihr von Kru gefangenes Junges und zerstört danach des Laomannes Haus.

Mitte links: Im Kampfe gegen den Feind: Kru beim Bau einer Tigerfalle.

Im Oval: Blutdürstig schleicht der König der Dschungel durch die Wirrnis zum Überfall heran. — **Rechts:** Gebändigte Naturgewalt: Die von Krus Stammesgenossen in der Falle gefangene Changherde.

„Chang“, ein mitten in der Dschungel Siams aufgenommener Naturfilm.

Dieser im Gebiete der Laos gedrehte Film, der in nächster Zeit der Öffentlichkeit vorgeführt wird, bietet durch seine naturwahren Bilder schwer zugänglicher Wildnis und harten Daseinskampfes des Menschen gegen feindliche Tiere ein überaus wertvolles Anschauungsmaterial. Weiteres siehe im Beitrag „Chang“ auf Seite 296.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(15. Fortsetzung.)

Später ging Golm nach der Hütte hinunter, betrat die verlassenen Räume und hielt spähend Umschau, ob noch Spuren des vergangenen Schauspiels zu erkennen wären. Aber die Zimmer waren ohne Laut und Stimme. Nur ein süßlicher Geruch, fast an welke Blumen erinnernd, lag in der Luft. Er sog diesen Duft ein, ging zum Lager und strich mit der Hand über die sorgsam gefalteten Decken; hatte eine Vorstellung, plötzlich müsse jemand vor ihm stehen, steil aufgerichtet, und ihn anschauen. Er wartete, daß die Erscheinung käme und den toten Raum beleben würde. Aber es blieb hohl und gespenstisch einsam. Nur die welken Blumen dufteten. Da verließ er die Hütte und stieg nach den Sprengstellen bei Isla Silva hinunter. Von dort fuhr er mit der Seilbahn ins Tal. — — —

Zwei Tage später begannen die großen Bohrungen. Nochmals hatte sich der Beginn der Arbeiten um zehn Tage verzögert. Es war wie ein großer Anlauf, ein letztes Zögern, das dann zu einem scharfen Angriff auslief. Die Bohrkolonne war grimmig bei der Arbeit. In engen, röhrenartigen Tunnels fraßen sie sich in den Berg, unterhöhlten ein steinernes Fundament und gruben sich wie Maden in das starre Urgestein. Die Kolonne bestand zum größten Teil aus Italienern; eine Gruppe von Arbeitern hatte sich geweigert, an diesem waghalsigen Unternehmen mitzuarbeiten, wenn ihre Löhne nicht um das Doppelte erhöht würden. Die Italiener willigten ein und stellten sich sofort zum Angriff. Golm gab ihnen freiwillig eine Lohnerhöhung. Da hingen sie sich in die Sielen wie Pferde.

Golm stand dabei, als die ersten Bohrmaschinen sangen. Der Klang weckte ihn auf und führte ihn eine andere Straße. Zwischen den schmutzigen Italienern stehend, deren durchdringender Arbeitsgeruch fast wohltätig auf ihn einwirkte, vergaß er für Stunden die verrauschten Ereignisse. Er kontrollierte genau jeden Bohrstollen, führte neue Messungen aus und kauerte Seite an Seite mit den schwitzenden Gesellen, so daß die braunen Gesichter in seiner unmittelbaren Nähe waren und er den dampfigen Atem spürte und den Schmutz und Staub sah, der in den Ohren hing und die Gesichter kalkig überzog.

Golm wich nicht von den Bohrstellen. Er schlief nachts in der einfachen Bretterbude, wo die Italiener nächtigten. Er kochte sein Essen mit ihnen und schlief auf der eisernen Feldbettstelle, auf dem Rücken liegend, so daß er die Holzbretter der Decke sah, deren Äste und Verwachsungen sich zu mancherlei Gesichtern formten, die ihn unverwandt anschauten und ihr Mienenspiel zu wechseln schienen. Er sank aber bald hinüber und wurde traumlos; denn die Müdigkeit und die fressende Hitze des Tages warfen ihn in einen unersättlichen Schlaf.

Grün war oft die Nacht und wie Gletscher. Bergspitzen wurden weit und schienen voll Sehnsucht nach Himmel und Unendlichkeit. Während er schon schlief, sprachen die Italiener noch von ihm, lobten ihn als einen guten Herrn, schlichen wohl einmal an seine Tür, um zu horchen, ob er auch schon schlafe, und waren fast wie Hunde, die seinen ersten Schlaf umlagerten.

„Buon compagno!" sprachen sie von ihm. „Nix viel Herr! Buon compagno!" Bald schliefen auch sie. Vierundfünfzig Menschen lagen hingestreckt, und die helle Nacht des Hochgebirges blies durch die offenen Fenster der Baracke.

Die Bohrstellen lagen 3120 Meter hoch. In unmittelbarer Nähe war Isla Silva. Aus ihrer Mitte wuchs Stützträger IV. Als gespenstische Silhouette ragte das Gitterwerk des eisernen Mastes in die webende Dämmerung der Nacht. Wenn Golm in seinem Bett den Kopf wandte und durchs Fenster schaute, dann sah er das eiserne Gespenst in seiner unerbittlichen Stummheit aus der Erde wachsen. Er schaute aber nicht hin; denn dieser Anblick war ihm quälend und verhaßt. Am Tag in der Arbeit ertrinkend, kamen vor dem Schlaf oft die Widersacher und umlagerten seine Müdigkeit. Sie wollten ihm den Schlaf nehmen, aber der Körper wehrte sich gegen die Quertreibereien des Hirns und der Gedanken.

Werner Golm schaute nicht durchs Fenster, wo der Stützträger unverrückbar stand. Wenn die Nacht kam, wenn er ausgespannt war, hatte er Furcht vor den vernieteten Walzeisen und vor dem schweren Gußstahlkabel. Er schaute nach der Decke, hielt die Augen krampfhaft offen, und die Müdigkeit wurde seine tiefste Freundin, weil der Schlaf aus ihr floß wie ein Quell.

Maria! Maria! Oft kam der Name wie ein Blendlicht. Und dann stand sie vor ihm; in der knappen Vorstellung einer Sekunde. Einen Herzschlag lang schien sie ihm ausgeliefert, mit hangenden Armen und einem Blick, der starr geradeaus gerichtet war. So verschwand sie wieder, und er wußte nicht, hatte er an sie gedacht, oder hatte er sie nur geträumt. Vielleicht war sie eine Begegnung von Gedanken, die sich im Gegenstandlosen trafen und eine kurze Zwiesprache hielten.

Golm sammelte Arbeit um sich, und sie war ihm wie ein Rausch. Es war wohltätige Befreiung, zwischen der Arbeiterherde zu liegen, in den Einzelheiten einer Betätigung aufzugehen und jede Stunde mit Leistung auszufüllen. Er begrenzte seinen Blick, wandte ihn ab von der Höhe und vergaß oft, daß hart an seiner Seite der Gletscher floß. Er mied den Berg, von dem er umgeben war, und dessen Eingeweide die Bohrmaschinen durchwühlten. Er schloß die Augen vor ihm, während er und seine dreiundfünfzig Maulwürfe in sein innerstes Leben drangen.

Am elften Tage stießen sie auf eine Wasserader. Mit knapper Not wurde ein Unglück abgewendet. Zwei Stollen stürzten ein, und aus einem klaffenden Spalt brach das Wasser in rauschendem Strahl wie Blut aus einer zerschnittenen Ader. Ein Italiener war gefangen wie in einer Mausefalle. Sie hieben ihn mit Steinaxt und Meißeln aus dem grauenhaften Gefängnis. Er war unversehrt und hatte heile Knochen. Ein wahres Wunder, daß der Fels ihn nicht zerquetscht hatte. Aber ein Nervenschock warf ihn zwei Tage später zusammen; er mußte ins Tal. Ein anderer trat an seine Stelle.

Das Wasser verströmte, aber im großen Stollen brachen noch die Felsen nach. Es war nachts, als Golm zum erstenmal wach lag und die Gefahr, der er entgangen war, doppelt drohend anwuchs. Da ging ein Grollen durch die Nacht, halb unterdrückt und aus dem Ungewissen. Golm richtete sich auf und spürte dem Klang nach. Er zitterte lange in der klaren Luft und war wie von fremdem Raubtier, das die Baracke umschlich. Golm graute es vor diesem Ton, weil er nicht zu fassen war und so einsam die Dunkelheit durchbrach.

Die Italiener wurden unruhig; sie gingen mit flackernden Augen an die Arbeit. Wenn sie in die Höhlen krochen, kam es wie Alpdruck über sie, und sie erwarteten, vom Fels zu Brei gequetscht zu werden. Sie waren stumm bei ihrer Arbeit, und bei den kleinen Minensprengungen gingen sie weitab vom Ort. „Es lauert wie Katzen auf uns!" sprach einer und wollte nicht weiterarbeiten in diesen Maulwurfsgängen, wo der Tod aus allen Ritzen grinste.

Golm gab mehr Lohn, da wurden sie angespornt. Ihre robusten Naturen vergaßen rasch. Nach wenigen Tagen war die Dumpfheit von ihnen genommen. Sie lachten wieder und sangen Lieder. Und würfelten. Golm war mitten unter ihnen und wich der Gefahr nicht aus. Das machte sie ruhig und besonnen.

„Sie müssen hierbleiben, Signore! Dann alles gutt! Nix zu fürchten, Signore!"

Sie hatten Freude an ihm. Ja, sie fingen an, ihn zu lieben in ihrer Derbheit; weil er wie ein Bruder unter ihnen war und nicht den feinen Herrn spielte. Oft würfelte er mit ihnen und freute sich, wenn sie gewannen und die Pfennige zusammenscharrten.

Ja, Golm wußte nichts von Tal und Höhe, wenn er in dieser Kleinheit aufging und das Doppelspiel seiner Seele vergaß. Aber nachts, bevor er die Augen schloß, kurz vorm Hinüberdämmern, trat die Wahrheit vor ihn hin und war wie ein Riese. „Ich will fliehen vor mir selbst und muß ewig zurückkehren!" sprach er zu sich und bettelte um die Wohltat des Schlafes.

Einmal brachten sie ihm einen Brief von Cornelie herauf. Er sah die Schriftzüge, und sie schienen ihm merkwürdig entrückt und wie aus einer grenzenlosen Weite kommend, die ihm schon lange nicht mehr zugänglich war. Er öffnete und las, aber das Geschriebene fand keinen Weg zu ihm. Es war wie fremder Odem, der ihn anblies. Was wollte sie von ihm? Er dachte darüber nach und wollte es nicht begreifen, daß sie ihm doch so nahe stand, und daß er Anteil hatte an ihrem Wesen und Schicksal; daß ihr Leben mit dem seinen irgendwie unsichtbar verknüpft war. Er hielt den Brief in der Hand und rang sich allmählich zur Bedeutung und zum Sinn der krassen Schriftzeichen durch. Sie wollte eine Nordlandreise machen, an einer jener Gesellschaftsreisen teilnehmen und fragte, ob es ihm recht wäre, und ob er nichts dagegen einzuwenden hätte. Er mußte lächeln, als er dieses las. Dann kamen noch verschiedene Albernheiten, die gut und ehrlich gemeint waren, gewiß: die aufrichtig schienen, aber was sollte er jetzt damit, wo er den Versuch machte, sich vorm Ertrinken zu retten! Was sollte ihm der Brief! Vielleicht ist sie zu jung, vielleicht bin ich zu alt, überlegte er. Besser für mich, hier oben zu bleiben und langsam zu verwildern.

Ach, wenn Maria nicht gewesen wäre! — — —

Die Minenstollen drangen weiter vor. Der Hauptkanal war vierundsechzig Meter vorgeschoben. Am siebzehnten Tage waren 72 Minengänge vollendet. An diesem Tage fiel Golm die starke Temperaturzunahme im Hauptkanal auf. Die Messungen ergaben ein Ansteigen der Wärme. Die Zahlen hielten sich zwar zu Anfang in mäßigen Grenzen, dann aber, und zwar zwischen dem 58. und 59. Meter, war es Golm aufgefallen, daß die Temperaturkurve erheblich anstieg. Hier war fast eine Hitze wie in einem Ringofen. Bei einer Außentemperatur von 29° C maß der Ingenieur vor Ort des Hauptstollens 38,4°. Die Warnungen der Geologen fielen Golm ein.

Die russische Tänzerin Mila Cirul.

Die Wiener Tänzerin Maria Ley.

Hindutänzer.

Albertine Rasch von der Neuyorker Oper.

TANZEXPRESSIONEN / NACH FARBIGEN RADIERUNGEN VON MAX POLLAK

Das Dynamit wurde hochgeschafft und bei Isla Silva in einem eigenen Schuppen untergebracht. Der Transport war ungemein schwierig und mit Gefahren verknüpft. Nach drei Tagen lag es wohlverwahrt vor den Sprengstellen.

Einmal kam Zacharias Job herauf nach Isla Silva. Es war am Morgen des einundzwanzigsten Tages. Er sah alt und müde aus; die grauen Haare schienen noch dünner geworden, und der Mund war eingefallen und von bläulich matten Lippen umrahmt.

Job sah niemand, als er oben ankam; sie hingen alle im Fels. Er schnüffelte bei den Baracken umher, schaute in offen stehende Fenster und stand gequält vor den großen Schutthaufen, die der Berg ausgespien hatte. Wüst sah es hier aus und elend. Überall Dreck und zernagtes Gestein. Isla Silva! Da stand ein widerliches Eisenungetüm. Er ging hinüber und schaute an dem Stützträger hinauf. 31,5 Meter hoch war dieser Eisenklumpen. Alles Land umher war verpestet von ihm. Zacharias Job ging wieder zu den Arbeitsstellen und setzte sich dort auf einen Felsblock. Sein Atem ging kurz, und jetzt rann es wie Schwindel durch seinen Kopf. Er lauschte in die Bohrstellen hinein und hörte das dumpfe Klopfen. Ab und zu ein schwacher Sprengschuß, der Gestein löste. Das alles schlug matt gegen seine Ohren, und er wurde niedergedrückt von der ohnmächtigen Geste, mit der er hier auf dem Schutt saß und nichts vermochte gegen den Sturm der Zeit.

Da kam einer aus dem Stollen; kroch heraus wie ein Bär aus der Höhle, mit grauem Staub überzogen, das Gesicht entstellt und die Augen eng und blinzelnd dem Tag zugekehrt. Er lachte und riß den breiten Mund auf, als er den Bergführer sitzen sah. Er kannte ihn vom Silberkamm her. „Buon giorno, Signore Job. Mach sich widder heiß, viel heiß." Job gab keine Antwort und brütete finster vor sich hin. Der Italiener lief nach einem Schuppen, um neues Werkzeug zu holen. Bohrer aus Wolframstahl. „Nix guter Laune, Signore!" lachte er und kroch auf allen vieren in den Stollen zurück. Job lauschte dem Geräusch seiner schlürfenden Bewegungen nach.

Gut, wenn man sie alle einmauern könnte hier! Das Gesindel hineinkriechen lassen und die Eingänge vermauern!

Er blieb bis zur Mittagspause; aber er ging hinüber nach dem Gletscher, stieg in den Bruch und setzte sich dort auf einen Stein, den eine Sprengung ins Eis geschleudert hatte. Dort saß er zusammengeduckt, war von rastloser Unruhe erfaßt und blinzelte immerfort hinüber nach den Schutthalden und Höhlen, aus denen der verhaltene Lärm unterirdischer Arbeit drang. Sonne hing glühend über ihm, und er hörte das Eis schmelzen an den Seitenmoränen. So saß er und äugte, wie auf der Lauer liegend.

Der Berg wird sie schlucken, dachte er. Der Berg wehrt sich. — Er wartete darauf, daß etwas stürzen, daß etwas donnern und brausen würde. Aber es geschah nichts. Nur die Steinhämmer klangen, nur die Bohrer sangen. Und die schwarzen Eisenvögel hingen in der Luft.

Um zwölf Uhr quollen sie aus den Höhlen. Stimmenlärm kam auf, Gelächter. Sie gingen ans Essenkochen. Reis wurde aufgewärmt; Makkaroni wurden in quallendes Wasser geworfen. Sie kamen mit Schüsseln und Löffeln, klappernd und schwatzend und lachend. Einige auch müde und mürrisch und vom Staubhusten geplagt. Zuletzt saßen sie alle friedlich und löffelten schmatzend das Essen. Golm aß in seinem kleinen Bretterverschlag; er hatte nicht mal einen Tisch, sondern hockte auf der eisernen Bettstelle und schlang die Mahlzeit hinunter. Nach dem Essen ging er hinaus und trat in die Mittagsglut der Sonne. Er kam zum Gletscher und stieg in die Moräne. Hinter den alten Felsbrocken war es vielleicht kühl, dort konnte man eine Weile ruhen und die Augen schließen. Er setzte sich, lehnte den Rücken gegen heißen Stein und wäre beinahe eingeschlafen. Sein Blick fiel aber hinüber nach dem Bruch, und dort sah er ein Tier zwischen den Eisbrocken kauern, das hatte die glänzenden Lichter auf ihn gerichtet. Halb schläfrig versunken, richtete er sich auf und schaute nach dem Tier, das so still saß und nur den feuchten Glanz der Pupillen spielen ließ. Es war aber kein Tier, sondern Zacharias Job, der dort auf dem Sprengstück saß und den Ingenieur beobachtete.

„Job! Sie sind's! Warum hocken Sie hier im Gletscherbruch?" rief er ihm zu, und als er keine Antwort bekam, erhob er sich und stieg hinüber zu dem alten Führer. „Liegt hier, als ob ihn die Erde ausgespien hätte."

Job pliente ihn an. „Ich kann hier wohl sitzen, um meine Zeit totzuschlagen. Zu was bin ich sonst noch gut? Wir Führer haben ausgelebt. Wir sind unmoderne Einrichtungen. Altes Eisen sind wir!" Er spuckte und stieß mit seinem Absatz gegen das Eis, daß kleine Splitter flogen. Dann schaute er Golm an und sah, daß er voll Schmutz hing und wirres, strähniges Haar hatte. „Sieht aus wie ein Wilder! Ich hab' Sie wochenlang nicht im Tal gesehen. Aber was liegt mir an Ihnen! Bleiben Sie in drei Teufels Namen, bis alles hier oben kultiviert ist."

So schwätzte Zacharias Job und war voll Bosheit und angefüllt mit Gift. Golm betrachtete ihn, wie er in der brütenden Sonne saß und die verkniffenen Augen immerfort wandern ließ. Wie war dieser Mann alt geworden! Das Gesicht eingefallen und kalkig grau. Und kein Blut mehr in den Lippen. Ja, es half nichts: Zacharias Job war zu Ende. Die neue Zeit hatte keinen Platz mehr für ihn.

Er sprach jetzt mehr zu sich selbst gewandt und so, als brauche er eine Stütze für seine aufbrechende Schwäche: „Ich will noch einmal durch den Magdalenenkamin. Das ist keine Spucke, Golm. Und Dieffenbronner muß mit und Maria. Ich will noch einmal durch den Kamin mit den beiden. Dann mag alles die Kränke kriegen!"

Als er den Namen Marias aussprach, traf es Golm tief und so plötzlich, daß ein Zittern über seinen Körper lief. Bilder schossen in rasender Eile an ihm vorüber. Einen kurzen Augenblick sah er Maria, sah er den Norweger und Klaus Dieffenbronner. Mit der Hand fuhr er über die Stirn und wandte sich ab, um zu gehen, damit ein aufsteigendes Heer von Schatten nicht Besitz von ihm ergreife.

„Ich weiß, daß Sie nicht aus noch ein können!" rief Job voll inbrünstiger Schadenfreude und stieß ein widerliches Lachen aus. „Ich weiß, daß Sie in Ihrem eigenen Werk noch ersticken werden. Für alles kommt einmal Vergeltung. Jetzt wühlen Sie sich hier oben in den Dreck. Wer schuftet, braucht nicht zu denken."

Drüben kamen die Arbeiter aus den Baracken. Lärm wuchs auf; gläsern klangen die Schritte, und die Stimmen waren hart und weithin zu hören.

Da geschah etwas Unerwartetes. Job sah es zuerst und streckte maßlos erstaunt den Kopf vor. „Dort!" sprach er, und die Kehle wurde ihm trocken. „Dort!"

Aus einem Felsspalt oberhalb der Bohrstellen kam ein feiner, taumelnder Dampfstrahl wie aus einem geöffneten Ventil.

Golm starrte die Erscheinung an und war eine Weile fassungslos. Der Strahl wurde stärker und färbte sich milchig weiß. Plötzlich wurde eine breite Wolke ausgestoßen, verbreitete sich qualmig und zerfloß. Von einem jähen Schrecken erfaßt, stürzte Golm hinüber, um die Stelle zu untersuchen. Als er an den Spalt kam, war alles vorüber, und ihm war nur, als bliese ein heißer Odem aus der schmalen Öffnung. Lange stand er und wartete, daß die Erscheinung sich wiederholen möge. Aber es geschah nichts; alles schien vorüber.

Da drang Golm in die Stollen ein und hielt genaue Umschau. Es konnte keine Veränderung festgestellt werden. Woher war der Dampf gekommen? —

Job stieg wie von Teufeln gehetzt ins Tal. „Der Berg!" murmelte er immer wieder. „Der Berg! Er bricht mit Schwefel und Feuer aus. Der Berg wehrt sich!" Frohlocken war in ihm, während er über die Felsen stieg.

Er verbreitete die Nachricht in der Gletscherstation, bis nach Ponthilara hinunter. „Der Berg!" rief er. „Der Berg bricht mit Schwefel und Feuer aus. Der Berg brennt!"

Sie hörten ihn an und wußten nicht, was er meinte.

Wo er Menschen sah, rief er ihnen das Unerhörte zu, und seine Augen flackerten. „Der Berg!" rief er und war halb irr vor Entsetzen und Jubel. „Der Berg ist voll Feuer und Rauch. Der Berg brennt!"

Sie lachten ihn aus und wußten nichts anzufangen mit seinen Worten. Er lief umher wie einer, der ein neues Evangelium verkündet; lief, bis ihm die Knie brachen.

„Der Berg brennt!" rief er.

XX.

Die seltsame Naturerscheinung wurde von Golm absichtlich verschwiegen. Es wäre sinnlos, so dachte er, jetzt kurz vor dem Abschluß des Unternehmens noch einmal die Gemüter zu beunruhigen und die Meinungen aufeinanderzuhetzen. Die große Teilarbeit bei Isla Silva, das bedeutendste Ereignis beim Bahnbau, ging ihrer Vollendung entgegen, und so hätte eine geologische Untersuchung des Falles nur neue Verzögerungen und neue Mißstimmung heraufbeschwören müssen. Schließlich wären auch die Italiener stutzig geworden und hätten sich geweigert, weiterzuarbeiten an einem Beginnen, bei dem der Tod zwischen ihnen stand und in jeder Minute eine Katastrophe hereinbrechen konnte.

Nein, es war besser, die Erscheinung totzuschweigen. Wohl war das Tal erfüllt von dem Gerücht, das Job verbreitet hatte, aber man schenkte ihm keinen Glauben, weil man seinen Haß auf den Bahnbau kannte und in dem weißen Dampfstrahl, in dem brennenden Berg ein törichtes Gebilde seiner erregten Phantasie erblickte. Zuletzt verspotteten sie ihn; namentlich die Arbeiter ließen ihren derben und urwüchsigen Spaß an ihm aus.

„Job, der Berg brennt!" riefen sie ihm zu. „Bist du nicht Feuerwehrhauptmann?" — Ein anderer: „Job, dir schlagen die Flammen aus den Eselsohren! Oben brennt's! Geh hinauf, der Teufel kocht seiner Großmutter eine Wurstsuppe mit Grieben und Fettigkeit."

Sie verspotteten ihn, und er mied es von diesem Tage an, unter die Menschen zu gehen. Er verkroch sich im Einödhof und wühlte sich in seinen Grimm, wurde umsponnen von Haß und Heimtücke. Zacharias Job sann darüber nach, wie er die Bahn vernichten könnte. Helfershelfer müßte man finden, grübelte er. Helfershelfer! Unerträglich, daß sie ihn verspottet hatten. —

Das Gerücht versickerte. Nach wenigen Tagen sprach kein Mensch mehr davon.

Oben gingen sie zum letzten Sturm vor. Golm verließ die Bohrstellen nicht. Am sechsundzwanzigsten Tag wurden die ersten Minen gelegt. Die Kunde von der bevorstehenden Sprengung lief durch alle Zeitungen. Wieder war ein Regiment von Zeitungsleuten, von Fachmännern und Photographen im Anmarsch, um Zeuge der technischen Großtat zu sein. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Fliegerhaube als Hutmodenmotiv.

Oben links: Grauer Hut mit blauem Streifen. (Modell: Berteaux; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.) — Oben Mitte: Einer Fliegerkappe ähnelnder brauner Filzhut (Modell: Berteaux; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.) — Oben rechts: Ombrierter roter Federhut. (Modell: Alice Wicht; Phot. Ernst Sandau, Berlin.) — Unten: Schmiegsamer seidenweicher Filzhut in Hellgrau mit Schwarz; der Kopf ist eng anpassend gearbeitet. Trägerin: Die Schauspielerin Marion Mill. (Modell: Berteaux; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.)

Im Brautschmuck.

Mitte links: Aparte Brauttoilette mit Schleppe und duftigem Schleier. Mitte rechts: Brautkleid mit Perlstickereien. Toqueartige Brautkrone aus Silberlamé mit beerenartigen Silberperlen.

(Beide Brauttoiletten: Phot. Paul O'Doye, Paris. — Die Abbildungen der Hüte sind bis auf das Bild oben rechts Wiedergaben nach Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Modekorrespondentin Claire Patek.)

SASCHA SCHNEIDER

ZUM ABLEBEN DES KÜNSTLERS AM 18. AUGUST

Hohes Sinnen. (Gemälde.)

Das Gefühl der Abhängigkeit. (Karton.)

Sascha Schneider.
(Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

Ganz überraschend kommt die Nachricht, daß Professor Sascha Schneider 57jährig in Swinemünde gestorben ist. Im Anblick des Meeres, im Anblick der Unendlichkeit von Himmel und Wasser hat er seine schönheitstrunkenen Augen geschlossen. Heimat war ihm die Welt, Grab wurde ihm die See.

Obgleich es seinen Freunden längst bekannt war, daß der Künstler an einer zehrenden Zuckerkrankheit litt, obgleich er, nie ein Mensch der lauten Welt, in Zurückgezogenheit und fast aszetischer Bescheidenheit im Künstlerhaus zu Loschwitz still und unauffällig lebte, sein Tod bedeutet einen ebenso hohen wie unersetzlichen Verlust im Kreise der Dresdener Künstlerschaft.

Denkt man an Gotthardt Kuehl, den typischen Vertreter Alt-Dresdener Kunst, so hat Sascha Schneiders Werk freilich nichts mit ihm zu tun, obgleich dem Neunzehnjährigen die Dresdener Akademie erste Anregung und spätere Reife wurde. Nicht umsonst, daß ein Max Klinger sein Freund und Förderer sein durfte; beiden ist das Abseitige, das Monumentale, die große Komposition, einigermaßen auch das Problematische, zu eigen, auch ein Sascha Schneider kannte nur begeisterte Freunde und begeisterte Feinde. Seine erste Ausstellung rief eine kleine Revolution hervor; man tat alles, ihn sofort abzustempeln, ihn zu literarisieren. Ein wenig drückte es ihn; er floh aus Dresden nach Italien, kam aber bald zurück, nach Leipzig berufen. Und bezeichnend für ihn, daß er zum Entwurf der großen Fresken im eben gebauten Deutschen Buchgewerbehaus „Baldurs Sieg über die Finsternis“ wählte.

Eine Vision. (Karton.)

Judas Ischarioth. (Karton.)

Ein Wiedersehen (Christus und Ischarioth.) (Karton.)

Christus in der Hölle. (Karton.)

Diese Sehnsucht nach der Überwindung, wie man es bezeichnen möchte, tritt in seinem gesamten Schaffen zutage. Ein ewiges Ringen mit den unheimlichen Mächten, den finsteren Gewalten und Dämonen. Deshalb vielleicht seine zahlreichen biblischen Stoffe, deshalb auch vielleicht sein Eintreten für Karl May, dem seinerzeit so Geächteten, dessen Werk er eine Reihe ganz vorzüglicher Bildtafeln widmete. Sascha Schneider, im besten Sinne Kosmopolit, erlebte unter dem gleichen Gesichtspunkte den großen Krieg. „Kriegergestalten und Todesgewalten" heißt die Folge von Zeichnungen, die deutlich von der inneren Unruhe und der seelischen Bedrängnis Sascha Schneiders über diese Weltkatastrophe Zeugnis ablegen.

Und dennoch ist Sascha Schneiders Kunst im tiefsten Sinne deutsch. Er war zwar in Petersburg geboren, seine Mutter war zwar eine Dänin, aber sein Vater entstammte einer alten Danziger Kapitänsfamilie, und mit zwölf Jahren kam der kleine Sascha (Alexander) nach Dresden auf die Kreuzschule. Er erlebte als Dresdner Akademiker manche Zurücksetzung, aber auch den wohlverdienten späteren Erfolg. Weimar berief ihn auf den Rat Klingers hin in leitende Stellung; er malte das dortige Stadttheater aus. Auch der Plastik wandte sich Sascha Schneiders Kunst zu, monumentale Grabdenkmäler sind so entstanden. Immer aber bedeutete seinen lichten, klaren Augen der menschliche Körper letztes und höchstes Ziel. Seinen griechischen Schönheitsidealen,

Mammon und sein Sklave. (Karton.)

Gram. (Karton.)

wie es sich beinahe klassisch im „Antiken Krieger" präsentiert, widmete er Bild und Schrift, widmete er sogar eine eigene Schule. Und spät meldete sich endlich auch seine Wahlheimat Dresden; man übertrug ihm die Entwürfe zu Gemälden der neuen Dresdener Gemäldegalerie.

Nun hat ihn der Tod mitten aus seiner Arbeit gerissen. Seit Wochen trieb ihn seine Sehnsucht ans Meer. Es sollte seine letzte Lebensreise werden. Den Strapazen der Reise war sein geschwächter Körper nicht mehr gewachsen. Denen aber, die ihn kennenlernten, wird Sascha Schneider auch menschlich unvergessen bleiben. Die Farbigkeit und Klarheit seines Werkes war in seltener Harmonie dem Menschen selbst verliehen. Für die Dinge zwischen den Zeilen hatte er stets Ohr und Herz. Ein feiner Humor, eine leichte Ironie versteckten das Kind in ihm, das leicht reizbare, sensible und verwöhnte, das er blieb bis zu seinem letzten großen Wunsch: der Reise ans Meer, dem Tode entgegen. Heinrich Zerkaulen.

Des Meeres Stimme

AUS DEM FINNISCHEN ÜBERSETZT VON GRETHE SCHOEPPL

Fern, groß und still steht die alte Hütte im Walde. Niemand weiß, wie alt sie eigentlich ist, wer sie erbaut, und wer sie von Anfang an bewohnt hat. Vielleicht irgendein müder, wüstengleicher Friedenssucher. Oder hatte sie einmal für irgendein großes, stilles Andenken als Heiligtum gedient?

Vergessen war sie damals und unbewohnt, als Martta sie zur Wohnung nahm. Ein wildes Gewimmel lief auf den fremden Wänden umher, und innen jagten einander dicke Staubknäuel.

Als Martta kam, schlang sich buntes Seemannstuch hell um ihren Nacken, Latten trug sie in ihrer Schürze. Weil sie müde war, setzte sie sich eine Weile vor die Haustür und starrte vor sich hin. Der Blick war fremd, gefühllos, eisig kalt und funkelte in Erinnerung versunken. Aber nach einer Weile schon glänzte ihr Blick wie brennendes Feuer. „Verrückte Augen!" hatten die Menschen schon genug gesagt, aber sie war nicht verrückt gewesen, sondern ihr Blick war voll Freude, voll Wärme, voll Hoffnung und Erwartung gestorben. Nur die eine Glut war bisweilen sichtbar kräftig: der Haß. Sie haßte die Fischreuse, sie haßte sie ebenso grenzenlos, wie sie sie früher geliebt hatte.

Plötzlich flammte der dunkle Blick auf: „Das Meer nimmt Atem und Leben. Es nahm den Vater, beide Brüder und nun zuletzt Akseli, meinen Mann! Es hat mir in dir wenigstens seinen Körper zurückgegeben!" rief sie aus und preßte das Kind, das sie in ihren Armen hielt, fester an sich. „Es preßt aus den Menschen den letzten Tropfen Saft und Blut, greift nach Vernunft und Leben, nur dich soll es nie und nimmer erhalten!" Und die abgemagerten Hände preßten das Kind fest entschlossen gegen ihre Brust.

Martta war eine Schärenbewohnerin. Sie stammte von der Küste des Meeres, war am Sund aufgewachsen, wo sie mit ihrem Vater gewohnt hatte, als die Tochter eines Fischers, eines Fischers Weib und nun eines Fischers junge Witwe.

Als sie Akseli verloren hatte, nahm sie Niilo, ihr Kind, mit sich und flüchtete weg von dem tiefen Grab, worin ihr Mann den Tod gefunden hatte.

Noch hörte sie, wie sie rief, die Stimme des Meeres, wie sehnsüchtig es kochte, als hätte die Mutter sie gerufen; so kühl liebkosten die Wellen, als sie Martta einsam gemacht hatten, wild und durstig, jede einzelne war voll Jubel über ihre Beute.

Ungefähr so hatte das Meer auch damals gesungen, als Niilo geboren ward! — „Das Meer bewillkommt meinen Knaben!" hatte Akseli gesagt, und das Meer hatte hochmütig gejubelt. Nun begriff Martta. Des Meeres Freude war nur eine geizige gewesen, des Raubtiers habgieriger Jubel, das einst verschlingen wollte! — Und da feuerte der Haß aus ihren Augen, und Rache schrie in ihrer Brust: „Ich gebe Niilo dem Meere nicht! Niemals gebe ich ihn!" —

„Ich raube dir selbst deinen Plan! Ich fliehe weit. Niilo lernt nicht dich lieben, du grausiges, ungnädiges Raubtier, das die Menschen zu Sklaven macht und mit ihnen dann spielt!" Fast geistesverwirrt hatte sie das gerufen, mit verändertem Gesicht, die Hände zu Fäusten geballt, und war geflohen. Ihr Maß war voll. Vom Meere fortgesendet, wollte sie nur irgendwohin, weit, recht weit, wohin des Meeres Stimme nicht dringen konnte. Lange war sie gegangen. Halbtot, dem Verschmachten nahe, saß sie nun vor der Tür der alten Hütte. —

Die Sonne schien auf das Gesicht des Kindes, weckte es und weckte wahrhaftig auch Martta. —

„Bleib hier!" rauschten die hohen Bäume des Waldes. —

Und Martta blieb.

*

Ein Jahr, mehrere Jahre waren vergangen. Fast hatte Martta die übrige Welt vergessen. Nur der kalte Glanz ihrer Augen war nicht geschwunden; sie lachten nicht und weinten niemals. Aber nur selten blitzte in ihnen nun jener unergründliche Haß, bloß bisweilen dann, wenn Niilo Violine gespielt hatte.

Niilo war zum Jüngling herangewachsen, schlank und geschmeidig, wie auch Akseli gewesen war. Martta hatte ihn lesen gelehrt, ihn gelehrt, Gott zu dienen und Arbeiten zu verrichten. — Aber niemals hatte sie ihm etwas vom Meer erzählt, niemals etwas aus ihrem eigenen früheren Leben. Selbst hatte sich der Knabe gelehrt, Violine zu spielen, ihm war das Spiel eine angeborene Gabe. Er hatte niemals gehört gehabt, wie eine Tondichtung beschaffen sein solle, aber als er die Violine nahm und im Walde spielte, lauschend dem Rauschen der Bäume, dem sommerlichen Gezwitscher der Vögel, war in ihm die Stimmung entstanden, aus der er nun spielte. Er schöpfte den Gesang aus den Stürmen, die des Winters die alte Hütte umtosten, oder was immer es auch gewesen sein mochte: er spielte, wie eben nur ein Genie spielen kann.

Bisweilen spielte er ganz wunderliche Kompositionen, zum Gruseln wunderlich; sie waren nicht unvernünftig, aber zumindest unerforschlich. Von tief, tief waren sie hervorgeholt aus ihrem Versteck, hinreißend und erhebend, voll ungewöhnlicher Sehnsucht...

Im Anfang klang jener ängstliche Ton tappend, allmählich sich vergewissernd, klar werdend, um schließlich als volle, farbige Stimme der Geige zu entklingen.

Dann hörte Martta bezaubert zu. Im Spiele erlebte sie aufs neue ihre Jugend — ward sie wieder zum Kinde. —

Ein dämmeriger Abend am Sund. Vom Meer kam ein zarter, schwebender Nebel — ein solcher, wie er Martta gefiel. Um so gefährlicher für das Atemholen. Er schmerzte und brannte beim Hineinziehen, nur geizig in die geöffneten Nasenlöcher atmete Martta.

Die geheimnisvolle Stimme versprach so viel. Martta spiegelte sich vor, irgendeine andere zu sein als die arme Fischerstochter, irgendeine, die über alles Erwarten reich und mächtig ist. —

Die Ruder senkten sich in das Wasser, hoben und senkten sich im Takt. Der Laternenpfahl kam blitzschnell vorüber, rot und feurig; die Dampfer, die in der Nacht kamen, glänzten in der Dunkelheit. Geheimnisvolle, zauberhafte Nacht des Sundes! —

Einmal ruderte der Vater Martta im Mondenschein an die Fischreuse. Die Wellen plätscherten, spielten an der Spitze des Kahnes — weißer Schaum spritzte von Zeit zu Zeit in ihr Gesicht. Ein Sturm erhob sich, das Meer begann zu brausen, schäumte und heulte. Schrecklich hoch rollten die Wogen, schleuderten das Boot hin und her, als ob es bloß ein Span wäre.

Mit entblößtem Haupte ruderten sie. Wie Kupfer glänzte des Vaters braunes Haar im Mondenschein, und der Schweiß troff über sein von Wind und Sturm abgehärtetes, sonnenverbranntes, bärtiges Gesicht. Er sagte kein Wort. Es war ein Kämpfen um Leben und Tod. Das wußte auch Martta, aber sie fürchtete sich nicht. Sie sah, wie mit jedem Ruderschlag jede Muskel in des Vaters Händen sich spannte. Sein Gesichtsausdruck verschärfte sich, verriet nur Kampf, und im Augenblick ahnte Martta, warum die Insulaner immer ihren Vater zum Führer haben wollten, denn es war dies ein sehr gefährlicher Auftrag. — Von ihres Vaters gesunder Kraft, seiner rauhen, beherrschten Kraft waren sie ganz von Gehorsam und Bewunderung erfüllt, denn diese Kraft zwang zum Gehorsam! — Langsam näherte sich das Ufer. Das Meer war damals so wütend, aber sie waren zähe. Zusammen zogen sie den Kahn ans Land, durchnäßt von Schweiß, und wie Tautropfen hing das Wasser an ihnen. So gingen sie lachend nach Hause. —

Es war ein fremdes Aufjubeln in ihr. Sie hätte am liebsten im Geiste die Hände ausgestreckt, um ihr ganzes Vaterland zu umarmen. Martta durchfühlte zum erstenmal ihr Leben. —

Akseli und Martta gingen nach Ruona längs der Küste. Die Wellen glitten, das Schilf rauschte, die himmelblauen Vergißmeinnicht waren so niedlich! Martta bückte sich, um sie zu pflücken, ihr Fuß glitt aus. Akseli umschlang sie mit seinen Armen. Da wand sie sich empor. Akselis reiches, dichtes Haar spielte um ihr Gesicht. „Ich liebe dich, Martta!..."

Damals war Sommer gewesen — „Johannistag".

*

Wie von weit her drang die leise Stimme der Violine. Klagend zog sich noch einmal der Bogen über die Saiten zurück, und das Spiel war zu Ende.

Großer Gartenmohn

NACH EINEM GEMÄLDE VON ANNA GASTEIGER

Wie aus dem Schlafe geweckt, fragte Niilo verwundert: „Was war dies für eine wundervolle Sehnsucht, die meine Brust füllte? Was und woher ist jene Kraft, die mich zwingt, so zu spielen?"

Martta fragte nicht. Sie wußte es: der Knabe spielte sein Geschlecht, seine Generation hatte ihn dazu bestimmt, den uralten Gesang des Meeres wiederzugeben. Das war sein Erbe. —

*

Einmal nur hatte Niilo das Meer gesehen. Damals, vor acht Jahren, als Martta mit ihm auf den Friedhof gegangen war. Damals hatte sie jenes verhaßte Meer wiedergesehen, und auch Niilo sah es. Die Stimme des Blutes war zu kräftig in Martta, und sie unterwarf sich diesem Befehl.

Heftig klopfte Marttas Herz, als der Nebel in ihre Augen stieg, als jene kleinen, an der Bohle erbauten, bekannten Häuser sichtbar wurden, der rötliche, feuchte Sand der Küste, die bemalten und geteerten Kähne, die ganze regnerische, winderfüllte Dunkelheit und — das Meer! Das Meer funkelte im Sonnenschein; still und voll Frieden. Sie setzten sich auf einen Stein, denn sie waren sehr blaß, und von der Küste her kam jene sommerliche Luft, wie gewöhnlich. Der Tag war beinahe schon zur Neige gegangen, man hörte das Geräusch des Verladens von Holzware auf einer ausländischen Flotte.

Eine Weile vergaß Martta die Gegenwart. Sie war wieder des Meeres Kind, das es vergötterte, der Fischreuse diente; sie liebte mit ganzer Seele, die schöne, glänzende Fischreuse! —

„Mutter!" sagte Niilo, außer sich vor Begeisterung, und zerbrach Marttas Zauber: „Des Meeres schönes, glänzendes Haar verwirrte sich kürzlich wieder!" Und sie nahm den Knaben fest in ihre Arme, ihn immer fester drückend, so fest sie nur konnte. — —

Ein paar Tage bloß war Martta mit ihrem Knaben auf der Insel geblieben. Dort lag die Schwester, zu deren Bestattung sie gekommen waren, an einem Fels im Friedhof, wo die Wellen mächtig an die Küste schlugen. Spielend, tanzend kamen sie von weitem, von Osten her, unwissend, das Ende erwartend, belustigend, wie die zweiten der ersten folgten; uneben stürmten sie gegen die Steine, zerbarsten in unzählige kleine, leuchtende Perlen und schäumten wie eine sich überstürzende Dusche hoch auf.

Zuletzt war es, als sängen in den Wellen die Verstorbenen der Insel in die Umgebung ihr Totenlied. Einfach und anspruchslos waren die Grabsteine, die plumpen Schriftzüge meistenteils vom Regen wild verwaschen.

Marttas Schwester lag neben dem Vater. Ein neues, weißes Kreuz zeigte so einsam und bleich neben dem schwarzen Kreuz zur Höhe.

Was mochte Martta wohl gefühlt haben? Sie war bleicher als je vorher, als sie in die alte Hütte zurückgegangen war.

*

Der Frühling kam. Ah, was für ein Frühling! So wunderschön wie in einem Märchen. Der Himmel war blau, das Moos weich, die Blüten der Maiglöckchen groß und ihr Duft betäubend.

Niilo stand am Rande des Waldes und betrachtete die alte Hütte. Wie war sie doch so klein, niedrig und friedsam! Wie träumend stand sie da inmitten des hellen Tages! Ein Frosch sprang auf das Knie des Knaben und berührte mit seiner Kälte Niilos Körper am entblößten Fuße. Von weitem rief der Kuckuck. Niilo lächelte. Wie reich und glücklich fühlte er sich! Eine unbekannte Sehnsucht, die gewachsen und gewachsen war und zugenommen hatte, erfüllte in diesem Augenblicke mächtig seine Brust. Eine zähe Unruhe ergriff ihn, zu wandern, zu suchen und zu lauschen. Tagelang ging er wie ein Irrer, ging wie im Fieber umher, tappte wie ein Blinder im Lichte. Was war das für ein großes Brausen, das er nahen hörte? Wer rief, wer schrie nach ihm? —

Niilos Mutter erschien im Hofe, blickte für einen Augenblick in den Wald und ging dann wieder hinein.

Was für eine Bürde trägt Mutter insgeheim? dachte Niilo. Warum lächelt Mutter niemals? Ist's denn nicht Frühling?

Er erinnerte sich, seine Mutter niemals lächeln gesehen zu haben. Sie lächelte, ach, sie lächelte einmal! Damals, bei der Beerdigungsfeier, als sie jenes Fischerdorf sah und das Meer — das Meer!

Wie ein heller Blitz flammte es vor dem Knaben auf, die dunkel glänzende, offene See.

Guter Gott! Jenes Brausen, das er gesucht, das ihn drängte, zu erlauschen, es war — des Meeres Brausen, jene Stimme, des Meeres Stimme, die rief, ihn rief!

*

Wie ein Kranker ging der Knabe im Walde bis zum Abend umher. Dämmer schlich schon um die alte Hütte, als er hineintrat. Martta saß am offenen Fenster und strickte an einem Strumpf. Lautlos setzte sich der Knabe auf die Bank.

„Mutter," begann Niilo endlich, mit scheuer Stimme, die von Tränen widerhallte, „morgen gehe ich fort!"

Tief war die Stille um sie her. Marttas Hände hörten auf zu stricken, und sie schaute, schaute nur. — Endlich, nach langer, langer Zeit, die dem Knaben unermeßlich geschienen, brach Martta das Schweigen mit zitternder, zerbrochener Stimme: „Wohin — wirst — du — gehen?" —

„Zum Meer, Mutter! Ich komme zurück — als reicher Mann werde ich kommen — ich baue dir ein neues, großes Haus! Oder bauen wir es am Sund, an der Meeresküste? — — Warum sprichst du nicht, Mutter? Warum sagst du kein Wort?"

Niilo bedrängte diese lautlose, krampfhafte, erdrückende Stille, und leise wie ein Missetäter schlich er aus dem Zimmer. —

Martta saß, ohne sich zu rühren, wie ohnmächtig. Schwer war dieser letzte Schlag. Der Nachtwind brachte den süßen Duft der zarten Maiglöckchen durch das Fenster. Martta fühlte bloß immer das eine: Das unbändige, triumphierende, höhnende Meer, unheimlich lachend: „Wo ist deine Rache, Mensch? Ich bin das Meer: stark, gewaltig, groß! Vergeblich ist es, mich zu fliehen, überall hört man meine Stimme. Schon durch seine Abstammung ist er mein eigen, in seinem Blute liegt mein Gesang, und was mein ist, nehme ich — immer!"

Die Nacht kam, und immer saß Martta am selben Platze. —

Am Morgen ging Niilo. —

Ein paar Jahre waren vergangen. Langsam, so langsam waren sie dahingerollt, und die Schläfen der verlassenen Martta waren grau geworden.

Es war Frühling wie damals, als Niilo gegangen war. Abend war es, und wieder kamen die Dämmer geschlichen, als die Tür der alten Hütte sich leise öffnete und das helle, salzige Meer in das Zimmer flutete. —

„Niilo!"

„Mutter!"

Und der braune Sohn sank in die Arme der Mutter. —

Ein Fest war in der alten Hütte. Neben den Fenstern schlang sich der junge wilde Wein. Diesen Morgen war er aufgebrochen und erstreckte sich nun über das ganze Fensterbrett. Schlank, hellgrün waren die Blätter, mit denen die Strahlen des Tages spielten. Festesfreude lag in der Luft. Von Gefühlen des Glückes durchflossen, fing Martta an, die unbekannte, unerwartete Freude zu genießen, der sie teilhaftig geworden war. Welches Leben! dachte sie, denn jetzt erst erlebte sie den Tag, den hellen Frühlingstag!

— „Als du gingst, glaubte ich, du würdest dem Meere dein Leben zum Opfer reichen!" flüsterte die Mutter und streichelte mit den rauhen Händen die sonnenverbrannte Wange ihres Jungen.

„Das Meer gab dich mir zurück, obgleich es trotzte!" setzte sie fort, drückte den Knaben an ihre Brust wie früher, als er noch ein Kind gewesen, und in Marttas Augen, in denen so viel tiefes Leid wohnte, drang ein warmer Schimmer.

Als der Jüngling der Mutter von den Schönheiten und Schätzen der Welt erzählt hatte, sagte er: „Am Sund, am Meeresstrande, ist eine Hütte, ein kleines, graues, aus Planken erbautes Haus. Es wartet auf dich, Mutter!"

Martta lächelte. Der Sohn drückte sie an seine Brust, wie früher, als er noch ein Kind gewesen. —

*

Still und wieder unbewohnt steht die alte Hütte im Walde. Wilder Wein windet sich an ihren Wänden, und drinnen wehen dicke Staubknäuel umher. —

Die Hütte weiß, wie einmal Martta, freudlos, mit schleppendem Schritt, sie eiligst betreten hatte. —

Schon sind die Spitzen der Maste sichtbar — die ersten Häuser — und im Glanz der Sonne leuchten die blauen Wellen — das Meer! das Meer, das Meer! Blau, weit und glänzend.

In Marttas Augen schimmert eine Träne. Zum erstenmal in seinem Leben sieht Niilo in den Augen der Mutter Tränen.

„Niilo, ich kann die Fischreuse nur lieben — nicht hassen. Ich habe Sehnsucht — oh, solche Sehnsucht! Ich sehne mich nach der Fischreuse, obgleich ich sie auch hasse. — Ich habe mich selbst getäuscht und das Meer — ich habe nie Haß gefühlt, nur Liebe."

Und eine Träne rollt über ihre Wange. Der Wind, der vom Meer herstreift, trocknet sie liebkosend.

Eine Großstätte des deutschen Gurkenbaues

Auslegen der Samengurken zur Nachreife. — Rechts oben: Abfahren der gepflückten Gurken. Im Oval: Beim Sortieren der Gurken.

Verladen der Gurken auf dem Gochsheimer Bahnhof.

Gurkensammelstelle in Gochsheim.

Gurkenernte in Gochsheim bei Schweinfurt am Main. Nach photographischen Aufnahmen von G. S. Urff.

Die Gegend von Schweinfurt am Main könnte als das große deutsche Gurkenland bezeichnet werden. Wohl in keinem anderen Gebiet liegen die Verhältnisse für den Gurkenbau so günstig wie hier. Der humusreiche Sand auf Muschelkalk-Untergrund verbindet Fruchtbarkeit mit Wärme. So ist der Boden wie geschaffen für die Anzucht stark zehrender wärmebedürftiger Gewächse, wozu wir in erster Linie die Gurke rechnen müssen. Die Bauern in der Umgebung von Schweinfurt haben diesen Vorzug ihres Bodens längst erkannt und sich zunutze gemacht. Das Dorf Gochsheim bei Schweinfurt ist als Gurkendorf weit und breit bekannt. Man muß einmal an einem Juli- oder Augusttage nach Gochsheim fahren, um einen Begriff davon zu bekommen, welch ungeheure Mengen hier bewältigt werden. Während der Haupterntezeit beträgt die Durchschnittsleistung an einem Tage wohl an die sieben Millionen Stück. Da ist denn oft der lange Sommertag zu kurz für die viele Arbeit. Alles was sich nur regen kann, muß mit zugreifen. Selbst die Kinder müssen fleißig mithelfen. Am Vormittag wird gepflückt und gepflückt. Ein Korbvoll nach dem andern wandert auf den Wagen und wird heimgefahren, um dann schleunigst wieder bereitzustehen. Der Nachmittag gehört der Arbeit im Hause. Da werden die Gurken zunächst sortiert. Kleine Früchte finden als Essiggurken Verwendung, größere verkauft man als Salzgurken, und die ganz großen erzielen als Senfgurken die besten Preise. Nach dem Sortieren geht es an die Wäsche. Die Gurken werden in große Steintröge geschüttet, mit Wasser übergossen, einigemal umgerührt und dann herausgenommen und zum Trocknen beiseitegelegt. Zweimal in der Woche ist Liefertag. Da kommen die Händler und nehmen die Ware ab. Der Bauer bringt seine Gurken an einen bestimmten Platz und erhält einen Gutschein. Alles weitere ist Sache des Händlers. Da ziehen denn schon am frühen Morgen die mit Kühen oder Ochsen bespannten Bauernwagen nach dem Bahnhof. Die Bahnverwaltung hat leere Wagen in genügender Zahl bereitgestellt. Im Handumdrehen ist ein Leiterwagen voll Gurken in dem Güterwagen verschwunden. Aber auch der Bahnwagen wird allmählich voll, und es geht an den nächsten. Zur Haupterntezeit werden an einem Tage oft 60 und mehr große Güterwagen voll Gurken aus dem Gochsheimer Bahnhof abgelassen. Sie gehen nach Berlin, München, Frankfurt, Nürnberg und anderen Großstädten. — Besondere Sorgfalt wenden die Bauern der Gewinnung des Gurkensamens zu. Die besten Gurken werden schon am Stocke ausgewählt und bis zur Vollreife belassen. Dann werden sie gepflückt und an eine sonnige Stelle in einem überdachten Schuppen gelegt, bis sie ganz weich geworden sind. Alsdann schneidet man sie der Länge nach auseinander, nimmt das Samenfleisch mit einem Löffel heraus und wäscht es gut aus, bis sich die Kerne von der fleischigen Masse absondern. Die Samen der Gurken werden dann noch sorgfältig getrocknet und aufbewahrt.

G. S. U.

Virtuosen des Gleichgewichts

Von Dr. Alfred Lehmann, Leipzig.

1. Handstand auf dem hohen Seil, ausgeführt von den Brüdern Eley der Seiltänzergesellschaft „Adlertruppe".

Im Jahre 160 v. Chr. hatte der römische Dramatiker Terenz bei der Uraufführung seiner „Schwiegermutter" das Pech, daß gleichzeitig eine Seiltänzergesellschaft auftrat, die im Nu das ganze Publikum aus dem Theater fortlockte, so daß die Vorstellung abgebrochen werden mußte. Nichts spricht mehr für die Beliebtheit artistischer Darbietungen schon im Altertum, und gerade die Seiltänzer (von den Griechen schoinobates, von den Römern funambuli genannt) scheinen hier den Vogel abgeschossen zu haben.

Der Gleichgewichtssinn macht den Seiltänzer, welche Art des Seils er auch immer zu seinem schmalen "Podium" erwählt haben mag. Es gibt da verschiedene Arten, und schon im Altertum machte man zwischen dicken und dünnen Seilen einen Unterschied. Die „Draht"seilkünstler laufen auf dünnem Draht und verwenden die schwere große Balancierstange nicht mehr, sondern bedienen sich, wenn überhaupt eines Gegenstandes zum Ausgleich der Balance, eines Schirmes oder Fächers. Auch bei der Art der Drahtseilbefestigung gibt es Unterschiede: man spricht von „schlappem" und „gespanntem" Draht. (Den Unterschied verdeutlichen die Abbildungen 3 und 4.) Hinzu kommt noch das von der Zirkuskuppel hoch oben schräg hinab zur Arena gespannte Seil, auf dem die Japaner Meister im Hinaufschreiten und plötzlichen Abrutschen sind.

Die sogenannten „Turmseilläufer", die ihren Namen tragen, weil sie früher ihre dicken Taue einfach zwischen zwei Türmen oder Häusern ausspannten, bedienten und bedienen sich einer dicken Balancierstange (Abbild. 1 und 9). Sie sind nicht so häufig mehr anzutreffen. Die Technik des Seillaufes erfordert neben dem Gleichgewichtsgefühl in erster Linie einen ausgeprägten Tastsinn der Füße. Zunächst muß die Zehe als empfindlichster Teil des Fußes aufgesetzt werden, wobei besonders darauf zu achten ist, daß das Seil sich nicht zwischen den Zehen festklemmt. Der Name „Akrobat" bedeutet eigentlich „Zehengänger" und scheint tatsächlich zunächst im engeren Sinne für Seilläufer gebraucht worden zu sein, weil das Schreiten des Seilläufers wirklich wie ein Zehengang aussieht.

Die Tricks der Seiltänzer haben sich wenig geändert. Schon Plinius erzählt von dem fingierten Straucheln, das im Zuschauerraum stets ein Angstgeschrei des Publikums auslöste. Auch wurde der Gang über das Seil besonders erschwert, indem man sich Kothurne an den Füßen befestigte. Merkwürdig ist, daß trotz der Beliebtheit der Seiltänzer antike Darstellungen des Seillaufs außerordentlich selten sind.

Im Mittelalter gehörten die Seilläufer zu jedem Fest, gleichviel, ob eine höfische oder bürgerliche Gesellschaft Veranstalterin war. Bei einer fürstlichen Vermählung in Compiègne soll im Jahre 1237 ein Artist auf einem Pferd das Seil entlanggeschritten sein, ein etwas unwahrscheinliches, zum mindesten aber äußerst gefährliches Kunststück, das der Kunstreiter François Corradini bei der Nachahmung im Jahre 1889 in Göteborg mit dem Leben bezahlte.

Die großen Städte wurden besonders von Seiltänzern besucht, und die Magistrate ließen sich diese Schaustellungen, wenn auch in bescheidenstem Maße, etwas kosten. Der Rat der Stadt Leipzig gab z. B. im Jahre 1570 „einem Jungen gesellen so auf der Leynen gefahren, zu Verehrungk" 2 Gulden und 18 Groschen. Was auf dem Seil produziert wurde, geht aus einer Chronik aus Frankfurt a. M. von 1588 hervor: „In diesem Jahre ist Heinrich Leynen ein Seil-Dantzer, gebürtig auss St. Gallen allhier gewesen, welcher von dem St. Nikolaus-Thurm an bis an die Leiter ein Seyl gespannt, so hundert und zwanzig Klaffter lang gewesen, darauff hat er viel Gauckelei getrieben, unter andern hat er einen Jungen ohnversehrt in einem Schubkarren auff dem Seyl herunter geführt, selbsten als ein Pfeil heruntergeschossen, und ein künstlich Feuerwerck darauff angesteckt."

2. Ein tollkühnes Akrobatenstück: Der Artist Torge bei einem waghalsigen Jonglierakt auf dem Dache eines vielstöckigen Geschäftshauses in Berlin.

3. Technik einer Schleuderbrett- und Drahtseilkombination (Orig. 4 Fellers).

4. Meister auf dem „schlappen" Draht (Janosky-Trio).

Der Franzose Blondin (eigentlich Emile Gravelet, geb. 1824) und der Deutsche Wilhelm Kolter (geb. 1795) sind die beiden klassischen Seilläufer des 19. Jahrhunderts. Blondin, der nach Amerika auswanderte, überschritt am 30. Juni 1859 zum ersten Male die Niagarafälle und wurde dadurch eine internationale Berühmtheit. Er drehte ferner Salti auf dem Seil, ging mit verbundenem Auge, fuhr mit einem Fahrrad und buk Eierkuchen auf dem Seil. Die Überschreitung des Niagarafalls ließ die 23 jährige Marie Spelterini, übrigens eine Berlinerin, am 19. Juli 1876 das gleiche wagen, was schon vorher Leslie, Jenkins, Beer u. a. versucht hatten. Das 300 m lange Seil war schwer und senkte sich in der Mitte. Die junge Artistin, mit einer 4 m langen Balancierstange ausgerüstet, ging mit verbundenen Augen, während das Seil leise schwankte. In 11 Minuten war der Übergang beendet. Aber dann überschritt sie nochmals, zwar ohne Augenbinde, aber rückwärts, das Seil. Das Experiment hat sie später noch öfter wiederholt.

Wilhelm Kolter hatte es zu ganz außergewöhnlichen Fertigkeiten gebracht, so daß sich an seine Person sogar Anekdoten und Sagen hefteten. Unter den letzteren gehört die vom Seillauf in Aachen, wo er vor König Friedrich Wilhelm III. den Engländer Jack Barres durch Überspringen (!) auf dem schiefen Turmseil ohne Balancierstange (!) geschlagen haben soll, ins Bereich der Märchen.

Die Schar der Seiltänzer des letzten Jahrhunderts ist Legion. Friedrich Knie, der Begründer

5. Anita Kellermanns Tanz auf dem Seil.

einer berühmten Artistenfamilie, hatte in Innsbruck Medizin studiert, bis er sich in die Tochter eines Kunstreiters verliebte, mit der er durchging. Ein romantisches Leben erschloß sich ihm: bei den Schlachten von Jena und Auerstedt 1806 trat er bald bei den Deutschen, bald bei den Franzosen als Kunstreiter und Seiltänzer auf. Seine Kinder wurden sämtlich berühmte Seiltänzer.

Napoleon hatte eine Leidenschaft für die Seiltänzerin Madame Saqui (geb. 1777). Als der Kaiser einst ein Fest gab, ließ er sie wieder um ihre Mitwirkung bitten. Da es stürmisch und regnerisch wurde, sollte sie von ihrer Produktion absehen. Aber sie entgegnete dem Marschall Lannes, der des Kaisers Wunsch überbrachte, mit überlegener Geste: „Kommandieren Sie Ihre Soldaten, Marschall, aber nicht ein Weib!“ Und das vom Regen glatt gewordene Seil sah dennoch seine Meisterin. Napoleon hat ihr übrigens oft große Geldsummen zur Verfügung gestellt.

Es ist unmöglich, auf die großen Artisten der Gegenwart sämtlich einzugehen. Erwähnt seien hier vor allem noch die vier Fellers, die das Drahtseil mit dem Schleuderbrett kombinieren und dadurch neue nervenkitzelnde Möglichkeiten bieten (Abbild. 3). Ganz köstlich sind die Darbietungen der Brüder Miljares, zweier Amerikaner, deren einer einen Betrunkenen markiert. Auch das Janosky-Trio hat einen vorzüglichen Komiker (Abbild. 4), der auf dem schlappen Draht sein Mittagsschläfchen hält.

Heute ist die Wallenda-Truppe wohl die bekannteste Turmseilläufer-Familie, die in schwindelnder Höhe ihre erstaunlichen Kunststücke zeigt. Aber nicht allein das Seil gibt Gelegenheit, den Gleichgewichtssinn zu trainieren, nein, die Gegenwart mit ihrer immer lebendigen Sucht nach neuen Sensationen hat eigenartige Auswüchse gezeitigt, denen vor allem Paul Torge durch außerordentlich waghalsige Balancen die Krone aufsetzt (Abbild. 2). Einfaches Fassadenklettern genügt heute nicht mehr; man muß schon auf der äußersten Mauerkante des Berliner Doms radfahren (Abbild. 8) oder in den Dachrinnen von Wolkenkratzern promenieren können, wenn man seinen Namen auf diesem Gebiete durchsetzen will. Trotzdem wird in der Artistik nie etwas völlig veralten, weil — die Menschen durch die Jahrhunderte hindurch eben Menschen geblieben sind, d. h. Geschöpfe, denen Panis et circenses im Grunde genommen doch das einzig Erstrebenswerte bleiben.

6. Ein schwieriger Drahtseilakt in schwindelnder Höhe ohne Netz und andere Schutzvorrichtungen.

7. Rechts nebenstehend: Die Waghalsigkeit ohne Grenzen: Wallenda bei der Ausführung der schwierigsten Evolutionen auf einem 30 m hohen Mast, der über dem Dach des Zirkus Busch in Berlin errichtet war.

9. Der Wagemut eines Siebzigjährigen: Der Akrobat Djemalko zeigt sich auf der Place du Tertre im Montmartre (Paris) der schaulustigen Menge als Turmseilkünstler. Links nebenstehend: 8. Tollkühnheit im Dienste des Sensationsfilms: Der Filmdarsteller Kurt Kunau als Radfahrer auf dem Berliner Dom.

Wissen und Leben

Chang. (Hierzu die Bildertafel auf Seite 283.) Der Kulturfilm ist eines der wichtigsten Gebiete des Films überhaupt, und unter seinen zahlreichen verschiedenen Arbeitsgebieten steht das des Reisefilms, also der Naturaufnahmen aus fremden Ländern, an erster Stelle. Es ist grundfalsch, wenn von verschiedenen Seiten immer wieder behauptet wird, das Publikum wolle keine solchen Expeditionsfilme sehen. Ganz im Gegenteil. Und mit Recht, gibt doch gerade der Reisefilm dem Publikum die Erfüllung einer großen, unstillbaren Sehnsucht, der Sehnsucht nach der Ferne, des urewigen Wandertriebes aller Menschen. Gewiß ist es nicht leicht, einen guten Reisefilm zu schaffen. Es gehört viel Blick für das Wesentliche des betreffenden Landes dazu und Bildgefühl, filmisches Sehen. Ein wirklich guter Naturfilm ist ein Kunstwerk und erfordert Ausdauer, körperliche Anstrengungen und Strapazen und intensives Arbeiten. Aber dafür ist ihm dann auch der ganz große Erfolg sicher. Filme wie „Nanuk, der Eskimo“, „Urwelt im Urwald“, „Moana, der Sohn der Südsee“, „Das Volk der schwarzen Zelte“ und „Abu Markub“, der wundervolle Vogelfilm des Schweden Bengt Berg, liefen nicht nur monatelang in den großen Filmpalästen Europas und Amerikas vor ausverkauften Häusern, sondern sie bedeuteten auch für jeden, der sie sah, ein unvergleichliches Erleben. Keine noch so gute Reisebeschreibung, kein Standphoto und keine Zeichnung, nicht einmal eine moderne Völkerschau mit all ihrem Drum-und-Dran kann die eindringliche Wirkung des Expeditionsfilms ersetzen. Nichts ist so geeignet, das Wesentliche eines Landes so plastisch wiederzugeben wie der Film. Ein Musterbeispiel des guten Expeditionsfilms ist der Film „Chang“, der kürzlich in Berlin in einer Sondervorstellung der Fachwelt gezeigt wurde, und der im September von der Parufamet vor die Öffentlichkeit gebracht wird. Hergestellt wurde der Film von dem Amerikaner Schoedsack, dem wir schon manchen prächtigen Reisefilm verdanken. Schoedsack hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, mit Hilfe des Films die entlegensten und unbekanntesten Gegenden und Völker der Erde der Kulturwelt zugänglich zu machen. In dem Film „Chang“, der in monatelanger Arbeit in den wilden Dschungeln des hintersten Siam gedreht wurde, gibt er uns ein packendes Lebensbild der dortigen Bevölkerung. Im äußersten Winkel Siams, dort, wo zwischen Birma, China und Tibet das Volk der Laos wohnt, spielt dieser Film. Ja, obgleich es ein Naturfilm ist, muß man sagen, „spielt“, denn den äußeren Rahmen dieses Kulturfilms bildet eine Spielhandlung, und diese Spielhandlung ist das Leben des Lao-Mannes Kru und seiner Familie. Mitten im Urwald liegt das Dorf der Laos, die Reste der indischen Urbevölkerung sind. Urzeitlich muten auch ihre Hütten an, die aus Furcht vor wilden Tieren in Form hoher Pfahlbauten errichtet sind. Kru aber hat sein Haus weitab vom Dorf mitten in wilder Dschungel errichtet, um ihr neues Land zu entreißen. Chantui, sein Weib, und seine Kinder Nah und Ladah helfen ihm getreulich bei seiner Arbeit. Bannend plastisch erleben wir nun das Leben Krus, oder besser, wir leben es mit ihm. Da ist die mühsam angelegte Reispflanzung, die primitive Reismühle, und da ist sein bißchen Vieh, das über Nacht in den einem Kral ähnlichen Stall gesperrt wird. Mühsam müssen Kru und Chantui arbeiten, während die Kinder mit Bimbo, dem klugen Gibbon-Äffchen, spielen. Krus größter Reichtum ist sein Wasserbüffel, der ihm bei der Arbeit gute Dienste leistet. Nachts zieht Kru die Leiter zu seinem Pfahlbau in die Höhe, und während er sorglos dem neuen Tag entgegenschläft, erwacht die Dschungel. Tiger, Bären, Leoparden und riesige Schlangen gehen auf Beute aus. Auch für Kru wird es eine Schicksalsnacht. Ein Tiger zerreißt seinen Wasserbüffel, und ein Leopard dringt in den Ziegenstall ein. Das sind schwere Schläge für Kru. Kru aber nimmt den Kampf auf. Er holt sich einige Stammesgenossen zu Hilfe. Fallgruben und Schlagfallen werden gebaut, dann beginnen die Laos die Tigerjagd. In dramatisch bewegten Bildern erleben wir diesen Kampf mit dem König der Dschungel. Unvergeßliche Bilder, die unter ständiger Lebensgefahr der kühnen Kameramänner gewonnen wurden, zeigen uns dieses edle Raubwild in voller Freiheit aus nächster Nähe. Mehrere Tiger sind die Beute des Tages. Auch der Leopard geht am Ziegenstall in eine Falle und wird ein Opfer seiner Raublust. Doch schon naht neues Unheil. Am nächsten Morgen ist Krus Reisfeld verwüstet. Riesige Spuren verraten den Urheber: ein großer „Chang“. „Chang“ ist der Name der Laos für den wilden Elefanten Siams, der gezähmt ein Freund und Helfer der Laos, in Freiheit jedoch ihr furchtbarster Feind ist. Wieder werden riesige Fallen gebaut. Am nächsten Morgen findet Kru in einer Falle einen jungen „Chang“ und führt ihn nach Hause. Groß geworden, soll er ihm bei der Arbeit helfen. Doch die Elefantenmutter spürt ihr Junges auf, befreit es und zerstört in rasender Wut Krus Haus. Mit knapper Not kann Kru mit seiner Familie dem wütenden Chang entfliehen. Der vergessene Bimbo, das Gibbon-Äffchen, rast, angstgepeitscht und von einem Leoparden verfolgt, hinter seinen menschlichen Freunden durch den Urwald. Auf seiner Flucht trifft Kru auf eine gewaltige Herde von mehreren Hunderten Changs. Mit fliegendem Atem erreicht Kru das Dorf seines Stammes und warnt vor der Changherde. Aber die Dorfältesten lachen ihn aus. Seit Menschengedenken sah man keine Changherde mehr. Doch schon bricht die Changherde aus dem Urwald hervor, wälzt sich wie eine Lawine gegen das Laodorf. Gellend ertönt hundertfach der Angstschrei „Chang“. In wilder Flucht sucht alles im Dickicht des Urwalds und auf den Bäumen Rettung. Die Changs aber zerstören in wenigen Minuten das Laodorf in Grund und Boden. Nicht ein einziges Haus bleibt verschont. Und schon ist die Changherde wieder im Urwald verschwunden. Auf den Trümmern ihres Dorfes sammeln sich die Laos. Ihre Rache ist die Jagd. In tagelangen Märschen kreist der Stamm die Changherde ein. Nachts verhindert ein riesiger Kreis von Wachtfeuern das Ausbrechen der Herde. Eine gewaltige Falle von mächtigen Stämmen wird gebaut, und nach wenigen Tagen ist die ganze Herde gefangen. Ihre erste Arbeit im Dienste des Menschen ist, den Laos beim Wiederaufbau ihres Dorfes zu helfen. Wohl selten hat ein Kulturfilm die Zuschauer so vom ersten bis zum letzten Bild gebannt wie „Chang“. Und das ist das Schöne an diesem Film, das er uns Land und Leute nicht im frisierten Sonntagsstaat, nicht überladen mit wissenschaftlichen

(Fortsetzung siehe Seite 298.)

Das Aluminiumkunstbein. Links: geöffnet; rechts: geschlossen.

Der Kranich mit dem Beinstumpf (links) und nach Anlegung des Kunstbeins (rechts).

Die Anwendung der Prothese beim Tier: Der Kronenkranich des Zoologischen Gartens in Leipzig als Stelzfuß.

(Phot. Dr. Schneider, Leipzig.) (Vgl. hierzu den Beitrag auf Seite 298.)

Zur Eiszeit in der Schweiz: Die Gegend von Luzern während der letzten Vergletscherung. Monumentalbild nach Idee und Entwurf des Prähistorikers W. Amrein, ergänzt durch Prof. Dr. Albert Heim, ausgeführt von Ernst Hodel.

Das von Ernst Hodel 1926/27 gemalte, 5 × 2 m große Bild, das das Museum des Gletschergartens in Luzern ziert, versetzt uns in die Urzeit der Erde zurück, in der vor ungefähr 30000 Jahren die Gletschermühlen des Gletschergartens entstanden sind. Es zeigt in lehrreicher Weise einen Teil der Urschweiz mit den bekannten Bergen im Hintergrunde, flankiert von dem Rigi im Osten und dem Pilatus im Westen. Sie ragen Inseln gleich aus der gewaltigen Eismasse des mächtigen Reußgletschers heraus. Zur Haupteiszeit lastete nämlich über der Gegend von Luzern eine Eismasse von etwa 1000 m Mächtigkeit. Die tiefen Schründe, die langgestreckten imposanten Moränen, die jähen Abstürze dieser grandiosen Gletscherlandschaft veranschaulichen eine längst entschwundene Erdperiode. Im Vordergrunde des Bildes ist ein Nunatak (Felsinsel) mit Rundhödern und Gletscherschliffen, der, einer Oase gleich, mit niedrigem Buschwerk, Gräsern bewachsen ist; auf ihm gewahren wir den Beherrscher der damaligen Tierwelt, das Mammut, weiter unten weidende Renntiere. Bei dem Gebirgshintergrund hat man sich fast ganz an die jetzigen Formen gehalten, da die Formveränderungen seit der letzten Vergletscherung zu klein sind, um an einem solchen Bilde sich deutlich zu zeigen.

Dingen, sondern bei der schlichten Alltagsarbeit, im Alltagsleben zeigt. Nichts Künstliches, nichts Gestelltes stört die prachtvolle Natürlichkeit dieses Films, dessen Bilder hervorragend photographiert sind. Einen ganz besonderen Reiz üben die vielen wundervollen Tierszenen aus, die oft mit lyrischen oder humorvollen Stimmungen erfüllt sind. „Chang“ ist ein Naturdokument und zugleich eine Meisterleistung des Films. Hätten wir viele solcher Filme, dann würden wir weniger Kinogegner haben. Und noch eins zeigt dieser Film: Filmkunst wird nicht nur im Atelier geschaffen. In diesem Film ist mehr künstlerisches Empfinden und künstlerisches Wollen als in Hunderten von Spielfilmen. Zugleich aber löst dieser Film wieder einen Schleier von den vielen Geheimnissen der Wunderwelt Asien. Dr. Hermann Treuner.

Der Kranich mit dem Kunstbein. (Vgl. hierzu die Abbildungen auf der Seite 296.) Wenn ein Mensch körperlich verstümmelt wird, etwa ein Bein verliert, so ist es selbstverständlich, daß er in kurzer Zeit wieder auf zwei Leibesstützen wandelt. Aber das Tier? In der Freiheit kommt es im Daseinskampf am ehesten um — vorausgesetzt, daß es sich nicht um niedere Lebewesen, eine Echse, einen Molch, Krebs, Wurm u. dgl., handelt, die von Natur aus mit einer erstaunlichen Erneuerungskraft amputierter Gliedmaßen ausgestattet sind, und von denen einige zu ihrem Vorteil sogar über eine geradezu virtuose Fähigkeit verfügen, sich selbst zu verstümmeln. Haustiere werden bei schweren Unfällen allermeist getötet, weil sie nun für ihren Besitzer wertlos geworden sind, weil man sie von unnötigen Leiden erlösen will, weil ein Kunstglied oft schwer anzubringen ist bzw. vom Tier nicht gelitten wird, oder — weil man überhaupt nicht an diese Möglichkeit dachte. Zuweilen überließ man es allerdings dem Tier, sich auf Grund einer gewissen Wandlungsfähigkeit der Instinkte mit seiner neuen körperlichen Verfassung abzufinden. So erzählte mir Prof. Kirschmann von einem Hund, dem die beiden Beine einer Körperseite abgefahren worden waren, und der späterhin seinen Herrn auf dem übrigen Vorder- und Hinterbein wieder begleiten lernte. Im „Zoolog. Garten“ (Bd. II, S. 60) wird von einem anderen Hund berichtet, der anscheinend von Geburt an nur die beiden Hinterbeine hatte und deshalb gezwungen war, aufrecht auf den Hinterfüßen zu gehen. — In einzelnen Fällen ist es aber schon früher mit gewissem Erfolg versucht worden, ein verunglücktes Tier mit Kunstgliedern wieder in den Dienst des Menschen zu stellen, z. B. einen wertvollen Hengst, wohl auch Rinder und Hühner. Mehr als solch ein Versuch ist es auch nicht, der gegenwärtig im Leipziger Zoologischen Garten mit einem Kronenkranich gemacht wird. Immerhin zeigt er, was bei einem Tier, das man wenigstens noch eine Zeitlang erhalten möchte, möglich ist. Jener „Pfauenkranich“ lebt schon seit längerer Zeit im Leipziger Zoo. Man hatte ihm die volle Flugfähigkeit belassen. Das nutzte er weidlich aus. Frühmorgens flog er vom Teich, wo er sich mit einem einäugigen Jungfernkranich angefreundet hatte — ein Purpurreiher hat diesen um eines seiner schönen Augen gebracht — in die entfernt gelegenen Stelzvogelgehege, stattete hier seinen Verwandten Besuche ab, um nach einigen Stunden unter lauten Rufen wieder zu seiner Liebsten zurückzukehren. Als im vergangenen Herbst die empfindlicheren Tiere „eingewintert“ werden sollten, entzog sich das gekrönte Haupt allen Nachstellungen. Schließlich wurde der Durchgänger von der plötzlich einsetzenden Kälte überrascht und verbrachte eine Nacht bei 7 Grad Kälte im Schnee. Am darauffolgenden Morgen konnte er endlich im Rosental gegriffen werden. Offenkundig hatten seine Füße dabei schwer gelitten. Sie schwollen an; namentlich an den Zehen des linken Beines verfiel die Muskulatur. Trotzdem nahm der afrikanische Gast im Frühjahr den „Freifliegerverkehr“ wieder auf. Eines Tages aber brach der linke Fuß inmitten des Laufes ab. Wahrscheinlich war der spröde Knochen, als er beim Landen etwas scharf aufgesetzt wurde, zersplittert. Da das Tier allen Besuchern so viel Freude gemacht hatte, tauchte der Gedanke auf, ihm vielleicht mit einem Stelzfuß wieder auf die Beine zu helfen. In Herrn Wolf, dem Leiter einer orthopädischen Werkstätte in Leipzig, fand sich ein geschickter Helfer. Sobald der wohlabgesetzte Stumpf verheilt war, wurde ein Gipsabguß gemacht und danach eine Aluminiumprothese angefertigt. Das Hauptbedenken verursachte die Befestigung. Diese Schwierigkeit wurde auf die einfachste Weise beseitigt; das Kunstbein wurde derart gut passend hergestellt, daß es sich durch einen Scharnierverschluß selbst hält. Die Zehen sind durch eine kleine Platte mit abwärts geneigtem Rand ersetzt, so daß der Fuß nicht im Boden versinkt, andererseits aber auch nicht ausgleiten kann. Um keine Druckstelle entstehen zu lassen, wurde auch der Oberrand der Hülse auswärts gebogen. Der künstliche Lauf kann übrigens nach Bedarf verlängert oder verkürzt werden. Dies eigenartige Gehwerkzeug war fertig, als die Schreitmuskel des Vogels noch nicht kraftlos geworden waren. Kaum hatte das Tier den neuen „Knochen“ am Stumpf, so ging es auch schon damit los, in einem Mut, den man manchem Amputierten wünschen möchte. Natürlich vergaß es auch nicht, an dem seltsamen glitzernden Ersatzstück mit dem Schnabel ordnend herumzupicken. Da der Kranich den Stelzfuß gleich voll belastete, konnte er seiner alten einäugigen Freundin wieder zugesellt werden. So steigt er nun als „Ritter mit dem eisernen Bein“, wenn auch etwas hinkend, wieder durchs Gehege oder läßt sich, wie man das einem dienstbeschädigten Ruheständler nicht verargen kann, gelegentlich auf die Fersen nieder. Vor einigen Tagen mußten ihm sogar einige Schwingen beschnitten werden, weil er die Kontrolle seines Stumpfes für überflüssig fand und vor seinen Häschern zu einem Flug ans steile Pleißenufer startete. Obwohl der Aluminiumschaft noch nicht gepolstert ist, hat der Stumpf die Belastung bis jetzt gut vertragen. Er wird ab und zu gepudert. Vorläufig besteht nur die Gefahr, daß der unternehmungslustige Flieger einmal mit seinem „Metallstiel“ an einem Maschengitter hangenbleibt. Wünschen wir ihm weiterhin guten Fortschritt, um nicht zu sagen: Hals- zum Beinbruch! Übrigens ist auch schon die orthopädische Behandlung zahmer, aus der freien Wildbahn stammender Hausgenossen dagewesen. Bereits im Jahre 1865 hat es einen Kranich, und zwar einen grauen, gegeben, dem ein zerschlagenes Bein mit Korkholz verlängert und mit Leder genäht wurde; rührend, wie zwei gesunde jüngere Artangehörige ihrem einbeinigen Kameraden immer folgten, wenn er zum „Riemer“ wegen Ausbesserung der verbrauchten Lederteile gebracht wurde. Mindestens fünf Jahre lang ist der Kranich so gegangen; in einem Herbst soll er sogar mit in die südliche Winterherberge gezogen sein (vgl. darüber Graf Keyserling im „Zoolog. Garten“ XV. 151 f.). — Von einem anderen Stelzvogel, einem Storch, erfahre ich eben noch, daß ihm in den siebziger Jahren der zur Hälfte abgebrochene Oberschnabel mit Blech ergänzt wurde. Freund Langbein, der auf lange Zeit im Hotel de Prusse in Leipzig abgestiegen war, soll mit seinem Blechschnabel nicht nur wieder fressen, sondern auch klappern gelernt haben — und zwar lauter als vorher. Kunststück! Dr. K. M. Schneider.

Die Leistungen der deutschen Binnenwasserstraßen sind trotz der wirtschaftlich außerordentlich schweren Zeit, die über das Binnenschiffahrtsgewerbe hereingebrochen ist, und trotz der ausnehmend schweren Konkurrenz der Eisenbahnen als sehr imposant zu bezeichnen. Man pflegt die Tonnenzahl der beförderten Gütermengen mit der Kilometerzahl, über welche die Güter befördert werden, zu multiplizieren und erhält dann den für die Statistik wichtigen Begriff der Tonnenkilometer (t/km). Im Jahre 1925 brachten es nun die deutschen Wasserstraßen auf eine Leistung von nicht weniger als 19 Milliarden t/km. Erheblich mehr als die Hälfte davon, nämlich 11 Milliarden t/km, entfiel allein auf den deutschen Rheinlauf mit seinen unmittelbaren Nebenflüssen. Bemerkenswerterweise ist damit die Rhein-Leistung des letzten Vorkriegsjahres 1913 schon übertroffen, denn diese stellte sich auf 10,4 Milliarden t/km. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es sich nur um die Leistung

des 698 km langen deutschen Rheinlaufs und seiner Zuflüsse handelt; der holländische Rhein ist nicht einbegriffen. Da selbstverständlich gerade der Unterrhein von Duisburg-Ruhrort bis zur Mündung die absolut größte Verkehrsstärke aufweist, würde jene Zahl von 11 Milliarden t/km noch ganz bedeutend anschwellen, wenn der Verkehr des ganzen Rheinstroms erfaßt würde. Schon jetzt ist der Verkehr auf dem Rhein neunmal stärker als der Gesamtdurchschnitt aller deutschen Wasserstraßen. Der Wasserweg mit dem zweitdichtesten Verkehr ist die Elbe. Aber diese bringt es, obwohl ihre schiffbare Strecke in Deutschland die des deutschen Rheins um 62 km übertrifft, doch nur auf knapp 2³/₄ Milliarden t/km — allerdings natürlich ohne den sehr starken Seeschiffverkehr in der Mündung. Auch die Oder weist eine um 11 km längere Schiffahrtsstrecke als der deutsche Rhein auf; ihre Verkehrsleistung als drittwichtigste deutsche Wasserstraße stellt sich aber nur auf 2 Milliarden t/km. Die Oder hat den Verkehr der letzten Vorkriegszeit ungefähr wiedererreicht, dagegen ist die Elbe noch in erheblichem Rückstand. Auf alle übrigen deutschen Wasserstraßen, die 178 km lange Donau, die Weser, Ems usw. und alle Kanäle, entfallen zusammen nur 1,36 Milliarden t/km, wovon der größte Teil dem Dortmund-Ems-Kanal samt der Ems zukommt. Die Gesamtmenge der wirklich voll leistungsfähigen Wasserstraßen in Deutschland stellt sich übrigens nur auf etwa 4000 km Länge, wozu noch rund 8000 km beschränkt leistungsfähiger, vielfach veralteter Wasserwege kommen. Die Gesamtlänge von 12000 km macht übrigens immer erst ein Fünftel vom deutschen Eisenbahnnetz aus. Bekanntlich ziehen die Frachten, wenn sie auf weitere Entfernung transportiert werden sollen, grundsätzlich die billigere Wasserbeförderung der Schienenbeförderung vor. See- und Binnenschiffe zusammen befördern 6 bis 7 Zehntel aller Gütermengen der Erde. Auf den deutschen Binnenwasserstraßen wurden nun 1925 insgesamt 85,6 Mill. t Frachten befördert. Von ihnen entfielen auf den Rhein allein nicht weniger als 68 Proz. (58,4 Mill. t), auf die Elbe 11 Proz. (9,4 Mill. t), auf die Oder 7 Proz. (6,0 Mill. t) und auf alle anderen Wasserstraßen nur 14 Proz. (11,8 Mill. t).

Dr. R. Hennig.

Berichtigung. Die von uns im Rahmen des Beitrags „Das Festspielhaus in Salzburg" in Nr. 4299 gebrachten beiden Holzplastiken stammen nicht, wie irrtümlich angegeben, von Roland Bohr und A. Podnigbauer, sondern von dem Bildhauer Hans Pontiller, Salzburg. Auch heißt die eine nicht „Friede", sondern „Freude".

Bücher, die man lesen sollte.

Spaziergänge durch die neuesten Erscheinungen der Belletristik von Dr. Egbert Delpy.

Unser moderner Erzähler-Nachwuchs wagt sich nur zögernd und ungern an die großen politischen Probleme der Gegenwart. Er stöbert zwar gern in den Sumpfgebieten des zeitgenössischen Gesellschaftslebens herum und wirft, des Kontrastes wegen, gelegentlich wohlwollende Lichter auf die dunklen Gegenspieler des Proletariats. Aber vom brennenden Kern der Dinge, dem großen politischen Schlachtfeld, wo um die Zukunft der Nationen wie der gesellschaftlichen Stände gleich erbittert, verschlagen, leidenschaftlich gerungen wird, hält er sich sorglich fern. Sehr einfach, weil dieses gigantische, halb unterirdische Kämpfen nicht aus spielerischem Handgelenk heraus darzustellen ist, weil es intensivstes Studium, genaueste Sachkenntnis und schließlich auch eine eigene potitische Weltanschauung verlangt, die irgendwie heiß und tief mit den dichterischen Herzschlägen verbunden sein muß. Solchen Einsatz zu leisten, sind nur wenige gewillt und in der Lage. Und so kommt es, daß das wichtigste und brennendste Thema der deutschen Gegenwart im Roman kaum hier und da gestreift, geschweige denn groß und ernsthaft angepackt wird. Welche gewaltigen, unheimlichen Entladungen aus überspannter politischer Lage jählings aufflammen können, alles überbietend an katastrophaler Gewalt, was Erzählerphantasie zu erfinden vermag, das hat soeben wieder die große Wiener Revolte mit ihren 100 Todesopfern und der schaurig leuchtenden Brandfackel des von rasenden Volksmassen angezündeten Justizpalastes dargetan. Welch ein Stoff für einen Dichter, welch ein Schlußbild für einen großen polischen Zeitroman!

Nun will es ein eigenartiger Zufall, daß gerade in diesen Tagen ein Roman erschien, in den dies wilde Schlußbild großartig hineinpassen würde! Da hat es ein Österreicher gewagt, das politische Problem des unter dem Doppeladler krampfig zusammengehaltenen österreichischen Völkergemisches auf der einen, des gegen das Bürgertum drohend anmarschierenden Proletariats auf der anderen Seite entschlossen anzufassen und damit die politische Vorgeschichte der großen Schlußkatastrophe im Weltkrieg in einem großen Wiener Kulturroman darzustellen. Es sind die Jahrzehnte des letzten großen bürgerlichen Aufschwunges in Wien unter seinem genialen Bürgermeister Dr. Karl Lueger, die Theodor Heinrich Mayer in seinem neuen Roman „Die letzten Bürger" (L. Staackmann, Leipzig) eindringlich und mit lebendigster Anschaulichkeit vor uns hinstellt. Mit der Entwicklungsgeschichte seines Helden Brunner (Lueger!) rollt er das ganze innerpolitische Getriebe des Vorkriegs-Österreichs vor uns auf, zeigt im wildentfesselten Parlamentskampf den unaufhaltsam zur Katastrophe drängenden, riesenhaft aufflammenden Gegensatz Slawen—Deutsche, im Ringen um die Oberherrschaft in der Stadt das Werden, Heranwachsen, Emporsteigen der beiden großen, die soziale Erlösung der Massen auf diametral entgegengesetztem Wege suchenden Parteien: der Christlich-Sozialen und der Sozialdemokraten. Entrollt damit ein vielfarbiges, dramatisch zugespitztes Zeitbild, dem er in den den beiden feindlichen Parteiführergestalten Brunner und Dr. Geyer überragende, tragisch umwitterte, menschlich überaus fesselnde Träger gibt, in deren Kampf sich das besondere Thema vom Untergang des Bürgertums dunkel drohend spiegelt. Dem genialen Bürgerrepräsentanten Lueger setzt der Roman ein großes Denkmal. Es ist überaus eindrucksvoll, wie der glänzenden Spur dieses idealistischen Realpolitikers, der seiner geliebten Vaterstadt zum höchsten Aufschwung und dem Deutschtum im Parlamentskampf zum letzten großen Sieg verhilft, der dunkle Schatten des fanatischen Arbeiterführers folgt, der allem Bürgertum den Untergang geschworen hat. Erschütternd, wie dieser Schatten in Brunners eigener Brust Wurzel faßt und ihm die unaufhaltsam näherrückende Katastrophe zeigt. Wirkungsvoll stumm deutet das Buch Kommendes nur mit dem großen Demonstrationszug der Arbeitermassen für das allgemeine Wahlrecht an, dem der sterbende Bürgermeister vom Rathausturm aus hilflos zuschaut, und schließt lakonisch mit dem in allerhand behagliche Spießerhoffnungen hineingellenden Zeitungsverkäuferruf vom Juli 1914: „Extraausgabe!" . . . Aus dem absichtsvoll zugespitzten Pessimismus des Romans flammen starke Warnungssignale für das Bürgerium überhaupt auf. Er ist darum ein durchaus aktuelles Buch, das aufmerksam gelesen werden sollte, zumal es der vielfarbig schillernden Besonderheit des Wienertums nicht nur in politischer, sondern auch in jeder menschlichen Hinsicht gerecht wird und eine Fülle reizvoller Bilder aus dem Gesellschafts-, Volks- und Kunstleben Wiens mit glänzender Erzählervirtuosität hinwirft. Ein gut Teil der großen Mög-

lichkeiten des politischen Romans ist in diesem vortrefflichen Buche ausgeschöpft, das der schwierigen Voraussetzung für künstlerische Wirkung: über den Parteien zu stehen und doch menschlich warm mit ihnen zu fühlen, erfreulich gerecht wird.

Ein charakteristisches Beispiel dafür, wie Frauen sich die großen Damen auf dem politischen Welttheater schriftstellerisch nutzbar zu machen verstehen, hat die bekannte Berliner Novellistin Olga Wohlbrück in ihrem spannenden Roman „Die Frau des Schullehrers Tarnów" (Verlag G. Hackebeil, Berlin) geliefert. Sie greift da kühn in das Wespennest der sowjetrussischen Zustände hinein und entwirft ohne sensationelle Überbetonung Bilder wilden Blutrausches, grauenvoller Willkür und Despotie, schauerlicher Volksverrohung, Verwahrlosung und Not, die die entfesselte Bestie Mensch in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigen. Man liest diese Schilderungen, die an das aufregende Schicksal der schönen Gräfin Skot-Streborn geknüpft sind, mit Herzklopfen und hat dabei doch das Gefühl, daß das Schlimmste hier eher verschleiert als enthüllt wird. Mit glänzender Technik wird das Martyrium einer vorbildlichen Frau und Mutter, die unter tausend Todesgefahren der Spur des verlorenen Gatten folgt, mitten im Hexenkessel des russischen Terrors geschildert und durch Bilder aus dem seltsamen Flüchtlingsleben der in Zürich und Berlin im Exil hausenden, heimatlos gewordenen Russen ergänzt. Man sieht die unerhörte Tragödie eines ins Chaos geschleuderten Volkes, aber man sieht auch — und das macht den tieferen Wert des Buches aus — wie aus der leidenschaftlichen Sehnsucht nach Frieden und seelischer wie geistiger Reinigung, die aus den Volkstiefen fern der Großstadt unaufhaltsam heranwächst, Keime eines neuen Lebens, einer neuen Entwicklung geboren werden. Daß Olga Wohlbrück ihre großen Erzählerfähigkeiten nebenher ausnutzt, um auch aus ihren auf nichtrussischem Boden stehenden Gestalten immer neue Spannungsmomente herauszupressen, mindert den künstlerischen Wert ihres Romans streckenweise beträchtlich. Im ganzen aber hat sie ein Zeitbild gegeben, das außerordentlich packend den Zuständen im Inneren Rußlands ins Herz leuchtet und darüber hinaus die Unsterblichkeit des menschlichen Drängens aus finstersten Tiefen zu neuem Licht mit echt weiblichem, liebenswertem Nachdruck hervorhebt.

Solch künstlerischer Ethik, die im wild vorwärtsgepeitschten Leben der Nationen das ewig Menschliche und Göttliche aufsucht, begegnet man, wie gesagt, im modernen Schrifttum selten genug. Dort interessiert man sich heftig für alles abseitig Ungewöhnliche und stellt es mit Fleiß und fabelhafter Einfühlung in abnorme psychische Verhältnisse dar. Aber man präsentiert es in kältester Reinkultur und filtriert es derart, daß auch nicht das kleinste Körnchen Ethos und natürliche warme Menschlichkeit in den Maschen des glitzernd ausgespannten magisch phosphoreszierenden Handlungsnetzes hangenbleibt! Gustav Meyrink, der „Golem"-Verfasser, ist raffinierter Meister auf diesem Gebiet. Sein neuer Roman „Der Engel am westlichen Fenster" (Grethlein & Co., Leipzig), ein wahres Kompendium phantastisch dunkler, unheimlich abseitiger, magischer Orgien, die schauerliche Abgründe aufreißen, in denen die Mysterien aller Geheimkulte der Welt zischend durcheinanderbrodeln. Mit fabelhafter Technik wird ein unausgesetztes Sichdurchdringen von Vergangenheit und Gegenwart in der Gestalt des Ich-Erzählers sichtbar gemacht, der alle Mysterien im Leben seines geheimnisvollen Urahns aus dem Zeitalter der englischen Königin Elisabeth noch einmal erlebt und in einem wahren Wust okkulter Beschwörungen und Sensationen untergeht. Selbst Liebhabern solcher wilder Abseitigkeiten dürfte die unausgesetzte Häufung gespenstisch phantastischer Details zu viel werden. Für normaleren Geschmack sind diese eiskalt ausgeklügelten Gehirnsensationen gar nichts.

Von diesem raffinierten Modeautor hin zu der jungen, noch wenig bekannten Schriftstellerin Eva Thaer ist ein gewaltiger Sprung. Ihr bei Lehmann & Schüppel, Leipzig, erschienener Roman „Gral" zeigt den typischen Überschwang jugendlicher Idealisten, ist aber gerade darin beachtenswert und erfreulich. Hier sucht stürmisch vordringende Jugend Erlösung vom dunklen, tiefverwurzelten Erbteil der Sünde, sucht sie auf typischen Irrwegen, muß schwere seelische Not und heiße innere Kämpfe überstehen, ehe sie den rechten Weg zur erlösenden Erkenntnis findet. Die das Buch bekrönende These, daß nicht die Liebe des unwissenden, körperlich unbefleckten Weibes dem Manne die Erlösung bringt, sondern das reine, gütige, verstehende Menschentum des im Lebenssturm gereiften Weibes, atmet echte, gesunde Modernität, die dem Geschlechterproblem sympathisch frei und ernst ins Auge schaut. Der Darstellungsstil der jungen Hamburger Erzählerin ist bei gepflegter Sorgfalt der Sprache lebendig und farbig. Ihre Gestalten, darunter eine ganze Reihe eigenartig pointierter Charaktere, sind mit sicheren Strichen plastisch hingestellt. In der psychologischen Motivierung seelischer Umschwünge tut die Verfasserin manchmal des Guten zu viel. Hier würde ein Weniger an aufgewandter Begründung überzeugender wirken. Auch ist ihre Technik noch nicht frei von allerhand Splittern romantisch gefärbter Romankonvention, die zuweilen dicht neben überraschend scharf und klar gesehener Wirklichkeit hangen. Im ganzen aber steht doch so viel natürliche künstlerische Potenz neben der erfreulichen reifen Menschlichkeit dieses Romans, daß er es verdient, breiterer Aufmerksamkeit angelegentlich empfohlen zu werden.

Als heitere Sommerlektüre, mit behaglichem Schmunzeln zwischen Dünen oder am Wiesenhang zu lesen, möchte ich noch Max Dreyers niederdeutsche Geschichte „Das Sympathiemittel" (Staackmann, Leipzig) nennen. Famos, wie da auf dem rauhen Hintergrund des harten Seemannslebens an der deutschen Waterkant der listenreiche Kampf zwischen dem langen Hinrich und seiner blonden Marief um das gräuliche „Supen", ausgefochten wird, in dem die schlaue Eva nach mancherlei Auf und Nieder doch zu guter Letzt auf köstlich humorvolle Art obsiegt. Hier ist mehr als Spaß. Echter deutscher Humor lacht über dunkler, gefahrdrohender Tiefe und enthüllt gerade deshalb unpathetisch und unsentimental funkelndes Leben. Die knappe Novelle zeigt Dreyers frisches Künstlertum von der besten Seite. Ja freilich — in der Politik der Ehe sind sie besser zu Hause als in der der Völker, unsere Erzähler!

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben

as — bal — be — beel — ben — bub — burg — chel — den — din — don — dy — e — e — e — e — ei — en — er — fe — fi — gel — holz — i — il — kon — la — lach — las — laub — lon — ma — me — mit — mouth — na — na — nau — ne — nef — neu — ni — now — ri — ro — ro — se — so — sta — stedt — stif — ter — tu — u — ul — ur — wal — wey — wind — ze

sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, eine Lebensregel von Gellert ergeben (ch, st = 1 Buchstabe): 1 Stadt in England, 2 geographischer Begriff, 3 Teufelsname, 4 weibl. Vorname, 5 englische Hafenstadt, 6 Stadt in Thüringen, 7 Holzart, 8 Sprengstoff, 9 Ferien, 10 Teil des Schiffskompasses, 11 Frucht, 12 Verwandter, 13 Kanton in der Schweiz, 14 deutscher Dichter, 15 Bibelübersetzer, 16 bekannter Schriftsteller, 17 Gestalt aus „Wallenstein“, 18 russisches Herrschergeschlecht, 19 Teil des Hauses, 20 Standbild, 21 Pferd, 22 biblische Gestalt, 23 Paradies.

Gitterrätsel.

Die Buchstaben a a a a a a a a c d d e e e e e e g g h h i i k k m m m m m m m n n n n n n n n r r r r z sind so in die leeren Felder einzuordnen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben: 1 deutscher Dichter, 2 ostdeutsche Provinz, 3 Stadt am Rhein.

Gefahrvoll. Einszwei wird Pflanzen zum Verderben. Zweieins führt oft zu Streit und Scherben.

Glückskleeblatt.

1—3 Nebenfluß der Donau, 1—4 heiliger Vogel in Altägypten, 2—1 Monat, 2—4 römischer Gott, 2—7 Küstenfluß an der Nordsee, 5—10 vulkanisches Gestein, 5—15 Waffe, 6—13 Vogel, 6—16 Grasfläche, 7—4 Landschaft in Griechenland, 7—14 Bergrücken in Braunschweig, 8—5 Stand, 8—9 Vorfahr, 8—15 Arzneipflanze, 10—11 Getränk, 11—6 Wild, 11—16 Paradies, 12—13 Gewässer, 14—19 Pflanze, 15—10 Insel im Mittelmeer, 16—13 Sinnesorgan, 17—14 Lebenshauch, 17—19 Sternbild, 17—20 Bühnenstück, 18—20 geisteskrank, 20—19 landwirtschaftlicher Grenzstreifen.

Unfreiwilliges Bad.

Du mußt das Lösungswort nur trennen
Wohinein es fiel, wird es dir nennen.

Verwandlungsrätsel.

Das Wort bezeichnet eine Speise,
Daran von je sich feine Zungen letzten,
Doch kopflos schmeckt es dir nicht gleicherweise,
Erhältst du es von einem Vorgesetzten.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4303.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4301.

Silbenrätsel: 1 Iphigenie, 2 Niederdruck, 3 Elefant, 4 Indigo, 5 Nollendorf, 6 Eremit, 7 Raute, 8 Rossini, 9 Anton, 10 Unfug, 11 Haynau, 12 Egmont, 13 Narzisse, 14 Schiller, 15 Arrak, 16 Legende, 17 Elster, 18 Stettin: In einer rauhen Schale steckt oft ein guter Kern.

Links und rechts: Nach rechts: Amme, Eber, Rede, Esel, Leda; nach links: Emma, Adel, Lese, Eder, Rebe.

Gleichung: a Hugo, b Enz, c Otter, d n = x: Hugenotten.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Email, 4 Palme, 7 Anker, 9 Donau, 10 Olive, 11 Topas, 12 Messe, 15 Agent, 18 Schwarzwald, 19 Inder, 22 Ozean, 25 Arion, 26 Eugen, 27 Kairo, 28 Kohle, 29 Linde, 30 Lehre; senkrecht: 1 Eidam, 2 Agnes, 3 Laute, 4 Prosa, 5 Leine, 6 Ebert, 8 Kupferstich, 13 Eisen, 14 Sühne, 16 Glatz, 17 Nidda, 19 Ideal, 20 Degen, 21 Ranke, 22 Onkel, 23 Erich, 24 Niobe.

Palindrom: Ebbe.

Einschalträtsel: Opfer, Strand, Leiste, Leier, Alster, Kairo, Tiger, Traube, Raabe, Stand, Ruhm. — Freiligrath.

Die Vereinsgründer: Theaterdirektor, Redakteur, Rechtsanwalt, Prokurist, Bibliothekar, Buchhändler, Bierbrauer, Philologe, Bankdirektor, General.

Zerlegaufgabe: GEIER

EIN FEENGARTEN IN DER MITTE EINER GROSSTADT.

(DIE ST.-MARGARETHEN-INSEL IN BUDAPEST.)

Das Strandbad

(Sonnen- und Luftbäder, ein Riesenbassin mit lauwarmem Thermalwasser).

Im Parke. — (Die große Wiese.)

Budapest, die Hauptstadt Ungarns, ist eine der anerkannt schönsten Städte Europas. Ein besonders schöner Punkt dieser gottgesegneten Stadt ist die St.-Margarethen-Insel. Ein Urpark durch die größte gärtnerische Kunst zu einem wahrhaften Feengarten gestaltet, in der Mitte des majestätischen Donauflusses. Kaum etliche Minuten vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, und doch die stille, ungestörte, freie Natur.

Auf der Insel entspringt eine 43° C warme Schwefelquelle, deren heilkräftiges Wasser in glänzend eingerichteten Badeanstalten und in riesigen „Strandbädern" Verwendung findet. Die kohlensäurehaltigen Schwefelthermen eignen sich besonders zur Behandlung rheumatischer und gichtischer Erkrankungen, sowie inveterierter Entzündungen aller Art. Die physikotherapeutischen Einrichtungen, die tadellose diätetische Küche und das höchstmoderne Sanatorium ergänzen die Naturheilkräfte zum Wohle aller Kurgäste. Moderne Hotels und Sanatorien bieten den Badegästen, die aus aller Herren Ländern der wunderbaren Insel zuströmen, angenehme Unterkunft. Theater, symphonische Konzerte unter Mitwirkung weltberühmter Künstler, Kasino, Tanzunterhaltungen sichern auf der Insel selbst die Zerstreuung. Und wir sind doch in einer Hauptstadt. Konzerte, Theater, Oper, Museen, sind leicht zu erreichen, und die an Naturschönheiten reiche Umgebung lockt zu unvergeßlichen Ausflügen, auf der Donau (Schiffs- und Motorfahrten) und in die Gebirge.

Für Sportsleute ist die St.-Margarethen-Insel das Land der Verheißung: Polo, Reitsport, Segelsport, Rudern, Schwimmen, Tennis, Taubenschießen, Golf und anderes können an mustergültig angelegten Sportplätzen ausgeübt werden. Hier liegt der Sportplatz des ungarischen Athletenklubs und hier werden die internationalen Regatten abgehalten.

Ein jeder, der die St.-Margarethen-Insel besucht, wird sich mit Entzücken auf die hier verbrachte Zeit erinnern.

Im Parke. — (Tannengruppe.)

Das Badehaus mit den Schwefel- und Kohlensäure-Bädern, rechts Hotel und Sanatorium.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4303. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. SEPTEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4303. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. September 1927.

Allgemeine Notizen.

Die staatliche Biologische Anstalt auf Helgoland ist in ihrem fertigen Teil des imposanten Neubaues eröffnet worden. Das mehrstöckige, in modernen architektonischen Formen gehaltene Gebäude ist aus roten Klinkern erbaut und erhebt sich unmittelbar an dem felsigen Nordstrand des Unterlandes. Im ersten Stock ist das außerordentlich interessante Nordseeaquarium untergebracht. Es besitzt im ganzen etwa 50 Schaubecken; in der Mitte des ganz in dunkelblau gehaltenen Saales steht ein mächtiges, etwa 20 cbm Wasser fassendes Schwimmbecken für größere Seefische. Dieses Becken ist so gebaut, daß seine Bewohner, wie Haifische, Rochen, große Butten, Störe, Makrelen usw. sich nirgends an vorspringenden Ecken oder Felsen stoßen können; sämtliche Wasserzuleitungsröhren sind in durchsichtigem Zelluloid, das vom Seewasser nicht zersetzt werden kann, hergestellt. Das Aquarium bietet einen lückenlosen Überblick der gesamten Flora und Fauna der Nordsee und der Wattenmeere; sogar eine Seehundbank ist vorhanden. Der neuen Biologischen Anstalt steht neben kleineren Fahrzeugen auch ein großes seetüchtiges Motorschiff zur Verfügung, um Forschungs- und Fangfahrten unternehmen zu können, die zum Teil auch in die Ostsee führen werden.

Ideenwettbewerb für Bremer Kunstwerke. Für die Erlangung von Vorentwürfen für die bauliche Gestaltung eines Bremer Stadtteils und für die Errichtung einer Stadthalle und einiger anderer Bauten sind von der Bremer Deputation für die Stadterweiterung und Grundstücksverwaltung ein erster Preis von 12000 Rm., ein zweiter Preis von 9000 Rm., ein dritter Preis von 6000 Rm. und ein vierter Preis von 4000 Rm. ausgesetzt worden. Für den Ankauf von vier weiteren Entwürfen stehen 10000 Rm. zur Verfügung. Die Wettbewerbsentwürfe sind bis zum 2. April 1928 in der Kanzlei des Hochbauamtes in Bremen, Herrlichkeit 16 einzuliefern. Zur Teilnahme an dem Wettbewerb sind alle reichsdeutschen Architekten berechtigt, die aus dem Freistaat Bremen gebürtig sind oder dort am 1. Juni 1927 ihren Wohnsitz hatten. Außerdem sind zur Teilnahme an dem Wettbewerb unter den gleichen Bedingungen eingeladen worden: Prof. Dr. German Bestelmeyer (München), Prof. Paul Bonatz (Stuttgart), die Architekten

B.D.A.H. Diestel und A. Grubitz (Hamburg), Prof. E. Fahrenkamp (Düsseldorf), Architekt D.W.B. Höger (Hamburg), Prof. Hummel und Magistratsbaurat Rothe (Darmstadt—Kassel) sowie Prof. Heinrich Straumer (Berlin).

Die siebente Dresdner Jahresschau 1928 wird unter dem Namen „Die Technische Stadt" stattfinden. Sie behandelt in ihrer wissenschaftlichen Abteilung die Erziehung des Menschen durch die Technik und in ihrem industriellen Teil die modernen Errungenschaften der Technik für das menschliche Leben dort, wo sich seine Bedürfnisse am stärksten ausdrücken, nämlich in der Stadt. Das Thema ist eindrucksvoll genug, um in unserem Zeitalter der Technik das Interesse weitester Kreise hervorzurufen. Anläßlich der Jahrhundertfeier der Technischen Hochschule Dresden im Jahre 1928 dürfte die Jahresschau „Die Technische Stadt" noch besonders bedeutungsvoll sein. Die Vorbereitungen zu dieser Ausstellung sind bereits in Angriff genommen.

Die Steigerung der Diamantenproduktion in Südafrika und die in den letzten Monaten zahlreichen Entdeckungen neuer angeschwemmter Diamantenfelder hat die südafrikanische Regierung zu einem Gesetz der staatlichen Regelung der Diamantenproduktion veranlaßt, das für das ganze Gebiet Südafrikas Geltung hat. Die Regierung ist befugt, auf Grund dieses Gesetzes, das die Diamantenproduktion grundsätzlich als Staatseigentum anerkennt, durch den Generalgouverneur die Höhe der Menge der zu produzierenden und zu gewinnenden Steine festzusetzen und die Produktion auf diese Höchstziffer gesetzlich zu beschränken. Der Regierung steht ferner das Recht zu, „Diggers certificates" (Gräberzertifikate) auszugeben. Ausbeuteerlaubnisse für „claims" (Teilfelder), die in den drei letzten Monaten erteilt worden sind, können zurückgezogen werden. Die Regierung kann weiter die Ausbeutung neuer Felder verbieten und das Schürfrecht verweigern. Neue Diggerszertifikate und Claimslizenzen dürfen nicht mehr an Gesellschaften oder Vereinigungen, sondern nur noch an Einzelpersonen erteilt werden. Gesellschaften, die bereits vor dem 1. Juli 1926 Claims erhalten haben, können von diesen Bestimmungen durch die Regierung befreit werden. Die Höchstzahl der einer einzelnen Person zu erteilenden Claims (ein Claim ist 30 Quadratfuß groß) ist beschränkt. Von diesem Gesetz erwartet man sowohl in Diamantenproduzenten- wie in Diamantenhändlerkreisen eine Beruhigung und Stabilisierung des Diamantenmarktes.

Illustrirte Zeitung

MESSE IN BIRKENSTEIN BEI MIESBACH IN OBERBAYERN

TEMPERAGEMÄLDE VON ALBERT REICH

Vom Stapellauf des neuen Kreuzers „Karlsruhe" in Kiel am 20. August: Reichswehrminister Dr. Geßler und Admiral Zenker beim Abschreiten der Front der Ehrenkompanie. Dahinter der auf Stapel liegende Kreuzer. Links: Ehrung der in Flandern gefallenen Angehörigen des ehemaligen Marinekorps Flandern: Einweihung des vom Bildhauer Theilmann entworfenen Flandern-Denkmals auf dem Flandern-Sportplatz in Kiel-Wik am 21. August. Vor dem Denkmal: Stationschef Vizeadmiral Raeder.

Links: Deutschlands größter Betonbrückenbau: Die ihrer Vollendung entgegengehende Betonbrücke in Pirmasens (Pfalz), die bei 40 m Höhe eine Bogenspannung von 80 m hat.

Rechts: Vom Besuch des Neuyorker Bürgermeisters Walker in Berlin: Bürgermeister Walker und seine Gemahlin kurz nach ihrer Ankunft am 24. August.

Schwedische Marineflieger in Lübeck: Landung einer Flugzeugstaffel der schwedischen Küstenflotte. Der Besuch erfolgte auf Einladung des Senats der Stadt Lübeck. — Rechts: Englands Interesse am deutschen Luftverkehrswesen: General Brancker, der Chef des englischen Luftfahrwesens, bei seinem Besuch des Flughafens auf dem Tempelhofer Feld in Berlin am 23. August. Von links nach rechts: Direktor Bentscher und Direktor Wronsky von der Lufthansa, General Brancker und Ministerialrat Wegert.

MODERNE VERKEHRSPROBLEME

VON ANTON LÜBKE (MÜNSTER I. W.)

Als die Dampfmaschine und die Elektrizität ihren Siegeszug durch die Völker nahmen und damit das schon senil werdende Zeitalter mit einer wunderbaren Jugendlichkeit anfeuerten, wurden Handel und Verkehr auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Der rasende Lauf der Entwicklung im Verkehrsleben nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts bis heute ohne Hemmung seinen Fortgang.

Wer etwa annehmen wollte, das Verkehrsleben habe den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht, der irrt sich. Man wird besonders bei der Eisenbahn in Zukunft sehen können, daß hier eine vollkommene Änderung eintreten wird. Am stiefmütterlichsten bei der Wandlung aller Dinge der Technik kam ja die Eisenbahn selbst weg. Abgesehen von den vielen Neuerungen an Fahrzeugen und dem inneren Mechanismus des Eisenbahnverkehrs, die dem Laien wenig in die Augen fallen, hat die Eisenbahn ihre Entwicklung bis auf den heutigen Tag auf den alten Grundlagen fortgesetzt. Die Lokomotive ist immer noch dieselbe Feuermaschine wie zu Stephensons Zeiten, da man die Kohle in ihr in rohem Zustande verbrannte. Auch die Weichen und Signale sind immer noch von derselben Konstruktion, wie sie vor Jahrzehnten eingeführt wurden. In all diesen veralteten Dingen wird in Zukunft eine bedeutende Änderung eintreten.

Die außerordentliche Bedeutung, welche die Umwandlung der Steinkohle und Braunkohle in Öl in den letzten Jahren bekam, läßt die Zeit nicht mehr allzu fern erscheinen, in der sich das gesamte Eisenbahnverkehrswesen auch dieser neuen, zukunftsverheißenden Erfindung anpassen muß. Die verschiedenen im Entstehen begriffenen Kohlenverölungsanlagen, Fernheiz- und Ferngaswerke lassen diese Entwicklungstendenz deutlich erkennen. Es liegt auch klar zutage, daß durch diese Entwicklung in Zukunft im Transportwesen der Eisenbahn, das heute noch in sehr großem Maße von der Kohle beansprucht wird, eine tiefgehende Wandlung sich vollziehen wird.

Doch nicht allein im Transportwesen der Eisenbahn wird diese Wandlung zu spüren sein, sondern auch dort, wo die Kohle noch in rohem Zustand verbrannt wird. Bekannt ist, daß neben unseren Stubenöfen und den Öfen der Eisenindustrie besonders die Lokomotiven große Kohlenfresser sind, welche die Kohlen, die in ihnen verbrannt werden, kaum zu 15 Proz. ausnutzen, während die anderen Werte durch den Schornstein gehen. Um diese großen Verluste zu beseitigen, arbeitet die Eisenbahn in den letzten Jahren in zwei Richtungen: einmal durch die Elektrifizierung der Bahnen, dann durch die Umstellung auf Dieselmotorenbetrieb.

Die Einstellung von elektrischen Lokomotiven ist aber nur in einem beschränkten Maße möglich, und zwar nur dort, wo genügend Wasserkräfte vorhanden sind. Die Unterhaltungskosten elektrischer Lokomotiven gegenüber Dampflokomotiven differiert um 15 Proz., an Personal werden 40 Proz. gespart. 70 elektrische Lokomotiven leisten dasselbe wie 100 der besten Schnellzugslokomotiven. Selbstverständlich ist auch der Betrieb einer elektrischen Lokomotive viel sauberer und einfacher, das Material wird mehr geschont, und ein solches Fahrzeug ist im gegebenen Augenblick auch immer fahrtbereit. Mehr noch als die Elektrizität wird voraussichtlich das Kohlenöl im Eisenbahnverkehr in Zukunft Verwendung finden und diesen vielleicht vollkommen umstellen. Wir sind auf dem besten Wege, bald eine leistungsfähige Diesellokomotive in den Dienst zu stellen, die mit Schweröl arbeitet und außerordentlich hohe Leistungen vollbringen kann. Ein vor einiger Zeit von der Hohenzollern-Aktien-Gesellschaft Düsseldorf für Rußland erbaute Diesellokomotive hatte eine Leistungsfähigkeit von 1200 P. S. Diese Diesellokomotive übertrifft die alten Dampflokomotiven nicht nur um 10 Proz. an Leistung, sondern sie ist auch imstande, die Kohle durch Verbrennen der aus ihr gewonnenen Schweröle um das Dreifache besser auszunutzen.

Neben der Umstellung der Wirtschaftlichkeit bei Lokomotiven wird auch der Mechanismus der Bahnhöfe in Zukunft eine große Wandlung durchmachen müssen. Die Rangierkosten auf den Bahnhöfen machen heute noch ein Drittel der Betriebskosten der Eisenbahn aus, wie ehedem der Bremsbetrieb. Man hat berechnet, daß die Schäden bei einem auf Laufziel rangierten Wagen bei einmaligem Ablauf 48 Pfennig betragen, was bei den vielen Millionen Wagen, die jährlich rangiert werden, eine ganz respektable Summe ausmacht. In sechzehn Jahre langer Arbeit gelang nun den Bauräten Dr.-Ing. Fröhlich und Wagner von der Reichsbahndirektion Essen die Erfindung einer gewichtsautomatischen Gleisbremse und eines Weichenstellautomaten. Durch diese Neueinrichtung wird es in Zukunft möglich sein, die gesamte Bremsarbeit und das Stellen der Weichen zu zentralisieren, wodurch naturgemäß ganz ungeheuere Kosten gespart werden können. Auf dem neuen großen Bahnhof in Hamm (Westfalen) wurden die Apparate zuerst erfolgreich erprobt. Unzulänglich waren auch schon lange die alten Signaleinrichtungen. Vor einem Jahre wurden auf deutschen Eisenbahnstrecken Versuche mit verschiedenen neuen Signaleinrichtungen angestellt. Die erprobten Systeme zielen darauf ab, entweder selbsttätig den Lauf der Lokomotive durch Ausschalten des Dampfes und Einschalten der Bremsen zu hemmen oder durch Signale, die auf der Lokomotive, sei es durch Aufleuchten bunten Lichtes oder durch Ertönen einer Hupe, den Lokomotivführer zu warnen, daß Gefahr im Anzuge ist. Von bekannten deutschen Firmen wird an der Vervollkommnung dieser Apparate gearbeitet.

Die umstürzlerischste Wandlung des Verkehrs ist zweifellos in den letzten Jahren durch das Automobil erfolgt. Durch die technische Vervollkommnung und die hohe Leistung der Motoren ist heute das Automobil aus seiner Kindheit herausgewachsen und zu einem allmächtigen Faktor des Verkehrs geworden. Noch zehn Jahre weiter, und Droschke und Pferd werden nur als Merkwürdigkeit in unseren Museen zu sehen sein. Wenn einmal die neue Erfindung, Öl aus Kohle zu gewinnen, wirksam geworden ist, dann wird es auch nicht ausbleiben, daß der Automobilverkehr in Deutschland und dem übrigen Europa einen noch viel größeren Umfang annehmen wird als heute.

Hinsichtlich der zukünftigen Entwicklung des Automobilverkehrs wird man auf zwei Perspektiven sein Augenmerk richten müssen: einmal auf die zahlenmäßige Ausdehnung, dann auf die Verbesserung und Vermehrung der von den Automobilen befahrenen Straßen. Konnte sich der Eisenbahnverkehr in einer steten Logik weiterentwickeln, so wurden die Landstraßen und die Straßen der Städte vom Automobil geradezu überrascht, und sie bilden für Staat und Gemeinden heute ein Problem, dessen Lösung nicht so leicht ist. Besonders das Problem der Stadtstraßen, die nicht so ohne weiteres verbreitert werden können, tritt von Jahr zu Jahr schärfer in den Vordergrund. Die Städte haben sich hier meist individuell geholfen, sei es durch Signaltürme, kreisförmige Mittelinseln, Kettenverschlüsse und Gehrichtweisern, Einbahnstraßen, Fahrdämme für Straßenbahnwagen u. a. Dem anwachsenden Verkehr Rechnung zu tragen, kann aber nicht mit alten Praktiken geschehen; nur der kühne, freie Blick in die Zukunft kann die Städte retten vor dem Verkehrsstrom und damit die Sicherheit garantieren, die notwendig ist, um Handel und Wandel in reibungsloser Bewegung zu erhalten.

Eng in Verbindung mit dem Stadtstraßenproblem steht das Problem der Landstraßen. Wenn wir in Deutschland und den anderen europäischen Staaten auch für die nächsten Jahre noch nicht erwarten können, daß, wie in Amerika, schon jeder fünfte Einwohner ein Automobil besitzen wird, so ist doch jetzt schon in Europa auch der Landstraßen-Verkehr zu einem Problem geworden. Im Hinblick darauf planen die verschiedenen europäischen Staaten die Anlage von Automobilstraßen. Die Betriebsvorteile für das Laufen eines Automobils auf einer glatten Autostraße sind sehr groß. Nach den diesjährigen französischen Ermittelungen betragen die Ersparnisse auf einer solchen Straße zwischen 8 und 32 Proz. Ein Wagen mittlerer Größe verbrauchte auf einer gewöhnlichen Landstraße bei einer Fahrtdauer von 130 km dieselbe Menge Benzin wie auf einer Strecke von 180 km auf einer Automobilstraße. Eine Garnitur Gummireifen hielt auf einer gewöhnlichen Landstraße nur 12000 km, dagegen auf einer Automobilstraße 20000 km. Die weiteren Vorteile bestehen in der Entlastung der anderen Straßen, Erhöhung der Sicherheit, schnellem Verkehr, Ersparung an Öl, Material u. a. So sehr diese Vorteile in die Augen springen, so groß sind auch die Schwierigkeiten, die dem Bau solcher Straßen entgegenstehen. Vor allem müssen die Kosten für Kauf von Gelände, die Zinsen, Amortisierungen, Instandhaltungs- und Betriebskosten von vornherein sichergestellt werden. Zu diesen Schwierigkeiten kommen noch die technischen Schwierigkeiten. Derartige Straßen müssen vor allem geradlienig und mit Kurven von großem Radius versehen sein. Steigungen, Breitenabmessungen, Kreuzungen sind vor allem zu beachten. Der schwierigste Punkt ist die Art der Befestigung und deren Instandhaltung. Die obere Decke soll vor allem keinen Schmutz und Staub aufweisen, keine Unebenheiten bilden, nicht blenden, Wasserabfluß besitzen, nicht glatt und schlüpfrig sein. Die Bestrebungen zum Bau von Automobilstraßen sind auch in Deutschland in neuester Zeit sehr ernst. Seit dem Jahre 1925 ist im Norden von Braunschweig eine kleine Probeautostraße in Betrieb, die der deutsche Straßenbauverband errichtete, um das Problem in jeder Richtung genau zu studieren. Schon wird auch ein Plan in Erwägung gezogen, von Hamburg aus über Hannover, Köln—Frankfurt—Karlsruhe—Offenburg—Freiburg—Basel—Zürich—Luzern—Pavia und Mailand eine solche Straße zu erbauen, die 15 Millionen Mark kosten soll. Es wurde zwecks Aufbringung der Kosten der Verwaltungsrat einer Gesellschaft (Hafraba) begründet, der bereits die Vorarbeiten und die Finanzierung in die Wege geleitet hat.

Neben dem Bau der Automobilstraßen gilt die Aufmerksamkeit den Wasserstraßen. Die Bedeutung der Wasserstraßen ist in Deutschland nicht immer gleich eingeschätzt worden. Als seinerzeit die Eisenbahnen erbaut wurden, glaubte man, die Bedeutung der Wasserstraßen sei zu Ende. Erst im Jahre 1870 trat in dieser Hinsicht ein Umschwung ein. Die Ansicht brach sich Bahn, daß auch die Wasserstraßen neben den Eisenbahnen ihre Daseinsberechtigung haben. Um die Jahrhundertwende setzten dann die berühmten Kanalkämpfe ein. Diese konnten aber der Entwicklung der Kanäle keinen Einhalt gebieten. Schon um 1914 war die Länge der deutschen Kanäle 10000 km, und im Jahre 1910 betrug der Zugangs- und Abgangsverkehr in den Kanälen 130 Mill. t, gleich $^1/_4$ des gesamten deutschen Güterverkehrs. Am 28. Juni 1926 unterbreitete der damalige Reichsverkehrsminister Dr. Krohne ein ausführliches Programm über den Ausbau der deutschen Wasserstraßen. Gegen diese Bestrebungen setzte ein harter Widerstand ein, bei dem die Reichsbahn die Führung hatte, die geltend machte, daß heute und in Zukunft die Bahn den Güterverkehr noch bewältigen könne und es nicht angängig sei, nutzlos wertvolles Volksvermögen zu verschleudern. So sehr dieser Standpunkt vom Interesse der Eisenbahn aus gerechtfertigt erscheint, so sehr ist im volkswirtschaftlichen Interesse zu wünschen, daß durch möglichst viele und verschiedene Transportmittel eine Frachttarif-Konkurrenz, die sich auf den gesamten Handel auswirkt, gegeben wird. Trotz aller Anfeindungen der Kanalbaubestrebungen werden in Zukunft im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms eine ganze Anzahl Kanalbauprojekte zur Ausführung kommen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Auch die Schiffahrt, besonders die Ozeanschiffahrt, hat neben den vielen Neuerungen und Verbesserungen auch in der Zukunft noch manche Fortschritte zu erwarten. Beispielsweise bleibt die Schnelligkeit der Schiffahrt noch weit hinter der Schnelligkeit der Landfahrzeuge zurück. Bekannt sind die Bestrebungen, die Schnelligkeit der Schiffe durch verbesserte Maschinen und Neukonstruktion der Schiffsform, erinnert sei an die Versuche des Ingenieurs Boerner, zu erhöhen.

Nicht in letzter Linie wird in Zukunft das Verkehrsflugzeug den modernen Verkehr bestimmen. Wie einst bei Eisenbahn und Automobil, beginnt sich hier eine Entwicklung anzubahnen, deren Ausmaß für die Zukunft noch nicht ermessen werden kann. Heute sind Deutschland und die anderen europäischen Staaten mit einem dichten Netz von Flugstrecken durchzogen, die bei Tag und Nacht von Passagier- und Postflugzeugen durchfahren werden. Die Zeitung, die Post, der Nachrichtenverkehr, der Sport, die Polizei, das Sanitätswesen, der Geograph, ja selbst die religiösen Missionen benutzen heute neben dem Auto in ausgiebigem Maße das Flugzeug. Man plant Landesstützpunkte inmitten der Ozeane, um die vollbrachten kühnen Ozeanflüge amerikanischer Flieger auch für die Zukunft als wirtschaftliche Dauereinrichtung wirksam werden zu lassen.

Es ist unverkennbar, daß der Verkehr sich künftig in einem gewaltigen Maße auswirken und neue Formen annehmen wird, die man heute schon im Keime beobachten kann. Es bedarf keines Hinweises, daß die Führer des Wirtschaftslebens mit hellem Auge und kühner Hand dieser Entwicklung Rechnung tragen müssen, damit besonders Deutschland auch in dieser Hinsicht seine dominierende Stelle behalten wird.

TAGESGESCHICHTE

Der neue Kreuzer „Karlsruhe", dessen Stapellauf auf der Werft der Deutschen Werke in Kiel am 20. August erfolgte, wird das dritte Schiff seines Namens im Verbande der deutschen Kriegsmarine bilden. Die erste „Karlsruhe", die sich bei Ausbruch des Krieges auf der Ostamerikanischen Station befand, versank nach erfolgreich geführtem Handelskrieg infolge einer Explosion am 4. November 1914 im Südatlantik, seinen Kommandanten, Fregattenkapitän Köhler, und 261 Mann mit in die Tiefe reißend. Der zweite Kreuzer „Karlsruhe" wurde von der eigenen Mannschaft in der Bucht von Scapa Flow versenkt. — Die neue „Karlsruhe" erreicht mit 6000 t Wasserverdrängung die durch das Versailler Diktat für Kreuzer festgesetzte Höchstgrenze. Bei einer Länge von 169, einer Breite von 12,5 m hat das Schiff einen Tiefgang von 5,3 m. Die Besatzung wird 500 Mann betragen; als Armierung erhält es neun 15-cm-Geschütze, die in Drillingstürmen zusammengefaßt sind. Ein Turm steht auf der Back, zwei achtern, von denen der vordere überhöht aufgestellt ist; zur Fliegerabwehr dienen vier 8,8-cm-Geschütze. Die durch neuere Baumethoden erzielte Gewichtsersparnis am Schiffskörper und der Übergang zur reinen Ölfeuerung geben dem Schiff einen gegenüber den anderen deutschen Kriegsschiffen gleicher Klasse wesentlich erhöhten Gefechtswert. — Die Taufrede hielt der Karlsruher Oberbürgermeister Dr. Finter, worauf Frau Fregattenkapitän Köhler, die Gattin des Kommandanten der ersten „Karlsruhe", die Taufe vollzog. Bei dem Imbiß nach dem Stapellauf ergriff neben anderen auch der Reichswehrminister Dr. Geßler das Wort zum Gedächtnis der ersten „Karlsruhe" und zum Danke an die Erbauer des neuen Schiffes.

Das Römisch-Germanische Zentralmuseum zu Mainz feiert vom 1. bis zum 3. September das Jubiläum seines 75jährigen Bestehens. Als Schwesteranstalt des Germanischen Museums zu Nürnberg im Jahre 1852 vom

Vom Tanzturnier um die „Meisterschaft von Europa 1927“ auf der Internationalen Musikausstellung in Frankfurt a. M. am 21. August: Die Gruppe der Teilnehmer.

Die neueste Strumpfmode in England: Damen mit schottischen Strümpfen der Hochländer in lustiger Gesellschaft eines ihrer männlichen Vorbilder.

Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gegründet, hat es die Aufgabe, die ur- und frühgeschichtlichen Altertümer der deutschen Erde bis zur Zeit Karls des Großen in naturgetreuen Nachbildungen zu vereinigen und derart eine möglichst lückenlose Sammlung der Bodenfunde, d. h. der Urkunden der ältesten deutschen Vergangenheit zu bilden. Es enthält heute rund 30000 solcher Nachbildungen nebst fast 13000 Originalen, die in 27 Räumen des Kurfürstlichen Schlosses aufgestellt sind.

Unter den sportlichen Ereignissen der letzten Zeit war der Länderkampf Deutschland—Frankreich, den deutsche Leichtathleten mit französischen am 21. August im Stadion zu Colombes bei Paris ausfochten, in

Zur 75-Jahrfeier des Römisch-Germanischen Zentralmuseums im Kurfürstlichen Schloß zu Mainz vom 1. bis zum 3. September: Blick in den Saal römischer Hausaltertümer mit Reliefbildern aus dem Alltagsleben und dem köstlichen Sarkophagteil mit Darstellungen von Germanen.

Deutschland mit besonderer Spannung erwartet worden. Die auf unsere Leichtathleten gesetzten Hoffnungen wurden denn auch nicht getäuscht. Mit 89 Punkten bei 11 Siegen waren die Deutschen den Franzosen überlegen, die es nur auf 4 Siege mit 62 Punkten brachten. Im 5000-m-Lauf unterbot Kohn den deutschen Rekord mit 15 Minuten 13 Sekunden um $^1/_5$ Sekunde.

Auch in dem Tennis-Länderspiel Deutschland—Schweiz in Luzern am 20. und 21. August wurden die Hoffnungen auf die unter Dr. Schomburgks Führung stehende deutsche Mannschaft von dieser glänzend erfüllt, indem sie mit 21 : 3 Punkten gewann. Am ersten Tage gelang der Schweiz kein einziger Punkt, da die Deutschen am Vormittag alle acht Einzelspiele und am Nachmittag die vier Doppelspiele an sich rissen.

Das St.-Stephans-Fest, das, wie alljährlich, in Budapest am 20. August abgehalten wurde, bildet schon von jeher die größte Nationalfeier Ungarns. Seit der Zerstücklung dieses Landes hat es für seine Einwohner an Bedeutung außerordentlich gewonnen, wird es doch gefeiert zur Erinnerung an den ersten ungarischen König, Stephan I. (997 bis 1038), der 1001 von Papst Silvester II. die Königskrone (Stephanskrone) erhielt und 1087 heiliggesprochen wurde.

Prof. Dr. Ferdinand Hueppe, 1889—1912 Professor der Hygiene an der Carl-Ferdinand-Universität in Prag, der verdienstvolle Förderer des deutschen Fußballsports, feierte am 24. August in Dresden seinen 75. Geburtstag.

Oskar v. Hutier, General d. Inf., verdienstvoller Heerführer im Weltkrieg an der Ost- und Westfront, langjähriger Präsident des Deutschen Offiziersbundes, wurde am 27. August 70 Jahre alt. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Dr. Hans Bachwitz, Rechtsanwalt in Leipzig, bekannter Verfasser von Lustspielen, heiteren Romanen und Humoresken, starb am 23. August in Berlin im Alter von 45 Jahren. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Von der kürzlich erfolgten Eröffnung des Deutsch-Japanischen Instituts in Tokio: Die Gruppe der Teilnehmer.
Hintere Reihe von rechts nach links: Dr. T. Uno, Professor der literarischen Fakultät der Universität Tokio; Dr. S. Mitsuma, Professor der juristischen Fakultät der Universität Tokio; Dr. W. Gundert, Professor am Gymnasium in Mito; Dr. K. Nasu, Professor der landwirtschaftlichen Fakultät, Tokio; Dr. E. Tamaru, Professor am Physikalisch-Chemischen Staatslaboratorium; T. Sakai, Syndikus der Mitsui Co.; K. Mori, Syndikus des Kommunalinstituts in Tokio; Dr. T. Tomoeda, Professor an der Universität Tokio; Dr. S. Kikuzawa, Regierungsrat im Kultusministerium. Vordere Reihe: Dr. K. Kanokogi, Professor an der Kyushiu-Universität; Dr. J. Takakusu, Professor der literarischen Fakultät in Tokio, Geschäftsführender Direktor des Instituts; Dr. H. Hayashi, Professor der medizinischen Fakultät in Tokio; Vicomte Dr. S. Goto, Minister a. D., Oberhausmitglied, Präsident des Instituts; Dr. W. Solf, deutscher Botschafter; Dr. S. Matsuura, Vizekultusminister a. D.; Baron K. Nakajima, Oberhausmitglied; Dr. K. Matsubara, Professor der naturwissenschaftlichen Fakultät in Tokio.

Saad Zaglul-Pascha, eine der markantesten politischen Persönlichkeiten Ägyptens, Führer der ägyptischen Nationalisten im Kampfe um die Befreiung ihres Landes von der englischen Herrschaft, starb am 23. August, 77 Jahre alt.

Vom St.-Stephans-Fest, der größten Nationalfeier Ungarns, in Budapest am 20. August: Der goldene Kasten mit der Hand des ersten ungarischen Königs, St. Stephans, in der Prozession. — Rechts oben: Zur Erfindung des Phonographen durch Edison vor 50 Jahren: Thomas A. Edison (links) und Gouverneur A. Harry Moore an der ersten Sprechmaschine.

Zur Behebung der Schwierigkeiten im Großstadtverkehr: Bau einer neuen Untergrundbahn längs der 6. Avenue in Neuyork.
Rechts Mitte: Von dem vor kurzem erfolgten gewaltigen Erdbeben in der chinesischen Provinz Kansu: Pater Buddenbrock von der Steyler-Missionsgesellschaft mit einer seiner barmherzigen Schwestern auf den Trümmern seiner Missionskirche in Liang-tschu-fu, wohin er eine Anzahl verwaister Kinder gerettet hat. Durch Niederbrechen der steilen Lößwände an den dichtbesiedelten Flußufern sollen mehr als 100000 Menschen ums Leben gekommen sein.

Aus den großen englischen Tankmanövern in Salisbury:
Im Oval: Vorführung eines neuartigen, schwer armierten Tanks vor König Georg V. (ganz links). Links: Tankangriff auf ein Blockhaus.

Links nebenstehend:
Von dem für die Deutschen so erfolgreichen deutsch-französischen Länderkampf im Stadion zu Colombes bei Paris am 21. August: Der Aufmarsch der deutschen Leichtathleten auf dem Stadionplatz. An der Spitze der Krefelder Houben, der Sieger im 200-m-Laufen.

Unten:
Von den deutschen Kanu-Meisterschaften des Deutschen Kanuverbands auf der Außen-Alster in Hamburg am 21. August: Der Endkampf der Zweier-Kanadier, den die Mannschaft des St. Georg, Hamburg, gewann.

Links im Oval:
Aus der Internationalen Golfwoche in München vom 15. bis zum 21. August: Gruppe von hervorragenden Teilnehmern.
Von links nach rechts: Graf C. v. Leyden, Präsident des Münchener Golf-Clubs; Frau v. Szlávy (Budapest), vorjährige deutsche Golfmeisterin; Frl. Alice Weyhausen (Bremen), diesjährige deutsche Golfmeisterin; D. Lauber (Budapest), diesjähriger Sieger im Preis von München.

Rechts im Oval:
Von dem Tennis-Länderspiel Deutschland-Schweiz in Luzern am 20. und 21. August: Die deutsche Mannschaft, die mit 21 : 3 Punkten gewann.

Ein neuer englischer Geschicklichkeits-Sport: Stecken eines Balles auf eine Stange beim Vorbeireiten im Galopp.

Rechts nebenstehend:
Aus einem englischen Trainingsrennen von Windhunden hinter einem elektrischen Hasen: Start der Windhunde aus dem abgeteilten Bau heraus nach dem Heben der Klappe. Links der elektrische Hase.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(16. Fortsetzung.)

Am einundzwanzigsten September, morgens um 9 Uhr 15 Minuten, raste der elektrische Strom in zweihundertvierundzwanzig Zünder. Mehrere hundert optische Linsen lagen auf der Lauer, um diese Sekunden einzufangen. Die Spannung, die herrschte, war unbeschreiblich. Die Minen wurden vom Tal aus gezündet. Golm mit seiner Kolonne stand jenseits des unteren Sifantagletschers, etwa drei Kilometer von den Bohrstellen entfernt.

Um 9 Uhr 15 Minuten brach der Bergvorsprung zwischen Isla Silva und dem Silberkamm unter furchtbarem Brüllen zusammen. Was man zuerst sah, waren Rauch und Staubwolken, fliegendes Gestein, das fontänengleich in die Luft gewirbelt wurde; und lawinenartig rollende Felsblöcke. Dann kamen die Schreie, die Brülltöne, der rollende Donner, der in verbissenem Grimm an den Wänden zurückprallte und in vielfachem Echo sich zu einer Gewittersymphonie berstender Felsen und spontan vergasender Sprengstoffe entwickelte. Nie war solche Explosion gehört worden. Der Boden wankte bis in die Hochwälder hinab; in der Talstation sprangen die Fensterscheiben. Die letzte Zirbelkiefer, weit in den Fels vorgeschoben, wankte und stürzte mit aufgewühlten Felsen über die Steilwand auf den unteren Gletscher.

Golm stand fest, und alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Der Todesschrei des Berges griff nach ihm. Golm stand fest und unbeweglich. Ein Schritt, und er wäre umgefallen; die Erregung dieser Sekunde hätte ihn niedergemäht. Golm stand, und seine Augen waren groß und weit nach Isla Silva gerichtet. Dort hingen immer noch Wolken von Staub und schwarzem Pulvergas; der Ausblick war gehemmt. Aber das Rollen stürzender Felsmassen wollte kein Ende nehmen. Wie lange schon währte dies fürchterliche Schauspiel? Waren es zwei Sekunden, waren es zwei Stunden?

Langsam verzog sich der Qualm; Blickfeld öffnete sich; Verwüstung wurde enthüllt. Die rauchenden Vorhänge wurden fortgezogen, und die Trümmerstätte lag da wie ein entblößter Körper, der seine gräßlichen Wunden zeigt.

Jetzt herrschte eine bange Stille. Kein Laut wagte sich aus dieser Stummheit. Einzelne Schwaden zogen.

Lähmende, totenhafte Stille. Nein, in diesem Augenblick stieß ein wahnwitziger Brüllton in die Luft, der an Stärke alles übertraf. Er schien aus der Brust eines urhaften Riesen zu brechen, dem die Eingeweide zerwühlt wurden.

Golm wankte, als dieser Schrei verwundeter Erde an seine Ohren prallte. Er griff in die Luft, um sich zu halten. Ein Italiener stützte ihn. Er starrte hinüber und sah, wie der Fels auseinanderbrach, wie eine Wand stürzte und ein breiter Spalt sich öffnete, aus dem jetzt, viele Meter hoch, ein kochender Wasserstrahl schoß, von weißem Dampf wirbelnd umhüllt. Wie aus zerrissener Herzkammer sprang das siedende Blut der Erde in die Luft.

Die Italiener standen völlig reglos, wie aus dem Stein gewachsen. „Il ghiacciaio!" rief plötzlich einer, und seine Lippen waren bleich. — „Il ghiacciaio!" ging es von Mund zu Mund. „Il ghiacciaio e staccato! Si e vive!"

Der Gletscher war geborsten. Von unten herauf hatte es ihn emporgerissen und aufgewühlt. Glitzernde Eisblöcke lagen im grünen Glanz, und neue Spalten hatten sich schluchtartig geöffnet. Der Geiser versank. Noch stieg Dampf auf. Auch er zerfloß, zuletzt fein und nebelartig sich kräuselnd. Die Landschaft war nicht wiederzuerkennen.

„Il ghiacciaio vive!" murmelte der Italiener wieder.

Golm schaute sich um. Wo war er? Was hatte sich ereignet? „Geht hinüber!" sprach er zu seinen Leuten. „Geht hinüber, ich komme später nach. Es ist keine Gefahr mehr. Geht hinüber nach dem Plateau I und fahrt mit der Seilbahn ins Tal! Es — ist — jetzt — vorüber! Heute — abend — sollt ihr's alle — gut haben! So wahr ich hier unter euch stehe!" Von einem seltsam weichen Gefühl übermannt, gab er jedem die Hand und wandte sich dann von ihnen ab.

Da gingen sie schweigend, und als er sich umschaute, sah er sie über den unteren Gletscher steigen, zusammengedrängt wie eine furchtsame Herde.

Er blieb zurück und war wie versunken. Vom Leben halb vergessen, stand er hier und schaute hinüber, wo es wie ein Schlachtfeld sich breitete. Tiefe Innigkeit lag über dem Land. Ich muß noch einmal durch den Magdalenenkamin! Wer hatte das gesagt? Wann war es gewesen? Wo war der Magdalenenkamin? Golm legte die Hand über beide Augen und spähte hinauf, ob der Kamin zu sehen wäre. Ja, er lag vor ihm in der blauen Weite und wurde vom Licht der mittägigen Sonne getroffen. Weiß glänzte das Gestein.

Il ghiacciaio! fiel ihm ein. Il ghiacciaio! Er wandte den Blick nach dem geborstenen Gletscher. Es rief ihn. Er machte sich auf und stieg über Geröll und Fels, über Moräne und Eis hinüber nach dem Schauplatz des erloschenen Kampfes.

XXI.

Als er sich der Stätte der Verwüstung näherte, sah er, daß die Wolken sich dichter zusammendrängten. Vom Süden her brach Wind über die Kämme. Der Himmel war von leuchtenden Farben durchspült, und über den Firn wanderten blau die fliehenden Wolkenschatten.

Golm fand nur mühsam einen Weg durch die Ruine der Bergwand. Drüben stand er dann und schaute sich um mit einem Gefühl namenloser Verlassenheit. Das Antlitz der Landschaft hatte sich verändert, war grauenhaft entstellt. Ringsum Bruch der Felsmassen, aufgewühlte Erde und chaotisches Gestein, von Pulvergasen düster geschwärzt. Der Blick nach dem Silberkamm lag frei, aber er wanderte über eine zerrissene Felsenwüste, über eine blutende Steinarena, frisch aufgebrochen und unvernarbt; noch nicht dem Lande ringsum angepaßt durch den Hauch der Jahre und ohne den Schmuck der grau wuchernden Flechten.

„Es ist Frevel, was ich tat!" Der trostlose Anblick schnitt ihm ins Herz. Nun die Tat vollbracht war, kamen Schwäche und Mutlosigkeit über ihn, und er mußte erkennen, daß er in einem Geschehen stand, das ihn tragisch verwirrte und ihm keinen Ausweg offen ließ. Von Arbeit umlärmt, hatte er sein Schicksal fast vergessen; jetzt klopfte es von neuem an und ließ sich nicht mehr abweisen. „Es ist Frevel, was ich tat!"

Eine Schlucht. Tief und ausgewühlt drang sie in den Berg. Fern schienen Wasser zu rauschen. Er wollte eindringen in die Dämmerung aufgebrochener Erde; er ging wenige Schritte, bis ihn der schwarz verräucherte Fels umschlang; da wollte es ihn erdrücken. Wände bewegten sich im Dehnen lebendig gewordener Muskeln, schoben sich zusammen und griffen nach ihm. Wie ein Maul wollte es ihn langsam schleichend und tückisch aufschnappen. Er floh ins Freie. Das Blut schlug in den Adern.

Es wäre gut für mich, ins Tal zu gehen, dachte er und blickte nach der Höhle, die unverändert lag. Ich müßte irgendwo am Meer immer allein sein und auf den Pulsschlag des Wassers hören. Oder in einem riesigen Kornfeld liegen, Halm und Himmel über mir; und viel Gesang von Heuschrecken und Bienen und summendem Käfergetier. Ich bin krank am Berg; krank an allem Geschehen hier. Ich stehe allein, abseits vom Getriebe, ich schleiche neben dem Leben her.

Aber ihm war, als habe er noch etwas zu erfüllen hier. Ein Unbekanntes hielt ihn unentrinnbar fest und wurde zugleich unterirdische Stimme. Il ghiacciaio! ging es wie Rauch durch seinen Sinn. Il ghiacciaio! Der Gletscher!

Ja, der Gletscher. Die Faust des Dynamits hatte auch ihn zertrümmert. Seht, die grünen Kristalle, flutend im Übermaß des Lichtes und vom Farbenspiel sich brechender Strahlen durchtränkt, haben sich getürmt. Schloß ist gewesen hier eines sagenhaften Kaisers, hochgerichtet aus der Fülle des grünen Eiswunders; jetzt aber zusammengestürzt und in sich zerfallen. Ausgelöscht. Wo ist der Kaiser? Jahrtausende haben ihn verweht. Zeit, grausam wie sonst kein Begriff, ist verrauscht. Zeitstrom ist ewig, unaufhaltsam, in sich geschlossener Ring. Und alles ist gespenstische Wiederkehr.

Il ghiacciaio! sann Werner Golm und stieg unter die aufgeworfenen Trümmer des Gletschers, als müßte dieser ein unerhörtes Erlebnis ausatmen. Wie urewiger Flügelschlag ging es über ihn hinweg, als er im zerfallenen Dom des Eises stand, das jetzt über ihn hinauswuchs, grün und glasartig und von wehender Kälte umzogen. Das Licht des Himmels, aufgesaugt von den wunderlichen Kristallen, war glimmendes Leuchten und wie starrer Glanz aus unbewegten Augen.

Golm kletterte über Blöcke und kam immer tiefer in das Labyrinth des Schweigens. Da stand er vor einer Höhle. Schlund der Erde war geöffnet und starrte ihm gähnend entgegen. Er stieg, immer auf der Suche, in die grüne Dämmerung des Eisrachens und befühlte mit beiden Händen die glitzernden Flächen, die von einer glatten Kälte waren und wie gesprungenes Glas. Unerhörtes Erlebnis, ging es fortwährend durch sein Sinnen. Dann traf es ihn plötzlich. Verkrampft stand er im Grauen, lautlos und ohne die Möglichkeit einer Bewegung. Ohne Schrei und Herzschlag. Festgewachsen an sein Erlebnis, geschmiedet an die Enthüllung dieser Stunde. So stand er und starrte nach der Eiswand, die vor ihm aufragte.

Und dieses sah Werner Golm: Von Eis fürchterlich umschlossen, ein Mensch! Eine Frau! Wie ein seltsamer Schmuck, eingegossen in grünes Glas, hing sie aufrecht in der gesprungenen Gletscherwand. Die Beine gekrümmt und die Arme nach oben geworfen, machte sie fast den Eindruck einer mitten in der Geste erstarrten Tänzerin. Ströme der Haare, halb gelöst, flossen breit nach hinten und waren wie Flammen in der Klarheit des Eises.

Golm, blutleer und ganz überfallen von diesem Mysterium, löste sich aus seiner Starrheit und kam zögernd auf die seltsame Enthüllung des Berges zu. Da sah er die Züge des Gesichtes, die wie von Leben

übergossen schienen. Sah angstvoll weite Augen und halb geöffneten Mund, in maßloses Staunen versunken.

„Maria!" Er schrie es in die Wildnis getürmter Eisblöcke und sank nach vorn gegen die gläserne Wand. — — —

Nach einer Weile kam die Klarheit über ihn. Das Rätsel der Stunde enthüllte sich. Dies war nicht Maria. Dies war Klaus Dieffenbronners Frau. Jahrzehnte vom Eis umschlossen, hing sie jetzt in den Wunden des Gletschers. Dreiundzwanzig Jahre, von der Zeit aufgesaugt, waren vorübergegangen, ohne ihre alternden Narben zu hinterlassen. Die Zeit hatte ihre Bedeutung verloren. Von Jugend umblüht, war ein Mensch im Eis versunken; unverändert, in dreiundzwanzig Jahren um keine Stunde älter geworden, nur leblos, gab ihn der Gletscher wieder frei, damit er nun zerfallen könne.

Erwachen kam über Werner Golm. Er richtete sich langsam auf und stand dem Wunder dieser Toten gegenüber. Trat näher und forschte in den verschlossenen Zügen des Wesens, das wie aus anderer Epoche war. Tänzerin im Eis, vom Hauch der Unvergänglichkeit umstreift, war sie verglastes Kristall in Kristallen, war sie Teil des Gletschers und Baustein der Welt. Zeitlos. Weit über allem Menschlichen stand die Gebärde, mit der sie festgeschmolzen war.

Golm stand dicht vor dem grünen Sarg und konnte die Augen nicht von der leidvollen Verklärung dieser Züge und von den Flammen der Haare wenden. — Maria, ich bin in deiner Nähe, sprach er in sich hinein und war gefesselt von der Ähnlichkeit. Wir stehen uns stumm gegenüber und ohne Vorwurf. Deine tänzerische Starrheit ist mir grauenvoll zugewandt. Ich habe schuld an allem, Maria. Ich habe schuld, daß du emporgerissen wurdest aus deinem unvergänglichen Friedhof. Ich habe den Berg gemordet. Verzeih es mir, und ich will mich abwenden von dem Frevel, dem ich meine Kräfte schenkte. Ich bin von allem verlassen, und nur du stehst vor mir, lebloses Symbol. Eingeschmolzene Materie. Ich will mich abwenden, Maria!

Dergestalt von Unwirklichkeit umfangen und halb verwirrt durch die Fülle der Geschehnisse, trat nun eine Vorstellung vor ihn hin, die Tote, aufgerüttelt aus dem Grab, würde sich regen. Es käme Leben in die Brust, und das Herz müsse aus dem Schlaf eines Vierteljahrhunderts angstvoll erwachen. Dann würden sich diese Glieder regen, Augen sich glanzvoll weiten und der sehnsüchtige Mund eine Sprache finden. So müsse sie durch die Grünheit des Eises ihm wie durch Wasser entgegentauchen und, wie von festem Ufer aus, in den Strom dieser Stunde hinübergleiten.

Nahe beugte er sich hinzu, seine Stirn fühlte die Kälte des Eises. Da sah er die Augen in ihren Höhlen schwimmen und wie Blendlichter sich drehen; die Pupillen öffneten sich wie schwarze Höhlen, darinnen ein übermäßiges Erstaunen lag. Ihm war, als müsse er eine Hand ausstrecken und ihr helfen, das Licht und die Gnade atmender Luft zu gewinnen. Es ist nur Wahnwitz, zuckte es durch sein Hirn. Er floh aus der Höhle.

Draußen lag Nebel. Er stieg mitten in die Arme des grauen Gespenstes. Er verlor sich. Alles Land war verändert; kein Steig mehr und kein vertrauter Anstieg. Überall Trümmer. Felsbrocken, aufgerissen und verstümmelt. Schlachtfeld des Dynamits und darüber der Würgel Nebel.

Er war ohne Sinn für die Landschaft, ohne Kenntnis seiner Umgebung. Durch eine Hölle ging er, ohne Laut und Ausblick. Er war blind. Genialisches Abenteuer, dachte er; tödliche Buntheit der Erlebnisse! Ich werde verschluckt vom Wahnsinn des Geschehens.

Golm setzte sich auf einen Fels, hing den Kopf in die Hände und grübelte. Ich habe Klaus Dieffenbronners Frau gefunden, sann er vor sich hin. Sie ist im Gletscher, im grünen Sarg. Sie ist eingeschmolzen wie in Glas. Und hat mich gerufen. Sie ist wie Maria. Nein, alles ist Traum. Ich bin irr, verwirrt. Ich will nicht mehr weiterleben in diesem Wirrwarr des Grauens.

Er weinte und wurde schwach wie ein Kind. Kampf und Qual und die Überanstrengung der letzten Wochen, sie griffen wie mit Fäusten nach ihm und würgten ihn nieder. Er schlief ein. Erschöpfung und Sucht nach Vergessen rissen ihn wohltätig in die Höhle des Schlafes, und das Leben jenseits des Bewußtseins nahm ihn auf in ein Paradies. Vom Felsen sank er nach hinten, streckte die Glieder wie im Tod und warf den Kopf in den Nacken, daß sein Gesicht, einer starren Maske gleich, dem Treiben des Nebels zugekehrt war.

Sein Schlaf war Ohnmacht. Er fiel in das Vergessen wie in einen schwarzen Schlund, der ohne Ausblick war und ohne Träume. In seiner Nähe klopfte das Wasser. Eis brach. Felsen, zum Sprung unheilvoll geduckt, sprangen in Abgründe. Steinschlag ging nieder. Der Berg schrie. Werner Golm lag wie ein Gestürzter unter den Trümmern seines Werkes, die Arme gebreitet und das müde Gesicht dem Spiel des Schlafes willenlos überlassen.

Am späten Mittag brach das Licht durch. Blau schmolz der Himmel in den treibenden Nebel. Dann wurde das Land von Sonne umarmt.

XXII.

Klaus Dieffenbronner kam mit Maria vom Geierkopf. Durch den Nebel waren sie bis zur Sifantahütte und von da durch den Tobel nach dem oberen Gletscher gestiegen. Vom Steilhang aus hatten sie die Sprengung beobachtet. Kein Wort war über ihre Lippen gekommen, als der Berg unterm Silberkamm in sich zusammengesunken war.

Sobald es klar wurde, stiegen sie weiter hinab und kamen in die Trümmer des zerrissenen Urgesteins. Liefen ohne Wort und ohne Staunen wie über ein Totenfeld, dessen Schicksal unabänderlich war.

„Der Gletscher! Vater, der Gletscher!" Sie fand die ersten Worte und deutete mit ausgestrecktem Arm nach dem neuen Bruch. Er schaute hinab und neigte langsam den Kopf.

„Der Gletscher ist gerissen!"

Sie gingen wie Samariter über die Stätte der Verwüstung. Waren, ohne es zu wissen, auf der Suche nach Dingen, die ihr Erbarmen heischten. Geschwister des Berges, hielten sie Umschau nach seinen Wunden, als ob es möglich wäre, maßlosen Schmerz zu stillen durch die Gebärde des Mitleids.

Zwischen geschwärzten Felsen fanden sie Werner Golm. Dieffenbronner sah ihn zuerst liegen, weit ausgestreckt und den Kopf im Geröll gebettet. Maria stand das Herz still, als sie ihn liegen sah.

„Er ist tot!" sprach Dieffenbronner, und seine Stimme klang hart und ohne Erbarmen. „Der Berg hat ihn getötet."

Maria hatte sich niedergebeugt und hörte die stillen Atemzüge. „Vater, er lebt! Er schläft!"

Da schlug Golm die Augen auf, als hätte diese Stimme ihn aus der tiefsten Umklammerung des Schlafes geweckt. Dem Klang nachspürend, richtete er sich langsam auf und sah das Weib, das vor ihm kniete und seinem Blick unruhvoll begegnete. „Maria!" sprach er grübelnd und suchte nach Zusammenhängen; stieß auf die Tote im grünen Sarg und fand dann kein Weiter mehr. Irgendwo war eine Brücke abgebrochen; es fehlte ein Zwischenstück, das er nicht fand in der Grübelei dieser plötzlichen Begegnung. „Maria!" Er stützte sich auf die Hände, ließ in Erschlaffung den Oberkörper hangen.

„Warum liegst du hier?" hörte er ihre Stimme. „Bist du verunglückt? Bist du verwundet? So sprich doch!"

Er schüttelte langsam und versonnen den Kopf, schaute wieder zu ihr auf und gewahrte Klaus Dieffenbronner, der abseits stand und nach dem Gletscher gewandt war. „Dein Vater!" sprach Golm leise und fühlte brennenden Durst. „Was ist mit mir? Warum — liege — ich hier, Maria?"

„Ich weiß es nicht! Wir haben dich gefunden. Wir kommen vom Geierkopf."

„Ich weiß nicht — warum ich hier — liege!"

„Du bist erschöpft."

„Warum wendet sich dein Vater ab? Wohin schaut dein Vater?" Er schwieg eine Weile und dachte nach; da fiel ihm die Tänzerin im Eis wieder ein. Frieren lief über seinen Körper. „Oh, ich habe euch etwas Fürchterliches zu sagen, Maria!"

„Der Berg ist gestürzt!"

„Das nicht, Maria, das nicht! Gib mir zu trinken, wenn du etwas hast."

Sie gab ihm kalten Tee aus der Feldflasche. Als er getrunken hatte, fühlte er, daß die Erinnerung wach wurde und ihn wie Licht durchdrang. Schwerfällig und immer noch von Müdigkeit überfallen, erhob er sich und stand an der Seite Marias. Er wußte nicht, wie er seinen grauenvollen Fund ihr begreiflich machen sollte, und fand keine Worte, als er so vor ihr stand und den Hauch ihrer blühenden Nähe genoß. Dann war es ihm unerträglich, daß Dieffenbronner abseits stand, wie eine Bildsäule, und nach dem neuen Gletscherbruch starrte. Ich muß es ihm sagen, dachte Golm und ging langsam hinüber zu dem Bildschnitzer.

„Dieffenbronner!" sprach er und wartete, daß dieser sich umwenden würde. Aber der Bergsteiger verharrte in seiner Stellung, und als er dann langsam den Kopf wandte, waren seine Züge starr und fast von Ekel und Abscheu durchsetzt. „Dieffenbronner, laß uns reden zusammen. Sieh, dies alles steht über mir. Ist wie Diktat. Ich bin nur Werkzeug. Ich bin nicht schuld, daß der Berg fällt."

Der Bildschnitzer wandte sich zu ihm, und sein Gesicht verlor von seiner Strenge. „Nein, du bist nicht schuld, Golm! Es ist unser Schicksal!"

„Komm mit mir!" sprach Golm. „Einmal muß es gesagt werden. Aber ich bringe es nicht über die Lippen; es klebt mir im Halse fest. Ich kann es dir nicht sagen! Komm mit mir in den Gletscher! Maria soll zurückbleiben."

In Klaus Dieffenbronner stieg es wie Ahnung auf. Seine Lippen verfärbten sich. „Was willst du?" sprach er trocken und folgte dem andern, als dieser durch die aufgerichteten Trümmer der Moräne in den geborstenen Gletscher stieg. Maria folgte ihnen langsam nach. Von einer dumpfen Furcht angeweht, hielt sie den Kopf geradeaus gerichtet und schritt der lauernden Ungewißheit entgegen.

Vor der Höhle blieb Werner Golm stehen. Er griff nach Dieffenbronners Händen, die schlaff herabhingen und ihm überlassen waren. Wie lange schon hatte er diese Hände nicht gedrückt! Gequält suchte er nach Worten, aber er war hilflos diesem stummen Ereignis gegenüber. „Geh hinein!" sprach er heiser und wußte nicht, was er weiter hätte sagen sollen. „Geh hinein und sei stark!"

Dieffenbronner schaute ihn an. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen. War dies der Bergsteiger, der allein über den Eisgrat der Bellaviga gegangen war? Unmöglich! „Ich — gehe!" sprach er und stieg in die Höhle. Langsam und aufrecht. Mit starrer Geste, als würde er aus freiem Willen in die Spitze einer Klinge laufen. Er schaute sich nicht um. Der grüne Schlund schluckte ihn auf.

(Fortsetzung folgt.)

Unter sonnigem Himmel: Im Stadtpark von Barcelona / Nach einem Gemälde von K. Zoneff

BLITZSCHLÄGE UND BLITZSCHÄDEN

1. Ein interessantes Beispiel von der zerstörenden Macht des Blitzes: Durch die Wirkung des Blitzschlages in drei Teile zersplitterte Randtanne im Walde von Geyer (Erzgebirge). (Phot. Alfred Kemter.)

Der Blitz übt dieselbe Wirkung aus wie jeder elektrische Funke, nur daß sich in ihm Energien entladen, die wir im Laboratorium nicht nachbilden können. Die Spannung im Blitz zählt nach Millionen Volt, seine Stromstärke erreicht 100000 Ampere. Dabei stellt er nur eine einmalige Strömung dar, so daß alle Energie sich mit einem Schlag entladet.

Wir können drei Hauptwirkungen des Blitzes unterscheiden: 1. die mechanische Wirkung, durch die jedes Hindernis, so z. B. jeder Isolator, durchschlagen wird; 2. die Wärmewirkung, bei der ein Teil der Energie in Wärme verwandelt wird viele Körper werden geschmolzen oder gar verdampft; 3. die physiologische Wirkung, die entsteht, wenn der Blitz auf seinem Wege auf Pflanzen, Tiere oder Menschen stößt. Diese verschiedenen Wirkungen lassen sich oft nicht streng trennen, sondern gehen stets mehr oder weniger nebeneinander her. Die volle Wucht des Hauptblitzstrahls kommt deswegen nur verhältnismäßig selten zur Geltung, weil sich der Blitz meistens stark verzweigt. Dazu kommt noch, daß der Blitz, wie jeder elektrische Strom, Induktionswirkungen in seiner Umgebung, vor allem in allen metallischen Leitern auslöst. Diese so erzeugten elektrischen Ströme haben wiederum ähnliche, aber schwächere Wirkungen als der eigentliche Blitz, so daß es oft schwer ist, zu sagen, ob eine Wirkung von der Haupt-, Neben- oder von der indirekten Entladung herrührt. So erklärt es sich, daß die Blitzschäden so vielseitig sind, daß sie sich graduell von ganz harmlosen, man könnte versucht sein, zu sagen, wohlwollenden Wirkungen bis zur schwersten Katastrophe steigern können.

Bekanntlich schlägt der Blitz am ehesten in Stellen ein, die über ihre Umgebung herausragen. Deswegen sieht man im Hochgebirge überall im Gestein Blitzspuren, die durch die Schmelzwirkung hervorgerufen werden. In der Ebene werden vor allem Kirchtürme, ferner Schornsteine und Windmühlen getroffen. Große Schornsteine können glatt durch Blitzschlag umgeworfen werden. Trotz der Blitzableiter kommen auch heute noch Schäden vor. Gefährdet sind auch alle Bäume, vor allem alleinstehende Pappeln und Eichen. Die Unterschiede, die bei verschiedenen Baumarten auftreten, rühren außer von der Lage und Art der Bäume her von den Grundwasserverhältnissen. Bisweilen fährt der Blitz am Baumstamm herunter und zerstört nur die Rinde, häufig zeigt er aber auch seine zerstörende Macht, wie sie Abbildung 1 veranschaulicht.

3. Rasur des Kopfhaares durch Blitzschlag in einer durch streng gerade und fast parallele Linien begrenzten Fläche.

Die Launen des Blitzes offenbaren sich am deutlichsten beim Einschlagen in Häuser. Der merkwürdige Weg, den er dabei oft nimmt, ist bedingt durch die Verteilung von Leitern (Metall) und Nichtleitern. Abbildungen 4, 5 und 6, alles Abbildungen aus dem Blitzschlag-Museum in Wien, geben Proben solcher Wirkungen. Oft ist im Gegensatz zu den hier dargestellten Proben die Wucht der Entladung so groß, daß schwere Balken, Fensterkreuze, Türen usw. wie Streichhölzer zerknickt werden. Dazu kommt noch die zündende Wirkung auf Strohdächer, auf das Heu und Korn der Scheunen usw.

Menschen sind stets dann gefährdet, wenn sie sich in erhöhter Lage im Freien befinden, so werden z. B. Reiter und Wagenlenker eher getroffen als Fußgänger, diese wiederum dann eher, wenn metallische Gegenstände, wie Sensen, Schaufeln über sie herausragen. Die Gefahr ist keineswegs geringer, wenn sich der Mensch unter einen Baum flüchtet oder in der Nähe von Drahtzäunen vor dem Gewitter Schutz sucht. Der Tod tritt bei Menschen und Tieren, die vom Blitz erschlagen werden, durch Lähmung des Nervensystems ein. Oft sind äußere Kennzeichen außer Schmelzwirkungen an Ketten, Ringen überhaupt nicht festzustellen. Bisweilen zeigen sich aber auf dem Körper der Erschlagenen blaurote oder scharlachrote Linien und Verästelungen, manchmal auch Kreise, die vom Blitz herrühren. Auch bei Leuten, die nur von Teilentladungen getroffen waren und sich rasch wiedererholten, sind solche Figuren festgestellt worden (Abbildung 2 aus dem Wiener Museum). Diese roten Linien verschwinden im allgemeinen wieder nach einigen Tagen. Abbildung 3 zeigt eine Blitzspur am Hinterkopf, in der sich physiologische und Wärmewirkung vereinigt haben.

Blitzschäden treten ferner ein in Hochspannungsleitungen. Bisweilen stürzt der Blitz einen oder mehrere Hochspannungsmasten um, dann wieder schlägt er sämtliche Teller der Kappen-Isolatoren ab.

2. In gleichen Abständen ziehende Kerben und Marken auf dem Rücken eines vom Blitz getroffenen Mannes.

In den Leitungsnetzen selber richtet er den Hauptschaden an durch Wanderwellen, die er in ihnen erzeugt, so daß bei Gewittern dann für kürzere oder längere Zeit das Versorgungsgebiet ohne Strom und Licht bleibt. Dr. K. Kähler.

4. Stück eines Glasspiegels, dessen Amalgambelag nur in einer Ecke stehenblieb, mit feinverzweigten Blitzfiguren.

5. Elektrische Lampe mit spiralförmigen Zeichnungen auf der Innenseite der Birne und auf dem inneren Glasstab. Die Lampe ist trotz des Blitzschlags funktionsfähig geblieben.

6. Drahtstück aus der Rabitzdecke einer durch Blitzschlag eingeäscherten Bauernstube mit eingeschmolzenem Glaskristall

BILDER AUS BOLIVIEN

ZU DEM AUFSTAND DER BOLIVIANISCHEN INDIANER

Bolivianische Hochgebirgslandschaft.

Indianer als Arbeiter in der Zuckerrohrplantage. — Nebenstehend: La Paz, die Hauptstadt Boliviens.

In einer Indianerhütte.

Bolivianisches Militär.
Links nebenstehend: Indianer beim Gottesdienst.

Bolivien, diese in Südamerika gelegene Republik von 1332808 qkm Größe (nach neueren amtlichen Angaben) mit einer 1923/24 auf 2155000 geschätzten Einwohnerzahl, ist augenblicklich der Schauplatz eines großen Indianeraufstands, der besonders den südlichen Teil des Landes durchstürmt. Die Indianer, die 54% der Bevölkerung ausmachen — 32% sind Mischlinge (Cholo), 1% Schwarze und nur 13% Weiße (Kreolen und Europäer) — bilden den ärmlichsten Teil der bolivianischen Einwohnerschaft, in dem schon lange ein tiefer Haß gegen die „Blancos", die weißen Herren des Landes, grollt. 200000 Krieger sollen an dem Aufstand beteiligt sein; das Zentrum der Erhebung bildet die östlich von La Paz gelegene Provinz Cochabamba.

Touristenverkehr auf dem wegen seiner prachtvollen Rundsicht viel aufgesuchten Gornergrat (3136 m), dem Endziel der

Nach einer Zeichn

ıatt ausgehenden Bergbahn. Im Hintergrund links der Monte Rosa (4638 m) und rechts der Lyskamm (4538 m).
olf Lipus.

DIE INTERNATIONALE BUCHKUNST-AUSSTELLUNG ZU LEIPZIG 1927

Von Prof. Dr. Julius Zeitler.

Dem schönen Buch und der Kunst des Buches ist in der Metropole des deutschen Buchhandels für den Verlauf des Sommers 1927 ein Tempel errichtet, der in erstaunlichem Umfang die großen Fortschritte auf diesem Gebiet, besonders seit der denkwürdigen Bugra von 1914, vor aller Augen stellt. Wir sehen, wie weit die Zeit hinter uns liegt, in der das Buch jeden Charakter verloren hatte, in der es ein häßlich und lieblos fabrizierter Massenartikel war, wie weit aber auch die Zeit, in der wir, nur teilweise unter englischem Einfluß, zu reformieren begannen. Heute haben wir wieder eine Kultur des Buches, die verlorengegangene Einheit des Buches, in der sich Geist und Form verschmelzen, in der sich edelste Werte der Seele verkörpern, ist wiedergewonnen. Die Grundsätze der Werkgerechtigkeit, des Materialsinnes und der Schönheit haben in der Durchdringung des ganzen Buchorganismus gesiegt. Diese Wendung verdanken wir, neben kunstsinnigen und idealen Verlegern und Druckern, vor allem den deutschen Buchkünstlern, die in hingebender unablässiger Tätigkeit sich der Arbeit am schönen Buche gewidmet haben, und von denen die gesamte Herstellung des künstlerischen Buches, in der Type und Schrift, in Satz und Druck, im Papier und im Einband, neugestaltet worden ist. Und mit den Buchkünstlern Deutschlands strebten auch die aller Nationen ähnlichen Zielen zu.

Albert Hoppler: Buchillustration. (Schweiz.)

So war es ein fruchtbarer Gedanke, das buchkünstlerische Schaffen der Völker in einer Internationalen Ausstellung zur Schau zu bringen, und dem Rufe des „Vereins Deutscher Buchkünstler“, dessen Vorsitzender, Prof. Hugo Steiner-Prag, zugleich Präsident der Ausstellung ist, folgten einschließlich Deutschlands nicht weniger als 20 Nationen. Nicht nur die Staaten mit alter Buchkultur, wie England, Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden usw., finden wir beteiligt, sondern auch die seit 1918 neubegründeten Völker mit ihren jungen Buchkunstbestrebungen, daneben von außereuropäischen Ländern auch Japan und Amerika. Insgesamt 1200 Buchkünstler sind in dieser imposanten Schau mit etwa 20000 Werken vertreten, Büchern, Schriften, Graphiken, Illustrationen, Einbänden. — Die Ausstellung nimmt fast das ganze Erdgeschoß des Museums der bildenden Künste in Leipzig ein, in einer Folge von 39 Sälen, Kabinetten, Kojen, die nach den Entwürfen von Stadtbaurat Ritter eine reizvolle Ausgestaltung erhalten haben, und die in ihrer intim-festlichen farbigen Stimmung und in ihrer Ausstattung mit Vitrinen, Wandnischen, Bücherschränken Buch und Buchkunst zur vollen Wirkung kommen lassen. Neben geschmackvoll dekorierten Kabinetten ist besonders auf den in afrikanischem Rosenholz hergestellten Bibliotheksraum eines Bibliophilen hinzuweisen, der die kostbaren Drucke und Einbandpretiosen der berühmten Sammlung Klingspor enthält.

So findet sich das schöne Buch nach allen Seiten der künstlerischen Herstellung repräsentiert. In überraschender Fülle sehen wir vor allem die Vertreter unserer deutschen Buchkunst. In 20 Räumen gesammelt,

Bibliotheksraum eines Bibliophilen (Klingspor-Sammlung). Innenausstattung: Carl Müller & Co., Leipzig.

Ignaz Wiemeler: Liebhabereinband. (Deutschland.)

Hertha Ramsauer: Handgeschriebenes Buch, „Faust“. (Österreich.)

Maurice Utrillo: Buchillustration, Lithographie. (Frankreich.)

Rechts im Oval:

Charles Guérin: Illustration zu Verlaines „Les Fêtes Galantes“. (Frankreich.)

Albert Kner (Entwurf) und Elisabeth Kner (Ausführung): Liebhabereinband. (Ungarn.)

zeigen sie, welchen Reichtum wir an schöpferischen Individualitäten im Buche haben. Wir sehen, was die Schriftkünstler unserer Zeit, was die Typographie, die Satzkunst und die Druckkunst heute leisten, und ebenso findet sich unsere Kunstbuchbinderei in einer großen Reihe geschmacklich vornehmer Verlegerbände wie Handeinbände gewürdigt. Alle Charaktere der Buchkünstler offenbaren sich: jene, die ihr Ideal in einer strengen architektonischen Form erblicken, und jene, die graphisch-illustrativ mittels der Techniken des Holzschnitts, des Kupferstichs, der Radierung und der Lithographie die Werke unserer Literatur mit einem lebendigen Phantasiestrom begleiten. Der „Saal der deutschen Illustratoren“ ist eine wahre Schatzkammer an Buchkleinodien. Überall ist aber auch dem geschmackvollen schlichten, billigen Buche sein Platz eingeräumt. Das deutsche Buch, getragen von einem künstlerisch beseelten Buchgewerbe, zeigt sich als durchdachter, stilstrenger und einheitlicher Organismus. Der Chor der ausländischen Buchkunst, die sich auf 19 Räume verteilt, reicht vom konservativen England bis zum expressionistischen und konstruktivistischen Rußland; alle Staaten bemühen sich, ihre Fortschritte, überwiegend in der Graphik, weniger deutlich in der Typographie, aufs beste darzustellen.

Auf zwei Hauptsehenswürdigkeiten ist noch hinzuweisen, auf die Gerhart-Hauptmann-Schau, die an den Werken des Dichters den Wandel des Buchgeschmacks in den letzten 40 Jahren demonstriert, und auf die unter der Fürsorge von Dr. Hobrecker entstandene Gruppe „Das Kinderbuch aller Völker“, in der die schönsten und wertvollsten Werke dieser Gattung von der Liebe der Völker zu ihren Kindern vieltönig und interessant zeugen. In ihrer Gesamtheit lehrt die Ausstellung, welch hohe sittliche und künstlerische Werte in den Leistungen der Buchkünstler enthalten sind; und wie das Buch und Buchschönheit etwas ist, das nicht allein den Bibliophilen und Fachkenner, sondern alle Menschen angeht, so macht sie in ihrer Kulturbedeutung auch mit den Freuden vertraut, die jedem Menschen in der Pflege geistiger und künstlerischer Beziehungen zum Buche erwachsen.

Charles Rollins: Buchtitel. (Vereinigte Staaten von Amerika.)

Jan Zrzavy: Buchillustration. (Tschechoslowakei.)

Sybel Pyl: Liebhabereinband. (England.)

Bucheinbände von deutschen Buchkünstlern, Walter Tiemann, G. A. Mathey, Hugo Steiner-Prag, F. H. Ehmcke, E. Gruner.

Chor des Aachener Münsters

Nach einem Gemälde von Professor August v. Brandis

PIER 28

EINE NACHTTRAGÖDIE VON DER WASSERFRONT NEUYORKS — ERZÄHLT VON JOSEPH HEFTER

Weißt du, mein lieber Freund, was „broke" bedeutet? Nein? — Nun, wenn man seit Monaten arbeitslos ist, alles was irgendeinen Pfandwert hatte, versetzt hat und einem auch sonst der bewährteste Freund keinen Pfennig mehr pumpt — dann ist man broke.

Für diesen Fall hat jeder weitsichtige Mensch eine Khaki-Ausrüstung, bestehend aus Hemd, Hose — und einem wohlbewahrten Nickel, fünf Cent, für den Einkauf der „World". Diese riesige Tageszeitung führt nämlich einen ständigen mehrseitigen Stellennachweis, wo Tausende der verschiedensten Gelegenheitsarbeiter gesucht und angeworben werden.

Als ich eines Morgens besagter Umstände halber meine erprobte Khaki-Ausrüstung hervorholte und anlegte und wohlgemut dem großen Zeitungsstande am Fuße des halbfertigen Paramount-Gebäudes zuschlenderte, schien mir das Glück zu lächeln. Denn unmittelbar an mir vorbei raste ein verspäteter Geschäftsmann auf die dortselbst befindliche Untergrundbahn-Haltestelle zu, kaufte und zahlte mit einem einzigen wohlgeübten Griff die „World", schmiß ungeduldig und verachtungsvoll den Anzeigenteil weg und verschwand im unterirdischen Groß-Neuyork. —

Unverfroren — und nicht ohne Grandezza — griff ich den kostbaren Teil auf, lehnte mich gemütlich an den Paramount-Riesen und entfaltete die inhaltsvollen Seiten. Mein Nickel war gerettet. Man kann nie wissen, für was so eine Münze gut sein kann — besonders wenn es die letzte ist.

Um mich herum wirbelte und lärmte die gigantische Stadt. Endlose Autokolonnen, massige Lastwagen, Poltern, schrille Pfiffe der Verkehrspolizisten, Sturmwellen hastender Angestellter, die sich mit Todesverachtung in jede Bresche stürzten, um ja nicht ihre Zeitkarten eine Minute zu spät zu markieren. Glückliche Sklaven!

Ich aber hatte nur Augen für die kleingedruckten, zusammengepferchten Inserate.

A — A — Boys — Boys — ganze Spalten — billiges Arbeitermaterial. Ach, wie selig, ein Boy noch zu sein! — Weiter — Bricklayers, Maurer, 16 Dollar per Tag — für zweijährige Bauarbeit. Na ja, hätten wir eben was Anständiges lernen sollen! In alphabetischer Reihenfolge Beruf um Beruf — meistens typisch amerikanisch — aber noch immer nichts für mich. Da endlich:

> „Schwerarbeiter, 50 oder mehr, zur Entladung von Schiffen. Nachtschicht. 52 Cent per Stunde. Meldestelle: N. H. & C. Railroad Company. Pier 28. East River."

Ich ersparte mir weiteres Lesen und warf das Blatt mit derselben Verachtung fort, wie es mein Mäzen vordem tat. Und richtig! Als ich mich nach zehn Schritten umsah, da griff eben eine andere Khakigestalt die Blätter auf — unverfroren — und nicht ohne Grandezza. — — —

Der Ostfluß ist ein unheimlicher Geselle. Und der fast mathematisch regelmäßige Viereckausschnitt vom 20. bis zum 31. Pier wohl sein dunkelster Gewissenspunkt. Denn hier lehnt er sich an ein Hinterland des grimmigsten Großstadtelends, das vielleicht nur vom ostindischen Werftbezirk oder von den Spitalfields Londons, eventuell noch vom Griechenviertel Konstantinopels überboten wird.

Das Vorgelände des 28. Piers war schon ziemlich belebt, als ich nach fast zweistündigem Weg dort anlangte. Rund um den häßlichen kahlen Schuppen, der über den Emblemen der Gesellschaft die stolze Anschrift trug: „Free Employment Office" — Freie Arbeitsnachweisstelle — lungerten, lehnten oder hockten bereits verschiedene Individuen herum; und zwar war es eine gemischte Gesellschaft, als wäre sie von den Seiten von Gavarnis „Masques et Visages" heruntergeschüttelt und zusammengewürfelt worden. Da war der fleischgewordene Abschaum jener Masse, die im Neuyorker „Schmelztiegel" brodelt, bis sie bereit ist, in der Matrize des vorschriftsmäßigen Amerikaners zu erstarren. Manches brauchbare Material war noch darunter — das sah man auf den ersten Blick. Größtenteils aber war es bereits Ausschuß — Verlorene und Entgleiste einer Riesenmetropole.

Wie immer in solchen Fällen, fühlen sich die zufällig zusammengewürfelten und bald auf Nimmerwiedersehen zu scheidenden Existenzen sofort zu Hause, als wären sie jahrelange Bekannte. Untereinander erschließen sie gern ihre Lebensgeschichten und Ansichten.

Da standen alte, wetterharte Flußmänner von Beruf neben heruntergekommenen grünen Arbeitslosen — jung und alt. Ein junger Irländer, blöde grinsend, schäbig, neben ihm ein knabenhaftes Milchgesicht, Stutzer in Seidenhemd, bunter Krawatte und netten Halbschuhen. Ein anderes, rothaariges Individuum, unverkennbar ein berufsmäßiger Habenichts — „down and outer" — stolzierte herum und wollte sich mit Gewalt den Anschein geben, als wäre er ein verkappter Millionär, der die Sache nur aus Spaß mitmache. Abseits eine dürre, lange Gestalt in blauem Arbeiterdrilch und Schirmmütze, das spitze Vogelgesicht jedoch hohe Intelligenz verratend. Und — täuschte ich mich nur nicht? Nee — richtig, eine kunstgerechte Quart quer darüber. Ich machte mich unauffällig an ihn heran, aber er wich abweisend allen Fragen aus.

Ganz exklusiv eine Negergruppe. Unter ihnen machte sich besonders ein riesenhafter Bursche bemerkbar, der durch seine im drolligen Negeridiom geführten lauten Selbstgespräche bald eine wohlwirkende Abwechslung in die Wartezeit brachte.

Im Augenblick wurde er Mittelpunkt der Unterhaltung und „Bingham" getauft. Wie ein überlebensgroßes, täppisches Kind, erwies er sich unermüdlich in groben belustigenden Einfällen, die jedoch den einfachen Ansprüchen der allhier Versammelten vollauf genügten. Er neckte jeden und wurde wiederum von jedem geneckt — bis er auf einmal in ungelenken Blackbottom-Verrenkungen auf ein einsames, ganz abseits sich drückendes verschrumpftes Männchen zutanzte, es unter einen Arm klemmte und in die Mitte der Versammlung trug.

Schallendes Gelächter folgte.

„Attaboy!"

„Treat 'im rough, Chocolate!"

Doch unvermutet erstarrte das Lachen. Bingham ließ blitzschnell den auffallend schmächtigen Mann los und zuckte zurück, mit der Bewegung und dem Ausdruck eines Menschen, der einen merkwürdigen Zweig vom Grase aufzugreifen glaubte und mit Entsetzen bemerkt, daß es eine giftige Schlange ist. Und das wütende Zischen des Kleinen und seine tückisch blitzenden Augen verstärkten noch das Gleichnis.

Jetzt erst beobachteten wir, daß es ein Mongole war, oder nein — richtiger, ein Malaie — mit kleinem, verschrumpftem Rattengesicht und gebrechlich schmächtigen Gliedern, die in einem der schäbigsten Anzüge der Vereinigten Staaten steckten.

Das riesige und das kleine Gesicht starrten sich sekundenlang unter allgemeinem beklommenen Schweigen an. Entsetzen sprach aus den schwarzen Zügen — und unerbittlicher, tödlicher Haß aus den schmutziggelben... da wurde die wackelige Bureautür aufgerissen, und eine große glimmende Zigarre, gefolgt von einer Bulldoggenvisage, tauchte auf.

Der „Boß" war da, um seine Heerscharen zu mustern, ein Verfahren, das verteufelt kurz dauerte. Jeder bekam eine metallene Platte mit Nummer und Kennzeichen sowie eine Zeitkarte. Nach dem Prinzip „No questions asked" wurde weder nach Namen noch anderen Umständen gefragt. Was kümmerte es auch ihn? Die Eisenbahngesellschaft benötigte für eine Spanne Zeit soundso viele Paare robuster Arme, und Schluß! Daß aus Vergnügen oder Muße niemand herkam, wußten die Herren ja auch so. —

Über Ballen und Kisten stiegen wir im Gänsemarsch den Leitern zu, die einen mächtigen südamerikanischen Frachtdampfer mit dem Pier verbanden. Der Kargo bestand aus Flachssamen, die aus dem Ballastraum herausgepumpt werden sollten. Unsere Sache war es, die Samen aus allen Ecken des Raumes der Pumpe zuzuschaufeln.

Auf Deck herrschte vollkommene Ruhe. Auch wir Tagelöhner verstummten. Die Fröhlichkeit war vorüber — der Ernst des Lebens begann.

Auf Achterdeck versammelten wir uns, rund um die gähnende Schachtöffnung, durch die wir nunmehr hinunter sollten in das Innere des Schiffes — um erst nach vierzehn Stunden wieder emporzutauchen.

Noch einmal schaute man sich um. Eine wunderbare, wehmütige Stille lag über dem abendlichen Flusse und den beiden häuserstarrenden Ufern. Weit aus dem Nirgendwo kam das schwache Knattern zweier verspäteter Preßlufthämmer. — Es roch nach Regen, und die gigantischen Strukturen der Brooklyner und Manhattan-Brücken verschwammen in einer unklaren Nebelluft. Nur oben, dicht über der Eingangsluke, brannte grell die rote Scheibe der Signallaterne unseres Schiffes.

Um die Ecke des Kajütenhauses schaufelten Tritte. Zwei Leute der Besatzung, typische Südländer, faulenzten heran — der Foreman und

der Maschinist. Nun ging es hinunter in den Schiffsbauch auf einer halsbrecherischen Leiter, bestehend aus in eine Eisenschiene getriebenen Haken.

Im ersten Zwischendeck hielten wir an. Jeder kriegte zwei Sackhälften und Schnüre, um eine Art unförmige Gamaschen um die Beine zu schlagen. Dann noch ein scharf geschliffenes Messer, einen spitzen Krummhaken und eine schwere, handfeste Schaufel. Einige elektrische Birnen beleuchteten düster die schweigsam vor sich gehende Verteilung.

Der Maschinist gähnte mächtig, spuckte in weitem Bogen in die unteren Etagen und ordnete den Abstieg an.

Ich sah noch, wie unser Malaie das erhaltene Messer bedächtig in seinen Gürtel steckte. — Bingham hielt sich ganz vorn im Zuge, möglichst weit von dem unheimlichen Gelben. Dann ging es die weiteren Stockwerke hinab. Es schien, als ob wir in einen trichterförmigen Krater hinunterstiegen, dessen Wände aus Myriaden der winzigen Samen bestanden.

Im Ausflußpunkte dieses Trichters steckte der fauchende Mund einer unendlich langen Saugpumpe, die den Samen bis hinauf auf den Pier beförderte. Ein mächtiger Scheinwerfer beleuchtete grell diesen Punkt, ließ aber die oberen Ränder des Kraters in voller Dunkelheit. Einige Leute krabbelten um die Pumpe herum, lächerlich klein und verunbildet aus unserer Vogelperspektive.

Endlich erreichten wir den „Boden" — und versanken sofort bis an die Hüften in dem losen Samenberg. Von nun an nahm jeder Schritt qualvolle Minuten in Anspruch. Denn jedes Bein mußte erst aus dieser Samenumarmung gewaltsam herausgeschraubt und herausgegraben werden, bis es einen kleinen Schritt fortbewegt werden konnte, um dann sofort wieder zu versinken.

Lange, lange dauerte es, bis der bequem auf einem Kurbelwellengehäuse stehende Foreman in schrecklich gebrochenem Englisch jeden auf seinen Platz dirigiert hatte. Wir bildeten jetzt einen Doppelkreis rund um den Trichterrand. Der obere Kreis schaufelte auf den unteren zu, und dieser beförderte die Massen dann nach dem Saugpunkte. Von Zeit zu Zeit stieß man auf Sackladungen, die als Stützen dienten. Daher Krummhaken und Messer, zum Ergreifen und Aufschlitzen.

„Go ahead!"

Gleichzeitig senkten sich die Schaufeln, tauchten in die Samenmassen, und die Arbeit begann.

Eine Stunde verging — zwei. Eine krampfhafte Agonie begann die überanstrengten Muskeln zu durchzucken. Halb im grundlosen Samenmeer begraben — die Luft stickig von Hitze und dickem Staub — und die jetzt schon bleischwere Schaufel gesenkt — gehoben — entleert, gesenkt — gehoben — entleert — in unendlicher Monotonie... Eine Schicht fettigen Staubes bedeckte Oberkörper und Gesicht, dick rinnender Schweiß brachte fortwährend den ekligen Leimgeschmack in den Mund.

Aber unerbittlich und unersättlich fauchte die Pumpe, verschlang augenblicklich die Hügel, die wir unter stechenden Schmerzen hinabwarfen.

Die Bewegungen fingen an zu erlahmen. Und noch mehr Pein war es, den fettglänzenden, ranzigen Dickbauch hoch oben auf dem Gehäuse zu sehen, Hände in den Hosentaschen, Grinsen auf dem breiten Mischlingsgesicht — und sein fortwährendes Heulen zu hören:

„Hey — wot da hell — shovel — shovel!"

Ich schaute mich um. Es war schwer, meine Leidensgenossen zu unterscheiden — die dicke klebrige Schmutzkruste machte unsere Züge unkenntlich. Dicht neben mir focht das schmächtige Stutzerlein wie ein Löwe. Wie eine verregnete Fahne hing sein schönes Seidenhemd schweißgetränkt um den knabenhaften Körper. Sein Atem pfiff durch die verbissenen Zähne. Der stolze Millionär-Imitator sogar fiel aus seiner Rolle. Sein früher glänzend gescheiteltes Haar hing in wirren, schmutzigen Strähnen in das verzerrte Gesicht. Die Neger fluchten und fletschten die Zähne.

Der Malaie, im unteren Kreise, schaufelte gleichmütig, nur seine scharfen Kinnbacken bewegten sich krampfhaft bei jedem Wurfe.

Drei Stunden — vier. Wir arbeiteten nunmehr automatisch. Pein war nicht mehr Pein — und Müdigkeit nur bleierne Pendelbewegung. Vor den Augen tanzten prächtig gefärbte Feuerwürfel und Ringe in wilden Mustern, an denen ein Picasso seine Freude gehabt hätte.

„Shovel — shovel — wot da hell...!" krächzte der Bauchige und sprudelte Ströme von Kautabakspeichel.

Fünf Stunden — sechs. Oder sind es sechs Ewigkeiten?

Endlich — endlich wackelt der Südländer am Gehäuse entlang.

„All right — lunch hour!"

Gequältes Aufatmen. Im Nu sind die vergangenen Schrecken vergessen — steht uns ja eine Stunde absoluter Ruhe bevor. „Lunch hour!" heißt es — o Ironie! Hätte nur einer von uns allen Geld für einen Imbiß gehabt, er wäre sicher nicht hergekommen. Aber wer denkt an Essen? — Nur Ruhe, nur Ruhe von der Schwere der Schaufel, vom Glucksen und Fauchen der Pumpe. Völlig erschlafft sinkt jeder zusammen, wo er gerade eingebuddelt ist. Wild pocht das Herz, Blut saust an den Ohren vorbei. Die ekligen Samen kleben zu Tausenden am Körper — in mir erwecken sie eine schaudernde Erinnerung an die verlauste — oder soll ich sagen, glückliche? — Schützengrabenzeit.

Einige Blechkannen frischen Wassers kreisen von Hand zu Hand. Köstliche Labe! Wie das kühlt und belebt! Nun greifen sie alle gierig zu, lassen das Naß über Kinn, Arme und Brust rinnen — und trinken — trinken, mit weit aufgerissenen Augen — und zuckendem Schlunde.

Wo ist der Maler oder Schriftsteller, der ein zweites Inferno schaffen will? Hier ist Material genug für beide. 500 000 Jahre hat es gedauert, bis der Menschaffe sich zum Affenmenschen entwickelt hat, wie lange wird es wohl dauern, bis der Mensch, von allem Fluche des Tierischen befreit, der Sonne frei ins Antlitz schauen wird?

Und nun war es wieder der unverwüstliche Bingham — er vergaß anscheinend Arbeit und Malaien, lag wie ein riesiger glänzender Klotz auf dem Rücken und sang und pfiff, alte und neue Jazzlieder.

„Ah's got a new kind of gal,
Wif a new kind of love
Foh mee...!"

Erst jetzt bemerkten wir, daß es draußen regnete. Ein gewaltiger Wind raste und winselte um das Schiff, und fliegende Regenmassen klatschten an die Wände, rauschten gegen das Wasser. Durch die Eingangsluke kam zuweilen ein feiner Sprühregen bis zu uns in die Tiefe.

Plötzlich — ein heftiger Windstoß, gefolgt von einem Krachen und Klirren. Der rötliche Widerschein über der Luke erlosch. Anscheinend war die Signallaterne zertrümmert — eine ernste Geschichte, besonders in stürmischer Nacht. Der Foreman und der Maschinist berieten eine Weile in ihren Mutterlauten, doch die angeborene Faulheit siegte. Der erstere musterte die todmüden Gestalten — dann wies er auf den vorlauten Bingham:

„Hey — geh mal nauf — schau nach, was geschehen!"

Der Neger seufzte, erhob sich ächzend und begann die Leiter hinaufzuklettern. Die riesige Gestalt mit den unförmigen Lappenbeinen klomm langsam aufwärts. Als sie die Luke erreichte und aus derselben stieg, löste sich plötzlich aus den Kreisen eine magere Gestalt, ruderte auf die Leiter zu und begann mit Affengeschwindigkeit nachzuklettern.

Es war der Malaie!

Einen Augenblick herrschte schreckhafte Stille. Dann begann der Foreman zu wettern:

„Hey — come back, yuh — damn' yuh —!"

Heisere Stimmen folgten ihm:

„Wohin gehst du, he?" — „Hey — warte nur!"

Aber schon war der Gelbe weit oben, schon schwang er sich hinaus.

Und eine Sekunde darauf erscholl von Deck her ein furchtbarer Todesschrei — ein wildes Poltern und Stampfen — und noch ein Schrei, wild und langgezogen.

Wir richteten uns alle auf. Der Foreman stand leichenblaß und wie gelähmt. Trotz Mattigkeit stürzten einige von uns auf das Leitergerüst zu — begannen verzweifelt zu klimmen.

Der Ex-Burschenschafter war der erste, ich der zweite, der junge Irländer und der Gigerl folgten nach.

Als wir in den peitschenden Regen hinaustraten, sahen wir zuerst die zertrümmerte Signallaterne am Boden, unweit davon Binghams Kappe. Eine dunkle Blutspur führte bis an die glitschige Reling; und über Bord, an einem Kettenhaken, hing ein schmutzigweißer Leinwandfetzen von der Hose des Malaien.

Jetzt tauchten die schreckensbleichen Gesichter des Maschinisten und des Foreman auf. Sie betrachteten zitternd die Spuren, schauten sich und uns an.

Der Maschinist war der Gefaßtere. Er wischte die zerfließende Blutspur mit Binghams Kappe auf, warf diese und den Fetzen weit ins Wasser und besorgte bald ein neues Signallicht. Dann sagte er trocken:

„Kommt hinunter."

Wir kehrten zur Arbeit zurück.

*

Der Morgen war fahl und kühl. Es hatte aufgehört, zu regnen. Wir verließen müde und schweigend das Piergelände, jeder seine 7 Dollar in der Tasche.

Ich schaute zurück auf den nunmehr ruhigen Fluß.

„Good bye, old Bingham, du glückliche Kindesseele. Hoffentlich wirst du deinen Humor auch im Himmel nicht verlieren. — Und auch du, verbissene Ratte, der du deine angeblich angetastete Ehre mit Mord und Selbstvernichtung ausmerzen zu müssen glaubtest! Es ist besser so. Zwei wie ihr, namenlos und broke, mehr oder weniger in einer gefühlsfremden Welt des Geschäfts zählen nicht. Ruhet sanft!"

ZUM 60. GEBURTSTAG ALBERT BASSERMANNS

1. Bassermann als Striese im „Raub der Sabinerinnen" von Franz v. Schönthan.
2. Als Mephisto in Goethes „Faust".
3. Als Stockmann in Ibsens „Volksfeind".
4. Als Hjalmar Ekdal in Ibsens „Wildente".
5. Albert Bassermann, geboren am 7. September 1867.

6. Als Biegler in Sudermanns „Stein unter Steinen".
7. Als Niemeyer in „Traumulus" von Arno Holz.
8. Als Diktator in dem gleichnamigen Schauspiel von Jules Romains.

(Vgl. hierzu den Beitrag auf S. 334.)

BASSERMANN IN EINIGEN SEINER GLANZROLLEN

(1, 2, 4, 6, 7 Photo-Verlag Hermann Leiser, Berlin-Wilmersdorf; 3, 8 Phot. Zander und Labisch, Berlin; 5 Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)

„Der Meister von Nürnberg", ein Film aus dem Leben des Meistersängers Hans Sachs: Evchen, des Goldschmieds Pogner Tochter, vor den Richtern.

Hauptdarsteller: Maria Solveg (Evchen), Rudolf Rittner (Hans Sachs), Julius Falkenstein (Beckmesser), Max Gülstorff (Pogner).

Auf dem Untergrunde der Wahl des Bürgermeisters von Nürnberg, bei der der Goldschmied Pogner und Hans Sachs, der Schuster, als erste Anwärter gelten, spielt sich die Handlung dieses Films der Phoebus-Film A.-G. ab. Evchen, die Tochter Pogners, wird von Beckmesser begehrt. Lieber aber würde sie sich dem im reifen Mannesalter stehenden Hans Sachs vermählen, bis auf einmal Walther Stolzing unter ihre Augen tritt. Wie Beckmesser, der in der Johannisnacht Evchen ein Ständchen bringen will, schließlich von David, dem Gesellen Hans Sachsens, verprügelt wird und eine allgemeine Rauferei entsteht, wie endlich bei einem Wettdichten Stolzing, dem Hans Sachs, als Mönch verkleidet, ein von ihm verfaßtes Gedicht ins Gefängnis gebracht hat, Evchen erringt: das alles wickelt sich in Bildern voll wachsender Spannung zeitgetreu ab.

Schloß Moritzburg und seine Schätze.

Von Heinrich Zerkaulen. / Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Paul Wolff, Dresden-Zschachwitz.

Man muß es den alten sächsischen Kurfürsten schon lassen, daß sie sich ihre Ruheplätzchen superb auszusuchen und sie vor den Blicken profaner Gegenwart geschickt zu verstecken wußten. Erhaben und unnahbar zieht sich ein unendlich gelassener Weiher rings um Schloß Moritzburg. Dazu der prächtige Wald, kavaliermäßig zurechtgestutzte Alleen nach allen vier

Das Kursächsische Wappen aus der Waldschenke am Ausgang der Hirschzwinger.

Nebenstehend: Schloß Moritzburg.

Himmelsrichtungen und eine feenhaft üppige Sandsteinterrasse mit reizend dekorativen Treppenaufgängen.

Der geniale Pöppelmann schuf seinem großen Herrn, August dem Starken (1694—1733), dieses Schloß in seiner jetzigen Gestalt. Verliebte Schäfer, pausbackige Engel und Horn blasende Jäger empfangen einem beim Aufgang. In den vier Rundtürmen des Schlosses wohnten sie einst, die vornehmen Gäste der sächsischen Kurfürsten, zu Jagd und Wasserspielen geladen, der junge Friedrich der Große, die schöne Aurora von Königsmarck, immer renommierende polnische Barone und litauische Grafen. Jedem von ihnen stand ein „Quartier" zur Verfügung, bestehend aus vier Rundzimmern mit herrlichem Blick über Wasser und Wald.

Das Jagdschloß Moritzburg ist dem „Verein Haus Wettin" durch die Auseinandersetzung zum Eigentum überwiesen worden. Der junge, kunstliebende Prinz Ernst Heinrich lebt als Schloßherr dort und verwaltet das schöne Erbe in jenem verantwortungsvollen Sinne, wie es die Tradition seines Geschlechtes verlangt. Zusammen mit seinem Berater, Dr. Erwin Hensler, dem Direktor der Kunstsammlungen des Hauses Wettin, hat er jetzt in einem der Türme seines Schlosses ein Porzellan-Quartier eingerichtet, das genau wie die übrigen prächtigen Räume des Jagdschlosses der Öffentlichkeit zugänglich ist, und das in seiner ganzen Art und Zusammenstellung wohl mit zu den intimsten und gewähltesten Porzellansammlungen Deutschlands gerechnet werden muß.

Die Räume bieten Höhepunkte der künstlerischen sächsischen Kultur des 18. Jahrhunderts und illustrieren die Zeitfolge der Kunstperiode von August dem Starken bis zu König Friedrich August dem Gerechten. Es galt, dieser großen Kulturperiode ein würdiges Denkmal zu setzen, wobei gerade die Erzeugnisse der Meißner Porzellan-Manufaktur in den Vordergrund treten sollten. Aber man war dabei bestrebt, ein schloßgemäßes Repräsentations-Quartier einzurichten, in dem die Kunstwerke, geschmackvoll aufgestellt, den Besucher auch in ihrer Gesamtwirkung erfreuen sollten. So sind denn die Porzellane mit zeitgenössischen Kunstwerken

Fanfarenbläser an der Auffahrt zu Schloß Moritzburg.

Christus. Plastik von Balthasar Permoser (1650 bis 1732) in der Schloßkapelle von Moritzburg.

Krönungsservice Augusts des Starken im Porzellan-Quartier des Schlosses Moritzburg.

anderer Art, wie Möbeln, Bildern, Uhren, Spiegeln, Beleuchtungskörpern, in vollendeten Einklang gebracht worden. — Gleich im ersten Raume sind die frühen Porzellane vereinigt, Anfänge der Produktion. In einer Wandvitrine das bekannte rotbraune Böttger-Steinzeug, dessen Fabrikation der eigentlichen Porzellan-Erfindung vorausging. Ein weißes Modell von August dem Starken, ein kleines bemaltes Unikum seiner Art, den Fürsten als Imperator darstellend, des weiteren Modelle mit den ersten farbigen Streublumen, dann die großen weißen Tiere von Kirchner. August der Starke selbst, von Louis Sylvestre im prunkvollen Hofkleid gemalt, grüßt von der Wand herab.

Zum großen Repräsentationsraum ist dann ein anderer der vier Räume geworden. Als Paradestück eine Vitrine mit den farbenprächtigen Vasen Hörolds, kleinen und großen, in allen Formen, zum persönlichen Gebrauch Augusts des Starken angefertigt, darum auch mit seinem Zeichen versehen: A. R. (Augustus Rex). Sie wurden seinerzeit in der Hauptsache verwandt zu Geschenken an Gäste. Da steht auch auf altem, holzgeschnitztem, versilbertem Konsol eine ganz phantastisch bunte Vogelschar Meister Kändlers. Zwei Pariser Kommoden mit Goldbronzen von Caffiéri, mit einer pompösen goldenen Uhr, vielleicht die schönste Montierung für Meißner Porzellan, die es überhaupt in der Welt gibt, machen gerade diesen Raum zu einem festlichen Erlebnis. Wenn vom prunkvollen, silbernen Kronleuchter, der einstmals im Kurländer Palais zu Dresden hing, und den übrigen Augsburger Kronleuchtern herab die Kerzen erstrahlen im milden Glanz der Seidentapeten in Beige, ist alles wie ein klanggewordenes Menuett aus dem Barock.

Im nächsten Raum entzückt das überaus prächtige Krönungsservice Augusts des Starken, ganz in Gold und Purpur gehalten, steht in einem Eckschrank der große Meißner Blumenstrauß, der laut Inschrift im Jahre 1767 von F. S. Bitterling gefertigt wurde, und eine der ganz seltenen Meißner Madonnen, von denen man nicht weiß, gehen sie auf Kirchner oder Kändler zurück.

Der vierte und letzte Raum endlich bringt dann weitere Proben von den berühmten Servicen des sächsischen Hofes: Roter Drache, Gelber Löwe, Watteau und Deutsche Blumen. Es sei hier nicht vergessen eine der hervorragendsten Plastiken Kändlers, ein tanzendes Bauernpaar, und als Ausstattungsgegenstand ein Alt-Dresdner Spinett von J. G. Wagner, datiert von 1787.

Schließlich ein kurzer Gang durch die übrigen Räume des Schlosses. Da steht noch die alte Reisekutsche Augusts des Starken. Da knarrt das Parkett nur noch unter den Schritten der Besucher von heute. Da glüht in der Sonne der Brokat von Ledertapeten, aber unbenutzt stehen die breiten Betten mit ihren nickenden Baldachinen. Zum Abschluß noch eine Viertelstunde in der Kurfürstlichen Waldschenke, herrlich am Ausgang der Hirschzwinger gelegen, unter hohen alten Bäumen, mitten im Walde. Aus dem ehemaligen Stallgebäude ist jetzt eine altdeutsche Jagdschenke geworden.

Ecke im Porzellan-Quartier.

Der Speisesaal des Schlosses Moritzburg.

Reisekutsche Augusts des Starken.

Studentische Ferienfahrten.

Wieder haben die Akademiker „große Ferien“. Mehr als zwei Monate sind die Pforten der Alma mater geschlossen, und während dieser Zeit sind die Studierenden völlig frei von allen Fesseln und Pflichten des Universitätsbetriebs. Das empfinden sie auch alle sehr wohl, und von den bedauernswerten Geschöpfen abgesehen, die die köstliche Ferienzeit mit „Büffeln“ für das bevorstehende Examen verbringen müssen, sind sehr viele eifrig bestrebt, in dieser Zeit ihren Welthorizont zu erweitern und ein bißchen über die Grenzen der engeren Heimat hinauszuschauen.

Dies kann man jedoch auf ganz verschiedene Weise tun. Man kann nämlich einmal mit dem löblichen Vorsatz, ja keine Sekunde der kostbaren Studienzeit zu verlieren, und zugleich mit wohlgefüllter Börse und zahlreicher Fachliteratur ins Ausland reisen, um dort „Studien“ zu betreiben. Dabei kommt dann wohl auch etwas mehr oder weniger Ersprießliches heraus, das sich gut zur Doktorarbeit oder zum Examen verwenden läßt, aber der Horizont, die Einstellung zur Welt und zu den Mitmenschen anderer Rassen und Nationen haben sich in den meisten Fällen kaum merklich geändert. Das Examen geht zwar glatt vonstatten, der Gesichtskreis jedoch blieb so eng, wie er war, und der Durchschnitts- und Alltagsmensch ist fertig.

Zur Ferienzeit in Finnlands schneebedeckten Gefilden: Mit Kindern scherzender Student. — Im Oval: Bad im Nil.

Aber noch ist Leben in der deutschen Jugend. Noch ist sie nicht gewillt, dem sogenannten „Ernst des Lebens“ alle Fröhlichkeit und Freude zu opfern, solange sie sich der goldenen Freiheit erfreut. Sie ist lebensbejahend genug, um die ganze Welt in Licht und Sonne getaucht zu sehen. Ohne reifliche Überlegung schmiedet sie tollkühne Pläne und setzt sich mit dem ihr eigenen Feuer dafür ein.

So finden sich auch in der akademischen Jugend Jahr für Jahr in der Zeit der großen Ferien viele zusammen, die die Lasten des Studiums von sich werfen und in die weite Welt ziehen, um fremde Menschen und deren Gebräuche kennenzulernen. Sie wählen dazu nicht die bekannten Reiserouten, auf denen man Schlafwagenplätze und Hotelzimmer reserviert bekommt, sondern ziehen auf einsamen, stillen Wegen durchs Land und kehren wie in der Heimat am liebsten beim einfachen Bauern ein. Es liegt ihnen ja völlig fern, wie all die anderen „Reisenden“ nur das übertünchte, für die Fremden zurechtgemachte Äußere eines fremden Landes zu schauen. Ihr Ziel ist es, tiefer zu schürfen, das fremde Land zu erleben wie die eigene Heimat, die fremden Menschen zu sehen im alltäglichen gewöhnlichen Ablauf ihres Daseins. Darum ziehen sie auch meist nach deutscher Wandervogelsitte mit Rucksack und Laute zu Fuß durchs Land.

Auf der Fahrt durch Hellas: Begegnung mit einem griechischen Bauern.

Die Studenten, die in dieser Art ihre Auslandfahrten unternehmen, haben wohl alle einmal in der Jugendbewegung gestanden. Daher steckt ihnen auch meist noch ein bißchen diese unbeschreibliche Abenteuerlust in den Gliedern, die sie nie rasten und ruhen läßt, und die sie immer wieder hinaus in die Ferne treibt, um das Romantische und Rätselvolle in unserer Welt zu suchen.

Nach dem höchsten Norden und dem fernsten Süden ziehen sie, denn für sie bietet jedes Land gleich viel. Sie verstehen die Sprache der Landschaft und vermögen in der Seele des Volkes zu lesen, und jedes Land und jedes Volk hat für sie Reize. Jedoch lieben sie die Gegensätze. Weilten sie in dem einen Jahr in der eisigen Wüste Finnlands und Lapplands, dann ziehen sie im nächsten zu der glühenden, sengenden des schwarzen Erdteils.

Mit klarem und weitsichtigem Blick, mit vollem Verständnis für das Leben und die Eigenart fremder Völker kehren sie gereift zurück. Sie selbst haben ja mit diesen mitgelebt und mitgefühlt. Das Ausland erscheint ihnen nicht wie ein Museum voll wunderlicher Bauten und merkwürdiger Menschen, sondern wie eine fremde Gefühls- und Gedankenwelt, in die sie sich eingelebt haben. Zu freien Menschen, die mit beiden Füßen in der vollen Wirklichkeit des Lebens stehen, und die dennoch wie kaum einer Verständnis für das Romantische und Geheimnisvolle um uns haben, werden sie sich durch solche Ferienfahrten heranbilden.

Erich Brandt.

Ein Ritt in der Wüste. — Links: Im schwarzen Erdteil: Auf der Wanderung im Sudan.

Die Schauspielerin Marion Mill in einem Pelz aus seehundähnlich gefärbtem Kanin. (Modell: Zwieback; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.)

Maulwurfcape in Glockenform mit hohem Stuartkragen, getragen von der Schauspielerin Marga Bernard. (Modell: Josef Toch, Wien.)

Oben rechts: Schwarzer Zibelinemantel mit Besatz von eingefärbtem Marderfuchs. Glocken und Stuartform nach der neuesten Mode. Trägerin: Frau v. Isopeschul. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.)

Im Oval: Solotänzerin Adele Krausenecker in gouffriertem Jumperkleid und handgesticktem Hut. (Modell: S. Steins Söhne; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.)

Rechts: Marion Mill in einem schicken einfachen Kleid aus hemdchenförmiger rosa Crêpe-de-Chine-Bluse und blauem plissierten Crêpe-de-Chine-Rock. Dazu dunkelblauer Filzhut mit rosa Filzecken. (Phot. Kitty Hoffmann, Wien.)

Kleider und Mäntel für den Herbst

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek

Am Ziel: Fertigmachen des Faltboots für die Fahrt auf dem See.
Im Kreis: Mit Faltboot, Tisch und Stühlen zum Wochenend.

Motor-Sportlers Wochenend

Das Regendach als Schutz für das Zelt bei drohendem Gewitter: Die Wochenendler beim Kaffeetrinken auf dem „Balkon".

Vom Motorrad aufs Faltboot.
Im Oval: Das praktische Autozelt als Wohn- und Schlafkabine für mehrere Personen.

Wissen und Leben

Zum 60. Geburtstag Albert Bassermanns. (Hierzu die Bildertafel auf S. 327.) In allen Dingen und im Kunsturteil besonders sind Superlative lebensgefährlich. Und doch, wenn man von Albert Bassermann, der am 7. September 60 Jahre alt wird, sprechen soll — man wird es wagen müssen, ihn den größten Schauspieler zu nennen, den Deutschland heute besitzt. Zwischen den verschiedenen Arten der schöpferischen Persönlichkeit gibt es gewiß keine Rangordnung. Und es ist töricht, den Künstler, dessen Art einem persönlich am nächsten steht, den größten zu nennen. Aber wo es sich nicht um die individuelle Note, sondern um die Ausdehnungsweite und die Wirkungstiefe, um die Mannigfaltigkeit und Stärke des künstlerischen Eindrucks handelt, da wird man doch auch unter Künstlern ersten Ranges noch wertend vergleichen dürfen. Man wird in einem solchen Sinne Rembrandt größer als Vermeer, Beethoven größer als Schubert nennen dürfen, und so auch Bassermann größer als irgendeinen jetzt lebenden deutschen Schauspieler. Bassermann besitzt heute den Ifflandring, der nach der Tradition seit hundert Jahren im Erbgang dem ersten deutschen Schauspieler zukommen soll. Er hat ihn von Friedrich Haase erhalten, der ihn aus Dörings Hand empfing. Der Stammbaum ist richtig. Denn obschon Bassermann keineswegs nur ein glänzender Virtuose ist, wie Haase, so ist er auch das — er hat noch die vollblütige Lust des alten Mimen an hundertfältiger Verwandlung und am täuschenden Treffen naturechter Nachahmungen. Und vom alten Döring hat er den herzensstarken Realismus, der erschütternd Großes aus der kleinen oder mittleren Tagesliteratur zu machen weiß, während er im Dienste klassisch großer Dichtergestalten nicht immer die stärksten Stunden seiner Kunst hat. Bassermann ist auch Lear gewesen und Shylock und Marinelli und Wallenstein und Nathan, und sicherlich haften bedeutende Augenblicke und merkwürdige Züge aus all diesen Rollen in der Erinnerung. Aber die großen Gestalten, in denen der ganze Bassermann ist, und die dauernd jeden begleiten, der sie erlebt hat, stammen aus minder heroischer Sphäre: Da ist Stockmann, der „Volksfeind“, dies kindlich aufbrausende Männerherz, und Hjalmar Ekdal, erschütternd komisch und tragisch in seiner selbstbetrügerischen Narrheit. Da ist der „College Crampton“, zwischen Genie und Wahnsinn, Verkommenheit und Kindlichkeit taumelnd, und Schnitzlers Herr von Sala, der stolze Ästhet, der mit so unvergeßlicher Haltung den „einsamen Weg“ zum Tode geht. Da ist „Traumulus“, diese verspottete Seele von Gymnasialdirektor, und Striese, der lächerlich erhabene Schmierant. Und sogar den Helden eines ganz nichtigen Stückes wie „Der große Bariton“ kann niemand vergessen, der hier den alternden Virtuosen sah, wie Bassermann ihn spielte: voll naiv übersprudelnder Eitelkeit und voll schmerzhafter Resignation. — So gegenwärtig wie diese modernen Gestalten sind uns aus Bassermanns klassischem Repertoire (neben dem tausendfarbig schillernden Mephisto) vielleicht nur zwei: König Philipp aus Schillers „Don Carlos“ und Goethes Egmont. Gerade diese Zweiheit ist aufschlußreich. Den König Philipp hat Bassermann, so melancholisch hintropfend, so furchtbar und gefährlich in grenzenloser Einsamkeit der Seele, gleichsam aus dem Nachlaß Friedrich Mitterwurzers übernommen, der hier einen seiner Höhepunkte hatte. Dieser große Österreicher war in seiner schrankenlosen Verwandlungskraft und Lust wohl Bassermanns unmittelbarer Vorgänger, der Vorletzte der großen Komödianten. Aber wenn es bei Mitterwurzer von der Melancholie dieses Philipp mit furchtbaren Sprüngen ins tierhaft Wilde und Gefährliche ging, so liegt Bassermanns eigenstes Gebiet in einer viel helleren, menschlicheren Sphäre. Etwas von dieser unvergleichlichen, schlechthin erschütternden Liebenswürdigkeit, dieser alles besiegenden Wärme und Anmut des Bassermannschen Egmont hätte wohl ganz außer Mitterwurzers Sphäre gelegen. — Dieser Bassermann, aus Mannheim gebürtig und noch in keiner Stunde seiner Schauspielerlaufbahn den einheimischen Dialekt verleugnend, entstammt einer Familie von alter südwestdeutscher Bürgerkultur. Er ist nahe verwandt mit den verschiedenen Bassermanns, die in der deutschen Politik eine erhebliche Rolle gespielt haben. Solche Abstammung ist, soviel ich sehen kann, in der Geschichte der Schauspielkunst ganz ohne Vorgang. Und sie erklärt vielleicht die tief humanen Kräfte, die hier in so merkwürdiger Weise sich bei Bassermann der glänzenden, stürmischen Bewegtheit des schauspielerischen Virtuosen gesellen. und die das Neue, das Einzige und Unvergleichbare im Wesen dieses Menschendarstellers bilden.

Julius Bab.

Das Hormon der Herzbewegung. Der Innsbrucker Physiologe, Prof. Haberlandt, der in letzter Zeit aufsehenerregende Erfolge auf dem Gebiete der Hormonforschung zu verzeichnen hat, tritt mit einer bemerkenswerten Mitteilung an die Öffentlichkeit. Folgender Versuch darf als Grundlage der neuen Entdeckung gelten. Wenn man einem Frosch auf operativem Wege das Herz entfernt und legt es in eine Salzlösung von ganz bestimmter Zusammensetzung (sogenannte Ringerlösung), dann fängt dieses wieder zu schlagen an. Dies kann stundenlang fortgesetzt werden, und das Herz schlägt je nach der Stärke des einwirkenden Reizes schneller oder langsamer. Diese Tatsache ist an sich der Physiologie seit langem bekannt und ein beliebter Vorlesungsversuch. Auf dieser einfachen Tatsache baut Prof. Haberlandt auf. Bringt man nämlich in eine solche Ringerlösung, in der das Herz eines Frosches längere Zeit geschlagen hat, nun ein Froschherz, das bereits drei Tage einem Frosch entnommen war und während dieser Zeit leblos und reglos aufbewahrt wurde, das also nach normalen Begriffen als tot zu betrachten ist, so fängt dieses Herz, was kaum glaubhaft ist, wieder an zu schlagen, aber nur in einer Ringerlösung, in der zuvor ein frisch entnommenes Froschherz geschlagen hat. Dieses frisch entnommene und in der Ringerlösung schlagende Herz hat also einen Stoff an die Ringerlösung abgegeben, der in der Lage ist, ein bereits als tot zu betrachtendes Froschherz wieder zur Tätigkeit anzuregen; man bezeichnet diesen eigenartigen, bisher in reiner Form noch nicht gewinnbaren Stoff als Hormon der Herzbewegung, da man ja bekanntlich unter Hormonen solche Stoffe zu verstehen hat, die von tierischen und menschlichen Organen direkt in die Blutbahn abgesondert werden. Das Hormon der Bauchspeicheldrüse, das man erst vor einigen Jahren entdeckte, heißt Insulin und hat in beispiellos kurzer Zeit seinen Siegeszug in der Medizin durchgeführt. Das Hormon, das den Blutdruck regelt und von den Nebennieren in die Blutbahn von Menschen und Tieren abgesondert wird, heißt Adrenalin, und es ist der Forschung sogar gelungen, dieses Hormon, wohl das einzige bis heute, synthetisch im Laboratorium herzustellen. Ebenso muß also nun, was durch die Versuche Haberlandts bewiesen erscheint, das Herz eine Drüse mit innerer Sekretion, wie man Drüsen nennt, die Hormone absondern, sein. Diesem Hormon, das sowohl von tierischen als auch von menschlichen Herzen abgesondert wird, und das, wie alle Hormone, nicht artspezifisch sein dürfte, reguliert die Herztätigkeit, und mittels dieses Hormons muß es möglich sein, ein nur schwach schlagendes Herz wieder in natürlicher Weise anzuregen. Für die Behandlung von Herzkrankheiten eröffnen sich hier ganz neue Wege. Der Ersatz der bisherigen starken Herzanregungsmittel, wie des Kampfers, Koffeins usw., durch das spezifische Hormon der Herzbewegung wird wohl nicht lange auf sich warten lassen, und zur Zeit sind die Arbeiten im Gange, das Herzhormon aus Warmblütlerherzen (Schlachttieren) zu gewinnen, wodurch der Arzneischatz um ein wertvolles Mittel bereichert würde. Dies Herzhormon wird, was

bereits nachgewiesen ist, nur an wenigen ganz bestimmten Stellen des Herzens erzeugt, vor allem an einer Stelle des rechten Herzvorhofes, dem sogenannten Sinus venosus. Zerstört man diese Stelle nämlich an einem frisch exstirpierten Froschherzen und bringt dieses in der beschriebenen Weise in Ringerlösung, dann erlangt diese nicht die Fähigkeit, ein bereits tagelang herausgeschnittenes, völlig regungsloses Herz wieder zum Schlagen zu bringen. Dr. Freitag.

Verbreitung des Baumsamens durch den Wind. Die Frage des Verbreitens von Baumsamen durch den Wind hat für die Waldwirtschaft eine große Bedeutung; doch liegen bisher darüber kaum brauchbare Versuche vor. Um so wertvoller sind die kürzlich im Nordwesten des Staates Oregon (Vereinigte Staaten von Amerika) angestellten Versuche der Pacific Northwest Forest Experiment Station unter Mithilfe eines kanadischen Forstmannes. Die Versuche wurden im Winter unternommen, als nämlich die Felder weit und breit eine gleichmäßige Schneedecke trugen, denn auf ihr war die Windstreuung des Samens klar zu beobachten. Gleichzeitig wurde auch die Windgeschwindigkeit gemessen. An einem mit Flügeln versehenen Kastendrachen wurden die Windmesser befestigt und der Drachen an einem 475 m langen Klaviersaitendraht mittels einer Rolle bis in die Höhe gelassen, in der die zu untersuchende Samensorte gewöhnlich am Baume sitzt. Am Drachen hing auch für den Samen ein Behälter so, daß man ihn durch eine Schnur in der Höhe zu öffnen vermochte, damit der Samen herausfallen konnte. Bei den Versuchen wurde nicht weniger als eine halbe Million Samen dem Winde ausgesetzt, und zwar von der westlichen roten Zeder, der Douglasfichte, der westlichen Hemlock- oder Schierlingstanne, der Edeltanne, der westlichen Weißfichte und der westlichen Gelbkiefer. Das Ergebnis war überraschend. Obwohl nämlich die Samen im Durchschnitt auf einen nur 11 m breiten Streifen fielen, verteilten sie sich doch bis auf $1^1/_4$ km Abstand. Als sie bei 10 m Windgeschwindigkeit in der Sekunde in 63 m Höhe ausgeworfen wurden, fiel die größte Menge bis zu 500 m Entfernung und im äußersten Maße bis zu 1100 m. Bei einem Winde von 3 Sekundenmeter waren die entsprechenden Werte 320 m und 570 m, also rund halb so groß. Die Flügelform des Samens scheint mehr als sein Gewicht die Entfernung zu bestimmen, bis zu welcher der Samen durch den Wind getragen wird, denn der schwere Samen der Westweißfichte machte fast den gleichen Flug wie der leichtere Hemlocksamen. Auch bei gleicher Größe und Schwere fielen die Samen nicht auf einen Fleck, sondern verteilten sich über eine beträchtliche Fläche. Die Zedernsamen zeigten die geringsten Schwankungen in der Tragweite, die Hemlocksamen, die leichtesten, dagegen die größten. Überdies erzielte der Hemlocksamen den Rekord von 1260 m, als er in einem Winde von 5,4 Sekundenmeter aus 63 m Höhe ausgeworfen wurde. Daß der leichtere Samen auf eine größere Fläche fiel als der schwerere, ist leicht begreiflich, da bei einem leichteren Gegenstande jede geringe Schwankung des Windes die Tragweite beeinflußt, wie wir das z. B. von den Rußteilchen im Fabrikrauch wissen. Prof. Dr. C. Kaßner.

Die Vogelfeder als Puderquaste. Je tiefer man in die Kenntnis von Bau und Bedeutung der Vogelfeder eingedrungen ist, desto mehr hat sich diese Bildung als ein wahres Kunst- und Wunderwerk der Natur erwiesen. Finden wir doch, wenn wir einen Blick auf die Mannigfaltigkeit der Gestaltung werfen, von der völlig kahlen, nur aus einem einfachen Schaft bestehenden Borstenfeder alle Übergänge bis zur samtartigen Schmuckfeder gewisser Paradiesvögel, bei der sich eine Unsumme zartester Strählchen in dichter Reihung zur üppigen Federfahne vereinigt. Unter der Zahl eigentümlicher Sonderbildungen, die sich daneben noch finden, sei hier nur die Puderfeder genannt. Federn dieser Art liefern im Lauf ihrer Entwicklung einen feinen Staub, auf Kosten der Federäste, die desto mehr zurücktreten und dünner werden, je stärker die Staub- oder Puderbildung ist. Die meisten Vögel lassen zur Zeit des Federwechsels einen solchen Staub auf ihrem Gefieder erkennen, wenigstens in geringem Umfang. In größerer Masse und in feinster Zergliederung wird Puder aber nur bei gewissen Vogelgruppen beobachtet, wie bei Reihern, Raubvögeln, Papageien, Spechten u. a., die wir hier nicht alle nennen wollen. Diese Eigenschaft starker Puderbildung kommt in vielen Fällen fast dem gesamten Gefieder zu, wie man leicht bei mausernden Tauben feststellen kann. Weiter kommt es aber vor, daß gewisse Federn sich auf die Puderlieferung spezialisieren und zu besonderen Puderdunen werden. Ihr anatomischer Bau kann sehr eigentümliche Formen annehmen und wird bestimmt durch die Vermehrung des Puder bildenden Gewebes und die entsprechende Verkümmerung des Astwerks. Das Wachstum solcher Federn kommt manchmal erst sehr spät zum Abschluß und wird nach einer kurzen Ruhepause wiederaufgenommen; in wenigen Fällen, wie bei den Puderdunen der Reiher, dauert das Wachstum ununterbrochen das ganze Leben des Vogels hindurch an, wobei die Federäste im Maße des Wachstums am Außenende abgebraucht werden und somit die Feder stets die gleiche Länge behält. Weiterhin können sich die spezialisierten Puderdunen zu sehr dichten Fluren oder Büscheln ansammeln. Man erkennt solche z. B. beim Graureiher als fellartig dichte, weißlichgraue Lagen beim Hochheben des Konturgefieders an den Bauch- und Beckenseiten und an den Gabelbeinen. Unter dem Mikroskop erscheint der Puder als eine dichte Masse winziger Hornstäubchen von Stäbchen- oder Kornform, mit einem Durchmesser von durchschnittlich etwa 1 Tausendstel Millimeter. Sie haften sehr leicht der Federoberfläche an und überziehen so bei reichlicher Ausbildung das ganze Gefieder. Das erkennt man z. B. wieder gut beim Fischreiher, der im Leben mit einem feinen blaugrauen Hauch oder Duft überzogen erscheint. Nach dem Tode aber, unter der Hand des Menschen, verliert sich dieser bald, so wie die frische Pflaume ihren „Reif" verliert, wenn wir sie anfassen. Die Bedeutung des Pubers liegt in zwei besonderen Eigenschaften. Die eine in ihrer Wirksamkeit als „trübes Medium". Als solches erscheint er dem Auge unter bestimmten Umständen bläulich, obwohl er an und für sich nicht gefärbt ist. Dies Zurückwerfen der blauen Strahlen kommt nur dann zur Geltung, wenn der übrige Anteil des auffallenden weißen Lichtes nicht ebenfalls zurückgestrahlt, sondern wenigstens zum Teil verschluckt wird. Das ist der Fall, wenn in der Feder, auf der der Puder liegt, schwärzlicher Farbstoff zerstreut vorhanden, d. h. wenn sie grau gefärbt ist. Deshalb wirkt der Puder vor allem auf grauem Gefieder — man denke an Haustaube, Fischreiher, Wanderfalk, Graupapagei u. a. — und ruft hier den Eindruck eines bläulichen Duftes hervor. Er verliert sich, wenn der Puder nicht mehr nachgeliefert wird, was für Raubvögel, Tauben usw. mit dem Abschluß der Mauser eintritt, während der Fischreiher infolge des dauernden Wachstums seiner Puderdunen stets sein Schönheitsmittel zur Verfügung hat. Viel wichtiger ist aber eine andere Eigenschaft des Puders. Er ist nämlich nicht benetzbar und läßt das Wasser in Tropfenform abrinnen. Bekanntlich verwenden die Vögel einen Teil des Tages dazu, ihr Gefieder mit Hilfe der Bürzeldrüse einzufetten, ja, sogar oft fast Feder für Feder durch den eingefetteten Schnabel zu ziehen, denn ein durchnäßtes Gefieder kann dem Vogel leicht zum Verhängnis werden. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade dann, wenn das lebenswichtige Organ, die Bürzeldrüse, verkümmert ist, in der Regel die Puderbildung besonderen Umfang aufweist. Ein Beispiel dafür sind Papageien und Reiher. Man hat auch schon an gefangenen Reihern festgestellt, daß sie beim Putzen ihren Schnabel nicht oder nur selten zur Bürzeldrüse, dagegen um so häufiger zu den Puderdunenfluren führen, um deren Abscheidung auf das ganze Gefieder zu übertragen. So dient der Puder der Vögel sowohl der Gesundheits- als auch der Schönheitspflege, und dazu wird er am eigenen Leib hervorgebracht. Dr. E. Schüz.

Aus der Geschichte der Rheumaforschung und die Ziele der Rheumabekämpfung. Die Knochenfunde aus der älteren und jüngeren Steinzeit haben erwiesen, (Ruffer: „Paläopathologie"), daß die Vorwohner der Kelten und Germanen an Krankheiten

litten, die Knochen und Gelenke zugleich betrafen. Diese waren so hartnäckig, daß die Leiden, wenn ihre Träger das erste Mannesalter überschritten hatten, früh hilfsbedürftig wurden. Diese deformierende Osteoarthritis war damals über die ganze bewohnte Erde stark verbreitet. In der Hippokratischen Schriftensammlung heißt z. B. Rheuma (von rhéo = fließen) alles Fluß, was eben abfließt, hingegen bedeutet der gewöhnliche sog. Katarrh (von katarrhéo = abfließen) das, was vom Kopf in die Lungen fließt. Außerdem faßte man unter dem Namen Arthritis = Gelenkentzündung eine Reihe von Leiden zusammen, unter die auch die echte Harnsäuregicht gerechnet wurde. Nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften änderte sich der Sinn des Wortes Rheuma und Rheumatismus. Erst Baillou (Ballonius), der 1538—1616 lebte und in Paris wirkte, hat in guten Beobachtungen die herumziehenden Schmerzen der äußeren Körperteile, namentlich der Muskeln und Gelenke, von der Gicht unterschieden. Eine wesentliche Klärung erfuhr die Lehre vom Rheuma im 17. Jahrhundert durch Sydenham, der die Eigentümlichkeiten des hitzigen Gelenkrheumatismus in schärferen Umrissen als Baillou zeichnete. Das größte Verdienst erwarb sich aber im 18. Jahrhundert William Cullen (1712—1790), der als Professor in Edinburg zuerst die spezifischen Unterschiede zwischen akutem und chronischem Gelenkrheumatismus und Muskelrheumatismus nachwies. Er bekämpfte in seinen Schriften die „sog. rheumatische Schärfe" als Krankheitsursache und bezeichnete als das allen diesen Krankheiten ursächliche Moment die „Erkältung". So wurde Cullen der Begründer einer neuen Phase in der geschichtlichen Entwicklung der Rheumaforschung. Um dieselbe Zeit wiesen tüchtige Ärzte schon auf die Beteiligung des Herzens bei dem akuten Gelenkrheumatismus hin (Morgagni und Pitcairn). In Deutschland wurde dem anatomischen Verhalten beim Rheumatismus mehr Aufmerksamkeit zugewendet; 1843 glückte Froriep der Nachweis der „rheumatischen Schwiele". Erst vor einem Menschenalter (1894) wiesen Ärzte auf die klinisch wichtige Tatsache hin, daß einem akuten Gelenkrheumatismus nicht selten eine Halsentzündung vorausgegangen ist. Diese Beobachtungen führten dazu, in der Folge auf solche Eiterherde in den Mandeln und besonders in den Zähnen zu achten. Besonders eindringlich hat M. H. Fischer in Cincinnati darüber in einer 1921 erschienenen Schrift berichtet, die den Titel „Infektionen der Mundhöhle und Allgemeinerkrankungen" trägt. Schon diese letzten Tatsachen beweisen zur Genüge, von welch großer und unheilvoller Bedeutung in volksgesundheitlicher wie in volkswirtschaftlicher Beziehung das Heer der rheumatischen Erkrankungen ist. Es ist daher — auf internationaler Grundlage — am 2. August „Die Deutsche Gesellschaft für Rheumabekämpfung" gebildet worden. In den Richtlinien heißt es mit Recht, daß es sich darum handelt, all die Kranken frühzeitig zu erfassen, bei denen eine spätere Invalidität infolge ihres Leidens möglich erscheint. Hand in Hand mit einer sachgemäßen und frühzeitig einsetzenden Behandlung soll auch die Fürsorgebehandlung durch Erziehung der Kranken zur Arbeitswilligkeit und Erwerbsmöglichkeit weiterausgebaut werden. Auf all diese wichtigen Dinge hat Arnold Zimmer aus der Bierschen chirurgischen Klinik in Berlin hingewiesen; auch aus Wien berichtet eben Ernst Freund von ähnlichen Maßnahmen, die vorerst ebenfalls die Schaffung der statistischen Grundlagen anstreben. Möge die neugegründete „Deutsche Gesellschaft für Rheumabekämpfung" in jeglicher Beziehung recht segensreich wirken und die letzten Rätsel, die die große Krankheitsgruppe aufgibt, möglichst restlos lösen. — Zum Schluß mag darauf hingewiesen werden, daß Goethe 1792 durch „ein gewaltiges rheumatisches Übel", das er sich durch Verkältung zugezogen hatte, „beinahe unbeweglich" im Bett festgehalten wurde. Der herbeigerufene Arzt „verfuhr sogleich mit Kampfer, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampfer bestreut, ward äußerlich, Kampfer gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt." Der Rheumatiker Goethe hatte sich einen Hexenschuß geholt.

Dr. Erich Ebstein.

Zur Stummheit des Kleinkindes. Die ersten, von den Eltern meist schon mit Ungeduld erwarteten und freudig begrüßten Sprechversuche pflegt das sich normal entwickelnde Kind im Alter von 1 Jahre zu machen. Die hauptsächlichste Vorbedingung dafür ist eine ungestörte Hörfähigkeit, denn das gesunde Kind eignet sich ja seine Muttersprache durch Nachahmung der gehörten Laute an. Es ist demzufolge verständlich, daß die meisten Fälle der Stummheit durch Aufhebung oder Störung der Gehörfunktion verursacht werden — nicht, wie häufig angenommen wird, durch „ein zu kurzes Zungenbändchen". (Es gibt allerdings auch eine „Hörstummheit" bei kleinen Kindern; dabei handelt es sich um eine Hemmung der sprachlichen Entwicklung infolge Mangels an Sprechlust und Nachahmungstrieb, ohne daß die Hörfähigkeit nachweisbar gestört ist.) Die Taubheit der kleinen Kinder kann nun entweder angeboren oder erworben sein, und zwar kann das Kind seine Taubheit schon infolge fötaler Erkrankungen im Mutterleibe erwerben. Spätere Krankheiten, die zu beiderseitiger Ertaubung führen können, sind Hirnhautentzündung, Syphilis, Scharlach, Diphtherie u. a. Angeborene Taubheit, die nicht auf eine vor der Geburt überstandene Krankheit zurückgeführt zu werden vermag, sondern als „ererbt" zu betrachten ist, beruht auf einer Mißbildung, einer mangelhaften Entwicklung des Gehörgangs; sie findet sich besonders oft bei Kindern blutsverwandter Eltern. Die Unterscheidung von ererbter angeborener Taubheit und vor der Geburt erworbener, aber auch angeborener Taubheit ist von hoher praktischer Bedeutung. Die ererbte Taubheit ist nämlich gewöhnlich keine vollständige; einen gewissen Ausschnitt aus der Tonskala kann das scheinbar taube Ohr empfinden, und zwar meist gerade die Tonhöhen, deren sich die menschliche Sprache bedient (b1 bis g2), den in Frage kommenden Tönen vom eingestrichenen b bis zum zweigestrichenen g — also nicht ganz einer Oktave — entsprechen die Schwingungszahlen von etwa 450 (b') bis 820 (g'') in der Sekunde. Der Arzt wird also bei einem Kinde, das ihm mit der Angabe vorgestellt wird, daß es nicht sprechen könne (sehr selten fällt nämlich Eltern und Pflegepersonen das gestörte Hörvermögen auf!), und bei dem ihm der Verdacht auf ererbte „Taubheit" naheliegt, sorgfältig nach eventuell gebliebenen Resten der Hörfähigkeit suchen; denn wenn die Unterscheidungsmöglichkeit für die dem menschlichen Sprachgebiet entsprechenden Töne b1 bis g2 vorhanden ist, so besteht die Möglichkeit, das Kind durch geduldige Anleitung zum Sprechen zu bringen.

S. Hupfer.

ZUM NACHDENKEN

Palindrom.

Ein guter Kaufmann muß „eins-zwei"
In großer Auswahl halten.
Auf „drei-vier" stellt er allerlei,
Es muß dort Ordnung walten.
„Das Ganze", wird es umgewandt,
Wird als das gleiche Wort erkannt.

Kreisarithmogriph.

Die Zahlen sind derart durch Buchstaben zu ersetzen, daß in den 7 Ringen Wörter folgender Bedeutung entstehen: A schöne Farbe, B Frühlingsblume, C Bezeichnung für Monatsende, D Figur aus Rossinis „Barbier von Sevilla", E Angehöriger eines asiatischen Landes, F Geburtsort Raffaels, G Figur aus Schillers „Räubern". Der innere Kreis enthält die Anfangsbuchstaben der Wörter der äußeren Kreise.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Figur aus einem Shakespeare-Drama, 4 Säugetier, 7 Figur aus der deutschen Heldensage, 8 Land in Asien, 11 Teil des Schiffes, 13 Muse, 14 Vogel, 15 Figur aus „Wallenstein", 16 weiblicher Vorname, 17 nordische Götter, 19 Gesangsstück, 22 Nebenfluß des Rheins, 23 Planet, 24 Gleichklang; senkrecht: 1 Schicksal, 2 Papagei, 3 Oper von Flotow, 5 Pelzwerk, 6 Farbe, 9 Raubtier, 10 Kurort in Südtirol, 11 Nebenfluß des Rheins, 12 Himmelskörper, 17 Getränk, 18 Wahrheitsbekräftigung, 20 Bewohner Irlands, 21 kirchliches Gebäude.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4304.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4302.

Silbenrätsel: 1 London, 2 Ebene, 3 Beelzebub, 4 Erna, 5 Weymouth, 6 Ilmenau, 7 Ebenholz, 8 Dynamit, 9 Urlaub, 10 Windrose, 11 Eichel, 12 Neffe, 13 Neuenburg, 14 Dingelstedt, 15 Ulfilas, 16 Stifter, 17 Isolani, 18 Romanow, 19 Balkon, 20 Statue, 21 Wallach, 22 Urias, 23 Eden: Lebe wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben.

Gitterrätsel: 1 Immermann, 2 Grenzmark, 3 Andernach.

Gefahrvoll: Meltau — Taumel.

Unfreiwilliges Bad: Insekt (in Sekt).

Verwandlungsrätsel: Trüffel, Rüffel.

Glückskleeblatt:

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra

Illustrirte Zeitung

Hans Friedrich 27

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4304. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. SEPTEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4304. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. September 1927.

Allgemeine Notizen.

Der 400. Todestag Albrecht Dürers, des größten deutschen Malers im Mittelalter, wird nächstes Jahr in Deutschland feierlich begangen werden. Nürnberg, die Stadt, in der der Meister den größten Teil seines Lebens verbrachte und dort auch seine Ruhestätte fand, wird unter dem Wahlspruch „Dürerjahr 1928" nächstes Jahr eine Reihe von Festlichkeiten veranstalten. Ihren Mittelpunkt wird eine große Ausstellung von Originalwerken Dürers (sowohl Ölgemälde wie Aquarelle, Handzeichnungen, Holzschnitte usw.) im Germanischen National-Museum bilden, die am 8. April 1928 eröffnet, zunächst bis in den Juni durchgeführt und danach mit teilweiser Veränderung bis in den Herbst fortgesetzt wird. Die von vielen Galerien Deutschlands und des Auslandes vorliegenden Leihgabe-Zusagen lassen schon jetzt erkennen, daß die Werke Dürers in einer noch nie gezeigten Vollzähligkeit zusammenkommen werden. Für etwa die gleiche Zeit ist eine große deutsche Kunstausstellung in Vorbereitung, die einen Querschnitt durch das künstlerische Schaffen der neueren und neuesten Zeit geben soll. Daneben werden Festspiele in den Städtischen Theatern unter Zuziehung erster Kräfte stattfinden, weiterhin Vorträge, Ausstellungen des Nürnberger Stadtarchivs und der Stadtbibliothek, ferner denkt man an die Vornahme von Gedenkakten, die Aufführung volkstümlicher Hans-Sachs-Stücke und mittelalterlicher Spiele (Schömbartlaufen usw.) auf öffentlichen Plätzen, Sonderwochen u. a. m. Auch ist eine große Albrecht-Dürer-Stiftung in Aussicht genommen.

Die Weltkohlenförderung betrug nach den Ermittelungen des Reichskohlenrats im vorigen Jahr 1184,1 Mill. t. Gegenüber 1925 ergibt sich eine Abnahme um 3,7 Mill. t oder um 0,31 v. H., gegenüber 1913 um 32,7 Mill. t oder um 0,69 v. H. In der Nachkriegszeit hat die Weltsteinkohlenförderung das Ergebnis des Jahres 1913, in dem 1216,8 Mill. t gefördert wurden, noch niemals erreicht. Die Weltbraunkohlenförderung stellte sich 1926 auf 178,8 Mill. t gegenüber 177,3 Mill. t in 1925 und 124,8 Mill. t in 1913. Die Braunkohlenförderung der Welt ist in ständiger Zunahme begriffen. Die Steigerung gegenüber 1913 beträgt 43,2 v. H. Wenn die Steinkohlenförderung und Braunkohlenförderung zusammengezählt werden, beträgt die Weltkohlenförderung in 1926: 1362,9 Mill. t gegenüber 1365,1 Mill. t 1925

und 1331,7 Mill. t 1913. Voriges Jahr sind also 31,2 Mill. t oder 2,3 v. H. mehr Kohlen (Stein- und Braunkohlen zusammengerechnet) gefördert worden als in der Vorkriegszeit. Die Steinkohlenförderung der Welt verteilt sich auf die einzelnen Erdteile folgendermaßen (in Millionen t):

Länder:	1926	1925	1913
Europa	459,0	538,7	606,8
Amerika	615,0	541,6	532,1
Asien	75,7	71,7	54,7
Afrika	13,4	17,1	8,7
Ozeanien	21,0	18,7	14,5
	1184,1	1187,8	1216,8

Der Anteil Europas an der Weltförderung ist gegenüber 1925 um 6,59 v. H. gefallen und bleibt mit 11,11 v. H. hinter dem Vorkriegssatz von 1913 zurück. Amerikas Anteil dagegen stieg um 6,34 v. H. und übertrifft den Vorkriegssatz um 8,22 v. H. Die übrigen Erdteile haben ihren Anteil gegenüber 1925 unwesentlich verändert.

Anwachsen deutschsprachiger Bücher in der Schweiz. Der Schweizer Verlagsbuchhandel weist für voriges Jahr 1923 Veröffentlichungen gegen 1748 in 1925 auf. Diese Vermehrung ist fast ausschließlich den deutschsprachigen Veröffentlichungen zuzuschreiben, während die Zahl der französischen Werke einen erheblichen Rückgang erfahren hat.

Die teilweise Trockenlegung der Zuider-See ist an einem interessanten Punkt angelangt. Bei Andij wird bereits probeweise der erste Landstreifen vom Seewasser befreit, worauf die wissenschaftliche Untersuchung über die Brauchbarkeit des Bodens begonnen wird, auf Grund der die geologische Einteilung und spätere Verteilung des Landes erfolgen soll. Man hofft, diese Arbeit noch im kommenden Herbst fertigzustellen.

Ein neuer Schnellverkehr auf dem Rhein ist von der Stadt Frankfurt a. M. in die Wege geleitet worden. Die Beschleunigung auf fast die Hälfte der bisherigen Fahrzeit von 2 3/4 Stunden talwärts von Mainz bis Koblenz, bergwärts von 4 Stunden, ist durch einen neuen Schiffstyp der Gebrüder Flettner in Frankfurt a. M. vorgesehen. Die Eröffnung des regelmäßigen Verkehrs zwischen Mainz und Koblenz mit unmittelbaren Anschlüssen von und nach Frankfurt a. M. soll am 1. Mai 1928 mit täglich drei bis vier Fahrten in jeder Richtung erfolgen. Nach Vergrößerung der Schiffszahl ist alsdann für 1929 die Ausdehnung der Fahrten bis Köln vorgesehen.

Illustrirte Zeitung

HERBSTGEDANKEN

NACH EINEM GEMÄLDE VON HERBERT ARNOLD

Von dem mißglückten englischen Ozeanflug: Links: Die Insassen des verschollenen Flugzeugs, Kapitän Hamilton, Prinzessin Löwenstein-Wertheim, Oberst Minchin (von links nach rechts). — Rechts: Der wegen der großen Belastung niedrig fliegende Eindecker „St. Raphael" über Irland nach dem Start in Upavon am 31. August.

Ein Denkmal für den berühmten nordischen Astronomen Tycho de Brahe (1546—1601) in der südwestschwedischen Hafenstadt Helsingborg: Der von einem mit phantastischen Figuren geschmückten Himmelsglobus gekrönte Gedächtnisbrunnen.

Links nebenstehend: Von der schweren Bergbahnkatastrophe bei Chamonix (Montblancgebiet) am 25. August, der 22 Menschenleben zum Opfer fielen: An der Unglücksstelle. Die abgestürzte Lokomotive ist zwecks späterer Untersuchung zum Schutz gegen den Schnee mit einer Hülle umgeben worden.

Von dem vor kurzem erfolgten Besuch des Präsidenten des westafrikanischen Negerfreistaats Liberien in Rom: Empfang des Präsidenten beim Papst. × Papst Pius XI., × × Präsident Charles Dunbar Burgeß King.

Im Oval: Ankunft der beiden amerikanischen Flieger Schlee und Brock, die mit dem Flugzeug „Pride of Detroit" eine Weltreise unternehmen und den Atlantischen Ozean glücklich überquerten, in München auf dem Flugfeld Oberwiesenfeld, wo sie am 29. August, von London kommend, eintrafen: Begrüßung durch den amerikanischen Konsul Curtis.

DIE SCHULERMÜDUNG

VON PROF. DR. GERHARD BUDDE

Unter den Gegenständen, die die moderne experimentelle Pädagogik ihren Forschungen zugrunde legt, ist ein besonders wichtiger die Geisteshygiene der Schularbeit, d. h. die Geisteshygiene der Arbeit für die Schule und in der Schule. Da alle geistige Arbeit zugleich körperliche ist und einen Kräfteverbrauch oder Ermüdung herbeiführt, so kommt es darauf an, diesen Kräfteverbrauch, der durch die normalen Bedingungen und durch die äußeren Umstände geistiger Arbeit herbeigeführt wird, kennenzulernen und durch Experimente zu messen, damit die Frage beantwortet werden kann, wie wir dazu gelangen können, das Schulkind unter solchen inneren und äußeren Bedingungen arbeiten zu lassen, daß sein seelisch-körperlicher Zustand während der einzelnen Arbeiten und während der Gesamtschularbeit der günstigste und zweckmäßigste ist. — Dabei ist vorweg zu beachten, daß das Wort „Ermüdung" in der Sprache des täglichen Lebens oft in einem anderen Sinne gebraucht wird als in der Wissenschaft. In der ersteren wird oft Müdigkeit mit Ermüdung verwechselt, obgleich sie Verschiedenes bezeichnen. Ermüdung ist ein objektiver Zustand unseres Körpers, namentlich des Gehirns, während Müdigkeit nur ein subjektives Gefühl ist. Man fühlt sich oft nach einer gut durchschlafenen Nacht morgens anfangs sehr müde, ohne wirklich ermüdet zu sein. Andererseits kann man hochgradig ermüdet sein, ohne sich müde zu fühlen. Nach starker Anstrengung, etwa nach vielstündigem Marschieren, können wir oft nicht einschlafen. Wir müssen also zwischen dem subjektiven Gefühl und dem objektiven Kräftezustand streng unterscheiden. Die wirkliche Ermüdung kann nur durch Ruhe und gute Ernährung beseitigt werden, die Müdigkeit können wir durch Willensanstrengung überwinden.

Man nimmt jetzt an, daß die Ermüdung durch Verbrauch der im Körper vorhandenen chemischen Kraftquellen und durch Bildung giftiger Stoffe bei der Arbeit zustande kommt. Die Folge der Ermüdung ist eine allgemeine Abnahme der Leistungsfähigkeit nach Menge und Güte der Arbeit. „Die Muskelkraft nimmt ab, die Sicherheit der Bewegungen leidet. Die Auffassung der äußeren Reize verschlechtert sich, illusionäre Vorgänge, z. B. Fehler beim Lesen, schleichen ein, der Gedankengang verflacht sich, die gewohnheitsmäßigen Gedankenfolgen werden häufiger, der Ermüdete bewegt sich gern in ausgetretenen Bahnen; die Aufmerksamkeitsspannung läßt nach, die Merkfähigkeit nimmt ab, alles Lernen ist vergeblich, es haftet nichts mehr im Gedächtnis, die Ablenkbarkeit wächst, es tritt Zerstreutheit auf; der Schüler ‚spielt' während des Unterrichts. Bei der fortlaufenden geistigen Arbeit nimmt die Geschwindigkeit und Güte der Leistung ab. Endlich leidet auch die Stimmung; der Ermüdete wird reizbar, übelgelaunt, neigt zu heftiger Reaktion im Ärger und ist weniger Herr seiner Ausdrucksbewegungen; eine gewisse ziellose Bewegungsunruhe tritt bisweilen infolge Wegfalls der zerebralen Hemmungen auf, die namentlich das Einschlafen sehr erschweren kann" (Meumann). Sehr unterschiedlich ist bei verschiedenen Menschen die Ermüdbarkeit. Wenn sie dauernd auffallend groß ist, dann muß auf eine abnorme Veranlagung geschlossen werden, die die normale geistige Entwicklung selbst bei guter intellektueller Begabung gefährdet. Schon daraus erkennt man die Wichtigkeit des Problems der Ermüdungsmessung.

Wie ist nun eine solche Messung möglich? Die experimentelle Pädagogik teilt die Methoden, deren sie sich dazu bedient, in direkte und indirekte ein. Bei den direkten Methoden wird die Ermüdung durch geistige Arbeit wieder durch geistige Arbeit, bei den indirekten wird sie durch irgendeine sekundäre körperliche Begleit- oder Folgeerscheinung gemessen.

Von den Versuchen, mit den direkten Methoden die geistige Ermüdung zu messen, ist wohl der älteste der von Sikorsky stammende. Dieser benutzte zur Prüfung der Ermüdung leichte Diktate aus der Muttersprache, und zwar wurde das erste Diktat vor der ersten Unterrichtsstunde niedergeschrieben, während das zweite um 3 Uhr nachmittags angefertigt wurde. Als Maß der Ermüdung galten die „unwillkürlichen Fehler". Burgerstein ließ zu demselben Zwecke Rechenaufgaben lösen und untersuchte, welche Einbuße die Qualität der Arbeit im Laufe einer Stunde erfuhr. Das Arbeitspensum, eine Reihe von Additions- und Multiplikationsaufgaben, zerfiel in vier Teile; jedes Teilstück nahm 10 Minuten in Anspruch. Zwischen je zwei Arbeitsstücken wurde eine Pause von 5 Minuten eingeschoben, in der die gerechneten Aufgaben gesammelt wurden. Ein ähnliches Verfahren schlug Holmes in Amerika ein. Die Verbindung von Diktatversuchen und Rechenversuchen führte Friedrich ein. Er teilte sowohl die Diktate als auch die Rechenaufgaben in Abschnitte ein, um zugleich ein Bild von dem Verlaufe der Ermüdung in der Prüfungsarbeit selbst zu gewinnen. Er will dabei festgestellt haben, daß die erste Arbeitsperiode die ungünstigste ist, weil die Kinder in ihr noch nicht die nötige Sammlung besitzen, ferner, daß schon in der zweiten Stunde eine Verminderung der Spannkraft der Kinder und eine Steigerung der Ermüdung zu erkennen ist, gleichviel, ob inzwischen eine Pause eingetreten ist oder nicht, und endlich, daß der Nachmittagsunterricht hochgradig ermüdend wirkt. In Amerika und England wird auch die Gedächtnismethode angewandt. Man spricht den Kindern kurze Reihen einsilbiger Zahlwörter mit bestimmter Geschwindigkeit vor und fordert sie auf, unmittelbar nach dem Anhören jeder Reihe nachzuschreiben, was sie behalten haben.

Große Verbreitung und Beliebtheit hat auch in Lehrerkreisen die sogenannte Kombinationsmethode gefunden, bei der die Aufgabe darin besteht, aus verschiedenen, zunächst zusammenhangslosen Satzteilen ein sinnvolles Ganzes herzustellen. In einem Prosatext werden hier und dort einzelne Wörter und Silben oder Buchstabengruppen ausgelassen, so daß also der Text gewissermaßen durchlöchert ist. Jede ausgelassene Silbe ist durch einen Strich angedeutet. Dafür sei hier folgendes Beispiel angeführt: „Nach langem Wand— in dem fremden Lande fühlte ich — so schwach, daß ich — — Ohn— nahe war. Bis — Tode —mattet, s— ich ins Gras nieder und — bald ein, fester als —mals in — — Leben. Als ich erw—, war der Tag längst —gebrochen; die S—strahlen schienen — ganz unerträglich und — —, da ich auf — Rücken —. Ich wollte auf— —, aber sonderbarerweise konnte ich — Glied rühren; ich f— — wie gelähmt. Verwundert bl— ich um mich, da entdeckte —, daß — — Arme und B—, ja selbst meine damals sehr l— und dicken Haare mit Schnüren und Bin— an Pflöcken — —stigt waren, welche fest in der Erde — — usw." Der Schüler hat nun die Aufgabe, in einer bestimmten Zeit, etwa in 5 Minuten, die Lücken möglichst schnell und sinnvoll zu ergänzen. Bei der Berechnung der Ermüdung dient die Anzahl der ergänzten Teile, die Zahl und Art der gemachten Fehler und der übersprungenen Schwierigkeiten als Maß. Unter dem Einfluß der Ermüdung sah man die Fehler zunehmen und die Gesamtleistung abnehmen. Diese Methode hat gegenüber anderen den Vorteil, daß sie interessanter ist, und daß auch die Schwierigkeiten besser abgestuft werden können.

Endlich seien hier von den direkten Methoden auch noch die Ermüdungsmessungen von Kraepelin und seiner Schule erwähnt. Kraepelin benutzt teils den Gang der fortlaufenden geistigen Arbeit selbst, um in dieser den Einfluß der Ermüdung zu erkennen, teils die Wirkung der Pausen auf die geistige Arbeit. Dabei bevorzugt er als fortlaufende Arbeit die Addiermethode. Er legt den Versuchspersonen besondere Rechenhefte vor, in denen in der Regel einstellige Zahlen zu addieren sind; die Arbeitszeit wird in bestimmten Intervallen, z. B. von 10 zu 10 Minuten, markiert, so daß man nach dem Versuch überblicken kann, wie in den einzelnen Abschnitten gearbeitet wurde. Zugleich kann man, da die erholende Wirkung der Pausen mit fortschreitender Ermüdung immer mehr abnimmt, auch diese Wirkung der Pausen auf die Arbeit als Maß für die fortschreitende Ermüdung benutzen.

Soviel über die direkten Methoden der Ermüdungsmessung. Die indirekten messen, wie schon erwähnt wurde, die Ermüdung nicht durch geistige Arbeit, sondern durch irgendwelche infolge geistiger Ermüdung auftretende körperliche Begleit- oder Folgeerscheinungen. Das kann ohne besondere Apparate geschehen, man kann sich dazu aber auch eigens dazu konstruierter Instrumente bedienen. Ohne besondere Apparate kann man z. B. die Zahl und Art der Pulsschläge und der Atemzüge feststellen, die sich unter der Einwirkung der Ermüdung verändern und somit auf diese einen Rückschluß erlauben.

Von den indirekten Methoden, die Instrumente verwenden, ist eine der ältesten die Ästhesiometermethode oder Tasterzirkelmethode oder Raumschwellenmethode. Sie stammt von Griesbach und geht von dem Satz aus, daß die Ermüdung des Gehirns die Empfindlichkeit der Haut herabsetzt. Raumschwelle bezeichnet die kleinste Entfernung zweier gleichzeitig die Haut treffenden punktförmigen Berührungen, die eben noch eine gesonderte Wahrnehmung der zwei Reize ermöglicht. Diese Entfernung erweist sich nun im allgemeinen um so kleiner, je schärfer die Aufmerksamkeit der Versuchsperson ist. Wird durch das Ästhesiometer — so heißt das dabei angewandte Instrument — eine Vergrößerung dieser Entfernung festgestellt, so ist dies ein Symptom einer eingetretenen Ermüdung, deren Maß sich aus der durch das Ästhesiometer zahlenmäßig zu bestimmenden Vergrößerung der Raumschwelle ergibt. — Eine zweite indirekte Methode bedient sich des Dynamometers, mit dem vor und nach einer geistigen Arbeit die Druckkraft der Hand gemessen wird. Er besteht aus einem einfachen ovalen Stahlbogen, der mit der geballten Hand zusammengedrückt wird, und der so geeicht ist, daß man von ihm den Druck, den die Hand ausgeübt hat, in Kilogramm ablesen und daraus auch auf den Grad der Ermüdung schließen kann. — Neben dem Dynamometer findet bei Ermüdungsmessungen auch der Ergograph Verwendung, der so konstruiert ist, daß ein Gewicht mit dem Mittelfinger gehoben werden muß. Der Ergograph stammt von dem Italiener Mosso in Turin. Er ist zur Messung der Herabsetzung körperlicher Arbeit unter dem Einfluß der Ermüdung wohl einer der handlichsten Apparate, die wir bis jetzt haben. — Vielfach wird auch zur Messung der Ermüdung das Sphygmomanometer verwandt, mit dem der Blutdruck gemessen wird. Es steht fest, daß der Blutdruck durch geistige Arbeit herabgesetzt wird; deshalb kann man die Messung des Blutdrucks als ein Mittel zur Feststellung der Ermüdung benutzen. Bei dem Sphygmomanometer, das von dem Italiener Riva Rocci konstruiert wurde, hebt durch Gegendruck komprimierte Luft den Blutdruck im Oberarm auf.

Die experimentellen Forschungen über das Ermüdungsproblem haben schon sehr beachtenswerte Ergebnisse und Winke für die Schulpraxis gezeitigt. Als allgemeines Ergebnis hat man nach Meumann feststellen können, daß wirklich schädliche Ermüdungsgrade durch die Schultätigkeit bei dem Durchschnitt der Kinder nur ausnahmsweise vorkommen. Allerdings gilt dies nur für die Volksschulen. An den höheren Schulen sind dagegen manchmal bei den Schülern Zustände einer gesundheitsschädlichen Ermüdung beobachtet worden. Was nun Einzelergebnisse angeht, so hat sich gezeigt, daß die ganze Organisation des Schulwesens von Einfluß auf die Ermüdung ist. Besonders kommt dafür der Stundenplan, d. h. die Verteilung der Schulfächer an den einzelnen Schultagen und die ganze Schulwoche hindurch in Betracht. Vor allem darf, wenn der Ermüdung vorgebeugt werden soll, der Schulunterricht nicht zu früh beginnen, damit durch ihn den Kindern nicht die Schlafdauer verkürzt wird, denn der Schlaf ist für Kinder das wichtigste, durch nichts zu ersetzende Erholungsmittel. Auch hat sich ergeben, daß die Reihenfolge der Schulfächer für die Ermüdung von Bedeutung ist. Fächer mit hohem Ermüdungswert müssen an den Anfang des Tages gelegt werden; die schwerste Arbeit darf dem Schüler nicht zugemutet werden, wenn er schon durch andere Arbeiten ermüdet ist. Turnen und Singen sind nicht als Erholungsfächer zu betrachten und dürfen deshalb nicht zwischen andere Fächer eingeschoben, sondern müssen an den Schluß des Unterrichts oder auf die freien Nachmittage verlegt werden. Meumann und die Kraepelinsche Schule halten den Ermüdungswert von Turnen, von gymnastischen Fächern und Singen für sehr hoch. In bezug auf die Dauer der Lehrstunden ist zu beachten, daß die volle Lehrstunde für die unterste Klassenstufe unbedingt zu lang ist. Zwischen den einzelnen Lehrstunden sind an allen Schulen zur Erholung der Kinder Pausen notwendig. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die erholende Wirkung der Pausen um so mehr abnimmt, je weiter die Ermüdung fortschreitet. Deshalb können die früheren Pausen kürzer sein, während die späteren länger sein müssen. In den Pausen erholen sich die Kinder am besten, wenn sie in frischer Luft der Ruhe oder einer nicht zu lebhaften Bewegung überlassen werden. Es ist nicht zu empfehlen, die Pausen mit Gymnastik auszufüllen, da durch diese ein neuer Kraftverbrauch eintritt. An den Nachmittagen ist eine starke Zunahme der Ermüdung bei dem Durchschnitt der Kinder festgestellt worden, deshalb ist ein Nachmittagsunterricht als gesundheitsschädlich zu verwerfen.

Dies möge genügen, um zu zeigen, daß die Ermüdungsforschungen für die Schulpraxis schon wichtige Ergebnisse zutage gefördert haben, denen sicherlich noch andere folgen werden. Deshalb haben die Schulverwaltungen und die Lehrer alle Veranlassung, diesen Forschungen ernste Beachtung zu schenken und ihre sicheren Resultate in der Schulpraxis zu verwerten. Damit dienen sie der körperlichen Ertüchtigung der heranwachsenden Jugend, die für diese nach den schweren und entbehrungsreichen Jahren, die hinter uns liegen und für viele noch fortdauern, heute von noch viel größerer Wichtigkeit ist als in normalen Zeiten.

TAGESGESCHICHTE

Immer neue Flieger reizt die Überquerung des Atlantischen Ozeans. So starteten in Detroit (U. S. A.) die beiden Piloten Brock und Schlee mit dem Flugzeug „Pride of Detroit" (Stolz von Detroit) zu ihrem Transozeanflug, dem sich eine Luftreise um die ganze Erde anschließen soll, und landeten am 28. August wohlbehalten auf dem Flugplatz Croydon bei London, nachdem sie lange über Irland gekreuzt hatten, ohne das Land richtig zu erkennen. Am folgenden Tage verließen sie England und langten nach fast achtstündiger Fahrt in München an. Hier wurde den Fliegern ein herzlicher Empfang zuteil. Tags darauf stiegen sie wieder zum Flug in Richtung Belgrad—Konstantinopel—Bagdad auf. — Einen Fokker-Eindecker, „St. Raphael", benutzten die englischen Flieger Minchin und Hamilton, die am 31. August in Begleitung der Prinzessin Löwenstein-Wertheim von Upavon (Südengland) abflogen, mit dem geplanten Ziel Ottawa in Kanada. Sie trafen aber über dem Meere die ungünstigsten Wetterverhältnisse an. Weitere Nachrichten über ihren Verbleib sind nachher ausgeblieben, und so ist anzunehmen, daß sie dem Unwetter zum Opfer gefallen sind.

Die Sachsengruppe des Deutschen Luftfahrt-Verbandes veranstaltete in der Zeit vom 31. August bis zum 4. September den Sachsenflug 1927, einen Wettbewerb der Kleinflugzeuge bis zu einem Gesamtleergewicht von 500 kg. Bevorzugt wurden aber Maschinen unter der 300-kg-Gewichtsgrenze; denn die Veranstaltung dient ja dem Gedanken, ein möglichst billiges Sportflugzeug zu schaffen. Zwanzig Leichtflugzeuge befanden sich am Anfangstage am Start; unter den Bewerbern sind die bekannten Segelflieger Martens, Nehring und Espenlaub. Die erste Prüfung bildete ein Gipfelhöhenflug, mit einer Messung des Brennstoffverbrauchs verbunden.

Ein neuer Versuch des deutschen Films: Das Spiel der Hände.
Linkes Bild: Die Hand eines Mannes (links), der sich von der seiner Frau (rechts unten) entfernt, um den Lockungen der Hand einer anderen Frau (rechts oben) zu folgen. — Rechtes Bild: Gruppenszene aus dem Vasentanz. Die Bewegungs- und Ausdrucksmöglichkeiten der Hand darzustellen, ist die Absicht eines neuen Films, der in Berlin unter der Regie von Miklos Bandy entstanden ist. Das Zueinander der Hände ergibt überaus anziehende Bilder und reizvolle rhythmisch-tänzerische Gruppen und wird von einer fesselnden dramatischen Handlung geleitet. So ist eine Bildfolge von überraschend eindringlicher Wirkung erreicht worden.

Dabei erzielte Petersen auf dem Bäumerschen „Sausewind“ mit 3630 m die größte Höhe. Es folgte darauf die Demontage- und Montageprüfung. Dieser hatte ein Flug vorauszugehen, dann mußten unmittelbar nach der Landung die Maschinen abmontiert und auf den Raum eines normalen Eisenbahnwaggons gebracht werden; nach dem Wiederaufrüsten war ein anschließender Flug von mindestens fünf Minuten Dauer vorgeschrieben. Bei dieser Prüfung durfte jeder Pilot noch drei weitere Hilfskräfte hinzunehmen. Hierauf starteten zwölf Bewerber zu dem Geschwindigkeitsflug, der über eine Strecke von 85 km führte.

In der Nähe von Chamonix (Montblancgebiet) ereignete sich unweit der Bergstation Montenvers auf der Zahnradbahn ein schweres Unglück. Auf nicht ganz geklärte Weise geriet der Zug bei der Talfahrt in eine rasende Geschwindigkeit, so daß die Lokomotive und der vorderste Wagen nach der ersten Talüberführung in eine 15 m tiefe Schlucht stürzten. Durch die Geistesgegenwart des Bremsers des zweiten Wagens, der diesen während der Fahrt vom ersten abkoppelte und zum Halten brachte, wurde ein noch schwereres Unglück vermieden. Die Zahl der Toten beläuft sich auf 22.

Englische und amerikanische Funksprüche brachten die Nachricht, daß der bekannte deutsche Geograph und Forschungsreisende Wilhelm Filchner bei einer Expedition an der tibetanischen Grenze von Lamas ermordet worden sei. Filchner unternahm im Jahre 1900 den berühmt gewordenen Ritt über das „Dach der Welt“, den Pamir. In den Jahren 1903 bis 1905 reiste er in Tibet. Auch auf der deutschen Südpolarexpedition konnte er 1911 bedeutsame wissenschaftliche Ergebnisse erzielen. Eine Reihe von Werken enthielt die Früchte seiner Forschungstätigkeit. Im Frühjahr 1926 hat er dann Deutschland zwecks einer zweiten Expedition nach Zentralasien verlassen.

Mehr als zweihundert Schwimmer beteiligten sich am 31. August in Toronto an dem Internationalen Marathonschwimmen im Ontariosee (Nordamerika). Dabei konnte der deutsche Meisterschwimmer Ernst Vierkötter, Köln, gegen schwerste Konkurrenz den 30000-Dollar-Siegerpreis gewinnen. Er bewältigte die 21 engl. Meilen (=33,79 km) lange Strecke in 11 Stunden 42 Min. 12 Sek.

Manöverleben an der Saale: Reichswehrsoldaten beim Übergang über den Fluß. Die Mannschaften benutzen Gummiboote, neben denen die Pferde schwimmen.

Ernst Vierkötter, Köln, mehrmaliger deutscher Strommeister, der am 31. August in Toronto gegen die Schwimm-Elite der Welt beim Internationalen Marathonschwimmen im Ontariosee überlegen den Sieg errang.

Die Schwimmerinnen begeben sich in ihr Element: Start der Damen bei den Deutschen Strom-Meisterschaften in Frankfurt a. d. Oder am 28. August.

Dr. Wilhelm Filchner, bekannter Geograph und Forschungsreisender, Verfasser zahlreicher bedeutender geographischer Werke, der nach englischen Meldungen bei einer Forschungsexpedition durch Zentralasien von Lamas ermordet wurde.

Vom Sachsenflug 1927 (31. August bis 4. September), dem Wettbewerb für Kleinflugzeuge bis zu 500 kg Leergewicht: Montage-Wettbewerb auf dem Flugplatz Leipzig-Mockau am 1. September: Die neue Demontierungsart eines Messerschmidt-Eindeckers; Abheben des Rumpfes von dem mit den Tragflächen vereinigten Fahrgestell. Rechts: Plombieren des Anzugs eines Piloten vor dem Aufstieg zur Verhinderung einer Gewichtsverringerung nach dem Wiegen.

Gebäudeabbruch mit Motorkraft: Niederreißen der Methodisten-Kirche in Knoxville (Nordamerika). Ein starkes Seil ist um den noch stehenden Gebäuderest geschlungen, ein starker Traktor vorgespannt, und schon stürzt die Herrlichkeit zusammen. — Links: Von der 800-Jahrfeier der Wiederauffindung der Gebeine des heiligen Matthias in Trier am 31. August: Überführung der Hauptes-Reliquie des Apostels Matthias vom Dom nach der im 12. Jahrhundert erbauten St.-Matthias-Kirche in feierlicher Prozession.

Auszeichnung von Wiener Polizeimannschaften für ihre anerkennenswerte Tätigkeit bei den letzten Unruhen: Polizeipräsident Schober beim Dekorieren von Polizisten. — Im Oval: Von der Weltreise des deutschen Kreuzers „Emden", der an der Pazifischen Küste der Vereinigten Staaten von Amerika den Hafen Seattle nahe der Grenze von Kanada anlief: Begrüßung der Besatzung durch eine Abordnung der Stadt Seattle unter Teilnahme zahlreicher Deutsch-Amerikaner.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(17. Fortsetzung.)

Bleibe hier!" sprach Golm zu Maria. Sie standen Seite an Seite. Stumm und verwirrt von der Größe dieses seltsamen Spieles. Eine lange Zeit blieben sie so nebeneinander stehen, als ob sie ohne Sprache wären, bis zuletzt Maria sich anschickte, ihrem Vater nachzufolgen. Aber Golm faßte sie bei der Hand und hielt sie zurück. Sie wehrte sich nicht, als sie die Wärme seines Blutes fühlte, war eingeschüchtert von seiner Nähe, die ihr so absonderlich schien und wie unwirkliches Zusammentreffen.

„Geh nicht nach dem Gletscher, Maria!"

Sie hörte die Stimme, und der Klang war fern von ihr. „Was willst du von uns, Werner? Was für ein Leben ist das, in dem wir hier stehen! Mir ist so bange, ich kann es dir nicht sagen. So furchtbar bange ist mir. Warum ist Vater in die Eishöhle? Oh, ich fürchte mich so und weiß nicht, warum!" Beide Hände hielt sie gespreizt gegen den Kopf und schaute sich angstvoll um, als ob ein Verhängnis von irgendwo auf sie zukäme.

„Man soll weder Furcht noch Erstaunen haben, Maria. Das Leben bringt uns Ungeheuerlichkeiten, die unser Hirn nicht fassen und unser Gleichmut nicht ertragen will."

„Was willst du damit sagen? Was hat sich ereignet? Warum sagst du es nicht?"

„Du sollst keine Furcht haben vor dem, was um dich ist, Maria!"

„Oh, mir ist so bange. Vater! Ich will nach Vater sehen. Ich habe eine furchtbare Ahnung!" Sie wollte ihre Hand aus der seinen ziehen, da kam Klaus Dieffenbronner aus der Höhle.

Nein, dies war nicht Klaus Dieffenbronner. Dies war ein Toter, gespenstisch zur Bewegung und zum Schreiten erwacht. Grau wie Erde war sein Gesicht, die Züge eingefallen und die Haut welk. Die Augen weit und glasig aufgerissen, stierte er in das Licht, das ihn empfing, und ging langsam, Schritt vor Schritt, hager aufragend und ohne kreisendes Blut, auf die beiden zu. Nein, dies war nicht Klaus Dieffenbronner! Ein Toter, aufgerüttelt, kam über die Trümmer des Eises.

„Vater!" schrie Maria und warf sich ihm entgegen. Er wankte, als er die Arme um sie schlang. Das Grauen stieg ihm in die Haare. Er hatte ein Gefühl, nun müsse er irrsinnig werden. Zitternd tastete er ihren Körper ab und suchte nach Klarheit und Wachsein. „Wo bin ich?" sprach er und brachte nur ein heiseres Flüstern aus der Kehle. „Bist du es, Maria, die ich hier halte? Sag' mir, daß ich wach bin und nicht träume! Magdalena!"

„Was ist mit dir, Vater? Sag' es mir! Ich ersticke in dieser Ungewißheit!"

Er schüttelte den Kopf und wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Er sank förmlich in sich zusammen; wurde wie ein Greis, der in sich zerfällt. „Halte mich, Golm!" Er stieß die Arme hoch und rang nach Luft. Golm faßte zu und ließ ihn langsam auf den Fels gleiten. Dort lag er und schloß die Augen; preßte beide Fäuste gegen die Brust und hielt den Mund geöffnet.

So lag Klaus Dieffenbronner, der Mann, der allein über den Eisgrat der Bellaviga gegangen war. Diese Stunde hatte ihn gefällt. „Ist dies Gnade oder Teufelei?" flüsterte er, und sein Körper wurde schlaff, als ob er am Verlöschen wäre.

Golm hörte des Norwegers Stimme: Wo leben wir? Was sind wir? Er schaute sich nach Maria um; sie war fort. Maria ist in der Höhle, dachte er. Maria steht vor ihrem Spiegelbild. Er wollte sich aufraffen, da fühlte er Dieffenbronners Hand.

„Kein Haß mehr!" sprach der Bergsteiger. „Keine Feindschaft mehr! Gib mir deine Hand, Golm! Wir alle sind schuldlos, und das Land greift über uns hinaus. Einen Augenblick noch liegen, Golm. Nur einen Augenblick noch so liegen!"

Maria ist in der Höhle, zuckte es durch Werner Golms Gedanken. Warm und mit mattem Druck lag Dieffenbronners Hand in der seinen. — — —

Drinnen stand Maria vor der gläsernen Wand. Hochgereckt stand sie und festgesaugt von der mitleidlosen Schwere dieses Anblicks. Alle Umgebung, Wachsein und Leben vergessend, starrte sie in den Spiegel der Zeitlosigkeit. Meine Mutter! ging es wie rasendes Rad durch ihr Denken. Meine Mutter! Dann sank sie um, wie von schwerem Schlag gefällt. Ein Klumpen, tief in Ohnmacht, kauerte sie auf dem Eis. Der Kopf sank gegen die glitzernde Wand.

Da drang Golm in die Höhle. Nicht mehr Mensch, nein, schweifende Kreatur auf der Suche. Mit vorgehaltenem Kopf stieß er in die grün schillernde Dämmerung und hielt Umschau nach Maria. Zuerst sah er die Tote im Eis; verschwommen jetzt und wie zerfließend; streifig auseinandergerissen durch die Brechung der Strahlen.

Dort lag Maria. Er beugte sich nieder und hob sie in seine Arme. Ihr Kopf fiel wie lebloses Gewicht nach hinten, und aus dem Mund kam in schwachen Stößen der warme Atem. Das Gesicht war blutleer und trug die Male des Schmerzes. So hielt Golm sie in den Armen und blieb noch eine Weile stehen, als sei er unschlüssig, was nun mit der kostbaren Last geschehen solle. Fest hielt er sie und im tiefen Innern beglückt; wie Besitz, der ihm nicht mehr genommen werden dürfe. Aber sie hing als leblose Beute in seiner Umklammerung und war fern vom Schlag seines Herzens.

Golm trug sie aus der Höhle. Draußen warf sich ihm das scharfe Licht der Sonne entgegen, die sich dem Eiskamm bei der Parsennspitze näherte. Er legte Maria mitten ins Licht, setzte sich vor ihr nieder und wartete, daß sie erwachen möchte. Da hörte er Schritte im Fels und sah Klaus Dieffenbronner, der näher kam und aufrecht war und von einer unbegreiflichen Kraft durchglüht. Stark stand er da und verwurzelt mit dem Fels; alle Schwäche war mit einem Schlag von ihm gewichen. Riesenhafter Kampf mit sich selbst hatte diesen Menschen aufgerichtet. Er stand da wie ein Bär, breitbeinig und mit gestrafften Schenkeln. Den Rock hatte er von sich geworfen und hielt den Eispickel fest in der Faust.

Er sah seine Tochter, wie sie bewußtlos auf dem Fels lag. Eine Weile blieb er vor ihr stehen und senkte den Kopf, um sie grüblerisch zu betrachten. In diesem Augenblick war sie ihm ein Gebilde, das er nicht verstand. Heute, in dieser Stunde könnte sie der andern Schwester sein, dachte er, und die Vorstellung wuchs zu einem Schatten, der ihn quälte. Er straffte den Körper und sammelte Kraft und Anlauf zu seinem Vorhaben.

„Bleibe bei ihr!" sprach er zu Golm, der immer noch an Marias Seite saß und keinen Blick von der bleichen Starrheit ihres Gesichtes wandte. „Bleibe bei ihr, bis ich zurückkomme!"

„Wohin willst du?" Golm drehte langsam den Kopf.

„Ich habe etwas zu vollbringen, was keinen Aufschub duldet. Ich muß das allein vollbringen. Niemand darf mir helfen!" Er ging in die Höhle.

Golm lauschte scheu in die brütende Stille. Maria regte sich. Er dachte, sie müsse nun erwachen und die Augen aufschlagen. Aber der Segen dieser Ohnmacht war zu tief. Er beugte sich weit vor, brachte sein Gesicht nahe an das ihre und fühlte ihre schlafende Nähe wie eine Blüte.

Sie hört nicht, was ich zu ihr sage, überlegte er und flüsterte ihr die vergrabene Sehnsucht seines Herzens zu; war selbst verwirrt vom bunten Farbenspiel dieser Szene und wurde fast wie ein Kind in seinem törichten Stammeln. „Du darfst mich nicht mehr verlassen, Maria! Ich kann nicht weiterleben, wenn du dich von mir abwendest!" Mit der Hand fuhr er über ihre Stirn. Schläge drangen an seine Ohren. Welcher Klang? Pickel, der in das Eis fuhr. Vertrauter Klang. Schlug jemand eine Trasse in den glitzernden Hang? „Ein Band schlingt sich um uns beide, Maria. Du darfst mich nicht verlassen!" Torheit, was er sprach; sie hörte ihn nicht. Sinnlosigkeit. „O Maria! Ich will alle Schuld abtragen; ich habe nicht das Schlechte gewollt. Firn und Höhe und Gipfel sind mir heilig. Wende dich nicht ab von mir!"

Corneliens Bild zog wie zerrinnender Nebel in ihm auf. Ach, sie war fern. Oh, wie fern war Cornelie! Anderer Stern, auf dem sie lebte. Er tötete dies schattenhafte Gedenken.

Die Schläge erklangen unaufhaltsam. — Keine Trasse, durchfuhr es Golm, kein glitzernder Hang. Dieffenbronner in der Höhle. Er schlägt die Tote aus dem Eis. Grünes Glas zersplitternd, dringt er vor zu der Tänzerin.

„Maria, wenn du deine Augen öffnest, will ich dir sagen, daß ich dich immer geliebt habe. Aber ich bringe es nicht über die Lippen, wenn du mich anschaust. Ich will es dir sagen, wenn du schläfst: Maria, ich liebe dich! Ich liebe dich, Maria!"

Ohne Ende die hellen Klänge des Pickels. Er schlägt die Tote aus dem Gletscher! Golm sah das Bild. Der Mann, vor der Eiswand stehend und den Pickel in den Fäusten; langsam, mit wuchtigen Schlägen vordringend zu dem starren Gebilde. Dann würde sie ihm entgegensinken, kalt und spröde. Steinartige Materie von einer jugendlichen Anmut, die grauenhaft war. Leblosigkeit, die kein Hirn zu fassen vermochte.

Ich bin schuld, daß dies alles ist, ging es ihm durch den Sinn. Er versuchte, zurückzudenken, aber die Vergangenheit dehnte sich maßlos, denn die Gegenwart, in der er stand, fraß alle Erinnerung auf. Diese Stunde, so schien ihm, füllte fast sein Leben aus.

Horch, die Schläge!

„Nie, in tausend Jahren nicht, werde ich diese Schläge vergessen."

Jetzt erwachte Maria; sie wurde emporgerissen aus dem Strudel. Weit und von Angst erfüllt waren ihre Augen geöffnet. Er sank über sie und brachte ihren Namen stoßend über die Lippen.

„Maria! Maria!"

BÜCHERSTÄNDE AM SEINE-KAI BEI DER NOTRE-DAME IN PARIS

FARBIGE RADIERUNG VON MAX POLLAK

Sie wollte sich wehren gegen ihn, weil sie doch nachdenken mußte, was Fürchterliches vor ihrer Seele stand. Es zuckte auf in ihr, plötzlich und von jagender Angst verfolgt. Und es war ihr, als ob hier ein Geborgensein wäre, als ob diese Arme, die über ihr lagen, sie schützen könnten vor der Nacht, die sie umklammern wollte. So hing sie sich an ihn, wurde willenlos und voll Hingebung, und während sie seine Nähe fühlte, brach ihre Liebe wie ein Quell aus ihrem Innern. „Verlaß mich nicht, Werner! Es ist alles so entsetzlich um uns."

Ihre Küsse waren Brand, den die furchtbare Größe des Ereignisses entzündet hatte; sie waren Ausbruch glühender Masse; jagendes Blut, durch nichts mehr einzudämmen. Gespenst und Schatten, Todesangst und sinnloses Grübeln hatten dieser verschlossenen Liebe alle Pforten geöffnet. Jetzt stand die Welt in Flammen.

Die Dämmerung breitete die Flügel. Über Kämme und Grat brach es gelb leuchtend herein. Südwind kam auf. Der Firn färbte sich in der Glut des Abends, und im Gletscher wurden die Schattentiere wach. Hier aber stand die Welt in Flammen.

Maria schrak hoch. Sie sprang auf, die Haare wirr in der Stirn und die rote Blüte des kreisenden Blutes im Gesicht.

Golm noch an der Erde; niedergerissen und betäubt.

„Vater!"

Er kam aus der Höhle. Langsam und wie ein Traum am Tage.

Vom Schein des Abends umflossen, trat er vom Eis auf den nackten Fels. Starr noch und von blitzenden Kristallen überhaucht war die Tote, die er auf den Armen trug.

XXIII.

Das Land war in Aufruhr, die Sprengung in aller Munde. Unaufhörlich kamen Fremde angereist, um die Wirkung des Dynamitkampfes mit eigenen Augen zu sehen. Die Gletscherstation glich in diesen Tagen einem Heerlager. Sie übernachteten im Freien. Zelte waren aufgeschlagen und Baracken roh gezimmert. Aber die Baustellen waren abgesperrt; denn noch wußte man nicht, ob die Bewegung des Berges zum Stillstand gekommen war.

Bis in die späte Nacht hinein saßen die Ingenieure und Geologen zur Beratung zusammen. Wo war denn Werner Golm? Sie hielten Umschau nach ihm; sie fragten nach ihm. Werner Golm war nicht da. Einige Italiener waren bei ihm gewesen; sie wußten, daß ihm nichts zugestoßen sein konnte. Die Italiener hatten ihn gleich nach der Sprengung verlassen und waren ins Tal gegangen. Der Ingenieur war am Gletscher geblieben. Vielleicht hatten ihn interessante Beobachtungen bei den Sprengstellen noch aufgehalten. Man sprach über ihn; lobte seine mutige Tat und die zähe Ausdauer, mit der er das Werk durchgeführt hatte.

Die Fachleute hatten noch keinen Überblick über den Umfang der Minensprengung. Sie wußten nur, daß die Berechnungen weit übertroffen waren, und daß der Berg in seinen Tiefen erschüttert worden war. Im Hochwald bei der steinernen Halde hatte sich ein breiter Riß gebildet; dieser Spalt, harmlos ausschauend, drang bis ins Tal hinab. Er war nicht breit. Erde war gerissen, Gelände hatte sich gesenkt, und in einer Mulde unterhalb der Kraftstation waren Bäume aus den Wurzeln gehoben worden. Die Geologen schüttelten die Häupter. Es ließ sich noch nichts sagen, aber am kommenden Tag mußte das Gelände eingehend untersucht werden, wobei die Herren nicht zweifelten, daß man auf mancherlei Überraschungen stoßen könne.

Vor Schluß der Sitzung traf noch eine abenteuerliche Nachricht ein. Ein Arbeiter, jener junge rothaarige Sprenger mit den Sommersprossen im Gesicht, brachte sie ins Tal. Er kam spät abends noch vom Einödhof herunter und verkündete, oben im Wald habe sich ein regelrechter Tobel gebildet, und dort breche Wasser aus. Das Wasser sei warm und habe einen merkwürdig brenzligen Geschmack. Und es sei nun bald so weit, daß der Berg mit Feuer, Wasser und Dampf über das Großstadtgesindel käme und alle vernichten würde. Diese Ausdrücke schmeckten nach Zacharias Job. Es war dies ganz seine verbissene Art, zu reden.

Der unreife, rothaarige Bursche kam wohl von Zacharias Job? Was wollte er bei dem alten Bergführer im Einödhof?

Richtig, Job lag seit einigen Tagen im Bett. Es kroch ihm ans Herz; die Luft blieb ihm fort. Er hatte sich in seine Höhle verkrochen wie ein Murmeltier. Und wenn ihn jemand besuchte, dann wurden seine Augen glänzig, dann bauschte er das gewürfelte Deckbett und bildete, halb kindisch geworden, die Form der Berge in dem schmiegsamen Federmaterial. Baute Viertausender auf und fuhr mit dem Finger langsam und bedächtig die Anstiegrouten hinauf, bei jeder Traverse, bei jedem Stemmkamin und bei jedem Couloir verweilend und die Schwierigkeiten des Begehens umständlich erklärend. So weit war es mit Zacharias Job. Er lag auf dem Rücken, und um ihn lastete die Düsternis seines niedrigen Zimmers. Es kroch ihm ans Herz. Gott steh' ihm bei! Hatte er nun zuletzt noch Freundschaft mit dem rothaarigen Sprenger geschlossen? Unbegreifliche Marotte des Alten, den der Haß niedergerissen hatte. Vielleicht brach ihm das Herz. War er nicht töricht genug?

Der Rothaarige mit den Sommersprossen und mit der eingedrückten Nase brachte die Kunde vom neuen Quell ins Tal. Es wurde darüber eifrig gesprochen. Einige wollten in der Nacht noch hinauf. Hatte sich eine unterirdische Wasserader geöffnet? Waren Spannungen der Tiefe gelöst worden, und fraß sich die Sprengung weiter in die Erde, als man voraussehen konnte? Man stand vor Enthüllungen. Die Geologen hatten eine schlaflose Nacht.

Wo war Werner Golm? Direktor Achstetter wurde von Unruhe gepackt. Sonst nüchtern und von gesunder Stumpfheit der Nerven, zeigte er eine zerstreute Nervosität. Von einer kribbelnden Ruhelosigkeit getrieben, lief er umher wie auf der Suche nach etwas, das er selbst nicht kannte, das aber einen unerklärlichen Druck auf ihn ausübte. Interessant, diesen gesetzten, schwerblütigen Mann nervös zu sehen. Er ging in die Arbeiterbaracken, gab unverständliche und zwecklose Anweisungen; kontrollierte selbst die Posten bei den Sperrlinien und stieg dann zur Kraftstation hinauf. Dort trat er in den strahlend beleuchteten Maschinensaal und stellte sich vor das Messinggitter, hinter dem die Generatoren sangen. Beim Klang der tobenden Rotoren wurde ihm leichter. Er ging zu den Peltonrädern und hörte in das rauschende Arbeitsgeräusch hinein. Umgeben von summender Materie und vom rauschenden Chorgesang, aus dem die Leistung von zwanzigtausend Kilowatt geboren wurde, vergaß er halb die Zwecklosigkeit seines Hierseins und beobachtete interessiert die Schwankungen der Öldruckservomotoren. Gebändigte Wassermassen schossen durch Leiträder in die scharfen Peltonschaufeln; riesige Kegelräder drehten sich und warfen die urhafte Kraft des Wassers in die Generatoren. Organismus aus Stahl, bewegtes, rasendes Wundergebilde mathematischer Gesetzmäßigkeit. Das Tier Materie in Fesseln. Meisterdressur.

Wo war Werner Golm? Achstetter trat wieder in die Nacht und ging nach dem Stationsgebäude. Es war dunkel; kein Licht brannte. Das Fenster von Golms Zimmer war verschlossen, war wie eine Höhle, aus der die Ungewißheit gähnte. Er ging hinauf und klopfte. Als keine Antwort kam, drehte er den Schlüssel um und trat in den muffigen Raum. Hier war wochenlang kein Fenster offen gewesen. Es roch wie Gruft. Auf dem Schreibtisch lagen Briefschaften gehäuft. Auch eine Nachricht von Cornelie. Achstetter nahm den Brief in die Hand und schaute auf die schmalen, etwas langweiligen Schriftzüge. Der Brief war aus Tromsö. Was mochte er enthalten? Die Unsicherheit lastete schwer auf dem Mann, der sich sonst nicht mit psychologischen Spitzfindigkeiten abgab. War er selbst vielleicht die Ursache, daß dieser Brief hier lag? Hatte er nicht im stillen seine Tochter aufgereizt und veranlaßt, eine längere Reise anzutreten?

Trennung tötet! hatte einmal irgendein pessimistischer Philosoph gesagt. Achstetter wußte nur nicht, welcher. Dieser Ausspruch aber traf die Wahrheit. Trennung tötet. Cornelie und Golm waren ein Paar, das nicht recht zusammenpaßte.

Er holte tief Atem und legte den Brief zurück. Dann ging er zum Fenster, öffnete und schaute in die weite Nacht. Die Generatoren sangen; aber ihr Lied war jetzt fern und wie Nachtwind im Geäst.

Wo war Werner Golm? Vielleicht hatte ihn der Berg erschlagen!

XXIV.

Werner Golm schritt hinter der Bahre. Einsamer Zug kam über den Fels, aus dem Schlund der Nacht geboren. Sie brachten die Tote ins Tal. Maria trug eine Fackel, deren qualmende Flamme die düstere Gruppe beleuchtete. Fünf Stunden waren sie unterwegs über die Steilhänge. Geröll polterte in die Tiefe. Auf dem verwüsteten Kar rauschten Steinlawinen durch die Rinnen. Jedes Geräusch war doppelt laut und aufdringlich in der totenhaften Ruhe dieser Nacht.

Sie sprachen nicht, waren ganz von trauriger Einsamkeit umflossen. Jetzt lag der Hochwald unter ihnen; er war schwarz und undurchdringlich. Wie Hammerschläge klangen die Nagelschuhe auf dem Fels. Dann verstummten auch sie. Die oberen Matten kamen, mit ihrem strähnigen, ausgedörrten Gras. Latschenkiefern krochen am Boden hin. Die erste Zirbel stand schattenhaft der Vorposten. Der Hochwald wuchs aus der Tiefe und war vollgesaugt mit Nacht und schlafender Düsternis.

Die Welt ist gestorben, dachte Werner Golm, aber sein Denken war unklar und krank von der Fülle unbegreiflicher Ereignisse. Die Welt ist tot. Wir sind die Überlebenden; wir tragen das Kainszeichen ewiger Ruhelosigkeit. Gott ist unendlich fern von uns.

Alte Tannen stiegen hoch, hoben sich immer gewaltiger vom Boden, als ob sie, bisher kniend, sich nun zu ihrer vollen Größe aufrichten würden, um den stillen Zug zu empfangen. Aber auch sie waren ohne Leuchten und blind von Schlaf und Traum. Gelbes Lichtauge stand plötzlich im Schwarz der Nacht, war kränklich und matt und von den zuckenden Flammenwellen der Fackel überstrahlt.

„Wir sind bald im Tal!" sprach Werner Golm und wunderte sich, weil seine Stimme so laut in die Nacht stieß.

Dieffenbronner schaute sich flüchtig um. „Der Einödhof! Laß uns dort einen Augenblick rasten, Golm! Job wird erstaunt sein, wenn er die späten Gäste sieht."

Im Hinübergehen sahen sie eine Gestalt über die Alm gehen und eilig im Wald verschwinden. Golm wollte rufen, aber er fürchtete sich vor seiner eigenen Stimme. Sie blieben stehen und lauschten eine Weile in die Stille. Im Wald knackten Äste. Jemand stieg über die Halde hinunter ins Tal.

„Er kam aus Jobs Haus!" sprach Dieffenbronner.

„Warum verbirgt er sich?" Golm dachte einen kurzen Augenblick darüber nach. Sie kamen zum Haus und setzten die Bahre ab.

Dieffenbronner griff die Klinke und öffnete langsam die Tür. „Wartet hier, bis ich zurückkomme." Er ging durch den dunklen Flur, sah den schmalen Lichtspalt und trat ins Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

GEORG GELBKE
EIN MALER DES SPORTS

Nicht, weil heute Sport Trumpf ist, malt Georg Gelbke Sportbilder. Schon auf der Dresdner Akademie waren Gelbkes Modelle badende, kugelstoßende, tauziehende Jünglinge. In diesen Lernjahren gewann er die sichere Grundlage im Erfassen der ruhenden Form. Dann lockte Paris. Impressionistische Schulung lockerte die Hand und machte das Auge treffsicher im Erhaschen des Augenblicklichen. Das Flüchtige der Erscheinungen zum Verweilen zu zwingen, ward fortan des Künstlers Hauptproblem. So führten innere Gründe zu den Sportdarstellungen. Die sehnigen und muskulösen, hart durchtrainierten Gestalten von Boxern, Ringern, Fußballern, Golfspielern, Ruderern, in Luft und Sonne gebadet, werden gemalt im Augenblick des Ausruhens, lieber noch in den mannigfachen Kampfphasen. „Abmalen" läßt sich das nicht. Dazu gehört blitzschnelles Erfassen und ein die wechselnden Eindrücke aufspeicherndes Formgedächtnis, ein nie irrendes Empfinden für den fruchtbaren Moment und die sichere Hand, die das flüchtig Erspähte und im eigenen Körpergefühl Nacherlebte festzuhalten vermag. Erstaunlich ist's, wie Gelbke schließlich das Zufällige und Zerflatternde der Kampfvorgänge zu bildmäßiger Komposition zu zwingen weiß.

A. Grafe.

Rugby-Gruppe.
Links: Handballszene.
Unten links: Moment aus einem Hockeyspiel.

Hockey-Torwart.

Reichswehr-Sportler.

Bayerische Zunft-altertümer.

Aus der Ausstellung des „Bayerischen Handwerks“ in München

Bahrtuchschild der Regensburger Fischerzunft. Goldhochstickerei von 1630.

Bahrtuchschild der Regensburger Schlosser-, Uhrmacher- und Büchsenschmiede-Zunft. (17. Jahrhundert.)

Von der Macht und der Bedeutung der Zünfte, dieser teils politisch, teils wirtschaftlich gerichteten Bündnisse der deutschen Handwerker alter Zeit, gibt eine Vorstellung ihr hartnäckiger Kampf mit den Patriziern um die soziale Vormachtstellung. Das Handwerk hat im mittleren und späteren Mittelalter und, wenigstens in beschränktem Maß, bis ins 18. Jahrhundert hinein geblüht, es hat, nachdem Deutschland ein Städteland geworden war und der Bauernstand immer mehr an Geltung und Bedeutung verloren hatte, zusammen mit dem Handel das alte Kulturbild Deutschlands bestimmt.

Wenn man durch die Bayerische Handwerks-Ausstellung, die gegenwärtig in München, in den schönen Ausstellungshallen droben auf der Theresienhöhe, stattfindet, bedachtsam schreitet und auch in die kleineren Kabinette eintritt, so sieht man sich plötzlich in einen Saal der Porträte versetzt: es sind weltberühmte deutsche Handwerker und Handwerkersöhne, eine wahrhaft stolze Phalanx des Standes, die klar und eindeutig bekundet, welch hohe sittliche und geistige Werte, wieviel Begabung und Talent der Handwerkerstand in seinen Reihen aufzuweisen hatte, welch hervorragende, über alles Maß prächtige und charaktervolle Menschen aus seinen Reihen hervorgegangen sind.

Aber noch ein anderes Zeugnis spricht für das Handwerk, für die Zunft, für die Innung: das sind die Handwerks- und Zunftaltertümer, die gleichfalls auf dieser Ausstellung, und zwar in ihren historischen Abteilungen, reich und anschaulich vertreten sind. Da stehen natürlich die alten Reichsstädte mit ihren bürgerstolzen und leistungsfähigen, wohlhabenden und kunstfreundlichen Zünften obenan, vor allem Nürnberg, das denn auch aus der Sammlung der Zunftaltertümer des Germanischen Museums die schönsten und interessantesten Beiträge zu dieser Ausstellung gegeben hat. „Verachtet mir die Meister nicht“, so scheint jedes der Handwerksaltertümer zu sprechen, und damit ist auch Hans Sachsens Name ungerufen da, der uns aus dem ergreifenden Altersbildnis des Andreas Herneisen so lebensvoll anblickt, und dessen Geist weiterlebt in der gemütvollen Flügellade der Nürnberger Meistersinger, die der Schreiner Jakob Schneider und der Maler Franz Hain im Jahre 1623 schufen. Und solcher „Laden“, der profanen Flügelaltäre der Zünfte, wie man sie benennen möchte, gibt es gar viele. Die Steinmetzen haben sich als biblische Episode den Turmbau zu Babel, die Zimmerleute die Arche und als Schutzpatron den heiligen Joseph erwählt, und so fehlt es bei diesen Gerätschaften nirgends an beziehungsreichen biblischen und weltlichen Anspielungen. Am liebsten zeigt man auf Zunftbechern in Gravierungen oder in plastischen Darstellungen, ebenso bei den Tischzeichen, die in der Zunftstube oder über dem Kneiptisch in dem Stammlokal der Zunft aufgehängt sind, die Werkzeuge, deren man sich bedient, den Hammer, das Beil, die Schere, das Bügeleisen, die Axt, das Weberschiffchen, oder die Gegenstände, deren Anfertigung Sache des betreffenden Handwerks ist; ja, man sieht sogar, wie bei dem Tischzeichen der Münchner Glaser oder der Lade der Nürnberger Schleifer, die Figuren der Werkleute selbst, im Fall des Münchener Glasers eine entzückende plastische Miniatur mit den Handwerksinsignien.

Flügellade der Nürnberger Meistersinger. (1623.)

Und groß und ernsthaft steht dann wieder neben solchen Scherzstücken der Handwerkerstand da in seinen Beziehungen zur Kirche: nicht nur die Zunftembleme auf alten Bahrtüchern, wie sie die Regensburger Handwerker zeigen, nicht nur Zunft-Vortragsstangen, die bei den Prozessionen mitgeführt wurden, sondern auch meisterhaft gestaltete, große, kunstvolle Altäre und Zunftkapellen, wie die Goldschmiedkapelle bei St. Anna in Augsburg, sprechen vom hohen Kunstsinn und von der bedeutungsvollen sozialen Stellung der alten Zünfte und des goldbodigen Handwerks.

Georg Jacob Wolf.

Links und rechts: Maruskatänzer-Figuren von Erasmus Grasser (1480) aus dem Tanzsaal der Zünfte im Münchener Rathaus. — Mitte: Zunftlade der Nürnberger Messer- und Scherenschleifer. (1578.)

Vortragsstangen der Münchener Zünfte. (Rokoko.)

Links oben:

Zunftzeichen der Drechsler-, Kamm- und Schirmmacher von Landshut. (Biedermeierzeit.)

Tuchmacher und sein Geselle bei der Arbeit. Gemälde aus der Schule des Hans Schäufelin. (Nördlingen, um 1520.)

Flügellade der Nürnberger Steinmetzen aus dem 17. Jahrhundert.

Tischzeichen der Münchener Glaserinnung. (Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Zunftzeichen aus der Ausstellung des Bayerischen Handwerks in München.

Links: Zunftstein der Metzger in Kaufbeuren. (1452.) — Mitte: Lederschuh des Bavaria-Riesenstandbilds. Meisterwerk von etwa 2 m Länge, angefertigt von der Münchener Schuhmacherzunft, 1850. Rechts: Zunftzeichen der Münchener Weber. (Anfang des 19. Jahrhunderts.)

EINE GROSS-WASSERKRAFTANLAGE IM SCHWARZWALD
DIE SCHWARZENBACH-TALSPERRE UND DAS MURGWERK

Wenn die überall sich einnistende Industrie auch manchmal einen bösen Mißton in die Stimmung des Landschaftsbildes hineingetragen hat, so ist durch die Anlage des Schwarzenbachwerks dem wundersamen Schwarzwaldzauber mit seiner märchenhaften Romantik sicherlich nichts genommen worden. Von dunklen Tannen und hohen Buchen bewacht, liegt wie ein Diamant im Sonnenglanz der weite Stausee da, groß und erhaben, von dem man sich nur schwer loszureißen vermag. Es ist meisterhaft gelungen, der äußeren Erscheinung der neuen Bauwerke die Ausdrucksform zu geben, die ihrer Größe und Bedeutung entspricht und dabei in gutem Einklang mit dem landschaftlichen Charakter des Murgtales, einer der schönsten Gegenden Badens, steht. So fand der herrliche Schwarzwaldgranit bei der Herstellung der Bauwerke in weitestem Umfange Verwendung. Der dunkel gehaltene Mauerputz wird seiner Aufgabe, den Übergang zu der ernsten und monumentalen Natur zu finden, in bestem Maße gerecht. Wohl ist durch die Errichtung des Kraftwerkes der Verlust einer landschaftlichen Schönheit zu beklagen, nämlich der „Heiligensäge", eines alten Sägewerks, dafür sind aber neue, nicht minder eindrucksvolle Werte entstanden.

Das Murgwerk, eines der größten Wasserkraft-Elektrizitätswerke Deutschlands, hat durch die unlängst vollendete Schwarzenbach-Talsperre und die zugehörige Kraftanlage eine außerordentlich wertvolle Ergänzung erfahren. Nicht weniger als 40 Städte und Gemeinden beziehen von diesem Unternehmen, dem Badenwerk, als Großabnehmer elektrische Kraft zur Belieferung weit ausgedehnter Bezirke. 120 Millionen Kilowattstunden können heute den Verbrauchskreisen zugeführt werden, was einer jährlichen Ersparnis von 9000 Eisenbahnwagen Kohlen entspricht.

Die Schwarzenbach-Talsperre, eine gewaltige Mauer von 380 Meter Länge und 67 Meter Höhe, wurde unter Verwendung neuester technischer Hilfsmittel als erste Anlage dieser Art in Gußbeton mit Felsblockeinlagen ausgeführt und in der außergewöhnlich kurzen Zeit von zwei Jahren fertiggestellt. Man bediente sich hier zum ersten Male der fahrbaren Turmdrehkrane, die bei wachsender Mauerhöhe auf besondere Fahrgerüste gestellt wurden und die zu verbauenden Felsblöcke aus dem Talgrund an die Verwendungsstelle brachten. Zwecks Gewinnung des Bausteinmaterials waren umfangreiche Sprengarbeiten erforderlich, die zum Teil mit festem Sprengstoff, zum Teil erstmalig mit flüssigem Sauerstoff, sog. Sprengluft, ausgeführt wurden. Die letztere Sprengart stellt ein gänzlich neues, bedeutend billigeres Verfahren dar, bei dem vor allem jegliche Sicherheitsmaßnahmen fortfallen, da der Sprengstoff erst an der Verwendungsstelle selbst hergestellt werden kann.

Um das Wasser der Schwarzenbach-Talsperre in das 350 Meter tiefer liegende Turbinenhaus leiten zu können, wurde tief unter der Erde durch Granitfelsen hindurch ein Tunnel getrieben. Die Seitenwände dieses unterirdischen Kanals kleidete man zur Abwehr schädlichen Wassereindrangs mit einem dicken Betonmantel aus und spritzte darauf noch eine wasserdichte Zementschicht.

Die beim Murgkraftwerk ausgenutzte Fallhöhe des Wassers ist die größte in Deutschland; ebenso stellen die Turbinen mit je 27000 PS unsere größten Wasserturbinen dar. Der im Turbinenhaus erzeugte Strom wird vom Schalthause aus durch eine 100000-Volt-Leitung in die Transformatorenstation bei Mannheim geleitet, kreuzt dann den Rhein und findet endlich Verbindung mit dem Leitungsnetz der Pfalzwerke.

Fritz Nellißen.

Oben:
Blick auf die Schwarzenbach-Talsperre

Mitte links:
Die Staumauer im Bau. Riesige fahrbare Turmdrehkrane heben die zu verbauenden Granitblöcke aus dem Talgrund auf die Mauer.

Mitte rechts:
Das Murgwerk, das Turbinenhaus der Schwarzenbach-Talsperre

Links nebenstehend:
Durch Granitfelsen getriebener Stollen, der das Stauwasser ins Turbinenhaus leitet.

Rechts nebenstehend:
Aufspritzen einer Zementschicht auf die mit Eisenstäben verstärkten Tunnelwände zur Erhöhung der Wasserdichtigkeit.

Im Oval:
Wie das Steinmaterial gewonnen wurde: Bohren der Sprenglöcher für die Aufnahme der flüssigen Sprengluft.

Ruhe und Luft als Gesundungskräfte: Auf dem Liegeplatz im Kurpark zu Kissingen. Zeichnung von Rudolf Lipus.

Jamaika, die Rum- und Bananen-Insel

Montego an der gleichnamigen Bucht.

An der Nordküste Jamaikas: Typische, direkt am Ufer sich hinziehende Automobilstraße.

Die im Norden der Karibischen See 150 km südlich von Kuba gelegene, 11 525 qkm große Insel Jamaika zählt etwa 900 000 Einwohner. Bei einer Länge von 225 km variiert sie in der Breite zwischen 28 und 60 km. Sie wurde 1494 von Kolumbus auf seiner zweiten Reise entdeckt und blieb 160 Jahre in spanischen Händen, bis die noch heutigen Besitzer, die Engländer, in der Zeit von Cromwell „captured it“.

Die heute den weitaus größten Prozentsatz der Bevölkerung bildenden Neger waren schon in der Spanierzeit als Sklaven zur Bearbeitung der Zuckerplantagen importiert worden, zumal die Urbevölkerung der Insel bereits 1558 völlig ausgerottet worden war. Auch die wertvolle Zuckerpflanze wurde erst von den Spaniern eingeführt, und noch heute sind Zucker und Rum neben Bananen die Haupthandelsartikel Jamaikas.

Jamaika und Rum sind zwei kaum zu trennende Begriffe, kein Wunder, da der auf der Insel hergestellte Rum von geradezu hervorragender Qualität ist. Nur wer die beste Qualität hier selbst probierte, hat einen Begriff von seinem hervorragenden Aroma. Dieser 75- bis 80prozentige Rum ist in Europa fast unbezahlbar und so gut wie unbekannt. An Ort und Stelle kostet eine Flasche besten Rums etwa 8 Mk., Zoll in Deutschland etwa 10 bis 12 Mk., dazu kommen noch die Versand- und Transportspesen, so daß solch „erstklassiger Rum“ kaum unter 30 Mk. je Flasche zu haben sein wird.

Nachdem das Zuckerrohr durch Walzen gepreßt und so der Saft von dem Rückstand, der „Bagasse“, getrennt ist, wird er auskristallisiert. Was nicht auskristallisiert, wird von den Kristallen gesondert und zur Vergärung gebracht. Aus der vergorenen Masse wird durch Destillation der Rum gewonnen, dessen Aroma durch flüchtige, bei der Gärung aus Trubbestandteilen der Melasse erzeugte Stoffe bedingt wird. Besonders interessant ist jedoch diese Fabrikation für uns Deutsche noch dadurch, daß nach einem jahrelangen Studium des deutschen Zuckerrübensäfte-Prozesses das westindische Verfahren nach diesem zurechtgestutzt wurde, und zwar unter Zuhilfenahme besonderer Südweinhefen und gewisser Bakterienarten, die, wie bereits erwähnt, aus den Trubanteilen, dem sog. „Dunder“, das spezifische Rumaroma erzeugen.

Die Insel Jamaika, die größte britische Besitzung in Westindien, ist außerordentlich gebirgig, und man sagt, daß Kolumbus, als er der Königin Isabella die Insel beschrieb, ein Stück Papier in die Hand nahm und es zusammenknitterte. Den Hauptgebirgszug bilden die wildromantischen „Blue Montains“ (Blaue Berge) im Osten der Insel, von denen die höchste Erhebung 2243 m hoch ist. Jamaika hat eine große Zahl von Buchten und Häfen aufzuweisen, unter denen die bekanntesten Port Antonio auf dem östlichen Ende, die herrlich gelegene Montego-Bai auf dem westlichen Ende der Nordküste sowie Old Harbour und Kingston an der Südküste sind. Der letztgenannte ist der schönste Hafen Westindiens.

Unter den geernteten Früchten steht die Banane jährlich mit 15 bis 18 Millionen ausgeführten Bunches (Fruchttrauben), die hauptsächlich nach den Vereinigten

Blick auf die Kingstreet, die Hauptverkehrsstraße in Kingston.

An der Quelle des so vielbegehrten Jamaika-Rums: Destillation mit großen Lagerfässern.

Aufbereiten von Sisalhanf.
Aus der Sisalagave gewonnen, liefern diese Fasern ein festes Tauwerk.

Staaten von Amerika verschifft werden, an erster Stelle. Die nächstwichtige Frucht ist die Apfelsine mit einer jährlichen Ausfuhr von etwa 120000 bis 150000 Kisten. Dazu kommen noch einige 30 Millionen Kokusnüsse, große Mengen Grape Fruits, Zitronen, Kolanüsse und viele andere Früchte.

Einer ganz besonderen Berühmtheit in der ganzen Welt erfreut sich auch der sog. „weiße Jamaika-Ingwer", der im Preise um 50 Proz. über allen anderen Ingwersorten steht. Kein Wunder, daß auch die daraus hergestellte Ingwer-Konserve reißenden Absatz findet. Der als knotiger Wurzelstock wachsende Ingwer wird, ähnlich wie die Kartoffel, durch den Wurzelstock fortgepflanzt, zu welchem Zweck dieser in kleine Stücke geschnitten wird. Sehr stark angebaut wird auch seit einiger Zeit die Sisalagave, aus deren fleischigen Blättern die außerordentlich feste Sisalfaser gewonnen wird, die bei der Herstellung von erstklassigem Tauwerk eine große Rolle spielt.

Das Klima auf der Insel ist sehr verschieden und variiert zwischen 3° bis zu 30° C, wobei die Temperatur im Gebirge, besonders in tropischen Winternächten oft auf —10° und darunter fällt. Ich war anfangs sehr erstaunt, in den Blue Mountains allenthalben Öfen zu finden, deren Zweckmäßigkeit ich jedoch sehr bald erkannte.

Interessant ist es, daß das britische Gouvernement das in Kingston garnisonierte sogenannte westindische Regiment, das mit Ausnahme der englischen Offiziere aus Negern besteht, auflöst, um dieses durch weitere 1000 englische Soldaten zu ersetzen. Ob England das schwarze Regiment, das sich im Kriege nicht besonders ausgezeichnet haben soll und daher als Arbeitsbataillon in Ägypten Verwendung finden mußte, nur auflöst, um Geld zu sparen, oder ob es sich in dieser Kolonie nicht mehr sicher fühlt, konnte ich leider nicht erfahren. Immerhin hat die Auflösung unter den alten „schwarzen Kriegern" viel böses Blut gemacht, denn für jeden einzelnen ist es schwer, anderweit zivile Beschäftigung zu finden, da nur die wenigsten Arbeitgeber gesonnen sind, diese arroganten Burschen einzustellen. Nach dem, was ich hier gesehen und erlebt habe, möchte ich eigentlich das letztere, Englands Befürchtungen, annehmen, um so mehr, als hier oft genug von den Engländern „Saturday afternoon riots" genannte kleinere Aufstände unterdrückt werden mußten. —

Text und Abbildungen von Franz Otto Koch, Berlin.

Links: Bearbeitungsstätte des Ingwers, der zweiten „Berühmtheit" Jamaikas nach dem Rum: Schälen der Ingwerwurzeln. — **In der Mitte:** Bei Lacovia: Ganz von Bambus beschattete Automobilstraße. — **Rechts:** Eine typische Erscheinung in einigen Teilen Jamaikas: Rattenfänger von St. Ann mit den eigenartigen, aus Bambusröhren hergestellten Fallen.

DER TAUSCH

★ NOVELLE VON HANS BETHGE ★

Sie war schlank und schmächtig, ihr Gang glich dem Gang des Rehes. Lugte sie in die Ferne, so dehnte sie den Hals auf eine gleitende Art. Ihre Arme waren fein und wogend; sie war wie ein wehender Zweig.

Antonie wanderte den Strand entlang. Ihr blondes Haar war gelöst; eine gewellte Fahne, flatterte es ihr den Rücken hinab. Die Sonne lag schimmernd darauf, es glänzte goldgelb, gleich sommerlichem Korn. Antonie sah aufs Meer, wo ein paar Segel glitten, rot beschienen von der Sonne des sinkenden Nachmittags.

Ihr Gesicht war nicht froh, sie blickte ernst und ruhig in die Ferne. Nun blieb sie stehen, sah einigen Möwen zu, die sich elegant durch die Luft wiegten, dann wendete sie um und schritt langsam dem Badestrand entgegen, von dem her sie gekommen war, und der sich fern mit bunten flatternden Fähnchen vor einer Wand dunklen Buchenwaldes abhob.

Ein feiner Wind legte sich gegen sie und drückte das weiße Kleid an ihre Glieder. Sie schritt hoch aufgerichtet, wehend, schmiegsam, mit frischen Wangen und gedämpftem Blick. Ihr Verlobter hatte versprochen, ihr am Strande entgegenzukommen. War dort vorn, hart am Wasser, seine Gestalt nicht schon zu erkennen? Ja, er war es. Sie reckte den Hals und äugte scharf durch die Luft. Das war sein Gang, das war das weiße Beinkleid und die kanariengelbe Wolljacke, das war Alfred! Nun hob er den Arm und winkte. Sie tat das gleiche, mit gemessener Bewegung, ein Lächeln um den feinen Mund. Dann kamen sie einander näher, winkten zuweilen, und nun standen sie voreinander und begrüßten sich. Er küßte ihre Hand, lachte und strich sein helles Haar zurück, in dem der Wind wühlte. Hierauf legte er seinen Arm in ihren, und nun wanderten sie und plauderten. Die Bewegungen seiner langen Glieder hatten etwas Schlenkriges, etwas von der täppischen Art junger Hunde; er war erst Anfang zwanzig. Antonie war einige Jahre älter als er.

Alfred erzählte, daß er soeben einen Brief von seinem Vater erhalten habe. Dieser würde am nächsten Abend mit dem Dampfer ankommen, um auf etwa vierzehn Tage von seiner anstrengenden Arbeit in der Großstadt auszuspannen. Er selbst, Alfred, gebe nun seinem Aufenthalt einige Tage zu, um mit Braut und Vater zusammen noch ein paar sonnige Ausflüge und Wasserfahrten zu unternehmen und dann endlich wieder zu seinen Arbeiten auf der süddeutschen Hochschule zurückzukehren.

Als die beiden sich dem Strande des Bades genähert hatten, dämmerte es. Sie schritten die lange Kurpromenade hinunter. Hier und da saßen Menschen plaudernd auf den Bänken oder wandelten in den von Rosen durchblühten Vorgärten der Villen — der große Strom der Gäste freilich war schon in die Städte zurückgeebbt, denn es war Anfang September.

Antonie und Alfred steuerten mit frischem Gang der Terrasse eines weißen Hotels zu, schritten die breite Treppe hinauf und traten in die Glasveranda, wo schon einige Leute an den weißgedeckten Tischen saßen, und wo sie selbst ihren gewohnten Platz vor der großen Glasscheibe einnahmen, mit dem Blick auf die Weite der See.

„Sieh," sagte Antonie hinausweisend, „wie herrlich!"

Die Sonne glitt gerade hinunter: eine riesige, orangefarbene Frucht an einem ganz kühlen, seidigen, stahlblauen Himmel. Eine schmale orangefarbene Bahn lief von der Sonne mit zahllosen flimmernden Klecksen bis vorn an den Strand, und auch hier, auf dem feuchten, wellenbespülten Sande schimmerte es noch orangefarben. Seeschwalben sausten hin und her, seltsam ruhelos, als rege der Sonnenuntergang sie auf. Draußen zog ein Dampfer seine Bahn, weiß, mit einigen hohen, schwarz in den Himmelsglanz ragenden Masten und eine zerwehende Rauchfahne hinter sich.

„Der Himmel ist schon herbstlich," sagte Antonie, „obwohl wir noch so sommerliche Tage haben."

„Ja," meinte Alfred, „bald wird es Herbst sein. Ich bin froh, daß Vater sich entschlossen hat, noch eine Weile herzukommen. Ihm tut ein Ausruhen not. Wir wollen Segelfahrten machen. Vater ist ein guter Segler."

Das Abendessen kam. Sie schmausten mit gutem Appetit, während draußen die Sonne unter den Horizont hinabsank und nur ein von Augenblick zu Augenblick sich verschiebendes, phantastisches Farbenspiel vom ernstesten Glutrot bis zum lieblichsten Rosa den Himmel überflutete.

Ein paarmal schob Alfred seine Hand hinüber und legte sie fest zugreifend auf die Antoniens und lachte sie dabei an, fröhlich, herzhaft, gerade und unbekümmert.

Ein Knabe, dachte sie mit einem kleinen Lächeln, ein langer, kindhafter Knabe. Ich komme mir vor, als wäre ich seine Mutter.

Ja, Alfred hatte ein Lachen wie ein Kind. Er zeigte den breiten Zaun seiner weißen Zähne dabei, und auch die unbefangene Art, wie er den Oberkörper reckte, wenn er hinaussah, und das zeitweilige, abgehackte Heben und Senken der Schultern hatten etwas Knabenhaftes.

Antonie aber hatte nichts mehr vom Kinde, und ihre schönen, schmalen, ziemlich großen Hände, an deren edel sich regenden Fingern kein schmückender Ring zu sehen war, schienen schon die Hände einer jungen Frau zu sein.

Nach dem Essen steckte er sich eine Zigarette an, half ihr in die himbeerfarbene Seidenjacke. Dann schlenderten sie Arm in Arm die Kurpromenade hinab durch die beginnende Dunkelheit, und ziemlich weit draußen, wo die Villen schon aufhörten, setzten sie sich auf eine einsame Bank. Er legte den Arm um sie, und nun erzählte er lachend allerlei von dem Treiben auf der Hochschule, das sie wenig interessierte, aber auch von seinen Zukunftsplänen. Sie hielt dabei seine große, derbe Hand, und ein paar Krähen riefen zuweilen unmelodisch hinter ihnen in den Fichten.

Nachher wanderten sie gemächlich zurück; sie wohnte in dem weißen Hotel, er in einem dazugehörigen Hause nebenan. Beim Abschied nahm er sie übermütig in den Arm, schleuderte sie einmal wirbelnd um sich herum, lachte ausgelassen und küßte sie. Dann ging jedes in sein Zimmer hinauf.

Antonie lehnte noch eine Weile am Fenster und sah sinnend in den besternten Abendhimmel. Endlich legte sie sich nieder. Vor dem Einschlafen meinte sie, noch einmal die Gestalt ihres Verlobten vor sich zu sehen, groß, sehnig, mit Armen wie Mühlenflügel, lachend und mit unbekümmertem Blick.

Merkwürdig, dachte sie, ich komme mir immer uralt vor neben ihm.

*

Am nächsten Vormittag ruderten sie. Die See war fast still, sie hatten ein schmales Boot genommen und trieben die Küste entlang. Er saß vor ihr, sehnig und hoch, und legte sich mit aller Macht in die Riemen. Er pflegte alles, was er unternahm, mit Hergabe seiner ganzen Kräfte zu tun, verschwenderisch, wie nur die Jugend ist. Sein Kopf flog lugend hin und her, gleich dem Kopf eines Vogels, bald die Küste, bald das Meer, bald den Aufschlag der Ruder prüfend. Einmal drehte er sich hastig zu Antonie um. „Wir sausen," sagte er glücklich, „es ist himmlisch!" —

Das Dampfschiff, mit dem Alfreds Vater kommen wollte, pflegte abends gegen sechs Uhr einzutreffen. Die Verlobten schlenderten die Landungsbrücke hinaus, da bog das Fahrzeug schon um die Ecke der waldbesetzten Landzunge und hielt auf die Brücke zu. Ein stattliches, schnell fahrendes Schiff, nur wenige Menschen an Bord. Antonie und Alfred lehnten am Geländer der Brücke und spähten aus. Jetzt kam das Wehen eines weißen Tuches von der Spitze des Bugs; Alfreds Vater schwang es. Ein lebhaftes Grüßen durch die Luft hub an, bis sich der Dampfer mit der Breitseite an die Brücke legte.

Der Ankommende sah müde aus, doch war er froher Stimmung, und seine großen, klugen Augen hatten einen lebhaften Glanz. Nachdem man einander begrüßt und das Gepäck einem Diener übergeben hatte, ging man die Brücke hinunter, drei große, blonde, schöne, aufrecht schreitende Menschen, in angeregtem Gespräch.

„Du siehst gut aus," sagte der Vater zu Antonie, „so braun, so schwebend, so leichten Schritts. Ich bin etwas abgearbeitet und freue mich auf die paar Tage der Muße. Wir wollen heiter und sorglos sein."

Zum Abendessen spendete der Vater eine Pfirsichbowle. Er trank auf das Wohl des jungen Paares, er trank auf die Zukunft und das Glück. Antonie hatte ein lichtgrünes Gewand an, das ihr bezaubernd stand. Der Vater war bei bester Laune. Es war etwas Sprühendes in seiner Unterhaltung, und dabei waren doch immer der klare Ernst und das gleichsam durchleuchtete innere Maß seines Daseins zu erkennen.

Antonie dachte: Ob Alfred auch einmal werden wird wie er? Ich glaube es nicht. Sicherlich wird er nie so weltgewandt sein und von so maßvollem, gefestigtem Wesen.

Nach der Bowle trat man auf die Terrasse und sah aufs Meer. Die Herren rauchten Zigarren, die in der Dunkelheit aufleuchteten. Es war frische Luft, es wehte ein wenig. Die Sichel des Mondes hing groß und silbern seitwärts über dem Wald.

„Morgen werden wir Westwind haben," sagte der Vater, „guten Segelwind, der uns hinaustragen soll mit üppig geschwellten Segeln. Und nun gute Nacht — und auf morgen!"

Sein Zimmer lag neben dem Alfreds im Nachbarhaus. Er begab sich sofort zur Ruhe. Das Brautpaar ging noch für einen Augenblick an den Strand hinab und setzte sich in einen Strandkorb, hart am Wasser.

„Dein Vater ist herrlich," sagte Antonie, „immer wieder bewundere ich ihn. Er ist so schlicht und so warm, so vornehm und gütig. So solltest du auch einmal werden."

MÄDCHEN MIT ROSE
AQUARELL VON KURT VOSS

Vorfrühling. Nach einer Radierung von Wolfgang Breuer.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags Otto Gustav Zehrfeld A.-G., Leipzig)

Alfred lachte.

„Du schwärmst ja, Antonie," sagte er, „fast könnte ich eifersüchtig werden."

„Vielleicht hast du ein wenig Grund dazu", entgegnete sie und lächelte, indem sie seine Hand nahm, auf die sie hinabsah.

„Deine Hände hast du von ihm," sagte sie, „nur daß deine Hände größer sind als seine."

Nun neigte sie sich und küßte flüchtig seine Hand.

Dann sagte sie ernst:

„Komm, wir wollen ruhen."

Vor dem Schlafengehen stand sie wieder am Fensterkreuz und sah in die Nacht, in einem Gefühl der Einsamkeit.

Ja, dachte sie, neben dem Sohn komme ich mir alt vor wie eine Mutter — aber neben dem Vater spüre ich die ganze Frische meiner Jugend.

*

Und nun kamen ein paar sonnige, meeresfrische, ganz ausgefüllte Septembertage.

Sie stachen mit vollen Segeln in See, auf einer schlanken Jolle. Alfred bediente die Segel, und der Vater saß am Steuerruder, die kurze Pfeife im Munde. Antonie dehnte sich lässig auf der Bank, sah den beiden zu und stellte im stillen Vergleiche an. Man fuhr weit hinaus. Es war dem Vater anzusehen, wie selig er war, sich in Wind und Weite tummeln zu dürfen. Sein Auge war klar, Behagen klang aus seiner Stimme; mitunter reckte er sich, als wolle er die salzige Seeluft tief in seine Lungen lassen.

Man landete in einem anderen Seebad. Nachdem man das Essen genommen hatte, ruhte man zwanglos auf den sonnigen Dünen, und während der Heimfahrt mußte man kreuzen, denn der Wind hatte abgeflaut. Es wurde Abend, ehe man heimkam.

Der Vater sprang elastisch aus dem Boot und reichte Antonie die Hand.

„War's schön?" fragte er.

„Das sind die schönsten Tage", sagte sie heiter und dachte: Der Griff seiner Hand ist knapp und energisch; Alfred gibt länger die Hand — aber man fühlt sie nicht so! —

Auch ins Innere des Landes schwärmte man aus. Man nahm einen Wagen in ein benachbartes Dorf, sah den smaragdenen Bodden zwischen den alten Buchen glänzen, lagerte an Waldrändern und saß in den Lauben der Wirtsgärten bei Tee und Abendbrot.

Und dann kam die Stunde, wo Alfred reisen mußte. Das Frühschiff nahm ihn auf. Antonie reichte ihm zwei weiße Rosen zum Abschied. Er umarmte sie, fuhr ihr übers Haar und sprach:

„Leb' wohl, Antonie. Ich verlasse dich mit zagendem Herzen — es ist so endlos lange bis Weihnachten..."

Als das Schiff um die Ecke der Landzunge bog, meinte Antonie, etwas Gewesenes aus ihrem Dasein für immer entschwinden zu sehen, doch war sie nicht unglücklich darüber.

*

In der Abenddämmerung saßen Antonie und Alfreds Vater auf einer weißen, aus Birkenästen gezimmerten Bank, die auf der hohen Küste stand, am Waldrand, mit dem Blick auf das unermeßliche Wasser. Sie waren in den Wäldern herumgestreift, nun ruhten sie. Jedes hielt einen mächtigen Strauß Farren und Blumen im Schoß. Schweigend sahen sie lange in die wogende Unendlichkeit. Dann sprach der Vater: „Antonie, ich muß dir etwas sagen. Ich glaube dein Wesen verändert zu finden gegen den Sommer. Vor allem glaube ich, daß deine Beziehungen zu Alfred sich gewandelt haben. Oder täusche ich mich? Ich habe das Gefühl, daß du ihm nicht mehr so nahe bist wie einst. Sag' mir doch ehrlich, wie stehst du zu ihm?"

„Äußerlich gut," sagte sie, „aber innerlich schlecht. Ich weiß, er hat ein goldenes Herz, aber ich weiß jetzt auch, der Rhythmus seines Daseins ist anders als der meine. Ich fühle, daß er zu jung für mich ist. Ich glaube, ich kann seine Frau nicht werden..."

Ein Schweigen folgte, inhaltsschwer. Antonie lauschte ängstlich, was der Vater erwidern würde. Endlich sprach er langsam:

„Ich verstehe dich, Antonie. Du sagst nur, was ich selbst schon längst empfunden habe, und was ich kommen sah. Alfred ist nicht der Begleiter, den du für dieses Dasein brauchst."

Nun war wieder ein Schweigen, dann nahm er ihren Arm in seine Hand und sagte: „Du hast einen schönen Arm, Antonie, rotes Blut rinnt unter seiner Haut — und wie schmal ist dein Handgelenk!"

Sie sah mit einem schnellen, verwirrten Seitenblick zu ihm empor. Eine rote Welle schlug an ihr Herz, sie ließ ihm den Arm.

Nun ergriff er ihre Hand, führte sie an die Lippen, und dann schmiegte er seine eigenen Hände warm um sie herum wie um einen kleinen zitternden Vogel.

„Willst du m e i n e Frau werden, Antonie?" fragte er ernst.

„Ja, ja, ja," sagte sie leise, aber schnell, beinahe überstürzend, „das will ich!"

Nun legte er den Arm um sie, und sie lehnte das Haupt an seine Brust. So saßen sie, schwiegen lange und sahen aufs dunkelnde Meer.

„Wie schön — und wie warm!" sagte er einmal leise.

Sie fuhr streichelnd mit der Hand über seine Schulter, dann sprach sie mit einem seligen Lächeln:

„Jetzt weiß ich, daß ich glücklich bin."

Der Abendumhang

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Rechts nebenstehend: Die Schauspielerin Marga Bernard in einem Abendumhang aus schwarzem Velourschiffon und weißem Kanin. Der Umhang kann rechts und links getragen werden. (Modell: Josef Toch, Wien.)

Schwarzes Velourscape mit Volants zu Goldlamékleid mit schwarzem Velourschiffonansatz. Der gerillte Hermelinkragen zeigt die Stuartform. Trägerin: Bella Herzog. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.)

Umhang aus ziegelrotem Samt mit Goldstickerei sowie Goldlaméansatz und Goldmanschetten. Dazu weißer Fuchskragen. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl.)

Links nebenstehend: Die Filmschauspielerin Esther Ellinor in korallenfarbenem Samtmantel mit Marderimitationsbesatz. Besonders große Manschetten. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl.)

Goldlamécape mit echtem Zobelkragen und Zobelstreifchen, getragen von Marga Bernard. (Modell: Josef Toch.)

(SÄMTLICHE AUFNAHMEN VON KITTY HOFFMANN, WIEN.)

Von der Rohrdommel, dem Schilf-Schratt.

Mit Naturaufnahmen des Verfaſſers Paul Bernhardt.

Brütende Rohrdommel.

Neſt mit Eiern und eben ausgeſchlüpften Jungen.

Wenn Anfang April die Frühlingsſonne neue Schilfhalme wie grüne Dolchſpitzen durch das gelbe, vorjährige Röhricht treibt, dann zieht es mich hinaus ins Teichgebiet, dorthin, wo das Rohr nicht geſchnitten wird. Überall iſt neues Leben. Über mir meckert die Himmelsziege und wuchtelt der Kiebitz. Rotſchenkel und Regenpfeifer trippeln am Ufer. Auf der Waſſerfläche treiben die Wildenten und jagen ſich die Waſſerhühner. Das iſt überall ein Trüdeln — Quarren — Quäkern und Rufen! Frühlingszeit iſt Liebeszeit. Doch alles das ſtört mich heute nicht. Mein Augenmerk iſt auf den Schilfwald gerichtet. Mitten aus dem großen Röhricht, wo Schilf, Rohr und Binſen faſt undurchdringliche Beſtände bilden, ertönt eine unheimliche Stimme, die der Teich ſeit vielen Jahren ſchon nicht mehr gehört. Ü prump, ü prump — ruft es dumpf und voll. Ich ſtelle mit Freuden feſt: die große Rohrdommel (Botaurus stellaris) hält ſich im Teichgebiet auf und ſucht mit dem eigenartigen Brüllen ein Weibchen.

Da überkommt mich die Luſt, dem geheimnisvollen Vogel nachzuſpüren. Die Füße durch altes Schuhwerk geſchützt, ſteige ich ins dichte Röhricht und komme nur mit großer Mühe vorwärts. Weich und trügeriſch iſt der Boden — jetzt ſaugt ſich der eine Fuß feſt — faſt bis zum Leib ſtehe ich im kühlen Naß. Das ſcharfe Schilf ſchneidet, und übel riecht das ſchlammige Waſſer. Immer dichter wird das Dickicht und größer die Anſtrengung — ich komme kaum weiter und verſchnaufe. Da ruft die Dommel ganz in meiner Nähe. Deutlich höre ich den Vorſchlag „üp, üp“. Bis ſiebenmal zähle ich das Einziehen der Luft, dann ertönt das volle, dumpfe „Prump“. Wenn ich aber meinte, das „Prump“ müßte in ſo naher Entfernung furchtbar dröhnen, da hatte ich mich ſchwer getäuſcht. Es klingt, als wäre der Vogel 100 m von mir entfernt. Das iſt das Eigenartige am Rohrdommelruf, daß er im Beſtimmen der Entfernung ſo ſehr irreführt. Zu Geſicht bekomme ich trotz aller Mühe heute die Moorkuh nicht. Geſchickt entzieht ſie ſich meinen Blicken.

Anfang Mai hört man die Rohrdommel im Gebiet immer noch. Jetzt ruft ſie an warmen Abenden beſonders lebhaft. Der zünftige Ornithologe weiß nun beſtimmt, daß die Liebeswerbungen von Erfolg geweſen ſind. Auch am Tage ruft die Dommel in Abſtänden von 10 Minuten. Das Paar muß ſchon zur Brut geſchritten ſein. Wieder mache ich mich auf zur Schilfwanderung, um das Neſt aufzufinden. Heute iſt ein Glückstag für mich. Noch keine halbe Stunde bin ich im Röhricht, kaum knietief im Waſſer, da geht kurz vor mir aus dem Rohrwald ein großer gelbbrauner Vogel mit dolchähnlichem Schnabel und grünlichen Ständern ſchwerfällig hoch. Das Rohrdommelweibchen. Kaum 100 m weit fällt es im Schilf ein. Nur wenige Schritte noch, und ich ſtehe voll Forſcherfreude vor dem Neſt. Zwiſchen Schilfhalmen und Binſen hat der Vogel Rohrſtengel kreuz und quer zu einem 15 cm hohen und 40 cm breiten Horſt aufeinandergeſchichtet. Fünf grauweiße, ſtumpfe Eier liegen ohne jede Unterlage im Neſt.

Acht Tage ſpäter bin ich wieder auf dem Wege zum Neſt. Genau weiß ich die Stelle. Langſam pirſche ich die letzten 10 m, die Schilfhalme vorſichtig mit den Händen auseinanderbiegend. Nichts regt ſich. Keine Rohrdommel fliegt auf. Schon glaube ich, die Nebelkrähe, die Geißel des Schilfwaldes, habe das Neſt geplündert. Immer weiter dringe ich vorwärts. Schon habe ich mich bis auf faſt 4 m genähert und ſehe nichts von den Eiern. Da entdecke ich das Weibchen ſelbſt. Es ſitzt unbeweglich auf dem Neſt und hat den langen braungeſtreiften Hals wie einen Pfahl kerzengerade in die Höhe gehoben. Eine eigenartige, aber ſehr zweckmäßige Stellung. In dem Gewirr von gelben und grünen Rohrſtengeln, von Licht- und Schattenſtreifen des dichten Röhrichts verſchwindet der Vogel mit dem fahlgelben, gefleckten Gefieder faſt völlig. Selbſt das geſchulte Auge des Kenners wird auf eine harte Probe geſtellt. Noch immer verharrt die Dommel in ihrer Pfahlſtellung. Starr und unheimlich funkeln die großen Augen mit der gelben Iris. Ich wage mich näher heran — faſt kann ich den Vogel greifen — und frage mich nicht ganz ohne Angſt: Was wird nun werden? Da erhebt ſich das Weibchen ſchwerfällig vom Neſt und fällt bald wieder ein. Jetzt weiß ich auch, warum es ſo lange aushielt. Zwei Junge ſind vor ganz kurzer Zeit dem Ei entſchlüpft und liegen hilflos im Neſt. Abſonderliche Weſen, ſchön ſehen ſie in ihrem braunroten Dunenkleid nicht aus. Der Kopf ſcheint nur aus zwei großen Augen zu beſtehen. Die Alte iſt ganz in der Nähe des Neſtes. Sehen kann ich ſie nicht; aber ganz deutlich vernehme ich den ſchauerlichen Schrecklaut, bald rechts, bald links von mir. Ich entferne mich, um den Vogel nicht zu vergrämen.

Lange läßt mir die Moorkuh keine Ruhe. Das Jagdfieber des Kamerajägers packt mich. Die Rohrdommel muß im Lichtbild und im Film feſtgehalten werden! Schon am nächſten Morgen iſt mein treues Zelt im dichten Schilfwald gut verſteckt aufgebaut. Drinnen ſtehe ich bis über die Knie im Waſſer, die Apparate fertig neben mir, und ſpähe unverwandt durch den Ausguck nach dem Rohrdommelneſt. Die beiden Jungen heben ab und zu das Köpfchen. Ruhe iſt um mich her. Ich achte auf jedes Geräuſch. Die Rohrſtengel bewegt der Wind. Dort klettert eine Rohrdroſſel im Schilf und ſchreckt, als ſie ganz nahe am Zelt erſcheint. Hinter mir rufen die Bläßhühner. Immer ſtarre ich nach dem einen Punkt, ohne mich zu rühren. Die Glieder ſchmerzen. Jetzt muß ich mir den Schweiß von der Stirn wiſchen. Da bewegen ſich die Halme hinter dem Neſt. War es nur der Wind oder ein Teichrohrſänger? Faſt ſchmerzt mir das Auge vom dauernden Hinſehen. Nichts iſt zu erblicken. Doch — dort ſteht der bekannte Pfahl mit den eigenartigen Augen und dem ſpitzen Dolchſchnabel unbeweglich zwiſchen den Schilfſtengeln. Sterngucker (stellaris) heißt die Rohrdommel im Lateiniſchen. Jetzt bewegt ſich der Pfahl — kommt näher — bleibt wieder ſtehen. Ein eigenartiges Bild. Die Dommel iſt ganz in der Nähe des Neſtes. Da heißt es, Ruhe bewahren. Sie zieht den Hals ein, erſcheint kleiner und plumper und kommt vorſichtig auf das Neſt zu. Die Jungen melden ſich. Mehrmals hält das Weibchen inne und ſichert mit langgeſtrecktem Halſe. Dann holt es breit aus, greift mit den langen Zehen die Schilfhalme und erſcheint breitbeinig am Neſt. Im Waſſer läuft die Rohrdommel nicht, das kann ich deutlich ſehen. Nochmals ſchiebt ſie Kopf und Hals weit nach vorn und zeigt im Sonnenlicht ſchön die dunkle Kopfplatte. Sie hat alle Scheu überwunden, läßt ſich mit geſpreizten Flügeln vorſichtig auf das Neſt nieder, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Flügel die Jungen und die Eier zurechtrückend. Mit dem Schnabel ſchiebt ſie das letzte Ei unter das Gefieder und bleibt ruhig ſitzen. Groß iſt meine Freude; ich achte nicht des kühlen Waſſers und der Blutegel, die mich inzwiſchen „zur Ader laſſen“. Weidmannsheil iſt mir beſchieden. Heute verlaſſe ich das Gebiet mit reicher Beute und dem ſchönen Gefühl, daß Mutter Natur dem Naturfreund auch im Zeitalter der „Überziviliſation“ noch herrliche Stunden reiner Freude beſchert.

Öfters bin ich noch draußen bei meinen Pflegebefohlenen, ſehe die Jungen heranwachſen, wie ſie beim Näherkommen die Pfahlſtellung einnehmen und mit wohlgezielten Schnabelhieben ſich des Eindringlings erwehren. Zu ulkig ſehen die kleinen Kerle in ihrem rotbraunen Dunenkleide, mit den ſpitzen Schnäbeln und den grünlichen Ständern mit den langen Zehen aus. Die reinen Sumpfteufel! Nach drei Wochen iſt mit den flüggen Jungen nicht zu ſpaßen. Ihre Angriffe werden jetzt ſchon ernſthaft.

Seit Juli ruft das Männchen nicht mehr. Bei einer Entenjagd Ende Auguſt gehen die erwachſenen Jungen hoch. Der Jagdeigentümer, ein wirklicher Weidmann und Naturfreund, ſetzt die Büchſe ab und freut ſich über die eigenartigen Geſtalten. Erſt im September verlaſſen die Rohrdommeln das Gebiet, ſtreichen einzeln noch umher und verbringen den Winter in wärmeren Gegenden. Im Frühjahr kehren ſie ins Brutgebiet zurück, wie mir Ringverſuche gezeigt haben.

Neſtflüchtig: Junge Zwergrohrdommel am Schilfhalm. — Im Oval: Rohrdommeljunge in ihrer charakteriſtiſchen Kopfhaltung.

Vor drohender Gefahr: Junge flügge Rohrdommel in Abwehrſtellung.

Johanniter-Städte auf Rhodos.

(Hierzu ein Beitrag auf Seite 366)

Oben links: Die Wohnhäuser der 1308—1522 die Insel Rhodos beherrschenden Johanniterritter an der Ritterstraße in der Stadt Rhodos.

Oben rechts: Das St.-Katharinen-Tor in Rhodos.

Mitte links: Charakteristischer Häuserwinkel in Lindos.

Mitte rechts: An der Küste von Rhodos: Die Autostraße von Rhodos nach Trianta.

Unten links: Blick auf Lindos mit der das Stadtbild beherrschenden Ritterburg

Unten rechts: Aufgang zum Eingangstor der Johanniterburg in Lindos.

Wissen und Leben

Johanniterstädte auf Rhodos. (Hierzu die Bildertafel auf S. 365.) Gegenüber dem großen Interesse, das man der Insel Malta, welche die Spätzeit des Johanniterordens sah, entgegenbringt, ist die weiter ab vom Zentrum europäischen Lebens gelegene Insel Rhodos, auf der sich die Glanzzeit des Johanniterordens abspielte, ein wenig vernachlässigt worden. Mehr als zwei Jahrhunderte lang (1308 bis 1522) hat der Johanniterorden die Insel beherrscht und ihr seinen architektonischen Charakter aufgeprägt. Noch heute stehen in der Hauptstadt Rhodos unversehrt die gewaltigen Festungsmauern der Stadt, wichtigstes Bollwerk des Abendlandes gegen das Morgenland, das berühmte Ritterhospital und die einzigartige Straße mit den Wohnhäusern der Ritter verschiedenster Nationalität. Die Italiener, die 1912 während des Tripoliskrieges Rhodos und die elf anderen Inseln des Dodekanes besetzten und sie im Frieden von Lausanne zugesprochen erhielten, haben Anerkennenswertes geleistet, um die einzigartigen Bauwerke der Johanniterzeit vor Verfall zu schützen und gelegentlich auch taktvoll zu restaurieren. Sie haben ferner die neuen Gebäude der Stadt mit erfreulichem Stilgefühl ihrem alten baulichen Charakter angepaßt. So zeigt das mauernumgürtete Rhodos auch heute noch ein in sich geschlossenes mittelalterliches Städtebild von besonderem Reiz. Das im früheren Ritterhospital errichtete Museum bietet in übersichtlicher und geschmackvoller Anordnung nicht nur Funde des Mittelalters, sondern auch Kunstwerke antiker Zeit, in der sowohl Rhodos als auch vor allem das an der Südostküste gelegene Lindos Städte von hoher kultureller und wirtschaftlicher Bedeutung waren. Schließlich weist auch noch das Türkenviertel von Rhodos charakteristische Bauten, malerische Plätze und Gassen auf. Der interessanteste Ort auf der Insel Rhodos ist Lindos an der Südostküste. Schon von der Autostraße aus macht es einen sonderbar unwirklichen Eindruck: See und Fels und die wie ein Naturgebilde aus dem Felsenberg herauswachsende Ritterburg schaffen die ideale Landschaft für den Schauplatz einer Wagnerschen Oper. Von der breiten Hafenbucht führt ein schmaler, mit mittelalterlichen Steinplatten ausgelegter Weg aufwärts zu Stadt und Burg: man sieht unwillkürlich Tristans Segel hier wehen, rüstige Männer in schweren Panzern gemessenen Schrittes den schmalen Pfad emporsteigen. Das ist eine Landschaft, um drin zu träumen, rein und klar die Konturen und Farben und doch mythisches Geheimnis in der Monumentalität der Formen, im rotbraunen Glanze der Felsen, in der saphirenen Unergründlichkeit der See. An der großen Platane am Eingang des Ortes muß man das Auto verlassen; die winkligen Straßen mit den vorspringenden Häuserfronten geben nur Fußgängern und Reitern Raum. Eine Wanderung durch das Städtchen überrascht durch immer neue künstlerische Offenbarungen, die doch alle im Rahmen eines einheitlichen Kunstempfindens stehen, hat doch auch, nachdem die Insel unter türkische Herrschaft kam, der monumentale Stil der Ritterzeit in Lindos noch jahrhundertelang nachgewirkt. Die Vermischung gotischer, byzantinischer und arabischer Ornamente gibt den strengen Fassaden der Häuser ein warmes Leben, und das Hausinnere gewinnt seine kultivierte Atmosphäre durch die feinen einheimischen Stickereien und die zart abgetönten Glasuren der im 16. und 17. Jahrhundert hier in höchster Blüte stehenden Töpferwaren. — Beachtlich ist auch die große Marienkirche, ein gotischer Bau aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, der wertvolle Bilder und Fresken des 16. bis 18. Jahrhunderts enthält, in denen sich das zunehmende Zurückgedrängtwerden des abendländischen Stilgefühls durch die Einflüsse byzantinischen Kunstempfindens anschaulich dartut. Unsere Blicke wenden sich aufwärts zu dem Wahrzeichen von Lindos, seiner alten Burg, deren felsige Masse Land und Meer beherrscht, und deren Geschichte bis ins frühe griechische Heldenzeitalter zurückreicht — in der mächtigen Johanniterburg fand die dänische archäologische Mission, die zwischen 1902 und 1912 hier umfangreiche Grabungen vornahm, wertvolle Reste aus byzantinischer, hellenistischer, hellenischer und mykenischer Zeit. Spätestens im 7. Jahrhundert v. Chr. entstand auf der Burg das Heiligtum der lindischen Athene, das noch lange eine der wichtigsten Kultstätten Griechenlands blieb. Den einzigen Zugang zur Burg bildete die abschüssige Bergwand auf der dem Orte zugekehrten Nordseite; die anderen Flanken des Burgbergs sind nackter Fels, fast senkrecht aus dem Meer emporsteigend. So ausgiebig hat hier Natur für Trutz und Schutz dieses Herrensitzes gesorgt. Steigt man, vorbei an der großartigen, in natürlicher Größe in den Stein gemeißelten Reliefdarstellung — sie soll aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert stammen — die zahlreichen Treppen empor zu dem noch unversehrt erhaltenen monumentalen Eingangstor der Johanniterburg, durchschreitet den dunklen, in scharfer Wendung umbiegenden Burgflur, so steht man plötzlich in einer Ruinenstätte großen Stils, wo Torsos griechischer Statuen und mittelalterlicher Burgtürme, dorischer Säulen und gotischer Spitzbogen ein sonderbar wirres Bild versunkener Pracht darbieten. Ist man dann aber seines antiquarischen Interesses müde und klettert auf eine der Mauerbrüstungen, so bietet sich dem Auge des einsamen Träumers über Meer und Fels das Herrlichste dar: das Urbild einer heroischen Landschaft. Wäre ich ein Maler: hier würde ich Monate rasten und in glühenden Farben-Bilder von heidnischer Lebenskraft auf die Leinwand zwingen. Wäre ich ein Dichter: hier würde ich Heldengesänge schaffen vom wilden Lebenskampf und trotzigen Untergang vermessener Männer, blutvoller Geschlechter, über deren verklungenen Taten nur noch die Wellen rauschen und das Unkraut wuchert. Dr. Max Fischer.

Ein seltener Gast in Zoologischen Gärten: Der Mähnenwolf, eine Neuerwerbung des Berliner Zoos. Zeichnung von Paul Neumann-Karlsberg.

Der Mähnenwolf oder Mähnenhund, eine Untergattung der Gattung Canis, ist in seiner Heimat, Südamerika, sehr verbreitet, doch tritt er nirgends in großer Zahl auf. Außerdem ist das Tier sehr scheu und kann durch seine Hochbeinigkeit besonders schnell laufen; es wird daher selten gefangen. Körper und Kopf ähneln denen eines Fuchses, so daß man bei seinem Anblick einen „Fuchs auf Rehbeinen" vor sich zu haben glaubt. Bei einer Schulterhöhe von 0,7 m und mehr beträgt die Leibeslänge bis 1,3 m, die Schwanzlänge 0,4 m. Den Namen hat das Tier von der starken, aufrichtbaren, etwa 13 cm langen Mähne im Nacken und auf dem Rücken. Seine Nahrung besteht in kleinen Säugetieren und allerlei Früchten.

Das Laubenganghaus als Lösung für sozialen und hygienischen Wohnungsbau: Das „Heidhörn" in Hamburg-Barmbeck, erbaut von Architekt Paul A. R. Frank.
Unten: Blick auf die Laubengänge an der Hofseite des Gebäudes. — Im Oval: Straßenfront.
(Vgl. hierzu nebenstehenden Beitrag.)

Das Laubenganghaus. Die riesenhaften Baublocks mit Hunderten von Wohnungen, die man nach dem Krieg errichtet hat, um der Wohnungsnot einigermaßen zu begegnen, sind, von einigen, zum Teil gelungenen Experimenten abgesehen, nur Notbehelf. Sie schaffen Unterkunftsräume, aber sie lösen die Frage nicht. Auch die in Maßen und Zahl gigantische Bautätigkeit der Stadt Wien erreicht praktisch zwar die Unterbringung zahlloser Wohnungsuchender, aber sie geht dem neuzeitlichen Kernpunkt des Wohnproblems nicht auf den Grund. Auf der anderen Seite lassen die Baukosten des kleinen Siedlungshauses und mancherlei andere Schwierigkeiten es angezeigt erscheinen, nach Lösungen zu suchen, mit denen man die Unterbringung großer Mengen im begrenzten Baublock durchführen könnte. Eine solche Lösung scheint gefunden zu sein in dem Laubenganghaus „Heidhörn" in Hamburg-Barmbeck, das von dem Archi-

(Fortsetzung auf S. 369.)

Auf dem Gemüsemarkt.

Fischmarkt.

RADIERUNGEN VON ROBERT RICHTER

(Mit Genehmigung des Verlags Ludwig Möller in Lübeck.)

Tiere als Filmdarsteller

Der Hund als Lebensretter im „Schrei aus den Lüften“. (Phot. Bruckmann-Film.)

Im Kreis: Angriffsbereit. Aus „Mirakel der Wölfe“.

POSITIVELY NO ADMITTANCE EXCEPT ON BUSINESS

Der Affe als Genosse der Verbrecher in „Hotelratten“. (Phot. Emelka.)

Links Mitte: Rin-Tin-Tin, der berühmte Hundestar, verhandelt in einer geschäftlichen Angelegenheit.

Zwei ungleiche Liebespaare. Im Veritas-Film „Der schwarze Zyklon“.

Links nebenstehend: Das Gibbonäffchen als Spielgenosse im „Chang“-Film. (Phot. Parafumet.)

tekten Paul A. R. Frank gebaut wurde. Als Hauptprinzip für das Laubenganghaus galt: Keine Wohnung hat ihren Eingang vom Treppenhaus, sondern von Laubengängen aus, die in Stockwerken übereinandergelegt sind. Der Zugang wird vermittelt durch feuersicher gebaute Treppenhäuser, an denen nicht, wie bisher üblich, Türen zu den einzelnen Wohnungen liegen. Es wird auf diese Weise der üble Geruch vermieden; die Ballung des Verkehrs und das Aufmarschgelände, auf dem sonst der Hauskleinkrieg beginnt, sind abgeregelt. Da an den Treppenhäusern keine Wohnungen liegen, ist auch eine Verqualmungsgefahr ausgeschlossen. Das gilt der Feuersicherheit, auf die es in den großen Wohnquartieren sehr ankommt. Der Zugang zu den Laubengängen wird durch drei Treppenhäuser vermittelt. Die Laubengänge sind durch Zwischengitter so abgeteilt, daß jeder Bewohner immer nur zur nächstgelegenen Treppe gelangen kann. 133 Wohnungen, von denen 121 zwei Zimmer und eine große Wohnküche und 12 drei Zimmer und Küche haben, sind in diesem Laubenganghaus enthalten. Die zwei wichtigsten Elemente gesunden Wohnens werden in diesem Hause sofort erfüllt. Es ist in der Himmelsrichtung gut orientiert, so daß Licht und Luft allen Räumen des Hauses jederzeit zuteil werden. Das Ganze zeigt sich in einer zeitgemäßen, dem Auge überaus wohltuenden architektonischen Formensprache. Den mächtigen Baublock bringt die vorgelagerte spitze Formendurchbildung in rhythmische Bewegung.

Tiere als Filmdarsteller. (Hierzu nebenstehende Bildertafel.) Tiere als Filmdarsteller zu verwenden, ist eine Angelegenheit der Dressur oder des Instinkts. In ersterem Falle richtet man besonders Pferde, Hunde, Katzen oder Affen mit unsäglich vieler Mühe und Geduld zu bestimmten „Handlungen" ab, und im letzteren wird man durch eine gewisse Suggestion Vorgänge eintreten lassen, auf die die vierbeinigen „Darsteller" rein instinktiv reagieren. Am leichtesten dürfte es sein, Hunde „filmreif" zu machen. Sie sind mit den menschlichen Gewohnheiten und Lebenseinrichtungen so eng verwachsen, daß man ihnen so gut wie alles anbieten kann. Will man — um ein paar ganz einfache Beispiele herauszugreifen — einen freudigen Ausdruck hervorrufen, der sich zumeist durch ein Wedeln mit dem Schwanz äußert, so braucht der Kameramann nur einen Leckerbissen hinzuhalten; will man den Ausdruck der Furcht oder der Betrübnis erzeugen, so genügt in den meisten Fällen das Drohen mit dem Stock oder die plötzliche Fortnahme einer Speise. In Verbindung mit Menschengestalten wird unter den Tieren stets der Hund der am besten geeignete Darsteller sein. Man richtet ihn eben für die Handlung des Spiels entsprechend ab, und ein geschickter Regisseur läßt ganz natürliche Vorgänge eintreten, auf die das Tier instinktiv eingeht, und wobei es nur darauf ankommt, den filmischen Ausdruck aufzulodern und ihn zu verstärken. Natürlich wird der Erfolg nicht immer gleich auf den ersten Anhieb da sein — es heißt sehr häufig, abzuwarten, bis das Tier in der richtigen „Stimmung" ist. Hervorragende Leistungen dieser Art wurden in den Filmen „Das Mirakel der Wölfe" und „Rin-tin-tin" geboten. Weit weniger intelligent als Hunde sind Katzen. Wenn von diesen Geschöpfen letzthin ein Film gezeigt wurde, so hatte dieser mit Dressur absolut nichts zu tun. Der Operateur belauschte und beobachtete einfach das Leben und Treiben einiger Katzenfamilien und stellte seine Gelegenheitsaufnahmen zu einer Handlung mit verschiedenen Spielszenen in geschickter und humorvoller Weise zusammen. Affen im Film vorzuführen, ist natürlich eine Angelegenheit der Dressur, und es hat den Anschein, als wenn die possierlichen Geschöpfe besonders dankbare Resultate der Abrichtung erbringen. Eine erstaunliche Kunst haben die Amerikaner entwickelt, Pferde als Filmdarsteller zu verwenden. In den Nationalfilmen „Der Todesspringer" und „Der Posträuber" tritt ein Schimmel in die Erscheinung, der Zeugnis von einer geradezu fabelhaften Dressur ablegt. Prächtige Leistungen vollführten auch ein Hengst und eine Stute in dem Veritas-Film „Der schwarze Zyklon". Nicht nur, daß der Hengst die von ihm begehrte Stute immer wieder vor den Nachstellungen eines fremden Hengstes, der in der Steppe eine andere Herde wilder Pferde führt, beschützt, er wird auch zu wiederholten Malen der Beschützer eines jungen Menschenpaares, das er immer wieder aus Bedrängnissen mannigfacher Art errettet und schließlich zusammenführt. Entzückend ist der Schluß: zwei, wenn auch ungleiche, so doch gemeinsam glückliche Liebespaare — zwei Menschen und zwei Pferde — die fast dasselbe Schicksal erlebten. Amüsant ist es ferner, zu sehen, wie Tier-Nachbildungen, d. h. Attrappen von Tieren geschaffen werden. So erregte der Film „Die verlorene Welt", in dem prähistorische Lebewesen der Urzeit vor Augen geführt werden, berechtigtes Aufsehen. Auch für den Ufa-Film „Jugendrausch", der sich an die Lafontainesche Fabel „Die Grille" und die Ameise" anlehnt, wurden Modelle kleiner Insekten verwendet. Otto Behrens.

Von der Ursprache bis zur Hilfssprache. Von jeher hat die Sprachforschung zu ergründen versucht, ob es eine Ursprache gegeben habe, und ob eine Universalsprache möglich sei. Zu allen Zeiten haben Sprachkenner und Geschichtsforscher ganz ernsthaft Untersuchungen hierüber angestellt, ohne freilich etwas mehr als ein hypothetisches Ergebnis zu erzielen. Von Wissenschaft in strengem Sinne kann dabei nicht die Rede sein, da die Frage nach der Ursprache außerhalb jeglicher Erfahrungsmöglichkeit liegt und das Problem der sogenannten Pasilalie, der Allsprache, bisher nicht gelöst worden und offenbar unlösbar ist. Die Frage nach der Ursprache des Menschengeschlechts hat bereits im grauen Altertum den denkenden Menschen beschäftigt. Herodot weiß uns von einem Versuch zu berichten, den der ägyptische König Psammetich zur Lösung dieser Frage angestellt habe. Dieser ließ nämlich zwei Knaben abgesondert von allen Menschen erziehen, so daß kein Laut einer menschlichen Sprache zu ihnen dringen konnte. Damit sollte der sprachbildende Nachahmungs- und Analogietrieb bei den Kindern ausgeschaltet und sie sonach gezwungen sein, sich eine eigene Sprache zu erfinden; ihre selbsterfundenen Worte sollten darüber Aufschluß geben, welches die erste Sprache des Menschengeschlechts war. Aus dem Laut, der einem der Knaben zuerst entfuhr, wollten später die Gelehrten einen Gleichklang mit irgendeinem Wort bald dieser, bald jener Sprache erkennen. Im Laufe der Zeiten wurde abwechselnd jeder einzelnen der orientalischen Sprachen die Ehre zuerkannt, die gemeinsame Ursprache der Menschen gewesen zu sein. Die moderne Sprachwissenschaft tut jedoch die „Ursprache" als eine Art Fabelwesen ab. — Wird die Ursprache in das Reich der Fabel verwiesen, so die Universalsprache in das Reich der Utopie. Der Plan, eine Lingua universalis zu schaffen, stammt von keinem Geringeren als Leibniz, der mit seiner Lingua characterica universalis allerdings nur eine allgemeingültige, jedem Denkenden leicht verständliche „philosophische Weltsprache" zu schaffen unternahm. Dem Plane liegt folgender Gedankengang zugrunde: Die unendliche Menge aller möglichen Zahlen sei durch unser Zahlensystem so geordnet, daß jeder Mensch imstande sei, an einem einzigen Tage die Kunst zu erlernen, alle Zahlen in einer ihm bisher unbekannten Sprache zu benennen. Geschrieben werden diese Zahlen ohnehin in allen Sprachen auf die gleiche Weise. Ebenso müßte es möglich sein, alle Gedanken der Menschen in eine bestimmte Ordnung zu bringen und eine allgemeine Sprache zu erfinden, die leicht zu lernen, auszusprechen und zu schreiben wäre. Die Universalsprache sollte also eine einheitlich geordnete internationale Sprache bilden, die alle Dinge, vornehmlich aber alle Gedankendinge, leicht sprech- und schreibbar macht. Ganz anders verhält es sich mit den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemachten Versuchen, eine lediglich praktischen Bedürfnissen dienende Weltsprache zu schaffen. Bei diesem Plane war die Möglichkeit der Ausführung wohl gegeben, scheiterte aber zumeist an den allzu weiten Grenzen, die sich der Erfinder einer solchen Sprache gesteckt hatte. Den meisten dieser Versuche war kein Erfolg beschieden. Einzig das „Volapük" schien einen Siegeslauf durch die Welt zu nehmen; es verschwand indes bald wieder in der Versenkung. Das Volapük hatte

sich von vornherein stolz als „Weltsprache“ präsentiert und wollte offenbar mehr als vorwiegend praktischen Zwecken dienen. Der Erfinder des Volapüks, Pfarrer Schleyer, war ein sprachenkundiger Mann, ein Gelehrter, dessen Ehrgeiz danach strebte, eine Universalsprache im Sinne Leibniz', wenn auch nicht in seinem Geiste zu schaffen. Das geht schon daraus hervor, daß Pfarrer Schleyer seine Grammatik des Volapüks „Grammatik der Universalsprache“ und sein Wörterbuch „Großes Weltsprachenwörterbuch“ nennt. Einen andern, bei weitem bescheideneren Weg beschritt Dr. Zamenhof, der Erfinder des „Esperanto“. Er bezeichnete das Esperanto nicht als eine Universalsprache, sondern als eine „internationale Hilfssprache“; Esperanto sollte nichts anderes sein als ein Mittel der Verständigung in der Welt des Verkehrs. Neben den rein sprachlichen Vorzügen, die die internationale Hilfssprache den anderen Weltsprachen gegenüber besitzt, mag auch in dieser bescheidenen Zwecksetzung ein Stück Geheimnis ihres Erfolges liegen. Mit seiner internationalen Hilfssprache wollte Zamenhof, nach seinem eigenen Geständnis, eine Brücke schlagen von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk; er wollte ein Instrument schaffen, das die Menschen verschiedener Nationen, die aneinander vorbeireden, weil einer die Sprache des andern nicht versteht, näher zueinander bringt. Daß hier der Idealist nicht zugleich auch der Utopist war, beweist die Verbreitung des Esperantos. Die Anwendungsmöglichkeit dieser Hilfssprache wird heute von niemand mehr bezweifelt. Esperanto sprechen heute Hunderttausende, es wird vielfach in Privat- und Staatsschulen gelehrt, und überall, in allen Ländern und in allen Städten, gibt es heutzutage Esperanto-Vereine, wo jeder Esperantist aus der Fremde seinen Sprachgenossen findet. S. Meisels.

Kunstharze. Den chemischen Aufbau der Naturharze kennen wir nur so weit, als wir aus einzelnen Spaltungsrückständen des Atomkomplexes auf Zusammengehörigkeiten und damit auf mögliche Verkettungen der Atomgruppen schließen können, so wie der Fachmann aus Form und Art einzelner Maschinenteile, die ihm vorliegen, Bau und Zweck der Maschine abzuleiten vermag. Jedenfalls vermutet man mit Recht in den Molekülen der Harze sehr große Anhäufungen verketteter Atome, denn man weiß, seit es eine organische Chemie gibt, daß Vergrößerung des Moleküls oft die Bildung teer-, harz-, pech- oder asphaltartiger Körper hervorruft. Diese Vergrößerung kommt durch Vorgänge zustande, die man als Polymerisation (Zusammentritt mehrerer Moleküle) oder Kondensation (Zusammentritt z. B. unter Wasserabspaltung) bezeichnet. Häufig bringt man zur Unterstützung dieser Reaktionen den Luftsauerstoff zur Einwirkung, oder man setzt Sauerstoff abspaltende Agenzien zu. Dieser Veränderlichkeit ihrer Molekularstruktur neigen vornehmlich die Aldehyde zu, so ihr einfachster Vertreter, der Formaldehyd, d. i. das bekannte Desinfektions- und Sterilisationsmittel Formalin, der Azetaldehyd, der leicht verharzende Benzaldehyd u. v. a. Es besteht die begründete Annahme, daß manche Pflanzen aus Wasser, Luftsauerstoff und Luftkohlensäure unter dem Einflusse des Sonnenlichtes zuerst den Formaldehyd aufbauen und an dessen Molekül immer weiter Wasser bzw. Kohlensäure oder gleich fertigen Formaldehyd anlagern, oder, was im Schema dasselbe ist, daß viele Pflanzen Formaldehydmoleküle weiter „polymerisieren“, bis die Zucker- und Stärkearten und schließlich auch die Gerüstsubstanz der Pflanzen, die Zellulose, entstehen. In anderer Richtung und mit anderen Grundkörpern, vor allem mit Verbindungen, die zum Unterschiede von dem auch Sauerstoff enthaltenden Formalin nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen, erfolgt im Holze der Nadelbäume die Bildung der Naturharze. Viel mehr, als daß auch hier Polymerisation und Kondensation einfacherer Körper, und zwar unter Mitwirkung von Sauerstoff, die Hauptrolle spielen, ist nicht bekannt, doch genügten die wenigen Feststellungen, um die heute zur hohen Blüte gelangte Kunstharzindustrie ins Leben zu rufen. Sie erzeugt nach zahlreichen Verfahren, die nahezu täglich durch neue Patente bereichert werden, eine Reihe von Stoffen, die den Naturharzen völlig gleichen, oder Fabrikate, zu deren Herstellung Naturharze früher unentbehrlich waren. Den meisten dieser Produkte ist gemeinsam, daß sie so wie ihr berühmt gewordenes Vorbild, der „Bakelit“, bei gelinder Kondensation oder Polymerisation zuerst zähflüssige, jedoch mit Lackverdünnungsmitteln aufgestrichene, hart eintrocknende Lackrohstoffe darstellen, die dann durch Erhitzen in unlösliche, unschmelzbare Produkte übergehen. Diese lassen sich wie Bernstein oder Kopal (die beiden wertvollsten fossilen Naturharze) bohren, sägen, auf der Drehbank und sonst auf jede Weise mechanisch bearbeiten. In neuester Zeit erzeugt ein Werk als wertvolle Ergänzung der schon seit längerer Zeit aus Karbolsäure und Formaldehyd hergestellten Schellackersatzprodukte aus dem Kohlenwasserstoff Azetylen einen Kunstschellack, der uns vom Bezug des dem Auslande entstammenden, immer teurer werdenden Naturproduktes so gut wie unabhängig macht. Dr. O. Lange, München.

Riesenkinder. Von abnorm großen Kindern spricht man dann, wenn das Geburtsgewicht mehr als 4000 g beträgt (normal 3000—3500 g); Riesenkinder nennt man solche, die bei der Geburt mehr als 5 kg wiegen. Das Längenmaß ist gewöhnlich bei weitem nicht so beträchtlich vergrößert wie das Körpergewicht. Abnorm große Kinder sind verhältnismäßig häufig, dagegen kommt auf etwa 5000 normale Geburten nur ein Riesenkind. Das größte je beobachtete Kind soll 11300 g gewogen haben und 72 cm lang gewesen sein, das Kind einer Riesin war angeblich 10700 g schwer und 76 cm lang; genau verbürgt sind diese Nachrichten jedoch nicht. In der deutschen Fachliteratur ist das größte Kind von Martin beschrieben worden; es hatte fast 8000 g Geburtsgewicht. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß im allgemeinen das Gewicht der Kinder mit der Zahl der Geburten etwas ansteigt, daß also das erstgeborene Kind ein geringeres Geburtsgewicht hat als seine Geschwister; dementsprechend findet man abnorm große Kinder oder Riesenkinder fast nie bei Erstgebärenden. Ein Teil der abnorm großen Kinder ist nun zweifellos „übertragen“, d. h. nach dem normalen Termin (40 Wochen nach der Befruchtung) geboren; dieses Moment genügt aber keinesfalls, den Riesenwuchs zu erklären. Die Erblichkeit spielt insofern eine gewisse Rolle, als große und robuste Eltern meist auch ebensolche Kinder haben. Die Entwicklung übermäßig großer Kinder kann ferner begünstigt werden durch überreichliche Ernährung der Mutter, verbunden mit Mangel an Bewegung; doch das sind alles nur begünstigende Momente. Die Erforschung der Ursachen des Riesenwuchses bei Kindern und Jugendlichen sowie verwandter Erscheinungen bei Erwachsenen (Akromegalie) haben auch für unser Problem neue Wege gezeigt; wir müssen heute annehmen, daß auch beim fötalen Riesenwuchs die Art der Zusammenarbeit der das Wachstum fördernden endokrinen Drüsen, also vor allem der Hypophyse im Verein mit Schilddrüse und Keimdrüse, und auch die bessere Funktion der Plazenta (Mutterkuchen) als Ernährungsorgan für die Größenentwicklung des Kindes von ausschlaggebender Bedeutung sind. Da die Mütter abnorm großer Kinder meist kräftig gebaut sind, vor allem ein sehr weites Becken haben, so können die Geburten oft ohne große Schwierigkeiten verlaufen. Sind diese Vorbedingungen (sehr weites Becken usw.) jedoch nicht erfüllt, so kommt es zu unangenehmen Komplikationen; die Geburt dauert dann meist sehr lange, Geburtsverletzungen wurden häufiger als sonst beobachtet. Nicht selten stirbt das Kind aber infolge der langen Geburtsdauer und der zu starken Quetschung, die sein Körper beim Durchtritt durch das Becken erleidet. Als obere Grenze für eine Lebendgeburt gilt allgemein ein Körpergewicht von 7000 g. Bei Frauen, die zur Geburt von abnorm großen Kindern disponiert zu sein scheinen, kann man versuchen — freilich meist mit sehr geringem oder gar keinem Erfolg — durch Diätkuren der übermäßig starken Entwicklung des Kindes vorzubeugen oder eine künstliche Frühgeburt einzuleiten (natürlich darf dies nur der Arzt vornehmen!); unter Umständen kann auch eine operative Entbindung mittels Kaiserschnitts in Betracht kommen. Die Einleitung der Frühgeburt geschieht im 8. oder 9. Schwangerschaftsmonat, da das Kind zu dieser Zeit schon außerhalb der Gebärmutter lebensfähig ist. S. Hupfer.

Merkwürdige elektrostatische Beeinflussung von Wasserstrahl und Wassertropfen. Mit gewöhnlichen Hilfsmitteln in jedem Haushalt anstellbare und zum Nachdenken anreizende Versuche naturwissenschaftlicher Art werden gern aufgenommen, darum möge das merkwürdige Verhalten eines gewöhnlichen Wasser- oder sonstigen Flüssigkeitsstrahles und -tropfens gegenüber irgendeiner sogenannten elektrostatischen Einwirkung hier dargelegt werden, auch deshalb, weil hierüber selbst in Fachkreisen teilweise irrige Vorstellungen herrschen. Öffnet man z. B. in einer Küche den Wasserhahn nur so weit, daß ein etwa 1 bis 2 mm dünner Strahl ausfließt, so unterscheiden wir ohne weiteres an diesem Strahl (s. Abbild.) den oberen, fadenförmig in sich geschlossenen, darunter einen tropfstrahlenförmig aufgelösten Teil und zwischen beiden eine Übergangs-Grenzpartie. Je nach der Ausflußgeschwindigkeit wechseln die relativen Längen dieser Strahlpartien zueinander. Einen solchen Wasserstrahl können wir elektrostatisch beeinflussen, wenn wir einen, z. B. durch Reiben mit der Hand, elektrisch erregten oder sonstwie elektrisch geladenen Stoff annähern. In jedem Haushalt ist ein Zelluloid-Filmstreifen, ein Hartgummikamm, eine Hartgummiröhre oder eine Siegellackstange usw. zu finden, Dinge, die beim Abreiben mit der Hand (einfaches, rasches und mehrmaliges Durchziehen der trockenen Gegenstände durch die trockene Hand!) ohne weiteres elektrisch erregt werden und in dieser Erregung einige Zeit verharren. Sie haben dann sogenannte elektrostatische Ladung. Nähert man einen solchen elektrostatisch erregten Stoff dem oberen, fadenförmig geschlossenen Teil eines Wasserstrahls an, so sollte man erwarten, daß der Wasserstrahl von dem elektrisch geladenen Stoff in Kondensatorwirkung auf dessen Oberfläche herangezogen wird. Das elektrische Influenzgesetz verlangt, daß der elektrisch geladene Stoff die ihm gleiche Elektrizitätsart aus dem Wasserstrahl in die Erde herausstößt, worauf dann die im Wasserstrahl übrigbleibende, entgegensetzte Elektrizitätsart sich mit der entgegengesetzten Ladung des elektrisch einwirkenden Stoffes unter Anziehung vereinigen müßte. Der Wasserstrahl weicht jedoch von dieser allgemeinen Regel ab. Wohl nähert er sich dem elektrisch erregten Stoff, er macht jedoch um diesen einen kleinen Bogen und fällt dann unter der Einwirkung der Schwerkraft wieder ab (s. Abbild.). Den größten Bogen macht der Wasserstrahl, wenn man den elektrisch erregten Stoff in die Nähe der Ausflußstelle des Strahles hält. Je weiter abwärts dann der elektrische Stoff bewegt wird, um so flachere Wasserstrahlbiegung ist zu beobachten, bis dann der untere, tropfstrahlenförmig aufgelöste Teil des Wasserstrahls keine Beeinflussung mehr zeigt. Diese Nichtbeeinflußbarkeit des unteren Wasserstrahlteils ist ohne weiteres verständlich, wenn man verfolgt, wie sich die gleichen Elektrizitätsarten des elektrisch erregten Stoffes und des Strahles durch die seitwärts herumspritzenden Wasserteile ohne weiteres ausgleichen können. Bringt man nun aber den elektrisch erregten Stoff in die Nähe der Grenzpartie zwischen Faden- und Tropfstrahlenform des Wasserstrahls, so verbreitert sich der untere, tropfstrahlenförmig aufgelöste Teil des Wasserstrahls in Richtung zu dem elektrisch erregten Stoff, und nur in dieser Richtung (s. Abbild.). Man hat hier den Eindruck, daß auch diese untere Partie des Wasserstrahls sich um den elektrisch erregten Stoff herumbiegen möchte. Wenn wir genauer das Verhalten der obersten Partie des Wasserstrahls gegenüber dem an die Wasserhahnaustrittsstelle angenäherten elektrisch erregten Stoff beobachten, so sehen wir, daß manche Teile des Wasserfadens um den elektrisch erregten Stoff herumfliegen und auf die entgegengesetzt gelegene Oberfläche aufklatschen. Drehen wir den Wasserhahn fast ganz zu, so daß nur noch Tropfen fallen, etwa ein Tropfen pro Sekunde, so bewirkt der in der Höhe der Austropfstelle angenäherte elektrisch erregte Stoff, daß Teile der heraustretenden Tropfen um den elektrisch erregten Stoff herumfliegen, daran aufklatschen, ihn manchmal auch voll umkreisen und dann abfallen, wie die Abbildung andeutet. Normalerweise müßten Wasserstrahl und Wassertropfen auf die ihnen zugekehrte Oberfläche des elektrisch erregten Stoffes auffliegen. Eine plausible Erklärung für diese Abweichungen im Verhalten des Wasserstrahls bzw. Wassertropfens gegenüber einer elektrostatischen Ladung bietet die Überlegung, daß der elektrisch beeinflussende Stoff aus dem fadenförmigen Wasserstrahl und ebenso aus dem Wassertropfen nur einen Teil der gleichnamigen Elektrizitätsart hinausstößt, daß der Rest der entgegengesetzten Influenzelektrizität in den dem elektrisch erregten Stoff gegenüberliegenden Partien des Wasserstrahls oder -tropfens verbleibt, und zwar an der abgewendeten Seite, während auf der zugewendeten Seite die entgegengesetzte Influenzelektrizität ihre Wirkung äußert. Auf solche Weise wird der Wasserstrahl oder -tropfen von dem elektrisch erregten Stoff angezogen, aber nur bis zu einer gewissen Distanz, in der dann die gleichnamige Elektrizitätsart ihre abstoßende Wirkung zur Geltung bringt. Eine kürzlich erschienene „Physik für Alle“, von dem bekannten Populärwissenschaftler Hanns Günther (W. de Haas) beschreibt (Band I., 3. Aufl. Stuttgart, S. 218, Abb. 217) einen Versuch mit einem springbrunnenartig ausfließenden Wasserstrahl mit den Worten: „Nähert man dem Anfang des Strahles eine geriebene Siegellackstange, so zerteilt sich der Strahl in zahlreiche kleine Tröpfchen, die sämtlich elektrisch geladen sind und sich darum abstoßen.“ Daß diese Versuchsbeschreibung und -erklärung nicht richtig sein können, liegt auf der Hand. Die Zerteilung des Strahles erfolgt nicht durch Abstoßung gleichnamiger Ladungen, sondern nur als Folge der Anziehung durch den beeinflussenden elektrischen Stoff und des Bestrebens des „Herumfliegens“ um diesen.

Dr. Max Speter.

Wasserstrahl und Wassertropfen unter dem Einfluß eines elektrisch geladenen Stoffes:
Von links nach rechts: Aus einem Wasserhahn ausfließender Wasserfadenstrahl. — Durch elektrostatische Influenzwirkung im fadenförmig geschlossenen Teil umgebogener Wasserstrahl. — Der durch elektrostatische Influenzwirkung an der Grenzpartie zwischen Faden- und Tropfstrahlenform in Richtung der elektrischen Ladung auseinandergezogene, tropfstrahlenförmig aufgelöste Wasserstrahl. — Flugbahn elektrisch influenzierter Wassertropfen an bzw. um einen seitlich gehaltenen elektrisch geladenen Hartgummikamm.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: wagerecht: 1 alttestamentarische Figur, 4 Frauenname, 7 Badegerät, 8 altgriechischer Wächter, 10 Vorraum, 11 altgriechisches Totenreich, 13 himmlisches Wesen, 15 verfallener Bau, 16 mittelalterlicher Beherrscher Spaniens, 17 künstliche Wasserstraße, 21 Riese, 25 italienischer Geigenbauer, 26 Frauenname, 27 Frauenname, 28 Ort an der Etsch, 29 Tonhalle, 30 Blume, 31 Ölpflanze; senkrecht: 1 Stadt im Aargau, 2 Gebirge in Amerika, 3 heimischer Vogel, 4 türkischer Gruß, 5 Kampfplatz, 6 französischer Komponist, 7 Befestigung, 9 Salzwasser, 12 Göttin der Jagd, 14 schöne Eigenschaft, 17 Toilettegegenstand, 18 Finkenart, 19 Kartensammlung, 20 Schlingpflanze, 21 europäisches Gebirgsland, 22 türkischer Erlaß, 23 Männername, 24 Ziffer.

Wetzsteine des Geistes.

Unsere Problemaufgaben haben das Interesse sehr vieler Leser gefunden, wie sich aus den Zuschriften erkennen läßt. Darum im folgenden wieder zwei Aufgaben für den Scharfsinn der Löser.

Der treue Farmerhund Lux.

Zwei Brüder, Hans und Karl, die ein einsames Farmerhaus bewohnen, machen sich eines Tages mit ihrem treuen Hund Lux auf den Weg, um eine 12 km entfernte Farm zu besuchen. Sie marschieren in dem gleichbleibenden Tempo von 6 km Geschwindigkeit in der Stunde. Genau in der Mitte der Strecke kehrt Hans plötzlich um, da er den Hausschlüssel vergessen hat, während Karl geradeaus weitermarschiert. Es entsteht dadurch weder Aufenthalt, Zeitverlust noch Änderung der Marschgeschwindigkeit. Hans nimmt zu Hause sofort durch den Knecht den Schlüssel ohne Zeitverlust in Empfang und marschiert nun im selben Tempo wieder vorwärts, während Karl die zu besuchende Farm überraschenderweise verlassen vorfindet und daher sofort umkehrt, in gleichem Tempo dem Bruder Hans entgegen. — Nun kommt die Hauptsache: Der treue Hund Lux hat sich von keinem der Brüder trennen wollen. Er pendelt deshalb andauernd zwischen Hans und Karl hin und her, und zwar sowohl während die Brüder sich voneinander entfernen, als auch während sie sich einander wieder nähern. Lux hält dabei, ohne von der Strecke abzuschweifen, dauernd eine Trabgeschwindigkeit von 15 km in der Stunde ein. — Wie viele Kilometer legt Lux vom Zeitpunkt der Trennung der Brüder bis zum Zeitpunkt ihres Wiederzusammentreffens zurück?

Im Obstgarten.

In einem Garten befanden sich 47 Stück Nutzbäume: Nuß-, Apfel- und Kirschbäume. Die Zahl der vorhandenen Nußbäume war durch 3, die der Apfelbäume durch 4 und die der Kirschbäume durch 5 aufgehend teilbar, und es gab 9 Stück Kirschbäume mehr als Apfelbäume. Wie viele Bäume von jeder Fruchtsorte waren vorhanden?

Ordensrätsel.

Jede Ziffer bedeutet ein einsilbiges Wort. Es bezeichnen: 1 menschliche Wohnstätte, 2 Tierwohnung, 3 Wink, 4 Gegensatz zur Stadt, 5 weibliches Wesen, 6 Möbelstück, 7 Vermögenseinnahme, 8 pflanzlicher Rohstoff, 9 Wohnungszubehör, 10 Geschäftsvorgang, 11 männliches Wesen. — 1 | 2 Mittel gegen Wohnungsnot, 2 | 1 bekanntes Kunstunternehmen, 1 | 3 allerhand Kram, 3 | 1 Behördensitz, 4 | 1 Sommersitz, 1 | 5 Mittelpunkt der Familie, 6 | 1 Geschäftsunternehmen, 1 | 7 Mieteinnahme, 7 | 1 Mietkaserne, 8 | 1 steinloses Gebäude, 1 | 9 kleine Pforte, 1 | 10 Grundstückserwerb, 10 | 1 Verkaufsstätte, 1 | 11 Angestellter, 2 | 3 Titel, 4 | 5 Bäuerin, 4 | 10 Erwerb von Grund und Boden, 4 | 11 Bauer, 6 | 7 Art von 7, 8 | 9 Art von 9, 10 | 11 Beruf.

Diagonalrätsel.

Die Buchstaben: a a a a b d e e e e e e e e g h i i i i l m m n o o o r r r r r s s s t t t t t z z sind in die leeren Felder der Figur so einzuordnen, daß folgende Wörter entstehen:

n a . . . . . . 1 biblischer Ort in Galiläa
. n a . . . . . 2 Lehre vom inneren Bau der Organismen
. . n a . . . . 3 Bild von Leonardo da Vinci
. . . n a . . . 4 Sprengkörper (Mehrzahl)
. . . . n a . . 5 Ständchen
. . . . . n a . 6 Kuchenzutat
. . . . . . n a 7 Fluß in Rußland, Ort schwerer Kämpfe

Halte Maß!

Die Striche sollen durch Wörter sinngemäß ersetzt werden. Diese Wörter, aneinandergereiht, ergeben eine Sentenz aus Schillers „Glocke".

Gar mancher, — im Übermut
Des Lebens Freuden unverdrossen
In blödem — mit heißem Blut
Bis zur Erschlaffung hat genossen,
— bei dem Handel doch zuletzt
Auf jeden Fall zu — gekommen,
Da doch — Welt, die ihn ergötzt,
Das Allerbeste ihm genommen:
An Leib und Seel' zerbrochen, wühlt
Die — in ihm mit tausend Händen;
Sein kurzes Leben — verspielt,
—, eh' noch Tod und Grab es enden.

Silben-Silbenrätsel

a — bens — bert — des — die — din — dor — en — fe — ga — ga — heim — kei — kennt — kon — le — le — ler — ne — nis — — o — o — pard — pel — ri — sau — schu — se — sel — xi

Aus obigen 30 Silben sind 12 Wörter nachgenannter Bedeutung zu bilden, deren erste Silben — von oben nach unten gelesen — einen Wahrspruch nennen: 1 bekannter Motorenbauer, 2 deutscher Liederkomponist, 3 Raubtier, 4 mitteldeutsche Stadt, 5 Wörterbuch, 6 hessische Kreisstadt a. d. Bergstraße, 7 geistige Besitztümer, 8 Schwarzwild, 9 Stadt in Italien, 10 männlicher Vorname, 11 östliche Hafenstadt, 12 Hochtal in der Schweiz.

Geheimschrifträtsel.

12 5 6 1 11 10 8 9 — 18 8 9 — 4 7 11 19 — 17 10 8 8 — 15 5 7 2 3 11 — 5 6 13 14 5 11 19 5 8 — 9 14 2 3 — 16 5 1 1 5 15 8 — 17 10 8 8 — 10 15 15 5 7 8 — 9 10 1 — 3 5 6 19

Werden die Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so ergeben diese einen Sinnspruch. Schlüsselwörter: 1 2 3 4 5 6 7 8 Stadt in Mecklenburg, 9 10 11 7 12 grammatikalische Bezeichnung, 13 14 15 16 Rasenspiel, 17 10 18 19 Vogel.

Neu beginnen!

Mein Werk ist es nun endlich,
Darüber bin ich froh.
Doch die Kritik — wie schändlich!
Sagt, es sei gar nicht so.

Unvermeidlich.

Ein jeder will es werden,
Und keiner will es sein,
Es schützt vor keiner Torheit,
Doch schätzt man es beim Wein.

Mag. Quadrat.

Die Buchstaben: a a a a a a b b e e e e g g i i k k l l n n t t w ergeben bei richtiger Einordnung in die Felder des Quadrats folgende wagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter: 1 Eßgerät, 2 weiblicher Vorname, 3 Truppenlager im Freien, 4 Stockwerk, 5 Bettzeug.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4305.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4303.

Palindrom: Lagerregal.

Kreisarithmogriph: A Purpur, B Primel, C Ultimo, D Rosine, E Perser, F Urbino, G Roller.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Lear, 4 Eber, 7 Ute, 8 Siam, 11 Mast, 13 Erato, 14 Star, 15 Seni, 16 Adele, 17 Asen, 19 Lied, 22 Ill, 23 Erde, 24 Reim; senkrecht: 1 Los, 2 Ara, 3 Stradella, 5 Boa, 6 Rot, 9 Iltis, 10 Meran, 11 Mosel, 12 Sonne, 17 Ale, 18 Eid, 20 Ire, 21 Dom.

Eine große Weltreise 1928.

Die Hamburg-Amerika Linie hat die Zahl ihrer Erholungs- und Vergnügungsreisen für nächstes Jahr bedeutend vermehrt. Den Hauptpunkt des umfangreichen Programms bildet wieder eine Weltreise, die wie in den Vorjahren der Luxusdampfer „Resolute" in der Zeit vom Januar bis Mai 1928 unternimmt. Die Reise, die am 7. Januar in Newyork beginnt und am 24. Mai dort endet, dauert 140 Tage und wird ihre Teilnehmer auf einer Strecke von rund 60000 km durch 30 verschiedene Länder führen. Den europäischen Passagieren bietet sich in Genua oder Neapel Gelegenheit an Bord zu gehen. Das Programm behält in der Hauptsache die altbewährte Route bei, doch wurde die Zahl der Anlaufhäfen um einige sehenswerte Plätze vermehrt. Im Mittelmeer werden außer Italien auch Griechenland, Palästina und Ägypten besucht. In Indien finden Ausflüge weit ins Innere des Landes statt. Nach einer Fahrt durch die Inselwelt Niederländisch-Indiens und der Philippinen läuft die „Resolute" verschiedene chinesische und japanische Häfen an. Auf der Reise über den Pazifischen Ozean werden die Hawai-Inseln berührt. Von Kalifornien aus läuft die Route südwärts zum Panama-Kanal und führt dann über Kuba zurück nach Newyork, wo sich die europäischen Teilnehmer auf einem der regelmäßigen Hapagdampfer zur Heimfahrt nach Europa einschiffen.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem **zuständigen Bestellpostamt** zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opera

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG J. J. WEBER, LEIPZIG

NR. 4305. 169. BAND

A. A.

« DIE HERBSTMODE »

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

15. SEPTEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4305. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. September 1927.

Allgemeine Notizen.

Ein großartiges Denkmal für Kolumbus wird jetzt bei dem Kloster von Robida errichtet, gegenüber dem Hafen von Palos, von dem aus der große Genuese am 3. August 1492 die Fahrt antrat, die zur Entdeckung der Neuen Welt führte. Das Denkmal wird 18 Meter hoch sein und zeigt als Krönung eine allegorische Statue Spaniens, die das Kreuz umarmt und nach Westen blickt. Die Statue von Kolumbus selbst, die den Mittelpunkt des Denkmals bildet, ist ein Geschenk der Vereinigten Staaten und das Werk einer amerikanischen Bildhauerin, Frau Withney. Man hofft, daß die Einweihung des Monumentes zu gleicher Zeit mit der Eröffnung der spanisch-amerikanischen Ausstellung in Sevilla erfolgt.

Die Musikberatungsstelle im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin W. 35, Potsdamerstraße 120, macht es sich zur Aufgabe, in Ergänzung der bereits bestehenden Auskunftsstellen für Jugendkunde und Berufsberatung der Öffentlichkeit auf musikalischem Gebiet beratend zur Seite zu stehen. Ihr Wirkungskreis erstreckt sich auf alle Fragen, die mit der musikalischen Ausbildung im Zusammenhang stehen, wie Vorbereitung, Zulassung, Aufnahmeprüfung an den Hochschulen für Musik, der staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik, Vorbereitung für das Musiklehramt an höheren Lehranstalten, für den Beruf des Kirchenmusikers, des Privatmusiklehrers usw. Auch in der für die Gegenwart so wichtigen Frage des Orchesternachwuchses wird sie durch Hinweis auf geeignete Erziehungsstätten Dienste zu leisten suchen. Über den engeren Rahmen der musikalischen Berufsberatung hinaus soll die Musikberatungsstelle eine Zentrale für alle mit Musikerziehung und Musikpflege in Zusammenhang stehenden Fragen werden und durch Hinweis auf öffentliche Einrichtungen (Bibliotheken, Chöre, Sammlungen usw.) und Veranstaltungen (Fortbildungskurse, Tagungen, Musikfeste) das allgemeine Interesse zu fördern und anzuregen suchen. Schriftliche Anfragen werden von genannter Stelle bereitwilligst beantwortet.

Die Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung (Berlin W. 35, Potsdamer Straße 121 B) hat neuerdings eine neue Propagandaschrift in Offsetdruck, ein farbiges Faltblatt „Deutschland“, in dem im internationalen Reiseverkehr bevorzugten Format von $22^1/_2$ cm Höhe,

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gut bürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäßl. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage. günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäßl. Pensionspr.

BAD LANDECK. KURHOTEL „SCHLÖSSEL“. I. Rang., 43 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens.. Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz., Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA“. Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÖHLER BRUNNEN“. Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA (Thür. Wald), 430-710 m ü. d. M. Klimat. Sommer- u. Winter-Kurort. Prosp.

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL UND PENSION. Familien- und Touristenhaus. Tel. 17.

WEIMAR. HOTEL GROSSHERZOG. Mod. Komf. Preiswert.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle u. Badeh. Bes. H. Frommann, Hfl.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m! Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH“ 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG. Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ (520 m). Pensionshaus Waldschlößchen.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m.

SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

ILSENBURG-HARZ. Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN“. Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse“ / „Ilsestein“.

RÜBELAND. BAUMANNSHÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

WERNIGERODE. „WIENER HOF“. Beste Verpfleg. Mäß. Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE“. Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL“. Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS“. Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer.

„SCHIENHOF“, Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN. Vornehmes und größtes Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFE KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA“, VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

HOTEL-PENSION ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten.

SCHWEIZ

AROSA. EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL RHÄTIA u. VILLA GERMANIA. Erstklassig, moderner Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig, staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

PLATZSANATORIUM f. Leichtkranke. Pension ab 17.- Frs.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LUGANO. KURHAUS MONTE BRÉ. phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12.50.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächt. Lage.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

10 cm Breite herausgegeben. Diese Werbeschrift, die dazu bestimmt ist, zweckmäßig in allen Ländern der Welt „ausgestreut" zu werden, ist in deutscher, englischer, spanischer, schwedischer, portugiesischer, französischer, italienischer, tschechischer und ungarischer Sprache erschienen. In der Reihe der Deutschen Verkehrsbücher, von denen im In- und Ausland bereits 2,5 Millionen verbreitet sind, ist jetzt Heft 19 „Am Rhein und Main" erschienen. Um besonders für den Flugverkehr zu werben, ist vor kurzem die dritte Auflage der Schrift „Im Flug über Deutschland" herausgegeben worden.

Schlingertanks auf dem „Cap Arcona". Nachdem man während des Krieges die Dämpfung der Schlingerbewegungen der Unterseeboote durch außenliegende Tanks ohne innere Verbindungskanäle erprobt hatte, erfand der Direktor der Werft von Blohm & Voß in Hamburg, Dr. ing. h. c. Frahm, die nach ihm benannten Schlingertanks, die nach dem Beispiel der kommunizierenden Röhren durch einen Luftkanal verbunden sind. Obwohl die im Südamerikaverkehr ungewöhnliche Größe des neuen Schnelldampfers „Cap Arcona" (27000 Tonnen) und das auf der Strecke Europa-Südamerika fast immer herrschende schöne Wetter dem neuen Schiff ohne weiteres fast immer einen völlig ruhigen Gang gewährleisten, hat man dennoch die Frahmschen Schlingertanks eingebaut, die sowohl mit Wasser wie auch mit Öl betrieben werden können und mithin auch zur Mitnahme von Heizöl für die Befeuerung der Kessel zu verwenden sind. Diese Schlingerdämpfungsanlage besteht aus zwei U-förmigen Tanks verschiedener Größe im Innern des Schiffskörpers. Sollte sich ausnahmsweise durch ungewöhnliche Dünung oder heftigen Sturm ein leichtes Rollen im Schiffe einstellen, so gerät der Inhalt der Tanks in eine pendelnde Bewegung, und langsam wird das Wasser oder das Öl nach der tiefer liegenden Seite abzufließen suchen. Dadurch entstehen neue, freiarbeitende Gewichte auf der einen Seite, die als Gegenhebel wirken, wenn das Schiff durch die Wellen nach der anderen Seite übergedrückt werden soll. Infolgedessen wird die Schiffsbewegung durch die automatisch im Schiff hin- und herströmenden Flüssigkeitsmassen ganz beträchtlich gemildert. Die „Cap Polonio", der zur Zeit noch größte Schnelldampfer zwischen Deutschland und Südamerika, hat mit ihren Schlingertanks sehr wesentliche Verminderungen der Schiffsbewegung erzielt.

10 cm Breite herausgegeben. Diese Werbeschrift, die dazu bestimmt ist, zweckmäßig in allen Ländern der Welt „ausgestreut“ zu werden, ist in deutscher, englischer, spanischer, schwedischer, portugiesischer, französischer, italienischer, tschechischer und ungarischer Sprache erschienen. In der Reihe der Deutschen Verkehrsbücher, von denen im In- und Ausland bereits 2,5 Millionen verbreitet sind, ist jetzt Heft 19 „Am Rhein und Main“ erschienen. Um besonders für den Flugverkehr zu werben, ist vor kurzem die dritte Auflage der Schrift „Im Flug über Deutschland“ herausgegeben worden.

Schlingertanks auf dem „Cap Arcona“. Nachdem man während des Krieges die Dämpfung der Schlingerbewegungen der Unterseeboote durch außenliegende Tanks ohne innere Verbindungskanäle erprobt hatte, erfand der Direktor der Werft von Blohm & Voß in Hamburg, Dr. ing. h. c. Frahm, die nach ihm benannten Schlingertanks, die nach dem Beispiel der kommunizierenden Röhren durch einen Luftkanal verbunden sind. Obwohl die im Südamerikaverkehr ungewöhnliche Größe des neuen Schnelldampfers „Cap Arcona“ (27000 Tonnen) und das auf der Strecke Europa-Südamerika fast immer herrschende schöne Wetter dem neuen Schiff ohne weiteres fast immer einen völlig ruhigen Gang gewährleisten, hat man dennoch die Frahmschen Schlingertanks eingebaut, die sowohl mit Wasser wie auch mit Öl betrieben werden können und mithin auch zur Mitnahme von Heizöl für die Befeuerung der Kessel zu verwenden sind. Diese Schlingerdämpfungsanlage besteht aus zwei U-förmigen Tanks verschiedener Größe im Innern des Schiffskörpers. Sollte sich ausnahmsweise durch ungewöhnliche Dünung oder heftigen Sturm ein leichtes Rollen im Schiffe einstellen, so gerät der Inhalt der Tanks in eine pendelnde Bewegung, und langsam wird das Wasser oder das Öl nach der tiefer liegenden Seite abzufließen suchen. Dadurch entstehen neue, freiarbeitende Gewichte auf der einen Seite, die als Gegenhebel wirken, wenn das Schiff durch die Wellen nach der anderen Seite übergedrückt werden soll. Infolgedessen wird die Schiffsbewegung durch die automatisch im Schiff hin- und herströmenden Flüssigkeitsmassen ganz beträchtlich gemildert. Die „Cap Polonio“, der zur Zeit noch größte Schnelldampfer zwischen Deutschland und Südamerika, hat mit ihren Schlingertanks sehr wesentliche Verminderungen der Schiffsbewegung erzielt.

Illustrirte Zeitung

DIE LANGSCHLÄFERIN

NACH EINER BLEISTIFTZEICHNUNG VON MAGDA SCHOLZ

Von der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, die am 2. September in Frankfurt a. M. eröffnet wurde: Während einer Sitzung. × Geheimrat Prof. Dr. Duisberg, der Vorsitzende des Reichsverbandes. Im Oval: Vom Besuch des Reichspräsidenten v. Hindenburg in Bad Tölz (Bayern) am 5. September: Hindenburg bei der Entgegennahme der Vorglückwünsche seitens der Stadt zu seinem 80. Geburtstag.

Links: Von der Beisetzung der großen Schauspielerin Agnes Sorma, die am 12. Februar in Crown King (Nordamerika) als Witwe des Grafen Minotto im Alter von 61 Jahren gestorben ist: Die Einsegnung der Leiche auf dem Neuen Friedhof in Wannsee bei Berlin am 7. September. Zwischen den beiden Geistlichen Graf Minotto, der Sohn der Verstorbenen, der die Überführung nach Deutschland veranlaßte.

Rechts: Vom Deutschen Katholikentag in Dortmund, der vom 3. bis zum 6. September währte: Der Apostolische Nuntius Pacelli segnet die Teilnehmerscharen.

Links: Von der Eröffnung der Vierten Deutschen Funkausstellung in Berlin am 2. September: Am Bildübertragungsstand. Hier können die Besucher die Wiedergabe ihrer von anderer Stelle übertragenen Handschrift in Empfang nehmen. — Rechts: Erbitterter Kampf eines Mörders mit der Schutzpolizei: Das von dem landwirtschaftlichen Arbeiter Clauß, der einen Landjäger ermordet hatte, verbarrikadierte und verteidigte Haus in Niedermöllrich bei Kassel nach der Beschießung, bei der der Täter durch eine Handgranate getötet wurde.

DAS DEUTSCHE BEVÖLKERUNGSPROBLEM

VON REG.-RAT KONRAD FRANK

Wem wird nicht bange um die Zukunft, ja, um den Bestand unseres Volkes angesichts unserer Bevölkerungsstatistik?

Vor dem Kriege bot der Altersaufbau des deutschen Volkes das Bild einer auf dem breiten Fundament einer starken Nachwuchsschicht wohlfundierten Pyramide; denn bis zum Jahre 1910 war die absolute Geburtenzahl in ständigem Steigen begriffen. Die Basis verbreiterte sich immer mehr. Heute ist nahezu das Gegenteil der Fall. Infolge des Kriegsgeburtenausfalls hat, wie aus den jetzt veröffentlichten Ergebnissen der Volkszählung vom 16. Juni 1925 hervorgeht, der Unterbau der Alterspyramide eine tiefe Einschnürung erfahren. Am stärksten tritt dies zunächst bei den in der Kriegs- und Nachkriegszeit geborenen heutigen Altersklassen von 5—10 Jahren hervor, die nur noch drei Fünftel des Vorkriegsbestandes aufzuweisen vermögen. Die unter 5 Jahre alte Bevölkerung ist zwar wieder etwas zahlreicher; immerhin ist auch hier die Besetzung in den einzelnen Ländern Deutschlands bis zu 20 Proz. schwächer als vor dem Kriege. Diese beiden Tatsachen allein würden schon genügen, das Gewicht der erwachsenen Bevölkerung zu verstärken. Nun kommt aber noch hinzu, daß auch die Zahl der Erwachsenen selbst in ungeahntem Ausmaße zugenommen hat, und zwar — so unwahrscheinlich es zunächst klingen mag — trotz des Ausfalles von 2 Mill. Kriegstoten. Gewiß, in dem äußeren Bild des Altersaufbaues ist dieser Verlust an Volkskapital deutlich genug zu erkennen. Insbesondere in den am meisten vom Kriege dezimierten heutigen Alterklassen von 30—40 Jahren ist bei den Männer eine erheblich schwächere Besetzung festzustellen als beim weiblichen Geschlecht. Die Gesamtzahl der Männer hat aber durch die in breiten Massen aufrückenden Geburtsjahrgänge der Vorkriegszeit eine so starke Ausfüllung erfahren, daß die Kriegsverluste dadurch restlos kompensiert wurden. Auch der ständige Rückgang der Sterblichkeit wirkte in der gleichen Richtung. Ein Beispiel möge die Bedeutung dieser Tatsache veranschaulichen. Betrachtet man die sogenannte erwerbsfähige Bevölkerung im Alter von 15—65 Jahren, so ergibt sich in Bayern folgendes Bild: Im Jahre 1910 gab es hier 2 Mill. Männer und 2,1 Mill. Frauen in diesem Alter, im Jahre 1925 aber 2,3 Mill. Männer und 2,6 Mill. Frauen dieses Alters.

Die Zahl der erwerbsfähigen Männer hat also nicht nur keinen Rückgang, sondern sogar die gewaltige Zunahme von 16 Proz. erfahren, während die Gesamtbevölkerung in der gleichen Zeit nur um 7 Proz. gestiegen ist. Die Zunahme der Frauen (+ 23 Proz.) ist noch erheblich größer als die der Männer. In den übrigen deutschen Ländern liegen die Dinge ganz ähnlich. Die Nachwuchsschicht hat durchschnittlich um 16 Proz. abgenommen, während die über 15 Jahre alte Bevölkerung gleichzeitig um 20 Proz. zugenommen hat. In diesem scharfen Gegensatz der Zahlen findet die Überalterung unseres Volkskörpers einen geradezu drastischen Ausdruck. Weniger Kinder und mehr Erwachsene, das ist mit dürren Worten der Zustand der heutigen Altersschichtung.

Während im Jahre 1913 der Geburtenüberschuß in Deutschland noch 818700 betrug, verminderte er sich 1920 auf 666000, betrug 1921 : 700200, 1922 : 513700, 1923 : 432000, 1924 : 508000, 1925 : 540000.

Diese Zahlen verschleiern noch die tatsächliche Entwicklung. Der Geburtenüberschuß der letzten Jahre ist nur eine Folge der starken Abnahme der Sterblichkeit durch die Auslesewirkung der letzten Kriegsjahre. Viel deutlicher wirkt die Erscheinung des Sinkens der Geburtenziffer, wenn man die Jahresdurchschnittszahlen auf das Tausend der Bevölkerung miteinander vergleicht. Im Januar 1901 trafen auf das Tausend der Bevölkerung 36,9 Geburten, 1911 : 29,5, 1913 : 28,3, 1920 : 26,7, 1921 : 26,1, 1922 : 23,7, 1923 : 21,7, 1924 : 21,1, 1925 : 21,3. Der Geburtenüberschuß betrug auf das Tausend der Bevölkerung 1901 : 15,1, 1911 : 10,3, 1913 : 12,4, 1920 : 10,8, 1921 : 11,3, 1922 : 8,5, 1923 : 7,1, 1924 : 8,2, 1925 : 8,7; 1926 hat nach den bisher vorliegenden Feststellungen ein weiterer Abstieg eingesetzt.

Die jetzt auffallend niedrige Sterblichkeitsziffer — sie betrug 12,6 auf das Tausend der Bevölkerung im Jahre 1925 gegenüber 21,8 im Jahre 1901 — ist keinesfalls eine Folge eines besonders guten Gesundheitszustandes. Durch den Geburtenausfall in der Kriegs- und Nachkriegszeit fällt die hohe Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit fort. Auch hat das frühzeitige Sterben vieler an sich schwacher Konstruktionen in der Kriegs- und Nachkriegszeit (Grippeepidemie) auf die Gestaltung der Altersklassen günstig eingewirkt. In gleichem Maße, wie sich die Altersklassenzusammensetzung der Norm nähert, wird die Sterblichkeitsziffer schnell ansteigen, und dann erst wird die rasche Zunahme des Geburtenrückgangs auch der Allgemeinheit klar vor Augen stehen.

Der geschilderten Entwicklung sehen Volkswirte und Volksfreunde mit ernster Sorge entgegen. Schon im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege setzte eine Rückwärtsbewegung der Geburtenziffer ein, die sich bis dahin auf stolzer Höhe fast ohne Schwankungen gehalten hatte. Durch den Krieg wurde sie weiter katastrophal gedrückt, und die Hoffnung auf ausgleichende Erholung in der Nachkriegszeit hat sich als trügerisch erwiesen. Die Bedeutung des Geburtenrückgangs für die Existenz eines Volkes steht außer Frage. Der Untergang fast sämtlicher Kulturvölker des Altertums ist geschichtlicher Zeuge dieser Abhängigkeit. Die Kultur der Griechen und Römer ragt mit mächtigen Zeugen noch schaffend und formend, oft fast lebenswarm in unsere Tage. Die Völker aber sind nicht mehr. Aus den Berichten der Zeitgenossen geht hervor, daß der Geburtenrückgang es war, der diese Völker mordete.

Die Erscheinung des beschleunigten Geburtenrückganges beschränkt sich nicht auf Deutschland allein, sie ist in allen westeuropäischen Ländern zu verfolgen. Das hindert freilich nicht, diese Erscheinung auf deutschem Boden mit besonderem Ernst zu verfolgen. Man hat eingewendet, ein gewisser Stillstand der Bevölkerungsbewegung, ja, sogar ein gewisser Rückgang sei unter den heutigen Verhältnissen geradezu erwünscht, da es ohnedies zu viele Menschen gebe. Man hat in diesem Zusammenhang auf unser Arbeitslosenelend und unsere Wohnungsnot hingewiesen. Man möge aber bedenken, daß die Wirtschaftskrise, in der wir augenblicklich stehen, nur vorübergehend ist und sein darf, und daß eine langsame Besserung bereits auch eingesetzt hat. Wird aber jetzt der Nachwuchs künstlich kleingehalten, so fehlt es in zwanzig Jahren an Erwachsenen, und die Überfremdung durch ausländische Einwanderer ist die Folge.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, im einzelnen auf die Ursachen des ständig zunehmenden Geburtenrückgangs einzugehen. Als solche werden angeführt: Veränderung der sozialen Verhältnisse seit dem Kriege, das Wohnungselend in den Städten, die Verringerung der gewerblichen und landwirtschaftlichen Kleinbetriebe, die den Kindern Spielraum und Arbeitsmöglichkeit boten, endlich aber auch die geringe Wertung des Familienlebens und die veränderte Stellung der Frau im Kampf ums Dasein. Eine nicht gering anzuschlagende Ursache des Geburtenrückgangs ist in dem Erstarken der individualistischen Lebensauffassung zu erblicken. Vom Standpunkt der Individualwirtschaft aus, dem Bestreben, möglichst große Lebensansprüche durchzusetzen, erscheint heute allerdings eine große Familie als ein wirtschaftlicher Nachteil. Das Pflichtgefühl gegenüber dem Volksganzen ist in großem Umfang verlorengegangen.

Die willkürliche Geburtenbeschränkung, die schon vor dem Krieg in erheblichem Umfang festzustellen war, hat in der Nachkriegszeit durch die enorme Steigerung der kriminellen Abtreibung in beängstigendem Maße zugenommen. Die erschreckende Zunahme der Fruchtabtreibung ist daraus zu ersehen, daß die Zahl der Fehlgeburten vor dem Kriege etwa ein Zehntel der Geburtenziffer ausmachte, während sie nun mit einem Drittel der Lebendgeburten sicher noch zu niedrig angesetzt wird. Wenn man bedenkt, daß 80 bis 90 Proz. aller Fehlgeburten auf Abtreibung zurückzuführen sind, so erhellt daraus die Zunahme der Abtreibungsseuche zur Genüge.

Bei der durch den Geburtenrückgang herbeigeführten Bedrohung unseres Volkstums fragt es sich, ob wir nicht aus der Erkenntnis ihrer Ursachen auch Mittel und Wege der Abhilfe gewinnen können. Frankreich, das schon vor uns diesem Problem gegenüberstand, hat inzwischen durch entsprechende Maßnahmen die Verhältnisse zu bessern gesucht. Neben der Begünstigung der Kinderreichen im Wohnungswesen, Erleichterung der Militärgesetze für sie und Ermäßigungen auf Bahnen und sonstigen Verkehrsmitteln, in Bädern u. dgl., wurden Steuerbegünstigungen und Staffelung der Löhne durchgeführt. Dazu kam eine Familienunterstützung vom dritten Kinde ab. Die Schaffung einer Medaille der Kinderreichen, sonstige Ehrungen für sie sollte diese auch im Volksbewußtsein zu Ansehen bringen, die Verleihung des Familienstimmrechts ein weiterer Anreiz sein. Man versuchte auf diese Weise, einen Teil der wirtschaftlichen Ursachen des Geburtenrückgangs auszuschalten. Zum Teil sind diese französischen Reformen auch von unseren maßgebenden Stellen zur Nachahmung empfohlen und auch übernommen worden. Es sei erinnert an die Steuerbefreiungen kinderreicher Familien, an die Einführung des Soziallohns (Familienlohns). Aber aus der Betrachtung der Ursachenreihe dürfte hervorgegangen sein, daß wirtschaftliche Gründe vielfach nur Anlaß der Geburtenbeschränkung sind, letzte Ursache jedoch die individualistische Lebensauffassung ist. An deren Umstimmung wird also in erster Linie die Abhilfe einzusetzen haben. Es muß das Einzelindividium wieder zur Erkenntnis kommen, daß es höhere Ideale gibt als das des persönlichen Wohlergehens, und daß die materielle Betrachtung aller Dinge des ideellen Wertes beraubt. Der Familiensinn muß wieder zu neuem Leben erstehen, die Freude am Kind wiedererwachen und der Wille zum Kind in die Familie einziehen. Die Herbeiführung eines solchen Gesinnungsumschwungs ist letzten Endes Aufgabe der Gesellschaft. Der Staat kann für diese Entwicklung nur durch wirtschaftliche Maßnahmen günstigen Boden schaffen. Daß die Strafandrohung allein auch im Kampfe gegen die Abtreibung in keiner Weise ausreicht, lehrt die Tatsache, daß etwa vierhunderttausend Abtreibungen im Jahre vorgenommen werden und nur fünf- bis sechstausend Personen zur Verantwortung gezogen werden können. Wenn also die Strafandrohung so wenig abschreckend wirkt, so wird ein besserer Ersatz nur von solchen Maßnahmen zu erwarten sein, die vorbeugend die Ursache beseitigen. Für den Staat wird das Problem nach vielseitigen Vorschlägen dadurch zu lösen sein, daß er durch wirtschaftliche Sicherung und Begünstigung der Kinderreichen einen Anreiz schafft, dessen Kosten den Schultern der Kinderlosen und Kinderarmen aufgebürdet werden müssen. Es darf nicht übersehen werden, daß die ungeheuere materielle Not heute für viele, vor allem für die Kreise der Unverheirateten zwangsläufig zu einer Geburtenbeschränkung trotz aller noch vorhandenen inneren Hemmungen führt. Diesen für die Zukunft unseres Vaterlandes und seine Wirtschaft verhängnisvollen Auswirkungen können wir sehr wohl mit den Mitteln einer weitsichtigen und durchgreifenden Sozialpolitik wirkungsvoll begegnen. Die verschiedensten Feststellungen zeigen, daß die französischen sozialpolitischen Maßnahmen eine die Bevölkerungszahl günstig beeinflussende Wirkung haben. Hier liegt deshalb für uns heute eine entscheidungsvolle Gegenwartsaufgabe.

TAGESGESCHICHTE

Die große diesjährige Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Frankfurt a. M. wurde am 2. September von seinem Vorsitzenden Geheimrat Prof. Dr. Duisberg mit einer Ansprache eröffnet. Dann hielt Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius einen Vortrag über Deutschlands Wirtschaftslage. Über „Wirtschaftspolitische Voraussetzungen für deutsche Qualitätsarbeit" sprach Geheimrat Kastl. George Müller (Oelshausen) behandelte das Thema „Deutschland auf den Weltmärkten". Im Mittelpunkt der Tagung stand die für den Export wie für den Binnenmarkt gleich wichtige Frage der Qualitätsarbeit, die ungeheuer bedeutsam für einen Aufstieg der Wirtschaft ist.

Eine Begrüßungsfeier in der Westfalenhalle zu Dortmund eröffnete am 3. September den offiziellen Teil der 66. Generalversammlung der deutschen Katholiken. Am nächsten Tage schloß sich eine Feier der heiligen Messe im Stadion an, das von einer gewaltigen Teilnehmerschar mit vielen Fahnendeputationen gefüllt war. Nachmittags fand die erste öffentliche Versammlung unter dem Vorsitz des Ersten Präsidenten, des Ministerpräsidenten a. D. D. Dr. Stegerwald, statt, bei der Nuntius Pacelli die Festrede hielt. Am 6. September beendeten eine Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland und eine geschlossene Versammlung des Katholikentages die Tagung.

In Wien, wo vor 65 Jahren der Österreichische Alpenverein gegründet wurde, der sich nach 12jährigem Bestehen dem 1869 ins Leben gerufenen Deutschen Alpenverein als Sektion Austria anschloß, und wo vor 18 Jahren der Alpenverein sein 40jähriges Bestehen in festlicher Weise begehen konnte, begann am 4. September mit vielen Begrüßungsansprachen die 35. Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Danach wurde in die Tagesordnung der Hauptversammlung eingetreten und am Nachmittag durch Handelsminister Dr. Hans Schürff ein Empfang im Schloß Schönbrunn veranstaltet. Abends boten Oper und Burgtheater den Teilnehmern Festvorstellungen. Tags darauf folgten diese einer Einladung der Stadt Baden bei Wien zum Besuch des Kurortes.

Während seines Urlaubsaufenthalts in Dietramszell besuchte Reichspräsident v. Hindenburg am 4. September die Stadt Bad Tölz, die ihrem Ehrenbürger eine Begrüßungsfeier veranstaltete und ihm zu seinem bevorstehenden 80. Geburtstage ihre Glückwünsche aussprach. Ferner stattete Hindenburg dem Orte Bayrischzell sowie den Königsschlössern Neuschwanstein und Hohenschwangau einen Besuch ab. Am 7. September ist er dann nach Berlin zurückgekehrt.

Das große Wettrennen über den Ozean hat in letzter Zeit unter einem bösen Unglücksstern gestanden. Die „Old Glory", die am 6. September mit den Piloten Bertaud und Hill und einem Passagier in Neuyork zum Flug nach Rom aufstieg, wird vermißt. Auch das am 7. September in Neufundland nach London gestartete Flugzeug „Sir John Carling" ist verschollen. Diese Vorfälle zeigen aufs neue, wie weit wir bei dem heutigen Stand der Flugtechnik noch entfernt sind von einem zuverlässigen Transozean-Flugverkehr.

Am 4. September ging die Baden-Badener Rennwoche zu Ende, die der deutschen Zucht schöne Erfolge brachte. Der Große Preis von Baden, der den Höhepunkt der Internationalen Rennveranstaltung auf der Iffezheimer Bahn darstellte, mit seiner Preishöhe nächst dem Derby das wertvollste Rennen in Deutschland, fiel an den Oppenheimschen Dreijährigen Oleander (L. Varga).

Bei den Europa-Meisterschaften im Schwimmen, die vom 2. bis zum 4. September im Schwimmstadion von Bologna ausgetragen wurden, konnte sich Deutschland wieder gegen die Elite von ganz Europa wie im Vorjahr in Budapest den Europa-Pokal sichern.

Das Sonnenbad über der Straße: Die Jackson-Girls von der Berliner Scala an einem warmen Septembertag auf dem Vordach über dem Eingang des Theaters.

BÜHNENSCHAU

In der Bearbeitung und Inszenierung von Jürgen Fehling erwachte des dänischen Freiherrn Ludwig v. Holberg rund 200jähriges Schauspiel „Ulysses von Ithaka" bei einer Aufführung des Münchner Künstlertheaters zu neuem Leben. Das Stück ist eine Satire auf die deutschen Komödien, die Haupt- und Staatsaktionen jener Zeit. Fehlings geschickte Hand holte aus der phantastisch-mythologischen Begebenheit einen anerkennenswerten Erfolg heraus.

Bernard Shaws Lustspiel „Zinsen" (der gewohnte Titel ist „Die Häuser des Herrn Satorius"), das schon vor einem reichlichen Menschenalter entstanden ist, bewies bei seiner Neuaufführung in der Berliner „Komödie" die noch immer frische Aktualität. Es behandelt das Wohnungselend und den Wohnungswucher und rührt über die geschilderten Londoner Verhältnisse hinweg an allgemeingültige Fragen.

Von dem am 15. Juli 65 Jahre alt gewordenen Ludwig Fulda brachte das Lustspielhaus in Berlin die neue dreiaktige Burleske „Filmromantik". Darin wird die ganze Scheinwelt des Films, der Starbetrieb, das Reklame-Tamtam ordentlich aufs Korn genommen. Bei einem in einer Felsenwildnis im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika geplanten Schauerfilm sagt die Diva ab, und der Manager entdeckt für deren Rolle eine arme kleine Ansichtskartenverkäuferin. Diese wird nun trotz des Protests des Bräutigams und der Mutter mit allen Mitteln zum Star gemacht, wird aber im Innersten von dem ganzen Treiben nicht berührt und bleibt doch schließlich ihrem früheren Bräutigam treu.

Geheimrat Prof. Dr. Hans Virchow, bedeutender Anatom der Universität Berlin, Sohn des großen Mediziners Rudolf Virchow, wurde am 10. September 75 Jahre alt.

Geheimrat D. Dr. Georg Michaelis, Juli bis Oktober 1917 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, 1918 bis 1919 Oberpräsident von Pommern, beging am 8. September den 70. Geburtstag.

Szenenbild von der Erstaufführung des Schauspiels „Ulysses von Ithaka" von Ludwig Holberg im Künstlertheater zu München am 7. September. Am Boden sitzend: Hermann Pöschko (Mitte) als König Mithridates und Eugen Gura als Kammerdiener Bitias (rechts); dahinter von links nach rechts: Anna Rohde als Dido; Konstantin Delcroix als Paris; Auguste Hoenle als Venus; W. v. Strobl als Feldherr Holofernes; Charlotte Krüger als Iris.

Von der Aufführung des Lustspiels „Zinsen" von Bernard Shaw in der „Komödie" am Kurfürstendamm in Berlin am 4. September: Szenenbild mit Grete Mosheim und Hans Brausewetter als Liebespaar.

Von der Erstaufführung des Lustspiels „Filmromantik" von Ludwig Fulda im Lustspielhaus zu Berlin am 6. September: Szene aus dem II. Akt. Das Interview bei der Filmdiva: Oskar Sabo als Filmdirektor; Charlotte Ander als Diva; Heinz Ludwig, Walter Neumann und Siegfried Berisch als Zeitungsreporter (von links nach rechts). (Phot. Zander & Labisch.)

Alfred Fürst v. Montenuovo,
der letzte Erste Obersthofmeister des alten Kaisers Franz Joseph von Österreich, Enkel der Kaiserin Marie Louise, der Gemahlin Napoleons, aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen Neipperg, † 72jährig am 6. September in Wien.

Rechts nebenstehend:
Die 700-Jahrfeier der Stadt Bischofswerda (Sachsen) vom 3. bis zum 5. September: Der festlich geschmückte Markt mit dem Rathaus.

Von der 53. Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in Wien: Empfang des Hauptausschusses und der Vertreter der Sektionen in der Großen Galerie des Schlosses Schönbrunn durch Handelsminister Dr. Schürff am 4. September.

Rechts Mitte: Eine neue Ozeanflug-Katastrophe: Die beiden Piloten James Hill (links) und Lloyd Bertaud vor dem Abflug von Neuyork nach Rom am 6. September mit dem Flugzeug „Old Glory", das verschollen ist.

Die Feier von Mohammeds Geburtstag bei den Anhängern des Islams am 12. September, dem 12. Tage des Monats Rebi-ül-ewwel: Die Festlichkeiten in Tripolis; die Menge in ihrer malerischen Tracht zieht singend und betend durch die Stadt.
Links nebenstehend: Achmed-Bey Zogu, der Diktator-Präsident der Republik Albanien, auf dem Wege zur Königswürde? Achmed Zogu bei einer Truppenschau in Skutari, wo er zum Fürsten von Skutari ausgerufen und gekrönt wurde.

Vorführung eines neuen Flugzeugtyps der Fokker-Wulf-Flugzeugbau-A.-G. auf dem Fluglatz in Bremen am 5. September: Die eigenartige, entenähnliche Maschine, bei der Schwanzflossen und Steuer aus Flug-Sicherheitsgründen vorn, die Tragflächen hinten angebracht sind, nach ihren erfolgreichen Probeflügen. — Links: Von den Europa-Meisterschaften im Schwimmen, die vom 2. bis zum 4. September in Bologna (Italien) zum Austrag kamen: **Erich Rademacher, Magdeburg (links), Meister von Europa im 200-m-Brustschwimmen, und Hans Luber, Berlin, der Sieger im Turmspringen.**

Links: Eine neue großzügige Kampfbahn in Schlesien: Der vor kurzem eröffnete Sportplatz in Glogau während der turnerischen Vorführungen bei der Einweihungsfeier.

Rechts: Vom Absturz des ausgezeichneten Fallschirmpiloten Werner Triebner bei einer Flugveranstaltung in Altenburg am 4. September: Triebner mit seiner Gattin, ebenfalls Anhängerin des Fallschirmsports, in voller Ausrüstung.

Vom Rennen in **Baden-Baden** (Iffezheim), das vom 27. August bis zum 4. September veranstaltet wurde: Links: **Freiherr v. Oppenheims Oleander, mit Jockei Varga im Sattel, der Gewinner** des Großen Preises von Baden. — Rechts: König Gustav von Schweden (×) als Gast bei dem Rennen. **(Rechts von ihm Frau Richard Haniel, die Gattin des bekannten Rennstallbesitzers).**

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(18. Fortsetzung.)

Zacharias Job lag in dem schmalen Holzbett und hatte die Augen dem Eintretenden neugierig zugewandt. Als er den Bergsteiger erkannte, erschrak er und stützte sich auf beide Fäuste, um aufrecht zu sitzen. „Dieffenbronner!" Sein Staunen war groß; er begriff nicht, warum dieser jetzt zu ihm ins Zimmer trat, mitten in der Nacht und wie ein Schlafender. „Dieffenbronner! Wie — siehst — du aus?"

Der Bildschnitzer trat ans Bett und reichte dem Bergführer die Hand. Forschte eine Weile in seinen Zügen und sah, daß der Einödhöfer alt und morsch geworden war. Am Hals liefen Stricke hinab, das Haar war trostlos dünn, und in den Augen lag jener eigentümlich müde Glanz eines Menschen, der nicht mehr weit von seinem Ziele ist.

„Du bist — wie — ein Gespenst, Dieffenbronner! Was willst du von mir?"

„Vielleicht bin ich nur noch mein eigenes Gespenst, Job. Wir wissen es selbst nicht. Das Wunderbare um uns geht über unsere Kraft. Wir stehen ihm wie Kinder gegenüber. Man sollte mehr beten, Job. Immer beten!"

„Ich verstehe dich nicht. Warum kommst du zu mir in der Nacht?" Sein Blick wurde ängstlich und verstört. Er hatte ein Gefühl, der andere käme, um anzuklagen und irgendeine formlose Schuld aufzudecken. „Sie haben den Berg gesprengt, Dieffenbronner. Alles ist auseinandergerissen. Überall Trümmer und Schutt und Pulver. Sie haben uns das Leben abgezapft. Das sitzt immer hier am Herzen. Ich kann's nicht ertragen. Ich glaube, man — muß bald nach dem Pfarrer schicken. Was willst du in der Nacht, Dieffenbronner? Wo hast du die Fackel? Ich sah Fackelschein durchs Fenster."

Der Bergsteiger wußte nicht, wie er die Enthüllung bringen sollte. Kein Satz wollte über seine Lippen. Langsam und zäh würgte er die Worte hervor.

„Weißt du noch, Job, wie oft du in den Gletscher bist damals? Vor dreiundzwanzig Jahren? Wohl an zwanzigmal hingst du am Seil. Ich sehe dich, als ob es heute wäre. Was ist Zeit? Wie ist denn Zeit zu fassen und zu erklären? Zeit ist Wahnsinn. Wir dürfen nicht darüber nachdenken."

Er hielt inne und schien einen Anlauf zu nehmen. Es kam wie rauschendes Wasser hoch in ihm. Die Wahrheit und Wachheit seines Zustandes wollte ihn überwältigen. Ein Laut stieß aus seiner Brust, trocken und gequält und wie Ruf eines Tieres, das in unverstandener Not keinen Ausweg findet. Dann brach die Enthüllung durch und war wie Schrei.

„Job, Magdalena liegt draußen auf der Bahre!"

Hoch richtete sich der Alte im Bett auf und wuchs zu hagerer Größe. „Du bist von Sinnen, Dieffenbronner!" Er kroch aus dem Bett mit mühsam torkelnden Bewegungen und schlüpfte in die Hosen. Das blau gestreifte Wollhemd vorn geöffnet, stand er vor Dieffenbronner und schaute ihn an wie einen Irren. „Dich — hat — der Gottseibeiuns gezeichnet! Was willst du?" Weit beugte er sich vor, und das Zimmer schwamm vor seinen Augen. Die Gestalt des Bildschnitzers wuchs ins Schattenhafte. „Ich glaub', mir hängt das Fieber in allen Knochen. Du bist nicht da! Du — bist — ein — Mahr — du —!"

Der Alte griff nach Dieffenbronner und wankte. Als er nach der Tür wollte, stand eine Gestalt im Rahmen. Blutleeres Gesicht, müde und zerrissen vom Erleben. Job stieß einen würgenden Ruf aus und wollte nach rückwärts umsinken. „Golm! Was will der? Was will die Fratze hier?" Seine Fäuste verkrampften sich. Er schluckte, und es wollte ihm den Hals abschnüren. Etwas fiel ihm ein; nämlich, daß jetzt eine Abrechnung zu halten wäre, daß es jetzt an der Zeit sei, Vergeltung zu üben für alles, was dieser ihm angetan hatte.

Eine höhere Macht sprach. Gott hatte einen Frevler ausgeliefert. Hier stand er unter der Tür und wartete auf das Gericht. Job wankte in die Zimmerecke. Dort hing sein altes Jagdgewehr. Früher war er damit auf die Gemsen gegangen, oben am Grat, wo der Fels in den Himmel stieß.

„Was willst du hier? Im rechten Augenblick bist du gekommen. Ich habe gewartet auf dich!" Job riß das Gewehr vom Haken. „Gemsen gibt's zu jagen!" schrie er und war von Sinnen. „Gemsen! Gemsen!"

Der Schuß warf ihn selbst zu Boden. Er fiel wie ein alter Baum, morsch und ohne Widerstand. Die Kugel schlug in die Decke. Kalk bröckelte auf den Fußboden.

Maria, von Angst verzerrt, stürzte ins Zimmer. Sie brachten ihn ins Bett. Dort lag er still, mit weit geöffneten Augen. Er wußte nicht, was um ihn geschehen war, und schien wie aus einem wüsten Traum emporgerissen. Golm stand bei ihm und war tief erschüttert von der Trübseligkeit dieses Schicksals. Er griff nach Jobs Hand und fühlte, wie sie feucht war und alt. Die Worte kamen stoßweise von seinen Lippen.

„Einmal will ich — noch durch den Kamin, ja! Durch — den — Kamin." Mit den Händen fuhr er in das Federbett und formte einen Berg. „Hier herauf; immer weiter herauf. Hab' ich hier nicht schon über hundert Trassen gehauen, Dieffenbronner? Sag's, alter Kamerad! Jetzt kommt das obere Couloir, siehst du, hier. Ha, ha! Da haben ihnen die Knie geschlottert. Ha, ha! Dieffenbronner, hör' mich an! Ich hab' dir noch was Wichtiges zu sagen, aber die andern müssen raus! Dir allein, Dieffenbronner, muß ich's sagen. Komm her ans Bett! Komm nahe zu mir her."

Er quälte sich hoch und brachte seinen Mund an des andern Ohr. Flüsterte heiß und von einer glückseligen Inbrunst getrieben, während seine Augen in Nässe schwammen. „Hör' mal zu! Es geschieht was Großes! Wir werden die Bahn in die Luft sprengen, hörst du? Eisenpfeiler werden wir sprengen, da pass' du nur mal auf! Es gehen verfluchte Dinge vor. Hörst du mich?"

„Du bist krank, Job! Wir wollen nach einem Arzt schicken!"

Maria trat ans Bett. „Vater, laß uns weitergehen; es ist so spät in der Nacht!"

Dieffenbronner nickte, und als er sah, daß Job die Augen zufielen, rüstete er sich zum Aufbruch. Maria trat vors Haus und fand Werner Golm an der Bahre stehen. Ihm war, diese Nacht müßte einen alten Mann aus ihm machen. Sie kam an seine Seite wie ein Wesen, das stumm Schutz sucht vor Schatten und Gespenstern. Er legte den Arm um sie und war von ihrer Nähe tief beglückt. Diese Sekunde, dachte er, wiegt alle Schwere auf. „Ich will dich nicht verlassen, Maria!"

Ihre Tränen waren still und verborgen wie unterirdischer Quell. Nach einer Weile kam Dieffenbronner aus dem Haus. „Er ist eingeschlafen. Laßt ihn; er ist halb verwirrt. Er spricht im Fieber!" Sie beugten sich nieder und hoben die Bahre hoch. „Einmal muß es ein Erwachen geben. Wir dürfen nicht Furcht haben vor unseren Träumen. Kommt, wir sind bald im Tal!"

Sie schritten langsam in die Nacht. Ihre Art, zu schreiten, war gemessen und feierlich. Das Licht der Fackel schien heller zu werden und flammender, als der steile Hochwald sie aufnahm.

So kamen sie ins Tal, ein wunderlicher Zug und Gebilde tiefster Nacht. Durch den Schlaf aller Kreatur zogen sie still hindurch wie Traumerscheinung und kamen spät, als schon eine Ahnung neuen Wachseins sich breitete, nach Ponthilara hinunter. Als sie Dieffenbronners Haus betraten, rief die erste Drossel.

XXV.

Der neue Morgen schlich grau über die Hänge, da ging Werner Golm zurück zur Gletscherstation. Er war einsam wie nie in seinem Leben, und auch der Gedanke an Maria wollte diese Verlassenheit nicht verjagen. Der Weg war ihm fremd und wie durch Jahre hindurch in Form und Anschauen verwandelt. Wälder schienen ihm mächtiger und mehr ins Tal vorgeschoben, und als er die ersten Häuser sah und das aufdringliche Farbenspiel der Neubauten, hatte er eine Vorstellung, er müsse diese Gegend vor vielen Jahren einmal betreten haben und in ihr heimisch gewesen sein. Vielleicht auch war sie ihm nur im Traume begegnet, und er wurde jetzt von unsichtbarer Hand in dieses absonderliche Erwachen geführt. Ein Bild klebte noch in seinem Sinn, halb verwirrt und wie durch falsches Brillenglas gesehen. Nach diesem Bild suchte er und fand es nicht. Im Weitergehen stand es plötzlich vor ihm. Die Eisenvögel! Dort hingen sie in der Luft und waren ohne Bewegung und ohne Herz. Sie waren tot, in eine eiserne Starrheit hinübergeschlafen.

Alle Ereignisse liefen ihm bunt durcheinander, als er mehr und mehr in die Gegend wie in ein bekanntes Bild hineinschritt. Die große Sprengung! Richtig doch, die große Sprengung! Fast hatte er sie vergessen. Die Wirklichkeit seiner Umgebung und seiner Tätigkeit tauchte aus der diesigen Verschwommenheit und nahm klare und strenge Formen an. Die Generatoren sangen. Der neue Tag war nicht mehr fern. Arbeiterbaracken, Materialschuppen. Riefen nicht Eisen und Stahl nach ihm? Würden nicht bald die Niethämmer kläffen? Fort mit den Träumen! Es war Zeit, zu erwachen.

Eine Weile blieb er stehen, holte tief Atem und reckte beide Arme in die Luft. „Eingeklemmt in mein Schicksal, muß ich einen Ausweg suchen! Ich will dich nicht verlassen, Maria!" Er sprach es wie einen Schwur und erkannte in diesem Augenblick die Zerrissenheit seiner Brust. Im Weitergehen glaubte er eine Gestalt zu sehen, die aus der Richtung des Dynamitschuppens kam und jetzt hinter der ersten Arbeiterbaracke verschwand. Was hatte der Mensch so früh beim Dynamitschuppen zu suchen! Golm, plötzlich aufgewacht, eilte nach den Baracken und hielt Umschau. Eine Tür fiel irgendwo ins Schloß, dann war Stille. War dies Wahrheit oder Trugbild? Spiel überreizter Nerven? Er ging an sämtliche Türen und versuchte zu öffnen,

aber er fand sie alle fest verschlossen. Und hinter den Baracken lagen sie im röchelnden Schlaf. Er hörte widerliche Schnarchtöne und spürte ganz schwach den faden Geruch alter Kleiderlumpen, die von Schmutz und Schweiß getränkt waren.

Man soll ihren Schlaf nicht stören, dachte er und ging weiter. Keines Menschen Schlaf soll man stören; denn er ist ein Geschenk des Himmels. Schlaf ist Vergessen. Nur der Tod enthält eine ähnliche Segnung. Werner Golm ging hinauf in sein Zimmer. Als er öffnete, schlug ihm dumpfe Luft entgegen. Es roch muffig und wie in feuchten Kellerlöchern. Er stieß die Fenster auf und ließ den Odem des erwachenden Tages herein. Schon wurde silbergraues Licht geboren; der matte Schein drang durch alle Ritzen.

Auf dem Schreibtisch häuften sich die Korrespondenzen. Er wühlte in dem staubigen Bündel und fand auch Corneliens Brief. Als er ihn aufnahm, zitterte seine Hand. Maria, dachte er, Maria! Er hielt ihn schwer in der Hand, wie ein dunkles Urteil. Bevor er öffnete, dachte er an Möglichkeiten des Inhalts. Verhängnis lag schwül in der Luft. Würde dieser Brief eine Absage sein, Trennung? Ein Lebewohl in abgeschmackter Art? Wenn, dann mußte dies für ihn Befreiung bedeuten. Wenn sie ihn freiwillig verließ, war er gesegnet. Gott stand ihm bei, und das Schicksal ließ die Zügel locker. Oh, wenn sie ihn verlassen würde!

Er dachte darüber nach und spann sich solch neuartigen Zustand. Und während er über seine Freiheit grübelte, sah er deutlich ihr Bild. Fand plötzlich den Liebreiz ihres Wesens und die Anmut ihrer Züge. Sie wurde ihm heiß begehrenswert, als er sie so zerrinnen sah. Er würde sie nicht freiwillig einem andern überlassen. Furchtbar, wenn sie ihn verschmähen würde! Eine krankhafte, wahnwitzige Angst packte ihn, die ihm das Blut zum Herzen trieb. Fast wollte Maria versinken, nun diese am Entflattern war. Welche Torheit! irrte es durch seine Gedanken. Bin ich denn verrückt geworden? Kann man so zwischen zwei Welten stehen?

Was enthielt der Brief? Vielleicht keine Absage; nur die Mitteilung ihrer Rückkehr. Albernes Geplauder von Liebe und Zärtlichkeit, wie es so ihre flatterhafte Art war. Schrecklich, daran zu denken! Unerträglich, mit solchem Wesen zeit seines Lebens verbunden zu sein. Wie hoch stand Maria! Oh, ich liebe Maria und habe sie durch alle Jahre hindurch geliebt. Es gibt eine Liebe, die über das Leben hinausreicht und unvergänglich ist. Ich kann nicht weiterleben ohne dich, Maria!

Er riß den Brief auf, trat ans Fenster und las ihn mit einer zitternden Hast. Neben Belanglosigkeiten enthielt er die Mitteilung, daß sie auf der Rückreise sei und in einigen Tagen eintreffen werde. Auch von den Absichten ihres Vaters sprach sie in Andeutungen; daß es den Eindruck mache, als ob er auf eine Trennung hinwirke.

„... alle Versuche aber, Werner, werden an meiner Liebe zu Dir scheitern. Glaubst Du nicht auch? Wohl habe ich einen netten Mann kennengelernt, einen wirklich sympathischen Menschen. Man könnte ihm gut sein, aber was ist er gegen Dich? Vater meint, Du liebest eine andere mehr und tiefer als mich. Ich kann und will das nicht glauben. Und wenn es wahr sein sollte, dann kann ich immer noch überlegen, was für mich das Beste bleibt. Eines weißt Du: ich kann niemand neben mir dulden. Lieber würde ich von Dir gehen, ohne das lange zu überlegen. Der Herr ist Regierungsassessor und soll ein ausgezeichneter Tennisspieler sein. Wir haben einen großen Match ausgemacht. Ich sage Dir, ich bin gespannt. Wenn ich bei Dir bin, Werner, wollen wir über alles vernünftig reden. Wir sind doch keine Kinder mehr. Aber ich liebe Dich, Werner, ich küsse Dich und bin für immer und ewig

Deine Corni.

P. S. Der Herr Assessor will jetzt Mah-Jongg mit mir spielen. Ich darf ihn nicht warten lassen."

Golm stand unbeweglich und las den Brief nochmals durch. Er kam nicht auf den Grund dieser etwas albernen und zweideutigen Schreibweise. Hinter allem versteckt fand er Mißtrauen und eine überdrüssige Müdigkeit. Die Vorstellung, Cornelie würde ihn verlassen und einem andern angehören, war eine Marter für ihn, die sich wie ein Ring um sein Denken legte. Er vergaß alle Ereignisse, wurde aus seiner Umgebung fast hinausgehoben von seinen törichten Gedanken, und der Inhalt des Briefes wuchs in seiner Brust zu wahrer Dämonie. Er sah sie in den Armen eines andern, empfand den stechenden Schmerz heimlicher Liebkosungen, die hinter seinem Rücken geschahen, und fühlte sich verlassen, betrogen und vom Schicksal mit aller Niedertracht gezeichnet. Maria, in diesem Augenblick sicherer Besitz, trat in den Schatten; ihr Bild verblaßte, und Cornelie, flüchtendes Wild, nahm seine Furcht und seine Wünsche gefangen. Er war auf der Jagd nach ihr, weil er Gefahr lief, von ihr verschmäht zu werden. Spielball dieser Gefühle und halb zerrüttet von den gehäuften Ereignissen der letzten Tage, war Golm nahe am Verzweifeln. Er zerriß den Brief, und als er die Papierfetzen sah, bereute er, es getan zu haben. Er sammelte die einzelnen Stücke und wollte sie wieder zusammensetzen, in der Hoffnung, es möchte sich doch noch irgendeine versteckte Wahrheit aus den Zeilen herauslesen lassen.

„Sie quält mich; sie hat mich immer gequält."

Mit den Kleidern warf er sich aufs Bett. Er wußte, daß ihm Schlaf fehlte, Schlaf und Ausruhen. Alle Züge würden sich ändern, alle Furcht und Selbstqual in sich versinken, wenn er erst ausgeruht hätte. Er grübelte sich in einen dumpfen Schlaf hinein. Von diesem Schlaf wohltätig umarmt, lag er still bis in den tiefen Mittag. Als er aufwachte, war es ruhig und leer in ihm. Er hatte keine Lust, zu denken, und ging hinüber nach den Arbeiterbaracken.

Überall herrschte geschäftiges Treiben. Die Untersuchungen über die große Sprengung waren in vollem Gange. Ein Heer von Geologen durchstreifte die Gegend. Am Abend fand eine große Sitzung statt. Golm ging in die Versammlung und erstattete kurz und sachlich Bericht. Die Geologen meldeten sich zum Wort. Die erste Untersuchung hatte ergeben, daß die Sprengung ungeahntes Ausmaß angenommen hatte. Die Berge östlich vom Geierkopf bis zum Gletscher und bis herab zur steinernen Halde waren in Mitleidenschaft gezogen. Gewaltige Sprünge liefen bis in den Hochwald hinunter. Südöstlich, unterhalb des Silberkammes, etwa bei Punkt 2700, war eine Schlucht aufgebrochen, die in ihrem Ausmaß geradezu bedenklich war. Felsmassen hingen weit über, und vom oberen Ende der Schlucht lief ein breiter, zerklüfteter Riß nach der berüchtigten Steilwand des Geierkopfes hinauf.

Die Geologen, selbst hingerissen von der Größe einer solchen Dynamitsprengung, beglückwünschten Werner Golm, unterließen aber nicht, schon jetzt auf die Gefahren hinzuweisen, die fraglos bestanden, weil der Berg in seinen tiefen Grundfesten erschüttert worden sei. Es müsse in Erwägung gezogen werden, ob nicht jetzt eine Art von labilem Gleichgewichtszustand herrsche, der bei den geringsten klimatischen Einflüssen zu einer Katastrophe führen könne. Die Untersuchungen der nächsten Tage würden dies zweifellos ergeben. Wieder wurde an den großen Bergrutsch im Uralgebirge erinnert.

Golm saß wie in einem Nebel. Die Stimmen der Vortragenden schlugen nur undeutlich an seine Ohren. Was er sprach und entgegnete, klang müde und schien oft halb verwirrt. Der Mann braucht Erholung, hieß es, er muß auf Urlaub geschickt werden. Es ist kein Pappenstiel, etwas Derartiges durchzuführen.

„Wissen Sie von der Toten, die er im Gletscher fand? Schauen Sie ihn nur an, er hat's verflucht in den Nerven."

„Er redet, als ob er betrunken wäre. Vielleicht hat er einen kleinen Schock."

Sie kamen auch auf die heiße Quelle zu sprechen, die aus dem kleinen Tobel in der Nähe des Einödhofes plötzlich aus der Erde gekommen war. Ein Sachverständiger war bereits am Platz gewesen. Die Temperatur der Quelle betrug 31,7 Grad Celsius. Eine Probe des Wassers war ins Laboratorium zur genauen Analyse gesandt worden. Jetzt schon hatte sich nachweisen lassen, daß die Quelle kohlensäure-, eisen- und stark lithiumhaltig war.

„Ein neues Heilwasser. Vielleicht von stärkster Wirkung. Wir wissen es noch nicht."

„Die Geburt eines neuen Luxusbades. Alles möglich."

„Sehen Sie doch, Kollege, Golm sieht aus, als ob er jeden Augenblick vom Stuhl sinken wollte."

Die Sitzung fand erst um elf Uhr nachts ein Ende. Golm verließ den Raum, wirr im Kopf und von quälender Müdigkeit überfallen. Draußen trat ihm ein alter Arbeiter in den Weg. Er habe ihm etwas mitzuteilen, weil es ihm keine Ruhe lasse. „Machenschaften, Herr Oberingenieur, man weiß nicht, wie und wo."

„Was meinen Sie? Sprechen Sie klarer und deutlicher!"

„Herr Oberingenieur, im Dynamitschuppen ist das Schloß erbrochen worden. Im Dynamitschuppen fehlen achtzehn schwere Dynamitgranaten mit Zündschnur."

Golm erschrak. Was ging hier vor? Aber er war zu müde, um diese Mitteilung zu fassen. Er war zu teilnahmlos und zu niedergeschlagen. „Ich werde den Fall sofort untersuchen. Halten Sie reinen Mund!"

„Denken Sie nicht, daß ich meine Kameraden verrate, Herr Oberingenieur. Aber das sind Dinge, die uns alle angehen."

Golm fiel undeutlich die Gestalt ein, die er am frühen Morgen gesehen hatte. Nur die Zeit war ihm verwischt. „Ich sah doch jemand beim Schuppen! Sah ich nicht einen Menschen hinterm Schuppen verschwinden? Wann denn nur!" Ohne zu wissen, warum, ganz in sich zerfahren, reichte er dem Arbeiter die Hand. „Ich danke Ihnen!" Dann ging er nach Hause. Als er im Zimmer war und sich dort ratlos umschaute, hatte er alles vergessen.

XXVI.

Svend Olsen verließ Dieffenbronners Haus. Er hatte dem unbegreiflichen Wunder still gegenübergestanden und doch mit der Klarheit eines Menschen, den die Not des Lebens geläutert und emporgehoben hat. Das Ende dieser Tragödie des ewigen Eises hatte ihn tieftraurig gestimmt, aber die abgeklärte Ruhe seines Denkens nicht verwirren können. Was er mitnahm von der Bahre dieser rätselhaften Toten, war die Erkenntnis der Kleinheit des menschlichen Daseins und die erschütternde Wahrheit, daß unser Leben, mag es tausendfältig gesegnet und verflucht sein, sich hastig abspielt zwischen einem Wimperschlag der Zeit.

Den Kopf gesenkt, schritt er durch die Wiesen, auf denen der Glanz des Morgens lag. Er hörte Schritte hinter sich und wandte sich nicht um. Maria trat an seine Seite. Er schaute sie wortlos an und sah, daß sie bleich war und von Schwere fast gebeugt. (Fortsetzung folgt.)

AUF WEITER SEE

NACH EINEM AQUARELL VON GEORG WICKERT

PRÜFEN SIE SICH FÜR IHREN BERUF!

Sind Sie intelligent? Diese Frage scheint in der Nachkriegszeit die Welt stärker denn je zu bewegen; wenigstens muß man dies annehmen, wenn man sieht und hört, in welch ungeahnter Weise Kreuzworträtsel, Denksportaufgaben und ähnliche Scharfsinnsproben vom Publikum bevorzugt werden. Besondere Zeitschriften, Bücher und Filme sind entstanden, eigens zu dem Zweck, dem Gehirntraining Vorschub zu leisten. Was früher nur der Arbeitsgegenstand einzelner Fachleute, vorwiegend der Psychologen, war, ist heute zur Beschäftigung für die Allgemeinheit da. Und sicher ist der „Gehirnsport" eine begrüßenswerte Zeiterscheinung; er kann die Wirkungen einseitig übertriebener Nur-Schulung der körperlichen Kräfte ausgleichen und einer schädlichen Mechanisierung des Geisteslebens vorbeugen helfen.

Wir sind ein wenig neugierig geworden und wollen uns einmal die Anwendung von Tests dort anschauen, wo man das, was der Laie „Scharfsinnsproben" nennt, nicht zum Zeitvertreib, sondern zu ernster, wissenschaftlich und praktisch belangvoller Arbeit braucht: in einer Berufsberatungsstelle. Wir besuchen eines der schönsten und modernsten dieser Institute, nämlich das Leipziger. Fast zehntausend Jugendliche wurden hier im letzten Geschäftsjahr 1926/27 erstmalig beraten, fast dreitausend davon einer Eignungsprüfung unterzogen. Diese Beratung und Prüfung wird schon im letzten Schuljahr, ehe der Junge oder das Mädchen „ins Leben" tritt, vorgenommen.

Es ist schon eine Binsenwahrheit, die man ausspricht, wenn man sagt, daß Neigung und Eignung nicht immer bei ein und demselben Menschen zusammenstimmen; aber eine Binsenwahrheit, deren Nichtbeachtung bei der Berufswahl manchen jungen Menschen verlorene Zeit und Arbeitskraft kostet. Auf dem Markt der Berufe regulierend einzuwirken, Angebot und Nachfrage im Berufsnachwuchs miteinander in Einklang zu bringen und den Jugendlichen nach Möglichkeit gleich von Anfang an in die richtige Berufsbahn hineinzulenken, das ist die sozial immer bedeutungsvoller werdende Aufgabe des Berufsberaters. Eine der Hilfen für seine Tätigkeit — und sicher nicht die unwichtigste — sind nun die Tests und Eignungsprüfungen.

Gleich beim Eintritt in einen der Prüfräume sehen wir etwa ein Dutzend Knaben eifrig damit beschäftigt, ein zwanzig Zentimeter langes Stück Draht in die Form eines gleichseitigen Dreiecks zu biegen. Sie arbeiten angestrengt; wir merken, daß sie sich ihrer Tätigkeit mit einem Eifer hingeben, der den Eindruck erweckt, als hinge von dieser fast spielerischen Beschäftigung ihre Zukunft ab. So schlimm ist's nun gerade nicht; niemals wird nach einer einzelnen Prüfung allein eine weittragende Entscheidung gefällt. Der Außenstehende glaubt häufig, daß die Tragfähigkeit der Tests für das Urteil des Berufsberaters gering, ja, praktisch belanglos sei. Zu Unrecht! Die Gesamtheit aller Einzelprüfungen, deren sich der Berufsanwärter unterziehen muß, und die, hundert- und tausendfach erprobt und verbessert, von erfahrenen Psychologen in enger Zusammenarbeit in der Praxis geschaffen wurden, geben ein fast untrügliches Bild. Zwar ist es schwer und verantwortungsvoll, jemandem zu sagen: „Du bist zu dem von dir gewünschten Beruf untauglich"; für die Erfordernisse der Praxis genügt es jedoch meist, wenn der Berufsberater angibt — und das kann er immer — an wievielter Stelle in einer größeren Reihe von Prüflingen der einzelne Fall rangiert. Bisher hat sich noch immer herausgestellt, daß Leute, denen von einem bestimmten Beruf auf Grund ihrer Prüfungsergebnisse abgeraten worden war, und die auf Umwegen, etwa durch Protektion, doch aufgenommen wurden, nachher in der Praxis versagten, und daß Prüflinge mit sehr guten Prüfungsergebnissen späterhin auch die Tüchtigsten in ihrem Beruf wurden. Die Fälle aber, in denen trotz guter Prüfungsergebnisse jemand nachher im Beruf versagte, zählen nach Tausendsteln der Geprüftenzahl.

1. Handgeschicklichkeitsprüfung für Metallarbeiter.

Unten: Vorlage. — Oben: Nach der Vorlage von den Prüflingen aus Draht gebogene Figuren.

Sehen wir uns nun einmal, nachdem wir gegen falsche Verallgemeinerungen gefeit sind, unsere Prüflinge an. Das kleine Stückchen Draht, das sie in den Händen haben, wird von jedem anders behandelt. Die Handgeschicklichkeit der einzelnen ist ganz verschieden. Einer biegt die an die Wand projizierte Figur fast mathematisch genau aus freier Hand und verschärft dann nur die Winkel mit der Flachzange, während ein anderer gleich unüberlegt mit der Rundzange hantiert und eine Figur zustande bringt, die mehr Ähnlichkeit mit einem mißlungenen Kreis denn mit einem Dreieck hat. Diese Handgeschicklichkeitsprüfung für Metallindustrieanwärter hat ihr Gegenstück in der für Schneiderinnen; hier ist eine auf Papier vorgezeichnete, mehrfach geknickte und gekrümmte Linie in gleichmäßigem Abstand (Saum) nachzuschneiden. Wenn wir uns die Bewertungstafel mit einigen Prüfungsergebnissen (Abbild. 2) ansehen, so fällt uns sofort auf, wie sehr die Resultate voneinander abweichen, wie groß die „Streuung" in den Ergebnissen ist. In der oberen Reihe, die mit 90 Proz. bewertet ist, sind die besten, in der unteren mit 10 Proz. die schlechtesten Resultate aufgeklebt.

Oder die Einfädelprobe: Zehn mit verschiedenen kleinen Löchern versehene Metallscheiben sind auf vier Drähte an einem kleinen Handgriff aufzureihen. Zeit: Sieben Minuten. Beste Leistungen dagegen: $2^1/_2$ Minuten. Bei besonders schlechter Leistung wird der weibliche Prüfling in der vorgeschriebenen Zeit mit der Arbeit überhaupt nicht fertig. Schon die Art, wie er eine solche Aufgabe anfaßt, ob er sich vorher sein Arbeitszeug genau ansieht, oder ob er gleich wild drauflos arbeitet, ist charakteristisch für jeden einzelnen.

Bleiben wir einmal bei der Schneiderinnen- und Modistinnenprüfung: die Leserinnen mögen einmal selbst feststellen, ob sie „Sinn für Mode" besitzen. Wir zeigen in Abbildung 3 zwölf verschiedene Kleider, die aus drei verschiedenen Modejahren stammen. Schauen Sie sich diese Kleider genau an, und schreiben Sie dann auf, welche je dreimal vier Kleider zur gleichen Mode gehören. Einer modernen Frau müßte das, so denke ich, sehr leicht fallen; es gibt schulpflichtige Mädchen, die nur einmal hinzusehen brauchen, um sofort die richtigen Nummern aufzuschreiben.

Sowohl für Berufe der Metallindustrie als auch für Schneiderinnen wird die Prüfung auf Formengedächtnis angewandt. Sehen Sie sich die mit acht Nummern versehenen Figuren der Abbildung 7 zehn Sekunden lang genau an. Dann betrachten Sie die ähnlichen Figuren auf Seite 411, und geben Sie sofort an, ohne natürlich die zuerst gesehene Tafel nochmals zu betrachten, welche Figuren sich geändert

2. Ergebnisse einer Handgeschicklichkeitsprüfung für den Schneiderinnenberuf. Oben die besten, unten die schlechtesten Ergebnisse im Nachschneiden eines „Saumes" aus Papier.

3. Je vier der dargestellten zwölf Kleider gehören einem Modestil an. Welche je dreimal vier Kleider stammen aus der gleichen Zeit? (Die Lösung s. S. 411.)

4. Angehende Setzerlehrlinge bei der Ablegeprobe (nach Prof. Klemm, Leipzig).

5. Das Reaktionsbrett, an dem unter anderen Straßenbahner geprüft werden.

haben. (Es ist nur die Nummer der veränderten Figur anzugeben, nicht die Art der Veränderung.)

Wir treten jetzt in einen Raum der Berufsberatung, in dem gerade Schüler geprüft werden, die einmal Setzer werden wollen. Sie unterziehen sich augenblicklich der Ablegeprobe, die von Professor Klemm, Leipzig, ausgedacht wurde. In einem Holzkasten, wie wir ihn in der Abbildung 4 ganz links sehen, sind 18 verschiedene Löcher eingeschnitten. 18 mal je 5 Hölzchen passen gerade in die entsprechenden Löcher. Während ein geschickter Prüfling diese 90 Hölzchen in ungefähr 4½ Minuten durch die „passenden" Löcher in das Kasteninnere bringt, braucht ein weniger geschickter dazu oft die dreifache Zeit. Der Vorteil dieser Prüfungsmethode gegenüber der früher angewandten, bei der Figuren in offene Fächer zu ordnen waren, besteht darin, daß hier keine Fehler gemacht werden können und als Bewertungsgrundlage daher nur die Zeit, die der Prüfling zur Lösung braucht, gemessen werden muß, nicht auch die Fehlerzahl.

Eine immer wichtiger werdende Prüfung im Zeitalter des Autos ist die für den Lenkerberuf, die Fahrsicherheitsprüfung. Der Prüfapparat besteht aus einer endlosen, mit einer großen Zahl verschieden weiter Löcher versehenen Papierschleife, die über eine Metallwalze läuft. Auf dieser Schleife befindet sich ein Metallstift, der durch ein normales Autosteuerrad in wagerechter Richtung hin und her bewegt werden kann. Der „Autofahrer" muß das Steuerrad so bedienen, daß der Metallstift nicht in die Löcher des laufenden Papierbandes kommt. Dann entsteht nämlich elektrischer Kontakt, und unser „Zimmerauto" registriert automatisch, wie oft der Fahrer in Löcher fuhr (Zusammenstöße hatte!), wie lange er darinblieb, und wie lang der Weg des Steuerrades war. Aus diesen drei Daten läßt sich ein sehr brauchbares Urteil über die Fahrsicherheit des Lenkers geben. Ganz ohne Fehler fährt auch der beste Berufschauffeur nicht; aber es gibt beträchtliche Unterschiede zwischen den einzelnen Fahrern, und ein guter und sicherer Chauffeur wird auch am Fahrsicherheitsprüfer gute Resultate erzielen. Der Apparat läuft in einem Tempo, das ungefähr einer Wagengeschwindigkeit von 70 km in der Stunde entspricht; deshalb ist eine Prüfung daran ziemlich ermüdend, und wer zehn Minuten gefahren ist, der erlebt nachher die Täuschung, daß das ganze Zimmer fahre — ähnlich wie es dem Seekranken geht, dem an Land der Boden unter den Füßen schwankt.

Auf einen anderen wichtigen Beruf, der dem des Autolenkers verwandt ist, nämlich den des Straßenbahnführers, prüft man am Reaktionsbrett (Abbild. 5). Schon das Zusehen ist eine aufregende Sache: Klappen fallen plötzlich herunter, Lampen in verschiedenen Farben leuchten nacheinander und durcheinander auf, Klingeln ertönen, Holzteile prasseln herab. Auf jeden dieser „Reize" muß der Prüfling „reagieren", d. h. einen bestimmten Handgriff ausüben. Rote Lichter fungieren als „Störungsreize"; wenn sie aufleuchten, so hat das nichts zu bedeuten. Gewöhnlich werden 100 Reize gegeben und die gesamte „Reaktionszeit", die Zeit also, die der Prüfling vom Auftauchen des Reizes bis zur Ausführung der Reaktion braucht, gemessen. Sie pflegt für die 100 Reize zwischen 100 und 200 Sekunden zu schwanken.

6. 70 Kilometer im Zimmer: Fahrsicherheitsprüfung für Autolenker.

Nunmehr wollen wir uns noch einigen Prüfungen aus dem weiten Prüfungsgebiet für technisches Verständnis unterziehen.

A) Der Hebel der Anordnung der in Abbildung 8 wiedergegebenen Zeichnung ist um den Mittelpunkt drehbar.

1. Wir drücken den Hebel an der linken Seite nach unten. Was geschieht?
2. Die Rolle dreht sich in der Pfeilrichtung. Was geschieht?
3. Welchen Zweck hat die angebrachte Feder?
4. Die Anordnung befindet sich wieder in dem Zustande, wie abgebildet. Es soll nunmehr das Zahnrad stets um zwei Zähne vorwärts rücken, wenn sich die Rolle einmal herumgedreht hat. Was fehlt, um dies zu ermöglichen?

B) Betrachten Sie die Rolle in Abbildung 9 ganz genau, 15 Sekunden lang, dann, ohne die Rolle wiederanzusehen, die Schnitte durch eine Rolle (Seite 411), und sagen Sie sofort, welcher dieser 5 Schnitte der durch die abgebildete Rolle ist!

7. Formengedächtnis-Prüfung: Betrachten Sie zehn Sekunden lang die Figuren, hierauf die ähnlichen auf Seite 411! Welche Figuren haben sich dort verändert?

Als letzte Prüfung, der wir uns noch unterziehen wollen, sei noch ein Lückentest gegeben. (Es hat keinen Zweck, ihn auswendig zu lernen! Dem, der selbst einmal einer Eignungsprüfung unterzogen werden wird, sei schon jetzt verraten, daß der hier angegebene Test außer Kurs gesetzt ist!) Als Beispiel wurde hier ein Silben-Lückentest gewählt. In der Praxis geht man mehr und mehr zu Buchstaben-Lückentests über, da hier die Resultate eindeutiger sind. Unsere Aufgabe besteht darin, in den folgenden Text an die Stelle der Striche Silben so einzusetzen, daß ein sinnvoller Zusammenhang entsteht. Für jeden Strich muß eine Silbe eingesetzt werden, nicht mehr und nicht weniger.

Am Felsensprung. Der Schneerücken heißt — —her Berggrat, der auf — — — Seite in — mildes — mit —nen Wiesen und reich belaubten Frucht — —, auf — — — — —te in —se, —sige Schluchten niederschaut, wo der —mende Wetter— durchrauscht. Er kommt — — grau— —scher herunter, — man hoch zum — — ragen —, und so wild — —waltig stürzt —ses Berg — — da—, — — unten — — Schlucht an den —stücken, — ihm ent— — lie—, hoch aufspritzt und mit —barem —sen über — —rigen Steinblöcke weg —. Am lautesten tost — schäumt — —de Fluß — — — Stelle, wo einst die — —tigen Fels — — sich — — ho— Berggestein losgemacht —ten — heruntergestürzt waren. Diese hemmen nun — — — Wassers so sehr, — es — einmal schäumend zwischen — — durchzwängen und sie einmal hoch —ben überspringen muß. Hier heißt es „Am — — —". In diese —same Bergschlucht —ein, wo kaum ei— — —stimme vernommen — — kann vor — unausge— — Tosen und —nern des —sers, hatten doch —schen — — —hausungen — baut.

Lesen Sie den Text erst einmal aufmerksam durch, und versuchen Sie dann, ihn innerhalb einer halben Stunde fehlerfrei auszufüllen! Dann vergleichen Sie Ihr Ergebnis mit dem vervollständigten Text auf Seite 411.

Wir haben nun einen kurzen, etwas abrißhaften Einblick in das Getriebe und die Arbeit einer Berufsberatung bekommen. Die Beschäftigung mit einigen Tests, der wir uns dabei in halb spielerischer Absicht unterzogen haben, darf uns aber nicht vergessen lassen, daß hinter all diesen Dingen noch eine gewaltige Problematik steckt, daß das Auswerten von Prüfungsergebnissen eine ernsthafte Arbeit für den Wissenschaftler und für den Berufsberater bedeutet, dessen Tätigkeit nicht Selbstzweck ist, sondern dem Wohle der lebenden und der heranwachsenden Generation dient. Richard Lehmann, Leipzig.

8. Zur Prüfung des technischen Verständnisses: Was fehlt, damit das Zahnrad um zwei Zähne weiterrückt, wenn die Rolle sich einmal gedreht hat? (Siehe die Lösung auf Seite 411.)

9. Betrachten Sie die Rolle genau 15 Sekunden lang, und sagen Sie dann, welcher der 5 Schnitte auf Seite 411 zu dieser Rolle gehört!

Pelztierzucht in Deutschland.

Silberfüchse der Silberfuchsfarm Wallberg am Tegernsee im Winterpelz.

Die Nerzfarm in Dirlewang (Schwaben), in ihrer Art die größte Deutschlands.

Karakulstammböcke des Tierzuchtinstituts der Universität Halle a. S.

Das Fortschreiten der Kultur bringt erfahrungsgemäß ein Schwinden der wirtschaftlich wertvollen, in freier Wildbahn lebenden Tiere. So hat in Deutschland die starke Nachfrage unsere wertvollen Pelzträger Edel-, Steinmarder und Fischotter dem Aussterben nahe gebracht. Naturgemäß sind die wertvollsten Pelztiere besonders nachdrücklicher Verfolgung ausgesetzt. Neben dem russischen Zobel war seit langem und ist auch heute noch der Silberfuchsbalg am gesuchtesten; sein Träger findet sich im nördlichen Teile Nordamerikas und in Ostsibirien. Bei dem rasch vor sich gehenden Verschwinden dieses Pelztiers war es naheliegend, daß ein Versuch der Züchtung unter menschlicher Obhut gemacht wurde. Im Jahre 1894 entstand auf den Prinz-Eduard-Inseln vor der Mündung des St.-Lorenz-Stromes nach zahlreichen fehlgeschlagenen Versuchen die erste amerikanische Silberfuchsfarm. Erst verhältnismäßig spät griff der Pelztierzuchtgedanke nach Deutschland über, nachdem er vorher schon in England, Norwegen und Japan Fuß gefaßt hatte. Der Vorkämpfer des neuen Erwerbszweiges war der Münchener Universitätsprofessor Dr. Demoll, auf dessen Veranlassung im Mai 1925 auch der erste Zusammenschluß der Züchter in der Deutschen Pelztierzüchtervereinigung, München, erfolgte. Heute umfaßt diese Organisation allein etwa 36 Farmen mit rund 1000 Silberfüchsen. Die Gesamtzahl der Pelztierfarmen dürfte 100 bereits wesentlich übersteigen. Die Errichtung einer Zuchtanlage für Silberfüchse verlangt natürlich erheblichen Geldaufwand, da gute Zuchtpaare etwa 4000 bis 5000 Mark, ausgesuchte noch wesentlich mehr kosten. Dabei erfordert die Pflege sehr große Erfahrungen, weil Krankheiten bei nicht entsprechendem Einschreiten direkt verheerend wirken können. Mit Rücksicht auf eine gute Pelzqualität werden rauhere Lagen bevorzugt, weshalb sich die Farmen vor allem in den Alpen, in den deutschen Mittelgebirgen, Ostpreußen und den anderen Küstengebieten der Ostsee finden. In Mecklenburg, in Dinnies, befindet sich die größte deutsche Silberfuchsfarm, die heute 250 Tiere umfaßt. — Mehr für den Kleinbetrieb geeignet erscheint der amerikanische Nerz, ein Verwandter des auch bei uns, zum Beispiel in Ostpreußen, noch vereinzelt vorkommenden Nerzes. Seine Zucht hat seit dem Herbst vergangenen Jahres, wo der erste größere Transport aus Amerika kam, ziemlichen Umfang angenommen. Ein großer Vorzug dieser Pelztierart ist der relativ billige Preis, etwa 800 Mark je Paar, wozu noch geringer Geländebedarf, verhältnismäßig großer Fellwert und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten kommen. Ein Balg stellt sich auf etwa 80 bis 100 Mark. Die größte deutsche Nerzfarm wurde in Dirlewang in Schwaben errichtet; der Bestand der Alttiere beträgt 70 Stück. — Wesentlich früher als für die übrige Pelztierzucht zeigte sich ein Interesse an Karakulschafen, deren Lämmer den gesuchten Persianer liefern. Die Urheimat dieser zu den Fettschwanzschafen gehörigen Rasse ist Buchara in Zentralasien. Die ersten Exemplare wurden im Jahre 1903 in das Landwirtschaftliche Institut der Universität Halle gebracht. Herden aus Kreuzungsschafen, die durch ständige Verwendung reinrassiger Böcke immer mehr verbessert werden, finden sich in ganz Deutschland, vor allem aber in Schlesien. Die Lämmer werden spätestens zwei Tage nach ihrer Geburt abgeschlachtet, da sich sonst die eingerollten charakteristischen Persianerlocken auflösen. — Durch das gesteigerte Interesse an der Pelztierzucht ist das Kaninchen wieder in den Vordergrund des Interesses getreten. Das Bestreben des Pelzkaninchenzüchters geht dahin, Rassen zu schaffen, deren Felle ohne Färbung verwendet werden können. Zur Zeit nimmt in dieser Beziehung unzweifelhaft das Chinchillakaninchen den ersten Rang ein, das in der Farbe das Fell der äußerst wertvollen, in den Anden heimischen Chinchillawollmaus nachahmt. Die Zucht wird als Stallzucht betrieben oder als Freilandzucht. In letzterem Falle sind die Tiere mit Ausnahme der Futterversorgung sich fast vollkommen selbst überlassen. Dabei muß der Züchter natürlich für entsprechende Unterkunft sorgen. Die Freilandzucht ist deshalb von großer Bedeutung, weil sie die Unterbringung größerer Mengen von Zuchttieren ohne besonders hohe Ausgaben ermöglicht; dafür mangelt dem Züchter natürlich die Möglichkeit einer besonderen Betätigung seines züchterischen Geschicks, da die Paarung sich ohne seine Kontrolle vollzieht. Die größte Chinchillafreilandzucht befindet sich in Ostpreußen und umfaßt nahezu 200 Morgen. — Wenn auch gegenwärtig die ganze Pelztierzucht noch nicht zu dem bedeutenden wirtschaftlichen Faktor, den sie in Amerika darstellt, gediehen ist, so wird sie sich diese Position sicher im Laufe der nächsten Jahre erobern.

E. Lutz.

Zwei Tage altes Karakullamm, gezogen im Tierzuchtinstitut der Universität Halle a. S.

Chinchilla-Kaninchen im Schnee auf der Pelztierfarm Hubertushof in Hirschberg i. R.

Eine „weiße“ Film-Modeschau in Neuguinea, das große gesellschaftliche Ereignis für die kaffeebraunen Schönen der Papuas: Vorführung von Modellen in einer als primitives Kino hergerichteten eisernen Halle auf der Papua-Insel Samarai. Zeichnung von Ellis Silas.

Das Kino, diese eigenartige Erfindung der Weißen, hat sich die ganze Welt erobert und bringt immer weiter auch in Gegenden vor, die bisher von der Zivilisation noch verhältnismäßig unberührt geblieben sind. Da gibt es nun oft die spaßigsten Kontraste zwischen den Betrachtern der Filme und den auf der Leinwand zur Darstellung gelangenden Dingen. So bewundern auf unserem Bilde die Papua-Schönen in Neuguinea unsere ihnen fremdartigen Moden mit dem größten Interesse und sind zu der Filmvorführung, die jedesmal eine wahre Sensation bildet, reich geschmückt, in ihrer bunten Tracht gekommen. Die äußerst angeregt den Darbietungen folgende Menge setzt sich aus den verschiedensten Volkstypen zusammen: Da sind die eingeborenen Damen mit ihren mächtigen Kraushaar-Schöpfen, dann wieder aus anderen Gebieten stammende Frauen, die das Haar an den Seiten kurz geschnitten tragen; fein und derb, alt und jung, hell und dunkel — alles findet sich hier zusammen zur Betrachtung der aus weiter Ferne stammenden Modeoffenbarungen.

Frauenleben in China

Frauen und Mädchen beim Mittagsschlaf auf der Straße.
Links nebenstehend: Chinesische Kindermädchen mit japanischen Pflegebefohlenen.
Im Oval: Junges Mädchen der besseren Klasse.

Frau aus dem Mittelstande, ihrem Töchterchen das Haar kämmend. — Links nebenstehend: Witwe in ihrer eigenartigen Tracht.

Masseuse mit ihrem Salbenkästchen und dem Aushängeschild. — Links nebenstehend: Moderne Hochzeit in China: Die in europäischer Tracht erschienenen Hochzeitsgäste beim Mahl, an dem nach altem Brauch das Brautpaar nicht teilnimmt.

(Sämtliche Aufnahmen, außer dem „Hochzeitsmahl“, von Franz Otto Koch.)

Siehe auch den Beitrag „Liebe und Ehe in Ostasien“ auf Seite 406.

NÄCHTE IN SIENA

NOVELLE VON L. ANDRO

Es mögen etwa zehn Jahre her sein, daß ich eine unvergeßlich schöne Reise nach Italien unternahm. Ich vermied die großen Zentren und hielt mich nur in den kleinen umbrischen und toskanischen Städten auf, die von wundervollen Erinnerungen an Heilige umsponnen sind. Eines Sommerabends kam ich auch nach Siena. Drei Tage wollte ich hier bleiben. Müde, sah ich mich nicht weiter um, sondern stieg in einer kleinen, mir empfohlenen Pension ab, die billig war, denn die Wirtin selbst besorgte die Zimmer, der Wirt die Küche. Er kochte, wie es nur ein talentvoller Italiener kann, und noch in späteren Hungerjahren verließ mich die Erinnerung an Sor Antonios würzige Herrlichkeiten nicht. Im Augenblick wohnte der vorgerückten Jahreszeit halber nur noch eine Dame hier, die das Zimmer neben mir innehatte. Das meine war ein weiter Saal mit hallenden Steinfliesen, denn wie fast alle Häuser hier, war auch das unserige ein Palazzo gewesen. Vom Balkon, der sich rings um das Stockwerk zog, hatte man einen wunderbaren Blick auf die Stadt, die wie Jerusalem, an bräunliche Hügel geschmiegt, daliegt und bekrönt wird von der heiteren, farbenfrohen Majestät des schwarzweißen Marmordoms. Unter mir lag das Färberviertel, aus dem jene große Heilige hervorging, nach der noch jetzt die meisten kleinen Sieneser Mädchen Caterina heißen. In der Ferne aber blaute die weite Ebene, und auf jedem der Hügelchen stand eine Villa, ein Kampanile, eine kleine Kapelle.

Ermüdet legte ich mich nieder, die Stille ringsum genießend, als ich plötzlich eine Frauenstimme im Nebenzimmer vernahm. Es war eine schöne sonore Stimme; sie sprach in den reinen Akzenten, wie man sie nur in Rom hört. Bald konnte ich die Worte verstehen. „Komm!" rief sie, „ich beschwöre dich, komm! Tausendmal rufe ich dich, warum erscheinst du nicht? Allen hilfst du, mir nicht! Was habe ich dir getan? Ich fluche dir, ich verdamme dich! Elender, Tückischer! Komm, komm, ich bitte dich um alles!"

So ging es noch eine Weile weiter. Man hätte an ein Gebet glauben können, wenn nicht immer etwas wie eine Verfluchung dazwischengekommen wäre. Es war unheimlich und schien doch zu der quälenden Schönheit der Nacht zu passen. Endlich verstummte die Stimme, und ich schlief ein.

Am Morgen dachte ich nicht viel mehr daran. Es war mir fern wie ein Traum, und vielleicht war es auch einer gewesen. Die Stadt nahm mich ganz in Anspruch, ich genoß die Herrlichkeit des Doms, besah die in unglaubhafter Leuchtkraft strahlenden Fresken in der Bibliothek, und vor allem ging ich der Erinnerung an jene große Heilige nach, die zunächst eine politische Frau war, ihre Erlässe an Päpste und Herrscher sandte und durch die Macht ihres Wesens Sünder zu Büßern machte, wofür sie sie dann mit sanfter Hand zum Tod geleitete. Ich kam erst abends nach Hause, legte mich zur Ruhe und wurde aus meinem Schlummer durch jene beschwörende Stimme gerissen, die fast die gleichen Worte sprach wie am Abend vorher.

Diesmal war ich mir klar darüber, daß dies kein Traum sein konnte. Eine große Schauspielerin, die eine Rolle studiert, dachte ich, und das Bild der Duse stieg einen Augenblick lang vor mir auf. Aber die Nachtzeit war gewiß seltsam für das Studium gewählt, und die Rolle umfaßte dann auch nur ein paar sich immer gleichbleibende Worte. Dies war sonderbar. Ich beschloß, beim Wirt nachzufragen, denn vom gemeinsamen Balkon aus einen Blick in das Nachbarzimmer zu tun, wäre mir wenig statthaft erschienen. Als ich am nächsten Morgen mein Frühstück im „Salotto" einnahm, erwiderte Sor Antonio auf meine Frage wenig überrascht: „Ach, das war ja nur Donna Claudina."

„Wer ist das?"

„Die Dame neben Ihnen. Sie wohnt schon ein paar Jahre bei uns. Eine sehr brave Person."

„Warum spricht sie so seltsam des Nachts?"

Sor Antonio machte eine kleine Bewegung nach seinem Kopfe hin. „Aber sie tut niemandem etwas. Eine brave Person, ich sagte es schon. Nur freilich, das Zimmer neben ihr ist das schönste, aber schwer zu vermieten — es haben sich schon manchmal Leute beklagt."

„Warum behalten Sie sie dann im Hause?"

Sor Antonio machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Weil sie Glück bringt. Einmal schlug der Blitz ein. Einmal hatten wir Feuer in der Straße. Aber uns geschah nichts, weil wir Donna Claudina bei uns haben. Sie ist eine ‚Verschonte'."

„Nun, sehr verschont scheint sie vom Leben nicht zu sein, denn ihre Worte klingen nicht wie die einer Glücklichen."

Sor Antonio zuckte die Achseln, und ich fing an, neugierig zu werden. „Kann man sie denn nicht einmal sehen?"

„Warum nicht? Sie kommt öfters zum Essen herunter, so heute. Nur dürfen Sie ihr nicht sagen, daß Sie sie gehört haben."

Abends fand ich mich pünktlich zum Pranzo ein. Im Salotto war ein Tisch für zwei gedeckt, und ich hatte mich kaum niedergelassen, als meine geheimnisvolle Nachbarin erschien.

Sie war eine Frau gegen Ende der Vierzig, mit ganz weißem Haar, aber Gestalt, Antlitz und Bewegungen waren noch immer von großer Schönheit. Sie war dunkel und einfach gekleidet und verriet durchaus die Dame. Nach einem höflichen Gruß begann ein kleines Gespräch, von der Art, wie es zwischen einem Neuangekommenen und einem schon Ansässigen üblich ist. Nichts an ihr verriet besondere Erregung oder Nervosität. Sie war Römerin, wie ich gleich vermutet, und eine Frau von Bildung, welche die Welt gesehen hatte. Nichts war ihr von den seltsamen Ausbrüchen anzumerken, die ich nun schon kannte, und die vielleicht auch heute wieder erfolgen würden.

Nach einer konventionellen, aber freundlichen Plauderstunde verabschiedete ich mich und genoß den herrlichen Abend auf der Lizza, dem Wall, der sich rund um die Stadt zieht. Als ich mein Zimmer wieder betrat, legte ich mich nicht zu Bett, sondern nahm ein Buch und wartete. Der Mond ging auf und schien zauberhaft über die Ebene; Gesang und Geschrei im Färberviertel unten verstummten allgemach. Nebenan regte sich nichts, und ich dachte schon, unser Gespräch habe beruhigend und ablenkend auf Donna Claudina gewirkt, als sie ihre dunkle Stimme erhob und ihre schwermütige Sehnsuchtsklage nach einem, der nicht kommen wollte, laut ward.

Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Ich trat an die verschlossene Verbindungstür zwischen unseren Zimmern, pochte und bat leise: „Signora, nur ein Wort!"

Nebenan erklang ein leiser und erschreckender Aufschrei.

„Halten Sie mich nicht für indiskret, aber ich fühle so sehr, wie Sie leiden. Ich weiß nicht, was Ihnen fehlt, aber vielleicht kann man Ihnen helfen."

„Nein!" klang es leise zurück.

„Werden Sie es für zudringlich halten, wenn ich Sie bitte, einen Augenblick auf unseren gemeinsamen Balkon zu kommen?"

„Ich komme", sagte sie. Einen Augenblick später trat sie heraus. Sie hatte einen großen schwarzen Schleier über ihr helles Morgengewand geworfen. Der Mond beschien feierlich ihr weißes Haar. Kein Gedanke kam mir daran, daß ich hier mitten in der Nacht allein mit einer noch immer schönen Frau war.

„Ich habe Ihre Ruhe gestört", sagte sie entschuldigend mit einem schwermütigen Lächeln.

„Vergeben Sie es mir, wenn ich in Ihre Einsamkeit und in Ihren Schmerz eindringe. Es quält mich, einen Menschen so nahe bei mir leiden zu fühlen. Seit Nächten höre ich Sie rufen. Wen rufen Sie?"

„Wissen Sie das nicht?" sagte sie. „So ruft man nur Einen!"

Plötzlich begriff ich. „Warum wollen Sie sterben?" fragte ich leise.

„Weil ich eine Gezeichnete bin und eine ‚Verschonte', wie Sor Antonio sagt. Er kennt mein Leben nicht und hat das doch bemerkt. Sie sind gütig, zu Ihnen kann ich sprechen. Ja, zuweilen kommt eine Stunde, in der man reden muß. Es ist Nacht, bei Tage könnte ich es nicht."

Ich schob ihr einen der eisernen Stühle hin. Sie stützte ihren Arm auf die Brüstung und begann, während sie das Auge nicht von der Landschaft wandte:

„Es fing eigentlich schon mit meiner Geburt an. Denn ich bin der am Leben gebliebene Teil eines Zwillingspaares, mein Bruder kam tot zur Welt. In meiner Kindheit dachten meine Eltern, daß ich einen besonderen Schutzengel haben müsse, denn ich ging heil aus Gefahren hervor, die andere Kinder zum Opfer forderten. Als Achtjährige nahmen mich Verwandte nach Südamerika mit, wo sich meine Eltern eine neue Existenz gründen wollten. Wir erlebten einen Schiffbruch, dessen Grauen damals die gesamte Menschheit erschüttert hat. Meine beiden Geschwister gingen zugrunde, ich blieb am Leben.

Doch dies alles konnte Zufall sein. Wir nahmen es als eine wunderbare göttliche Fügung. Des Lebens Wechselfälle nahmen uns in Anspruch, und nach Italien zurückgekehrt, mußte ich daran denken, mir einen Beruf zu wählen, und bildete meine musikalischen Fähigkeiten aus. Bei solcher Gelegenheit lernte ich den Mann kennen, den ich liebte — den einzigen, den ich je geliebt habe.

Er war Geiger. Ein feiner Künstler, dem nur irgendein Letztes zur Größe fehlte, aber bestrickend durch den Reiz seines unendlich einschmeichelnden, betörend liebenswürdigen Wesens. Er war mir niemals treu, dennoch liebte ich ihn mit Leidenschaft. Auch er, der anderen Frauen nur allzuviel Macht über sein Herz gab, kam nie ganz los von mir. Aber unsere äußere Lage wurde immer schlimmer. Schwere materielle Bedrängnisse kamen, und meine Kraft allein reichte nicht hin, Ordnung zu schaffen. Was mir gelang, zerstörten alsbald die Hände anderer Frauen. Es war eine ewig zerrende Unruhe, die an unseren Nerven riß. Es wurde immer trostloser um uns, außen und innen. Seine Kraft verließ ihn. Er wollte sterben. Aber mich und das Kind wollte er nicht verlassen. Wir wollten zusammen hinübergehen."

Ein Schauder überlief sie. „Sprechen Sie nicht weiter, wenn es Sie so quält", bat ich. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe nun einmal begonnen. Ich habe niemals davon gesprochen, vielleicht werde ich es nie mehr können nach dieser Nacht. Was sagte ich denn? Wir wollten sterben. Als der Entschluß gefaßt war, fühlte ich mich ruhig und freudig. Wir waren am Ende unserer Kräfte, vollkommen zerstört, finanziell ruiniert. Hier winkte Erlösung. Miteinander konnten wir nicht mehr leben, ohne einander noch weniger. Das Leben schien nach allen Seiten verrammelt.

Die Anziehungskraft des dunklen Tores ward immer größer. Aber wir wollten alles still abmachen. Es sollte Zufall sein. Am Tage vorher sollte ich einer Nachbarin über unseren schadhaften Gashahn klagen. Am nächsten Morgen sollte man uns dann finden..."

Ihre Sätze wurden immer abgebrochener. „Man fand uns — ja. Mann und Kind waren tot. Mich erweckten diese Hunde im Hospital zum Leben. Ich war ‚verschont' geblieben wie bisher.

Ich kam dann vor Gericht. An den Zufall glaubte niemand, da man unsere trostlose wirtschaftliche Lage kannte, und daß ich zugestimmt hatte, das Kind mitzunehmen, war Mord. Sie zogen Schlüsse und redeten — ich aber lebte. Ich hatte alles verloren. Und lebte. Mit eigener Hand hatte ich den Gashahn aufgedreht. Die beiden teuersten Menschen waren tot. Und ich lebte noch immer.

Sie straften mich nicht, sondern sperrten mich nur auf einige Zeit in ein Irrenhaus. Ich bin aber nie irrsinnig gewesen. Später schickte mir ein Verwandter Geld, daß ich leben konnte.

Leben — das war's. Sie werden es grenzenlos feige finden. Aber ich wagte nicht mehr, mir den Tod zu geben. Wer einmal diese Stunden gekannt, getraut sich nicht mehr. Ich tat alles, um ihn mir nahe kommen zu lassen, aber selbst erhob ich die Hand nicht mehr gegen mich. Ich habe in Infektionsspitälern gepflegt. Ich habe in eiskalten Winternächten hüllenlos bei offenem Fenster auf dem Fußboden geschlafen. Ich habe — doch wozu dies alles erzählen? Er kam nicht.

Ich ging auf Reisen. Ich habe mehr Eisenbahn- und Schiffsunfälle gehabt als andere Menschen, aber mir geschah nichts. Einmal kam ich nach Deutschland. Es war Herbst, das Land traurig. Ich lernte einen jungen Studenten kennen. Er war arm und krank, aber voll Glut. Er nannte mir immer einen Namen, der ihm heilig war: Kleist. Ich kannte ihn nicht, ich weiß nur wenig von Ihrer Literatur. Ich verstehe auch Ihre Sprache nur schlecht. Er mußte mir, was er mir vorlas, in sein kümmerliches Italienisch übersetzen. Dennoch ergriff ich vieles mit dem Gefühl. Da war eine Amazonenkönigin, die ich liebte, und die dem Mann, den sie anbetete, die Zähne in die Brust schlug. Da war ein heldenhafter Prinz, der vor seinem eigenen Grabe schauderte.

Ich liebte meinen jungen Freund niemals. Wie hätte ich es können! Er war ja so häßlich und dürftig. Aber ich begriff, daß im Leben für ihn ebensowenig Platz war wie für mich. Ich wußte es lange, bevor er mir davon sprach. Er erzählte mir von Kleist. Auch dieser hatte eine Frau in den Tod mitgenommen. Zu zweit stirbt es sich leichter. Der letzte Blick muß einen andern treffen. Wir sprachen nur ganz wenig darüber, aber es war beschlossene Sache zwischen uns.

An einem grauen Herbstnachmittag verließen wir die Stadt und fuhren hinaus an einen stillen See. Mein Freund führte mich, still, feierlich, mit zusammengebissenen Zähnen. Hier war sein Dichter gestorben, hier sollte es für uns sein. Ich ließ mich führen. In mir war nichts als Glück, daß einer mir dies alles abnehmen, mich mit sanften Händen ins Nichts führen wollte. Und dann geschah das Grauenvolle."

Sie hüllte das Gesicht in ihren schwarzen Schleier. Über den Mond zog eine Wolke, die leuchtende Landschaft versank in tiefes Schwarz. Das machte ihr Mut, und sie fuhr fort:

„Sein Schuß streifte mich nur. Ich fühlte einen brennenden Schmerz, aber zugleich wußte ich, daß dies nicht der Tod war, kein Eingehen ins Nichtfühlen, sondern immerfort reißendes, schmerzhaftes Leben. Dann hörte ich einen zweiten Schuß und sah meinen Gefährten ins trockene Gras rollen. Ich schrie. Menschen kamen. Protokolle wurden aufgenommen. Ich kannte dies ja schon — oh, wie ich es kannte! Sie stellten gleich fest, daß uns nur ein ‚aussichtsloses Liebesverhältnis' in diese Lage gebracht haben könnte. Sie häuften so viel Grauen an Fragen und Worten rings um mich, daß ich, sowie ich nur das Krankenhaus verlassen konnte, das Land wie eine Fliehende mied. Ich habe meinem Freund, dessen Hand zitterte, so tief gegrollt, daß ich nicht einmal sein Grab besucht habe. Aber ich weiß, daß er auf einem großen öden Stadtfriedhof beerdigt worden ist. Ich trauerte auch nicht um ihn. Was war er mir gewesen? Ein Werkzeug zum Tode — und es hatte versagt.

Nun kennen Sie meine Geschichte. Nun wissen Sie, wen ich rufe. Ich bin ein schwaches, feiges Weib und getraue mich nicht mehr, ihn an mich zu reißen. Er müßte zu mir kommen, groß, gewaltig, mit ausgebreiteten Armen und mich Willenlose an sein Herz nehmen."

Sie war aufgestanden und hatte die Arme weit ausgebreitet. Wie ein weißes Kreuz hob sich ihre Gestalt aus dem Dunkel.

„Er kommt, Donna Claudina, er kommt für jeden von uns", sagte ich leise. „Sie brauchen nur ein wenig Geduld. Was sind ein paar Jahre? Aber versprechen Sie mir eins: daß Sie nie mehr einen andern veranlassen wollen, die Schuld des Mordes auf sich zu laden."

„Die Schuld?" lachte sie leise. „Die Gnade!" — Es wurde plötzlich wieder licht. Die verhüllende Wolke war fortgezogen, und von irgendwo wehte ein kühler Lufthauch. Donna Claudina hüllte sich fröstelnd in ihren Schleier. „Sie haben mich mißverstanden", sagte sie. „Sie dachten jetzt wohl, ich würde Sie um Morphium oder dergleichen angehen? Das war nicht meine Absicht."

„Ich habe Sie vollkommen begriffen und danke Ihnen für Ihr Vertrauen", sagte ich. Aber es war kühl geworden zwischen uns. Die Stunde des Bekennens war vorüber, wir fühlten es beide. Wir wandten uns zu gleicher Zeit nach unseren Zimmern. Donna Claudina reichte mir ihre schmale edle Hand, die ich küßte. Dann verschwand sie.

Meine Sieneser Tage waren um. Ich packte meinen Koffer, schlafen konnte ich in dieser Nacht nicht mehr. Als ich am nächsten Morgen meine Rechnung von Sor Antonio verlangte, sagte er: „Sie haben diese Nacht ja noch fleißig mit Donna Claudina geplaudert. Sie ist eine brave Person, aber das Leben macht ihr gar keine Freude, Poveretta. Das kommt davon, weil sie so allein ist. Meine Frau meint immer, wenn einmal ein Reisender — sie ist ja noch immer schön... Und namentlich Inglesi haben ja selbst oft einen Spleen..."

Ich unterbrach ihn und bezahlte die lächerlich geringe Summe. Dann begab ich mich auf den Bahnhof und nahm den Zug nach Florenz. In der folgenden Nacht fuhr ich über die Apenninen. Während ich im Waggon dahindämmerte, schreckte mich plötzlich etwas auf. Ich glaubte, die feierliche Stimme Donna Claudinas zu erkennen und ihren Sehnsuchtsruf. Aber es war nichts als das Geräusch der Räder, die mich der Heimat zuführten.

Jahrmarkt der Eitelkeit.

VON ANDRÉ ADORJAN.

Halb ein eleganter Salon, voll von frivolem Geplapper und komischer Wichtigtuerei, halb die heilige Stätte eines Abgottes, den zu umschwärmen die schönsten und reichsten Damen aller Länder heranpilgern, insgesamt ein phantastisches Hell-Dunkel von Licht und Mystik, ein Gemisch von Duft und Erregtheit, von Farbe und Geschwätz, wo, unserer menschlichen Neugierde ähnlich, hier und dort aus einem Winkel ein dünnes Zigarettenräuchlein sich blau und fein in die Höhe schlingt; glitzernde Spiegelwände, in denen die umhersitzenden, äußerst distinguierten Zuschauer vervielfacht erscheinen; ein Lächeln auf den mit Rouge belegten Lippen, galante Komplimente, gespannte Erwartung, steigende Ungeduld, überhitzte, schwere Atmosphäre der heißersehnten Offenbarungen – kein Zweifel, wir sind hier an einer Stätte der Pariser „haute couture", bei dem Auftakt zu einer Modeschau.

Alles, was in diesen Salons vor sich geht, auch das täglichste Tun und Lassen, hat etwas Zeremonielles, beinahe lithurgisch Geregeltes; in welch gesteigertem Maße aber dann erst diese Sondergelegenheiten, Jahrmärkte der Eitelkeit, die großen Modeschauen! Wie einst zu den Eleusinischen Mysterien, werden auch hier allein die Eingeweihten zugelassen, und mit Recht, handelt es sich ja dabei um die Ehrung des geheimnisvollsten und sonderlichsten, des unfaßbarsten und universalsten aller Kulte, des der Mode.

La Bruyère zufolge ist es ein gleich großer Fehler, der Mode auszuweichen wie ihr entgegenzulaufen und sie mutwillig zu übertreiben. „Der Kluge überläßt sich in dieser Hinsicht seinem Schneider!" meinte der Philosoph. Wirft man nur einen Blick in diese Modesalons, in denen die großen Damenschneider mit diktatorischer Macht ihren Willen und ihre Phantasie den Kunden aufzwingen, so gelangt man zur Gewißheit, daß wenigstens in dieser Hinsicht die Klugheit unserer Schönen nicht in Abrede gestellt werden kann. Blind gehorchen sie ihrem Schneider, vertrauensvoll überlassen sie sich ihm, augenscheinlich dem letzten aus dem Männergeschlecht, der noch einen auch bei den Damen durchsetzbaren Willen besitzt. Und an diesem Punkt gelangen wir zu den ersten der durch die Mode verübten Wunder.

Gebrauchen alle Gottheiten Mirakel, so ist es sicherlich die Mode, dieser Baal unserer Neuzeit, die am leichtesten und wirkungsvollsten die ihren hervorbringt. Ihr ist es ein Kinderspiel, unsere Optik und unseren Geschmack noch viel gründlicher umzugestalten, als es der neckische Puck bei der Feenkönigin Titania vermochte. Der Mode zufolge empfinden wir heute als schön, was uns gestern lächerlich erschien, und verpönen vielleicht morgen, was einige Zeit später Gemeingut wird. Außerdem bringt aber die wogende Mode auch richtige physische Verwandlungen mit sich Erforderte sie früher stattliche Walküren, üppige Gestalten, wie von einem Rubens-Bild herab ins Leben gestiegen, wertet sie plötzlich ihre Werte um, stellt ein neues Schönheitsideal an Stelle des gestrigen, und zur Sylphide, zur Nixe muß die Frau werden, um nun als schön empfunden zu werden. Am wunderbarsten ist dabei, wie leicht und mit welcher Grazie die Damen auch dieses Kunststück fertigbringen, ja, sogar noch mehr: seit ein, zwei Jahren erleben wir, daß beinahe schon ehrwürdige Matronen sich zu Backfischen verjüngen, dann allmählich etwas Burschenhaftes annehmen, zu süßen Bengels werden und endlich sich zu Erscheinungen verwandeln, die den heranwachsenden Studenten eines englischen Colleges gleichen, mit Bubikopf und Etonfrisur und mit einem gewissen Hang, ein ausgelassenes Sport- und Tanzboytum auszuspielen.

Da aber ähnliche abstrakte Zeitbetrachtungen nie auch nur angehend so interessant sein können wie das belebte, erregte Bild einer großen Modeschau, kehren wir lieber zu diesem Augenfest zurück. Ich möchte Sie beruhigen, Gnädigste! Nein, wirklich, ich habe nicht die geringste Käuferabsicht. Auch Sie nicht? Nun, um so besser. Denn auf diese Art werden wir wenigstens beide jene Ruhe und Überlegenheit bewahren, die dem richtigen Beobachter dienlich sind. Sollten wir aber doch zufällig ein wirklich nettes Modell erspähen, na, da kennen Sie sicherlich eine kleine Hausnäherin, die es nachahmen kann... Wie?... „Copier, c'est voler!" („Nachahmen heißt stehlen!") fällt uns plötzlich ein aufleuchtendes Wandtäfelchen ins Auge; es erlischt und entzündet sich abwechselnd, wie unser wankendes Gewissen auflodert und erstirbt: „Soll ich ... soll ich nicht?" Wie würden wir, Sie, gnädige Frau, und ich, bei einem Festessen entrüstet sein, sollten sich Warnungen dort entzünden: „Unsere geehrten Gäste werden gebeten, das Silberbesteck nicht zu stehlen!" Bei Modeschauen jedoch scheinen solche Aufschriften nicht be-

Im Dienste der Göttin Mode: Vorführung von Modellen für den kommenden Winter in einem vornehmen Pariser Modenhause (Salon Agnes).
Zeichnung von André de Doba.

leidigend zu wirken. O unerforschbare Frauenseele!... Hat sich denn aber Eva nicht auch schon über viel strengere Gebote und Verbote hinweggesetzt?

Rund an der Wand, in behaglichen Fauteuils, sitzt bereits das Publikum, bestrahlt und gestreichelt vom verbindlichen Lächeln des Salon-Eigentümers, des großen Schneiders, eines Herrn von fabelhafter Eleganz, ausgestattet mit einem gar vielgestaltigen Eigenschaftenkomplex. Er ist ein Gemisch von Kreuzritter und Minnesänger, von Beichtvater und Diplomat, von Konquistador und Friseur, von traumvollem Dichter und Freudschem Seelenanalytiker. Ein komplizierter, überlegener Mensch. Er lächelt, beobachtet, forscht, denkt, lenkt, rät und befiehlt; er ist allmächtig wie Allah, und nebenbei ist er auch sein eigener Prophet. Kurz, ein Götze ist er, und als wäre alles Schöne, alles Bezaubernde hier aus seiner schäumenden Phantasie entstanden, so strömt die gesamte Bewunderung ihm zu Füßen. Sein Name ragt übrigens vom Giebel des Hauses zum Himmel empor und flammt nachts in glühenden elektrischen Lettern über der Stadt. Wie getreue Priester und Priesterinnen drängen sich um den großen Götzen die Direktoren und Direktricen des Hauses; gnädig lächelt er ihnen zu und empfängt den Weihrauch ihrer Bewunderung. „Der Hofmarschall der vertriebenen Königin von Istrien telephoniert uns, daß Ihre Majestät wahrscheinlich unserer Modeschau beiwohnen wird“, flüstert der Generaldirektor dem großen Götzen ins Ohr und fragt bedenklich: „Wie weit kann ich gehen?“ Und noch leiser verfügt der Götze: „Der Königin einen Scheck von fünzehn Mille, dem Marschall einen über Tausend!“ Der Direktor schnellt zum Telephon zurück, und binnen einer Viertelstunde haben die anwesenden amerikanischen Millionärinnen die große Sensation, auch eine richtiggehende Majestät, die einstige Königin von Istrien, hier zu bewundern; eine noch immer schöne Frau, trotz den harten Zeiten und trotz aller Engherzigkeit ihrer früheren Untertanen.

Und nun nahen die Mannequins, ein reizender Aufzug. Aufgeputzt, in Toiletten, die wahre Reichtümer darstellen, kommen sie vorbei, feierlich und andachtsvoll, würdig der phantastischen Schönheiten, die ein verfeinerter Geschmack, ein echter Kunst- und Farbensinn erdacht und ausgeführt haben. Jung, anmutig und gut gewachsen, erscheinen sie im Prunke einer fabelhaften, wenn auch der Jahreszeit immer etwas zuwiderlaufenden Eleganz. Eine brennende Sonne liegt noch draußen über den Straßen, doch diese Damen ziehen, bereits in Pelze gehüllt, heran, führen sie ja gerade die Wintermode vor. Im Hochwinter dagegen, da jeder noch herumschnupfelt, ist die Sommermode an der Reihe; da legen sie sich wieder sommerliche Kleider an, dünn wie Spinnengewebe. So laufen sie ständig den Jahreszeiten vor oder nach, wie Kinder und Phantasten, die den Regenbogen oder die Mondstrahlen haschen wollen.

Zermoniell, ihrer Wichtigkeit bewußt, ziehen diese Damen vorbei, stolz auf die Pracht ihrer blendenden Kostüme. Die Verschiedenheit ihrer Trachten, das ganze, durch ihr buntes Beisammen gebotene Schauspiel erinnert an Bilder gewisser Modejournale, in denen Damen in großen Abendtoiletten zwanglos mit Wassernixen im Badekostüm sich unterhalten, oder in denen eine andere Dame wieder, in einem hocheleganten Salon, mit einer Teetasse in der Hand, eine junge, zum Krebsfischen angezogene Dame anredet, die sie aber keiner Antwort würdigt, mit Recht, ist doch die betreffende Krebsfischerin, ebenfalls im Salon, gerade mit einer zur Touristik gerüsteten Dame in lebhaftem Gespräch. Sooft mir solche Modezeitungs-Blätter in die Hand fielen, amüsierte es mich unendlich, eine Geschichte zu erfinden, einen Roman, ein Drama, in dem sich eine Situation ergibt, die genau dieser Zeichnung entsprechen würde. Nun habe ich dieselbe Situation jetzt lebendig, allerdings in der Form einer Pantomime, eines Libellentanzes der Mode vor mir. Dabei fällt den Mannequins eine sehr untergeordnete Rolle zu; Puppen sind sie, während alle Aufmerksamkeit sich den Roben zuwendet, den Kostümen und Abendtoiletten, den Pelzen und Capes, Mänteln und Kleidern, denen diese zu Figurinchen gewordenen Mädchen ihr junges Leben und ihre ganze Grazie hergeliehen haben.

Sie kommen und stellen sich inmitten des Saales auf, drehen sich um, nach rechts und nach links, drehen sich noch und noch; auf ihren geschminkten Wangen sitzt ein beinahe angefrorenes Lächeln, während ihre Beine, ihre Hüften, ihr Körper ganz besondere, einstudierte Posen einnehmen, um alle Schönheiten, die schimmernden Farben der Kleider restlos zur Geltung zu bringen. Denn diese Mädchen sind nichts als Sklavinnen der Toilette. Die Kundin wird sich des Kleides bedienen, der Mannequin ist des Kleides Bedienerin. Die Dame wird sich das Cape umwerfen, der Mannequin aber ist dem Cape unterworfen. Vom Kleide, das er anhat und vorführt, ist er einfach beherrscht, suggestiv von ihm besessen, wie die Schauspielerin von der dargestellten Rolle. „Der letzte Walzer“, „Glückliche Liebe“, „Ein Traum“ oder wie auch das Kleid heißen mag, der Mannequin spielt unbewußt und ungewollt seine Robe vor.

Nach langen Stunden ist dann endlich die Schau zu Ende. Die Mannequins legen ihren Zobel und den teueren Chinchilla, die Balltrachten und Spitzenträume ab; sie können wieder lustige kleine Menschenkinder werden, frei von der Last einer falschen Pracht, ohne die Hüften zu verrenken oder Posen sich aufzuzwingen. Ihre Rolle ist für heute ausgespielt.

Im Salon geht es aber erst jetzt richtig los. Die Zuschauerinnen sind von der Vorführung entzückt. Lispelnde, trillernde, enthusiastische Stimmen finden keine Worte mehr, um ihrem Gefallen Ausdruck zu geben. Sämtliche Meinungen stimmen überein: der Meister, der große Götze hat sich wieder einmal selbst übertroffen. Sein Genie wird einfach mit dem der größten Maler, der bewundertsten Dichter verglichen!... Ach, welcher Kunstsinn!... Welches Verständnis für Linienharmonie!... Entzückend!... Herrlich!... Göttlich!

So singt, zwitschert dieser Engelchor sein Loblied dem genialen Schöpfer der Modewelt entgegen, aus dessen Gnade die allerneueste Mode bereits geboren ist.

Von allen umhuldigt, nimmt nun der große Götze Lob und Anerkennung entgegen; reißt sich aber plötzlich aus dem Kreise der Verehrerinnen los, um seine hohe Besucherin, Ihre Majestät von Istrien, unter unaufhörlichen Bücklingen zum Flur zu begleiten: „Ich lege meine Untertänigkeit Eurer Majestät zu Füßen!“ flötet seine Stimme. Majestät wechselt einen verständnisvollen Blick mit dem Hofmarschall, dann antwortet sie ebenso gnädig wie verschämt: „Danke!“ Sie geht und denkt sich: „Hoflieferanten sind doch ein nützliches Zeug!“ An dem Flur da oben erfolgt jedoch schon ein neuer Abschied, laut: „Prinzessin, ich danke für Ihren hohen Besuch!“ – und leise danach: „Prinzessin, so leid es mir tut, unmöglich, Ihnen mehr als zehn Prozent Provision für jede hergeführte Kundin zu gewähren!“ Und damit kehrt er neuerdings in den tumultvollen Salon zurück, zu den übrigen, zu den wirklichen Kunden; um seine Lippen spielt jetzt eine leichte Ironie, die beinahe einer Grobheit gleicht, und der Ausdruck einer übertriebenen, unechten Bescheidenheit.

Überraschungen der Herbstmode

VON OLA ALSEN

Bei Beginn jeder Saison scheint es, als ob die Neuheiten, die sie mit sich führt, reicher, prägnanter, vielgestaltiger seien, geeignet, alles Bisherige an Besonderheit zu übertreffen. Vielleicht täuscht man sich in diesem Herbst in dieser Annahme nicht, denn es gibt in der Tat eine Fülle von Anregungen, die nicht unbeachtet bleiben können. Die Anzeichen, die bisher vergötterte Strenglinigkeit zu erschüttern, nehmen greifbare Formen an. Will man logisch vorgehen, ist es zweckmäßig, die Mode in verschiedene Abteilungen zu gliedern.

Der Vormittag verlangt nach wie vor zweckentsprechende, praktische, schlichte Kleidung. Darum sind Kostüme und Mäntel in gerader, sachlicher Form gehalten. Es handelt sich hierbei meist um den Anzug der Arbeit. Wenn auch nicht alle Damen einen Beruf ausüben, so ist doch auch die Tätigkeit der Hausfrau so eingestellt, daß sie sich am Vormittag mit Besorgungen beschäftigen muß und darum keine hindernden Kleider schätzt. Man wird viele Kostüme tragen mit kurzen, engen Röcken, bei denen die Faltenpartien so gelegt sind, daß sie mehr Bewegungsfreiheit als bisher gestatten. Die Neigung für Einseitigkeit, die sich auf der gesamten modischen Linie bemerkbar macht, äußert sich in scheinbaren Kleinigkeiten, wie es die Falten der Röcke sind. Man sieht Kostüme, bei denen die Falten an den Seiten oder vorn arrangiert sind; die Jacken sind kurz oder so lang, daß sie mit den Hüften abschließen. Man hält an der englischen Form fest. Will man den sachlichen Eindruck des Anzugs mildern, greift man zu dem Fuchs, der wieder mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Selbstverständlich werden viele Kostüme mit Pelzwerk garniert, und zwar schätzt man auffallend hohe Kragen und breite Manschetten. Bei den Mänteln gibt es mancherlei Neues zu verzeichnen. Der schräge Verschluß erzeugt eine reizvolle Linie. Der Pelzbesatz wird vielfach bis an den Saum geführt; er verbreitert sich nach unten, was ungemein dekorativ wirkt. Zu diesen Ausschmückungen finden bescheidene Pelzimitationen Verwendung. Sie sind wirkungsvoll, dauerhaft und stellen keine großen Anforderungen an das Portemonnaie, ein Umstand, der von vielen Damen berechtigterweise geschätzt wird. Man gewöhnte sich an die Schönheit des Pelzwerks als Ausputz und ist für jede Neuerung auf diesem Gebiete dankbar. Es ist sinnlos, sich mit den vielen Namen zu belasten, die die phantasiebegabten Kürschner ihren anerkennenswerten Leistungen geben. Die Hauptsache bleibt die Wirkung. Die Mäntel sind vielfach aus weichem Velours gearbeitet. Das Neueste ist die Rückkehr zu Tuch und Zibeline, eine interessante Feststellung, denn in den letzten Jahren spielte Tuch im Reiche der Mode eine untergeordnete Rolle. Allem Anschein nach wird jedoch Tuch in diesem Winter sieghaft sein. — Der schlichte Vormittagsanzug verlangt den

Abendkomplet aus schwarzer Kunstseide und Kunstseidensamt-Mantel mit reicher Skunksverbrämung. (Modell: Anna; Aufnahme: Studio Rahma, Paris.)

Die Filmschauspielerin Mary Parker in einem feschen Nutriamantel mit hohem gerollten Kragen. (Phot. Ernst Schneider, Berlin.)

Jugendlicher Filzhut mit geflochtenem Rand aus Filzstreifen und Seide. (Modell: Maison Lanven; Aufnahme: Photos Presse, Paris.)

Apartes Nachmittagskleid mit einseitigem Faltenarrangement aus schwarzer glänzender Seide. (Phot. Joel Feder.)

Einfaches jugendliches Kleid aus besticktem Wollstoff mit aufgesetzten Taschen. (Phot. Joel Feder.)

Metfarbener Filzhut mit Turban aus Federphantasien. (Modell: Alice Wicht; Aufnahme: A. Binder, Berlin.)

Von links nach rechts (stehend). Elegantes Nachmittagskleid aus schwarzer Seide mit diagonal eingesetzten Streifen. Modell: Martial & Armand, Paris. – Nachmittagskleid in neuer Form aus tabakbraunem Kunstseidenkrepp mit hochstehendem Kragen und zipfeligen Rockteilen. Modell: Renée, Paris. – Herbstmantel aus maronenfarbenem Tuch mit blondem Hasenbesatz, in schräger Linie verarbeitet. – Wintermantel aus marineblauem Wollvelours mit zackenartig geschnittenem Fehbesatz, der sich den Verschluß entlangzieht. Modell: Jenny, Paris. – Grüner Tuchmantel mit reichem, sich nach unten verbreiterndem Pelzbesatz. Modell: Lucienne Lelong, Paris.

ABENDKLEIDER

Links: Abendtoilette aus großblumigem Velours Jacquard mit eingearbeitetem Gürtel und langen Zipfeln. — Mitte: Modernes Stilkleid aus Silberlamé. Der einseitig lang fallende Rock besteht aus schwarzen und Silberspitzen. — Rechts: Elfenbeinfarbenes Abendkleid mit interessanter Bordüre. Dazu Brokatcape mit großgemusterter, elfenbeinfarbener Innenseite.

minierende Stellung des kleinen Filzhutes ist erheblich erschüttert, man trägt sehr viel Samthüte. Der Samthut erscheint in kleiner und mittelgroßer, für den Nachmittag sogar in sehr großer Ausdehnung. Die Rückkehr des breitrandigen, kleidsamen, weich geschwungenen Hutes mit reicheren Garnituren, unter denen Bänder, Reiher und Straußfedern vertreten sind, bleibt nicht die einzige Besonderheit, die das allgemeine Interesse beansprucht. Viele Jahre hindurch kämpfte die Putzindustrie vergeblich um die Einführung von Blumen und Phantasiegestecken. Blumen gegenüber zeigt man sich noch immer recht zurückhaltend, während Phantasiefedern in geradezu verschwenderischer Weise ihren neu errungenen Platz behaupten. Kleine Hüte sind vielfach ganz und gar aus Phantasiefedern arrangiert; man sieht amüsante Federbandeaux um die Köpfe der randlosen Hüte gelegt, deren Ausläufer sich seitlich auf die Wangen legen. In vielartigen Formen und Ausführungen kehren die einstmals so beliebten geklebten Federn zu uns zurück.

Zu dem Nachmittagskleid gehört der größere Samthut. Das Nachmittagskleid selbst ist komplizierter gearbeitet. Die Neigung für einseitige Garnituren tritt in unverkennbarer Weise in die Erscheinung. Fast immer sind die Garnituren auf eine Seite gelegt, ob es sich um ein einfaches Seidenkleidchen handelt, bei dem man Falten auf der einen Seite bemerkt, oder um elegante Entwürfe, bei denen Raffungen und Überröcke symmetrielos angewandt sind. Die Vielseitigkeit auf diesem Gebiet macht es schwer, die moderne Linienführung bis ins kleinste zu charakterisieren.

Rote Samtkappe mit großer rückwärtiger Schleife. (Modell: Regina Friedlaender; Aufnahme: Becker & Maaß, Berlin.)

einfachen Hut. Es wird sich allmählich herausstellen, ob sich die Damen mit den randlosen Hüten befreunden. Der Geschicklichkeit der Modistin wird es vielleicht gelingen, die randlosen Hüte kleidsam zu machen. Man darf sich nicht verhehlen: mit Beginn dieser Saison entstand ein einschneidender Umschwung in der gesamten Modenindustrie. Die do-

Modernes, seitlich gerafftes Abendkleid aus beigefarbenem Kunstseidensamt mit beigefarbenen und schwarzen Straußfedern. (Phot. Bonnet.)

Apartes Nachmittagskleid aus roter Kunstseide mit origineller Rückenbehandlung. (Modell: Hirschfeld; Phot. Ernst Schneider, Berlin.)

Der Ehrgeiz der Modenschöpfer gipfelt in besonders originellen Wegen. Diese Passion wird den Damen Freude bereiten, da sie von der Gleichmäßigkeit der letzten Entwürfe ermüdet sind. Auch die Röcke der Nachmittagskleider sind ungleichmäßig, an den Seiten erheblich länger als vorn und rückwärts, teilweise zipfelig. Man bleibt Stickereien treu, liebt lebhafte, amüsant zusammengestellte Farben, verwendet Gold- und Silberplättchen, harmonierend mit breiten Schnallen an den loser und breiter liegenden Gürteln. Es steht außer Frage, daß der Schluß der Taille höher liegt als bisher, obwohl man die Taille nicht in prägnanter Weise markiert. Für den Nachmittag wird viel Seidensamt und mit ihm verwandte Gewebe verarbeitet. Die neuen Kunstseiden und Kunstseidensamte sind ein Beweis von der Leistungsfähigkeit dieses Industriezweigs. Auch am Abend werden prächtige Samtkleider und Kleider aus Kunstseidensamt, glatt und in großen, wirkungsvollen Musterungen, getragen. Mit diesem Geschmack gehen großmusterige Brokate Hand in Hand, die sich ausgezeichnet für die weiteren Röcke eignen. Zu diesen Toiletten gehören meist passende Mäntel, Capes oder Brokattücher.

Selbstverständlich verlangt zu Beginn der Wintersaison auch Pelz aller Art erweitertes Interesse. Neben den bisherigen Favoriten tritt eine Bevorzugung von schwarzem Rauchwerk in die Erscheinung. Man liebt für die Straße Persianer, Breitschwanz und neue Zwischenstufen dieser beiden verwandten Pelzsorten. Die Pelzmäntel für die Straße sind in gerader, schlanker Form gehalten; sie haben hohe, interessante Kragen und breite Manschetten. Die Bevorzugung von schwarzem Pelzwerk ist durchaus nicht als willkürliche Erscheinung zu betrachten, da neben aller Buntheit Schwarz die Führung im Modenbild übernahm.

Stilkleid aus Crêpe Georgette in zwei Tönen mit aufgenähten Blüten in Bändchenarbeit. (Phot. F. Szanto, Budapest.)

Die Schauspielerin Lantelme Durrer in elegantem Nachmittagskleid aus rosa Crêpe Georgette mit Rock aus schwarzer glänzender Seide, der seitlich eine große Schleife aufweist. (Modell: R. Friedlaender; Aufnahme: A. Binder, Berlin.)

Nachmittagshut aus Samt mit Silberstickerei und modernem kurzen Schleier. (Modell: Le Monnier; Aufnahme: Studio Rahma, Paris.)

Die Kunstseide und ihre Entstehung.

VON DR. FERDINAND GRAUTOFF. MIT 7 ZEICHNUNGEN UND EINER SKIZZE VON W. ZEISING.

Wenn man ein Stäbchen in eine Zuckerlösung taucht, so kann man aus ihr einen dünnen Faden von einiger Haltbarkeit emporziehen. Löst man aber an Stelle von Zucker Zellstoff zu einem Sirup auf, so hat man damit den Inhalt der Spinndrüsen der Seidenraupe, der auch nichts weiter ist als zerkauter und mit Speichel aufgelöster Zellstoff der Blätter des Maulbeerbaums. Ebenso wie die Seidenraupe den Spinnstoff durch zwei Öffnungen austreten läßt und damit einen Doppelfaden „spinnt“, hatte man dann nur noch nötig, den Sirup durch eine Düse mit feinen Löchern zu drücken und die entstehenden Fäden erhärten zu lassen. Das ist das ganze der Seidenraupe abgelauschte Geheimnis der Kunstseidenherstellung, und es ist nur sonderbar, daß man nicht schon viel früher ein solches Verfahren erfunden hat. Tatsächlich hat der französische Graf Chardonnet, der eigentliche Erfinder der Kunstseide, den Spinnprozeß der Seidenraupe kopiert. Durch Behandlung mit Schwefel- und Salpetersäure gewann er aus Baumwollabfällen eine dem Kollodium ähnliche, honigartige Flüssigkeit, preßte diese Nitrozellulose durch Metalldüsen und trocknete die entstandenen Fäden an warmer Luft oder ließ den Faden unter Wasser austreten. Da aber diese Lösung die chemischen Eigenschaften der Schießbaumwolle hatte, so blieb, auch als man gelernt hatte, sie wieder zu denitrieren, die Nitrokunstseide leicht entzündlich. Von dieser Zeit her steht die Kunstseide in dem Rufe, feuergefährlich zu sein; er ist aber völlig unberechtigt, seitdem man statt der teuren Baumwolle Holz oder gleich fertig in der Form von Papptafeln bezogenen Zellstoff nimmt und ihn mit Natronlauge auflöst. Das ist die wegen der Viskosität, d. h. Quellfähigkeit des Zellstoffes, Viskose genannte Kunstseide, die heute etwa 90 Proz. der gesamten Kunstseidenproduktion umfaßt. Nitroseide wird kaum noch hergestellt, und nur die feineren und teuren Sorten der Kupferseide (für die der Zellstoff durch Kupfervitriol gelöst wird) und die hochwertige Azetatseide benutzen Baumwolle als Grundstoff.

So einfach der Grundgedanke der Kunstseidenfabrikation ist, so erfordert er doch eine umständliche und kostspielige Apparatur und eine sorgfältige Wartung und Pflege der chemischen Laugen bei ihrer Zusammensetzung und ihrer Einwirkung auf die Zellulose. Zunächst wird sie mit Natronlauge getränkt. Dadurch entsteht ein quelliges Material, das noch die Form von Papptafeln hat und dann in die Zerfaserungsmaschine kommt, die es in einem Zustand verläßt, der an Sägespäne erinnert. Nun muß diese Alkalizellulose zunächst ablagern, und während dieser Ruhezeit vollzieht sich offenbar ein wichtiger chemischer Abbauprozeß, dessen Wirkung man allerdings feststellen kann, dessen Natur aber noch nicht feststeht. Die ausgereifte Alkalizellulose wird in großen Rührgefäßen durch Zuführung von Schwefelkohlenstoff in eine feuchte krümelige, rötlichgelbe Masse verwandelt, die, von neuem mit einer Lauge behandelt, schließlich zu einer honigartigen Lösung wird, welche auf dem Wege durch mehrere Lagerkessel zunächst durch Filter — sie wird durch feinsten Batiststoff gepreßt — von allen Unreinlichkeiten befreit wird und dann im Lagerkeller, ständig vom chemischen Laboratorium kontrolliert, nachreift, bis sie „spinnreif“ geworden ist.

Tränken der Zellstofftafeln mit Natronlauge in Metallwannen.

Rührgefäße zur Bereitung der Natronlauge.

Hauptmischer für die Zellulose.

VISKOSE ZUFÜHRUNG
VISKOSE AUSTRITT

Aufwickeln des aus vielen aus der Düse austretenden Einzelfäden bestehenden Kunstseidenfadens.

Filterraum und Lagerkeller.

Spinnsaal. (Die Einrichtung einer Spinnmaschine zeigt die schematische Zeichnung auf der vorhergehenden Seite.)

Waschen der Kunstseidenfäden zur Befreiung von allen Säureresten.

Aus dem Lagerkeller wird die Viskose endlich durch Röhren der Spinnmaschine zugeführt. Zweck der bisherigen Verfahren war, dem Zellstoff einen Vorspann zu geben, der nunmehr, sobald der Zellstoffaden entsteht, abgeworfen werden kann, und den das sogenannte Spinnbad aufnimmt, aus dem die Chemikalien zurückgewonnen werden. Durch Metalldüsen mit 12 bis 70 feinen Öffnungen, ähnlich der Brause einer Gießkanne, treten die Fäden in einer mit Wasser gefüllten Rinne aus und werden — es wird von unten nach oben gesponnen — alsbald darüber auf Spulen gewickelt, die unten von einer schwachen Schwefelsäurelösung umspült werden. Die Düsen — etwa hundert auf einer einzigen Spinnmaschine — bestehen, da sie mit Schwefelsäure in Berührung kommen, aus Gold- oder Goldplatinblech. Von den Aluminiumspulen, die den Faden zunächst aufnehmen, hat eine mittlere Fabrik etwa 600000 bis 800000 Stück im Umtrieb. Da eine Düse rund 20 Mark und jede Aluminiumspule 80 Pfennig kostet, ergibt sich daraus, welche riesigen Anlagewerte in einer Kunstseidenfabrik stecken. Man versteht es aber auch, weshalb man sich so schwer entschließt, zu den vorhandenen noch neue Kunstseidenfabriken zu bauen.

Nunmehr wird der fertige Kunstseidenfaden, der farblos auf die Spule gelaufen ist, einem sehr gründlichen Wasch- und Bleichprozeß unterzogen, bei dem alle Säurereste entfernt werden. Dann passieren die Spulen einen Trockenraum, und hierauf wird der Faden gezwirnt und kommt in Strangform. Die Stränge werden in dem Sortierraum einer sehr sorgfältigen Qualitätsprobe unterworfen, und schließlich werden sie nach Qualitäten, die an verschiedenartigen Etiketten kenntlich sind, in den bekannten 9-Pfund-Paketen verpackt. Diese fachmännische Sortierung ist deshalb so unendlich wichtig, weil die Kunstseide eine ganz besonders gute Affinität zur Farbe hat, d. h. den Farbstoff sehr gut aufnimmt, vor allem auch die lichtechten Farben, wobei aber schon ganz geringe Qualitätsunterschiede, die bereits in den Laugen, aber auch im Wasch- und Bleichprozeß ihren Ursprung haben können, erhebliche Abweichungen beim Färben ergeben.

Die Kunstseide hat besonders in der weiblichen Bekleidung eine unerwartet große Verbreitung gefunden. Aber in ihrer allgemeinen Bewertung hat sich ein bemerkenswerter Wandel vollzogen. Ursprünglich als ein Ersatz der Naturseide, als eine Art „Imitat" betrachtet und wegen ihres speckigen Glanzes und ihrer geringen Naßfestigkeit wenig hochgeschätzt, hat die Verbesserung ihrer Qualität sie längst zu einer Textilfaser von ganz besonderer Eigenart und Schönheit gemacht, woraus sich immer neue Verwendungsmöglichkeiten ergeben haben. Sie hat aber auch der Naturseide kaum Abbruch getan, denn deren Verbrauch ist konstant geblieben. Verdrängt hat sie auf gewissen Gebieten die Baumwolle, denn die, die heute kunstseidene Wäsche, Strümpfe und Wirkwaren tragen, haben früher nicht etwa Seide, sondern Baumwolle verbraucht. Ganz neuerdings macht die Kunstseide allerdings der Naturseide Konkurrenz, denn die feinfädige Kupferseide, die Travis- und die mattglänzende Azetatseide sind auch von dem Fachmann nur noch durch das Mikroskop von Naturseide zu unterscheiden, haben aber vor beschwerter Seide den großen Vorzug, nicht zu brechen und sich besser anfärben zu lassen.

Da jede Kunstseidenfabrik in gewissem Sinne ihr eigenes Verfahren ausbildete, suchte man zunächst solche Betriebserfahrungen als ein Geheimnis zu wahren, und bis vor kurzem war es außerordentlich schwer, Zutritt zu einer Kunstseidenfabrik zu erhalten. Je gleichmäßiger dann aber der Herstellungsprozeß dadurch wurde, daß fast überall dieselben Maschinen, vor allem fast dieselben Spinnmaschinen im Gange waren, um so weniger Sinn hatte solche Geheimniskrämerei. Aber erst auf der zweiten Deutschen Kunstseidenausstellung im Rahmen der Leipziger Frühjahrsmesse 1926 hat die Kunstseidenindustrie überhaupt mit dem Grundsatz der Geheimhaltung gebrochen und hat den Spinnprozeß auf Spinnmaschinen und im Film vorgeführt. Das ist außerordentlich wichtig, insofern als der Textilhandel, der eigentliche Berater des Käufers und Verbrauchers von Kunstseide, sich bis dahin oft sehr wenig gut über die Qualitäten der Kunstseiden informiert zeigte. Außerdem hatten ganz geringwertige, gestreckte und billige Sorten, die in den Notjahren auf den Markt geworfen wurden, dem Ruf der Kunstseide überhaupt geschadet, da sie vor allem wenig „naßfest" waren, d. h. sich in der Wäsche streckten. Heute hält eine neue Sorte Kupferseide beim Waschen sogar die Kochtemperatur aus. Die alljährlich zur Leipziger Frühjahrsmesse sich wiederholenden Kunstseidenausstellungen haben den Zweck, sowohl den Textilhandel als auch den Verbraucher mit den hauptsächlichsten Qualitäten der deutschen Kunstseide vertraut zu machen. Um nämlich dem Käufer eine gewisse Garantie für die Qualität der Kunstseide zu geben, ist vorgeschlagen worden, jedem kunstseidenen Stoff und jeder kunstseidenen Konfektion, ähnlich wie bei den bekannten Indanthren-Farben, die Marke der Fabrik zu geben, von der er geliefert worden ist. Diesem Bestreben kommt auch die Kunstseidenindustrie selber entgegen, indem die führenden Fabriken ihrer Kunstseide heute markante Bezeichnungen geben, die zugleich, wie bei der Bemberg-Seide, der Sehma-Seide der Küttnerschen Fabrik, ganz bestimmte Eigenschaften charakterisieren.

Von allen anderen Textilfasern unterscheidet sich die Kunstseide dadurch, daß sie nicht wie Wolle, Baumwolle usw. einen mit Ernten, Angebot und Nachfrage wechselnden Marktpreis, sondern einen konstanten Preis hat, der heute ungefähr dem der Vorkriegszeit entspricht, während der Preis von Wolle um 80 Proz. und der von Naturseide um 65 Proz. höher liegt als der von 1913. Der Großhandelspreis ist aber seit 1926 ganz erheblich zurückgegangen (von 18 Mark für das Kilo auf 13,50 Mark), und zwar unter dem Druck des Dumpingangebots aus den Untervalutaländern Frankreich, Italien und Belgien. Als ganz besonders die italienische Fabrik der Snia Viscosa, die in Turin 25000 Arbeiter beschäftigt, ihre Kunstseide massenhaft auf den deutschen Markt warf, schlossen sich die deutschen Kunstseidenfabriken zu einer Konvention zusammen, um wenigstens untereinander die Preise zu halten. Außerdem wurden einheitliche Qualitätsbezeichnungen und Verkaufsbedingungen vereinbart, und das hat dann auch feste Verhältnisse auf dem deutschen Markte geschaffen, noch bevor die Deflation in jenen Ländern einsetzte und ein Dumping allmählich unterband.

Sortieren und Verpacken des Kunstseidengarns.

An wenigen Stoffen läßt sich die Bedeutung des Veredelungsprozesses so gut nachweisen wie an der Kunstseide. Aus 1 cbm Holz, das heute 20 Mark im Walde kostet, lassen sich 200 kg Zellstoff für 80 Mark herstellen und aus diesen 160 kg Viskose, deren Preis zwischen 17 und 10 Mark für das Kilogramm liegt; das ist bei einem Durchschnittspreis von 12 Mark pro Kilogramm eine hundertfache Wertsteigerung. Dabei können wir alle Grundstoffe für Kunstseide aus eigenem Boden gewinnen. Die Weltproduktion an Kunstseide ist denn auch in allen Ländern rapide gestiegen. Von der Gesamterzeugung von rund 100 Mill. kg im Jahre 1926 kamen 29 Proz. auf die Vereinigten Staaten von Amerika und je 12 Proz. auf Deutschland, Italien und England. Aber auch diese Gesamtmenge macht erst wenig über 1 Proz. aller Textilstoffe aus. Man sieht also, welche Möglichkeiten für die Kunstseide noch offenstehen, wobei sich übrigens eine deutliche Hinneigung zur Qualitätsseide bemerkbar macht.

LIEBE UND EHE IN OSTASIEN

(Vergleiche hierzu unsere Bildertafel „Frauenleben in China" auf Seite 394)

So verschieden Japan und China in vielen Dingen voneinander sind: die Auffassung der Ehe ist in diesen beiden ostasiatischen Ländern genau die gleiche. Liebe ist natürlich Liebe in Ostasien wie in der übrigen Welt. Das lehrt ja schon ein Blick auf die ostasiatische Dichtung. Hier aber kommt es auf die Feststellung an, ob und wieweit Liebe und Ehe in Ostasien zusammengehören.

Fangen wir mit den Mädchen an, die doch einmal Bräute und Frauen werden sollen, mit dem Ideal ihrer Erziehung. Eingeprägt wird ihnen früh der dreifache Gehorsam: zuerst gegen den Vater, später gegen den Gatten, nach dessen Tode gegen den Sohn. Im weiteren folgen Japan wie China den Vorschriften des Konfuzius (6. Jahrh. vor Christus). Nach ihm leidet das weibliche Geschlecht an fünf schlimmen Krankheiten: Ungelehrigkeit, Unzufriedenheit, Verleumdung, Eifersucht und Albernheit, die als das Grundübel und die Quelle der vier anderen anzusehen ist. Daraus folge, daß die Frau nicht wie der Mann fähig sei, die Pflichten zu erfassen, die vor ihren Augen liegen. Hat sie später Kinder, so komme eine sechste Krankheit hinzu: blinde, unverständige und kritiklose Zärtlichkeit, die zu falscher Erziehung verleite. Das weibliche Geschlecht allein, sagt Konfuzius, stamme von der Erde, das männliche dagegen vom Himmel.

Bei solchen Grundlehren des für ganz Ostasien vorbildlichen klassischen Weisen ist ohne weiteres klar, daß es irgendeinen Minnedienst dort nie gegeben hat. Bezeichnend sind ja die Gedichte: meist Klage und Sehnsucht der Frau, nicht des Mannes. Meine Pekinger Studenten kümmerten sich nicht um die weibliche Jugend in unserem Sinne, sahen vielmehr auf sie herab. Allerdings waren sie inzwischen längst von den Eltern verheiratet worden. Sehen wir also, wie die „Liebenden" ein Paar wurden, d. h. halten wir uns jetzt an den Jüngling.

Er feiert vielleicht seinen 23. Geburtstag. Am Tage darauf meinen seine Eltern, nun sei es Zeit, und der Vater sucht einen alten verheirateten Freund als Vermittler. Dieser sieht sich um und schlägt ein passendes, etwa zwanzigjähriges Mädchen vor. Der Jüngling wird gefragt, ob er sie näher kennenlernen wolle. Nun, wenn der Vater das für gut hält, warum nicht. An schönem Kirschblütenort erfolgt die Begegnung inmitten der beiderseitigen Verwandschaft mit unendlichen Verbeugungen der Familienparteien. Natürlich, geküßt wird nicht, das wäre Selbstmord. Das Mädchen ist ganz Familienpietät, eifrig bestrebt, Ergebenheit und Gehorsam zu zeigen. Der Jüngling ist aufmerksam um den verehrten Vermittler bemüht. Nach zwei Stunden trennt man sich. Sind nun alle einverstanden, so folgt ein Austausch von Geschenken, der Verlobung bedeutet. Der Vermittler bereitet mit den beiden Vätern die Eheschließung vor, um die sich die Verlobten ebenfalls nicht zu kümmern haben.

Am Hochzeitstage wird die Braut von dem alten Mittlerpaare in das neue Elternhaus geführt, in dem das junge Paar ebenfalls wohnen wird, in weißer Trauerkleidung, denn für ihr eigenes Elternhaus ist sie nun gestorben. Die Verlobten tauschen drei Schälchen mit Saké-Wein aus — nur in Anwesenheit des Vermittlers und seiner Frau, nicht der Eltern — und die Ehe ist geschlossen. Gesetzlich wird sie in Japan seit 1898 durch das Gesuch des Brautvaters, den Namen des Mädchens zu dem des Bräutigams in dessen Distriktsamt zu schreiben, was dann auch nach Einholung der Zustimmung des Bräutigams geschieht. Die amtliche Bestätigung ist der Trauschein.

Was jetzt folgt, heißt offiziell Schwiegereltern, in grausamer Wirklichkeit aber Schwiegermutter, die nach ihren eigenen Erlebnissen in der Demütigung auf die Stunde dieses Vergeltungstriumphs mit Sehnsucht gewartet hat. Zu ihrem Dienst muß die junge Frau stündlich bereit sein. Nur von ihr ist die Gefahr der Scheidung zu befürchten, denn der junge Ehemann hat dazu fast nie Anlaß. Er kann sich in China ja Nebenfrauen nehmen, so viele sein Einkommen ihm gestattet, und in Japan sich heimlich Geliebte leisten, ohne an männlicher Würde oder an Verwandtschaft mit dem Himmel einzubüßen. Wird die junge Frau trotzdem geschieden, so soll, wie Konfuzius versichert, Scham sie bedecken bis zur letzten Stunde. Er selbst gibt sieben Scheidungsgründe an: 1. Ungehorsam gegen die Schwiegereltern als Hauptgrund, 2. Unfruchtbarkeit, 3. Unordentlichkeit, 4. Eifersucht, 5. Ansteckende Krankheit, 6. Geschwätzigkeit ohne Respekt, 7. Unehrlichkeit. Sie hat ihre Schwiegereltern mehr zu ehren als die eigenen, auch wenn sie von ihnen gehaßt und schlecht behandelt wird, und muß ihrem Ehemann in ehrfürchtigem Gehorsam begegnen. Übrigens war das Verhältnis der Eheschließungen zu Scheidungen in Japan früher wie 3 zu 1, jetzt ist es etwa wie 10 zu 1. Denn die Ostasiatin hat sich inzwischen doch mehr Rechte erkämpft.

Aber wo bleibt denn die Liebe? Ja, ich weiß nicht, wo sie bei solchen Ehen blieb oder bleibt, weiß aber, daß sie anfängt, sich in den Großstädten schon vor der Heirat ein wenig bemerkbar zu machen und sich einen Einfluß auf das künftige Eheglück zu erkämpfen, natürlich infolge westlicher Einflüsse. Die Kreise, die westliches Familienleben kennenlernen, sind zwar relativ klein. Aber ein Bundesgenosse kam den Ostasiatinnen zu Hilfe: das Kino. Da sah man, was man so gar nicht kannte: das Liebeswerben des Mannes. Und das fanden die chinesischen und japanischen Mädchen ganz ungewöhnlich reizvoll. Sie traten zu Hause sogleich vor den Spiegel und träumten, nun aber nicht vom Vermittler und von der künftigen Schwiegermutter. Die erschienen ihnen gräßlich. Sie träumten vielmehr von einem liebenden Mann und einem eigenen Hause, in dem sie die Herrin sein würden. Es erschien ihnen viel hübscher, das Herz eines Liebhabers zu bezaubern, als das einer Schwiegermutter zu gewinnen.

Und diese Bewegung hätte viel schneller Fortschritte gemacht, hätten nur die Jünglinge denselben Eindruck nach Hause getragen. Aber die sahen sich von der verehrten Himmelshöhe herabgestürzt. Das ist der Grund, warum die allmächtige ostasiatische Schwiegermutter sich noch immer nicht in ein ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit verwandelt hat.

Es ist mir nicht ein reines Vergnügen, von Liebe und Ehe in Ostasien zu erzählen, sondern ich habe meine Gründe. Nach mehr als fünf Ostasienjahren weiß ich, daß die alten Überlieferungen und Sitten unzerstörbar sind: Ost ist Ost, und West ist West. Darum kann ich nicht genug vor Mischehen warnen. Der Ostasiate, der im Westen als „Gentleman" in unserem Sinne auftritt, wirft ihn in seiner Heimat ab, wenn auch zuerst unmerklich. Er wird kein Europäer durch eine europäische Frau. Und dann noch eins. Gerade jetzt, nach dem Weltkriege, wird uns Deutschen viel von der asiatischen Kultur vorgefabelt und vorgefaselt, so daß leichtgläubige Menschen auf den Gedanken kommen müssen, sie sei für uns selbst nachahmens- und erstrebenswert.

Dieser durchsichtigen Tendenz gewisser Kreise und diesem ungeheuerlichen Unsinn, zu dem auch der ostasiatische Mahayana-Buddhismus gehört, gilt es immer wieder, mit Aufklärung entgegenzutreten. Prof. Dr. Waldemar Oehlke.

Wissen und Leben

Hundert Jahre Aluminium. Vor hundert Jahren wurde zum erstenmal reines metallisches Aluminium hergestellt. Friedrich Wöhler war es, der 1827 wasserfreies Aluminiumchlorid mit metallischem Kalium zersetzte und dabei graues metallisches Aluminium in Pulverform erhielt. Bis 1880 wurde alles erzeugte Aluminium durch Zersetzung von Aluminiumchlorid oder $Al\,Na\,Cl_3$ mit metallischem Kalium oder Natrium gewonnen. Bunsen und, unabhängig von ihm, Deville gewannen 1854 erstmalig durch Elektrolyse geschmolzenen Aluminiumchlorids Aluminium, doch dauerte es noch über dreißig Jahre, bis diese Darstellungsmethode in eine technisch brauchbare Form gebracht wurde. Dies geschah vor allem durch Kiliani (Deutschland), Héroult (Frankreich) und Hall (Amerika). Von diesem Zeitpunkt an beginnt die eigentliche Entwicklung der Aluminiumindustrie, die am besten in dem rapiden Sinken des Aluminiumpreises zum Ausdruck kommt: 1 kg Aluminium kostete 1856 300 Mk., 1886 70 Mk., 1890 27,60 Mk., 1895 2,60 Mk. Die Herstellungsmethode der Neuzeit ist im Prinzip noch dieselbe wie vor vierzig Jahren: in geschmolzenem Kryolith, einem Natriumaluminiumfluorid ($Na_3\,Al\,F_6$) wird Tonerde (Aluminiumoxyd, $Al_2\,O_3$) aufgelöst und dieser Schmelzfluß durch elektrischen Gleichstrom zersetzt. Diese Elektrolyse nimmt man in einer eisernen Wanne vor, deren Boden mit Kohle ausgestampft ist und als Kathode dient, also mit dem negativen Pol der Stromquelle verbunden ist. Als positive Anoden ragen in das Bad mehrere Kohlenblöcke. An letzteren entweicht bei Stromdurchgang Sauerstoff, der die Kohlenanoden unter Bildung von Kohlenoxyd und Kohlensäure angreift. An der Kathode, also am Wannenboden, scheidet sich das Aluminium in flüssiger Form ab und wird in regelmäßigen Abständen abgeschöpft. Wesentlich für die Gewinnung reinen Aluminiums ist die Reinheit der verwendeten Ausgangsmaterialien, also des Kryoliths, der Tonerde und der Elektroden, da sich sonst die Verunreinigung mit dem Aluminium abscheidet. Die Elektroden, die man heute aus Petrolkoks herstellt, müssen möglichst aschefrei sein. Kryolith kommt in großen Mengen in Grönland vor und wird noch vorgereinigt. Die Tonerde wird ausschließlich aus Bauxit gewonnen, einem unreinen wasserhaltigen Aluminiumoxyd, das in großen Mengen vor allem in Frankreich, daneben in Ungarn, Dalmatien usw. vorkommt. Zur Darstellung der reinen Tonerde wird der Bauxit „aufgeschlossen", entweder durch Schmelzen mit Soda oder Erhitzen mit starker Natronlauge unter Druck. Man erhält dabei eine sog. Aluminatlösung, die durch Einleiten von Kohlensäure oder „Ausrühren" unter hydrolytischer Spaltung in Tonerdehydrat und Natronlauge bzw. Sodalösung zerlegt wird. Das Tonerdehydrat wird noch bei höherer Temperatur kalziniert, wobei schneeweißes Aluminiumoxyd entsteht. Der beste Bauxit kommt aus Südfrankreich und wird auch in Deutschland ausschließlich als Rohmaterial für die Tonerde verwendet. Das Problem, den in beliebigen Mengen zur Verfügung stehenden deutschen Ton, in dem das Aluminium als Silikat vorliegt, als Ausgangsprodukt für die Tonerdegewinnung zu benutzen, ist zwar technisch gelöst, vorläufig ist es aber noch wirtschaftlicher, den ausländischen Bauxit einzukaufen, als die Tonerdeherstellung mit den großen Mengen Kieselsäure bei der Verarbeitung des Tons zu belasten. Die neuere wirtschaftliche Entwicklung der Aluminiumindustrie ist für Deutschland besonders bemerkenswert. Während vor dem Krieg in Deutschland nur ein kleines Aluminiumwerk jährlich 800 t Aluminium erzeugte und damit nur einen kleinen Teil unseres Bedarfs decken konnte, brachte der Krieg mit seinen gewaltigen Anforderungen einen ungeahnten Aufschwung. Heute produziert Deutschland jährlich etwa 30000 t Aluminium und steht damit an erster Stelle unter den europäischen Produzenten, an zweiter Stelle der Welterzeugung, die zur Zeit etwa 200000 t jährlich beträgt. Gegenwärtig sind vier große Werke in Betrieb: Aluminiumwerk Bitterfeld, Erftwerk Grevenbroich am Niederrhein, Vereinigte Aluminiumwerke, A.-G. Lautawerk (Lausitz) und das Innwerk in Töging, Oberbayern. Die Verwendungsgebiete des Aluminiums sind bekannt. Für die Geschirr- und Besteckindustrie werden jährlich in Deutschland etwa 4000 t verarbeitet (davon ein beträchtlicher Teil exportiert), Blattaluminium (Ersatz für Staniol) 2000 t, schwere Gußteile 2500 t, Maschinen- und Apparatebau 2000 t, elektrotechnische Industrie 2400 t, verschiedene Verwendungszwecke 2900 t. Der Umfang der Geschirrindustrie könnte wesentlich gesteigert werden, wenn der Rohstoff verbilligt und die einzelnen Geschirre spezialisiert und genormt würden. Für den Apparatebau ist wesentlich, daß die Frage der völligen Korrosionsbeständigkeit des Reinaluminiums befriedigend gelöst wird. Dies ist auch wichtig bei der Verwendung in der Elektrotechnik, wo das Aluminium einen Reinheitsgrad von mindestens 99 Proz. besitzen muß. Die elektrische Leitfähigkeit des Aluminiums beträgt etwa 66 Proz. von der des Kupfers, sein spezifisches Gewicht aber nur etwa 30 Proz. Wenn man daher für elektrische Freileitungen das Kupfer durch Aluminium ersetzt, wie das in Amerika in steigendem Maße, in geringem Umfang auch in Deutschland geschieht, so hat bei gleicher Leitfähigkeit die Aluminiumleitung einen um etwa 60 Proz. größeren Querschnitt als eine entsprechende Kupferleitung; das Gewicht beträgt dann etwa 50 Proz., die Festigkeit etwa 72 Proz. der Kupferleitung. Die Festigkeit erhöht man übrigens durch Einlagen von Stahlseelen. Ob man Aluminium oder Kupfer wählt, ist letzten Endes auch eine wirtschaftliche Frage, das Aluminium darf dazu nicht mehr als doppelt soviel wie das Kupfer kosten. Auch für den Elektromaschinenbau wird Aluminium als Reinmetall oder in Form seiner Legierungen verwendet. Auf dem Gebiete der letzteren sind ständig Fortschritte zu verzeichnen, insbesondere seitdem die Veredelungstechnik auf wissenschaftlicher Grundlage dauernd weitererforscht und verbessert wird. Aus der großen Zahl der Legierungen seien hier nur zwei der bekanntesten erwähnt. Die älteste ist wohl das Duraluminium, das außer Aluminium und etwas Silizium 3,5—4,5 Proz. Kupfer, 0,25—1 Proz. Mangan und 0,5 Proz. Magnesium enthält. Es wird im Flugzeug- und Luftschiffbau im größten Ausmaße verwendet; das Gerippe von fast hundert gebauten Zeppelinen besteht aus Duraluminium. Das Lautal enthält neben Aluminium 4 Proz. Kupfer und 2 Proz. Silizium und findet z. B. als Konstruktionsmaterial zu Ganzmetallflugzeugen Verwendung. Auch die Rotoren des bekannten Flettnerschiffes sind aus Lautal hergestellt. Andere Legierungen sind z. B. Constructal, Silumin, Aeron, Scleron. — Die Steigerung der deutschen Aluminiumerzeugung ist aufs engste verknüpft mit der Erweiterung der Absatzmöglichkeiten und Verbilligung der Herstellungskosten, wozu auch der neuerliche Abschluß eines internationalen Aluminiumkartells die Wege bereitet. Dr. Friedrich Müller.

Witterungseinflüsse und Selbstmordbereitschaft. Lange Zeit sprach im Streit um die Beziehungen zwischen Mensch und Außenwelt der Philosoph das letzte Wort mit seiner prinzipiellen Entscheidung für Willensfreiheit oder für Willensbedingtheit. Zu dieser Frage verdienen aber vor allem Naturwissenschaft und Medizin gehört zu werden. Von dieser Überzeugung geleitet, haben sich denn auch in neuerer Zeit zahlreiche Forscher um dieses lockende, rätselhafte Gebiet bemüht, haben die Beziehungen zwischen Mensch und Außenwelt unter den verschiedensten Gesichtspunkten untersucht und eine Fülle wichtiger Ergebnisse von Allgemeininteresse zutage gefördert. Wir wollen hier nur auf ein Teilgebiet der mannig-

faltigen Forschungen aufmerksam machen, für das wohl in weiten Kreisen großes Interesse vorhanden sein dürfte — d. i. die Untersuchung der meteorologischen Einflüsse auf Selbstmordfälle. Es wurde schon früher aus allgemeinen Beobachtungen heraus die Behauptung aufgestellt, daß der Einfluß der Witterungsverhältnisse, den ja jeder sensible Mensch an sich selbst beobachten kann, sich in ganz auffallender Weise auch bei der traurigen Erscheinung des Selbstmordes geltend mache. So schreibt z. B. im vorigen Jahrhundert der Gerichtspsychiater Hofmann: „Eigentümlicherweise fallen die meisten Selbstmorde in die schönste Jahreszeit, und noch merkwürdiger ist es, daß nicht bloß in Bayern den Angaben Mayers zufolge der Mai die größte Zahl der Selbstmörder lieferte, sondern auch in Wien drei Jahre hintereinander die meisten Selbstmorde im Mai verzeichnet wurden.“ Ganz ähnlich lauten unveröffentlichte Aufzeichnungen von Engel (Wien, 1873): „Sehr rasche, fast sprungweise und dabei bedeutende Barometerschwankungen haben Vermehrung der Todesfälle, namentlich der plötzlichen, und so bedeutende Verstimmungen des Gemütes zur Folge, daß die Überlegung darunter leidet und die Menschen zu Handlungen bestimmt werden, die sie unter andern Umständen nicht begangen hätten. In diese Zeiten fallen die meisten Selbstmorde, und zwar sowohl aus zu sehr erregter als auch zu sehr deprimierter Stimmung.“ Es ist das Verdienst von Brandstätter und Kisser, die Einwirkung von Witterungsverhältnissen auf das Vorkommen des Selbstmordes an Hand der in Wien aufgezeichneten Selbstmordfälle vom 1. September 1921 bis zum 31. August 1922 genau studiert zu haben; wir geben hier auf Grund der Veröffentlichungen der genannten Autoren einen kurzen Überblick über ihre Forschungsergebnisse. Die Forscher teilten die Selbstmörder in Altersgruppen vom 2. bis zum 10. Jahrzehnt und untersuchten die Beziehungen der einzelnen Gruppen zu den hauptsächlichsten Witterungskomponenten. Es wurden folgende vier Gesichtspunkte gewählt: 1. Verhalten der Selbstmordfälle an Tagen mit im Vergleich zum Vortage höherem Druck. 2. Verhalten an Tagen mit im Vergleich zum Vortage geringerem Feuchtigkeitsgrad. 3. Verhalten der Selbstmordfälle an Tagen mit gegenüber dem Monatsmittel länger dauerndem Sonnenschein. 4. Verhalten an Tagen mit gegenüber dem Monatsmittel schwächer bewölktem Himmel. Aus dieser eingehenden Untersuchung von im ganzen 564 Fällen ergibt sich ein recht interessantes, die meisten wahrscheinlich sehr überraschendes Gesamtbild, das sich etwa folgendermaßen charakterisieren läßt: Für zum Selbstmord neigende Individuen sind Tage mit relativ starken Barometerschwankungen, hohem Luftdruck, verhältnismäßig trockener Luft, mit länger dauerndem Sonnenschein und schwach bewölktem Himmel offenbar ungünstig (besonders empfindlich scheinen in dieser Hinsicht jüngere Männer zu sein). Im Gegensatz zur herrschenden Meinung sind es also im allgemeinen die sogenannten „schönen Tage“, die so verhängnisvoll auf die dafür empfänglichen Gemüter einzuwirken scheinen. Bei Berücksichtigung der Jahreszeiten ergibt sich, daß die meisten Selbstmorde im Mai verübt werden; einen zweiten, schwächeren Anstieg zeigt die Kurve im Oktober, während der Dezember die geringste Selbstmordzahl aufzuweisen hat. Der Zusammenhang mit klimatischen Verhältnissen geht daraus hervor, daß in dem der Untersuchung zugrunde gelegten Jahre der Mai der trockenste Monat war und der Oktober den höchsten mittleren Luftdruck zeigte. Ferner brachte der Mai im ersten, der Oktober im zweiten Halbjahr die größte Zahl der niederschlagsfreien „schönen“ Tage (21 bzw. 24). Zweifellos ist in dieser Angelegenheit noch nicht das letzte Wort gesprochen worden; spätere Untersuchungen werden sich z. B. eingehend mit den elektrischen Spannungsverhältnissen der Luft zu beschäftigen haben, werden ferner den Ursachen für die auffallende Empfänglichkeit der jugendlichen männlichen Individuen gegenüber meteorologischen Einflüssen nachgehen müssen. Es wird niemand so vermessen sein, zu behaupten, daß damit das Selbstmordproblem erschöpft sei — denn was wissen wir über die seelischen Vorbedingungen für den verzweifelten Schritt? — aber es ist beachtenswert, daß offenbar gesetzmäßige Beziehungen bestehen zwischen atmosphärischen Einflüssen und einer gewissen Wehrlosigkeit des Menschen gegenüber psychischen Erschütterungen. G. Hupfer.

Männchen oder Weibchen? Bei einer Anzahl von Tieren finden wir nicht Männchen und Weibchen als besondere Individuen, sondern ein Einzelwesen ist sowohl Männchen als auch Weibchen. Unsere Weinbergschnecke wird als Beispiel eines solchen Zwittertums gern genannt. Viele niedere Tiere, besonders Würmer, auch manche Fische und endlich die meisten Pflanzen vereinigen die beiden Geschlechter auf ein einziges Wesen, das also dann entweder zugleich Männchen oder Weibchen ist oder erst Weibchen und dann Männchen oder umgekehrt. Das Besondere hierbei ist, daß ein einziges Individuum der Träger beiderlei Keimdrüsen ist; die aus diesen Drüsen entstehenden Keimzellen, die nach ihrer Verschmelzung das neue Lebewesen aus sich hervorgehen lassen, sind dagegen einwandfrei entweder männlich oder weiblich. Ganz andere Verhältnisse hat man aber jüngst bei einer Pflanze des Mittelländischen Meeres festgestellt. Nach unseren bisherigen Erfahrungen bildet diese Pflanze männliche Keimzellen aus, die zu den weiblichen Keimzellen hinschwimmen und sich mit diesen vereinigen. Genaue Beobachtungen der Art und Weise jener Verschmelzung ließen nun verschiedene Sorten von Männchen und Weibchen erkennen, nämlich solche, die auf das andere Geschlecht stark, und solche, die weniger stark oder schwach reagierten. Diese an sich nicht besonders erstaunliche Tatsache führte nun aber zu der überraschenden Erkenntnis, daß die schwachen Männchen in Gegenwart starker Männchen durchaus die Rolle weiblicher Keimzellen spielten, umgekehrt verhielten sich schwache Weibchen gegenüber starken Weibchen als Männchen. Man konnte diese „relative Sexualität“, wie man seither diese Erscheinung bezeichnet, dadurch feststellen, daß man zunächst die einzelnen Sorten von Männchen und Weibchen trennte und dann in der verschiedensten Weise diese einzelnen Typen zusammenbrachte, d. h. starke Männchen wurden einmal mit starken und mit schwachen Weibchen oder mit schwachen oder mittelstarken Männchen kombiniert usw. Außerordentlich bedeutsam sind nun die theoretischen Konsequenzen, die man aus diesen Tatsachen zieht. Man hat sich nämlich bis heute jahrzehntelang bemüht, das Wesen der Sexualität zu deuten. Fast alle Versuche, hier Klarheit zu schaffen, liefen — ganz im Sinne der bisher üblichen Erklärungsmethode — darauf hinaus, die geschlechtlichen Erscheinungen auf irgendwelche andere, sogenannte einfachere Tatsachen zurückzuführen und sie nur als eine Komplikation dieser Tatsachen anzusehen. So nahm die Verjüngungstheorie an, die sexuellen Erscheinungen hätten den Sinn einer Auffrischung; diese Lehre ist angesichts zahlreicher Versuche zusammengebrochen. Man hat gefunden, daß sich die Lebewesen durch viele Generationen hindurch vollkommen ungeschwächt erhalten können, ohne eine geschlechtliche Verbindung einzugehen. — Nach einer anderen, heute noch sehr verbreiteten Anschauung hat die Verbindung der Keimzellen den Sinn, im Kinde möglichst neuartige Eigenschaften zur Ausgestaltung zu bringen. Die Tatsachen der relativen Sexualität scheinen nun aber zu zeigen, daß die Sexualität nichts ist, was irgendwie auf etwas anderes zurückgeführt werden kann, sondern daß die Geschlechtlichkeit eine in sich selbst begründete Tatsache ist. Es gibt demnach männliche und weibliche Tendenzen, die sich auf die Lebewesen verteilen, entweder auf die männlichen oder weiblichen allein oder im bestimmten Mischungsverhältnis in einem Wesen zusammen. Daß von dieser Grundlage aus auch die männlichen Züge der Frau und umgekehrt die weiblichen Charaktereigenschaften mancher Männer eine ganz andere Beurteilung erfahren, kann hier nur angedeutet werden. Dr. Magdeburg, Leipzig.

Licht und Farbe im Dienste der Hausfrau. Die im Sommer so leidige Fliegenplage, besonders in Wohnungen in der Nähe von Stallungen oder feuchten Gründen, versucht man mit Leimbändern, Fliegenpapier und Fliegentellern zu bekämpfen, auf die allerlei oft giftige und für Kleinkinder gefährliche Pulver und Mischungen gegeben werden. Die Wohnung gewinnt dadurch sicher nicht an Gemütlichkeit und

auch nicht nach der dekorativen Seite hin. Zudem hat die Wirksamkeit der verschiedenen Fliegenfallen bald aufgehört, dafür kann man die Hausfrau täglich jammern und schelten hören über die ungebetenen Gäste, weil sie auf Vorhängen, Türrahmen, Lampenschirmen und Wänden ihre wenig appetitlichen punktförmigen Spuren in Massen hinterlassen, auch in der Speisekammer — trotz Fliegengitter — nur zu häufig auf Fleischvorräten für ihre Fortpflanzung durch Madenablagerungen sorgen. Alles Dinge, die mancherorten geradezu zu einer Landplage werden können. Dieser unangenehmen Sommerzugabe kann aber mit den denkbar einfachsten Mitteln radikal zu Leibe gerückt werden, ohne Leim und Gift und andere ekelhafte Dinge, die schließlich doch nicht helfen. Durch viele Versuche von namhaften Forschern wurde festgestellt, daß Licht und Farbe auf alle organischen Lebewesen ganz spezifische Wirkungen ausüben. So hat sich ergeben, daß in blau gestrichenen oder tapezierten Räumen so gut wie gar keine Fliegen sich aufhalten wollen und, wenn sie darin eingeschlossen werden, umkommen. Auch andere Farben, wie Zitronengelb, Blaßviolett oder Dunkelbraun, meiden die Fliegen und andere lästige Insekten, während hellgrüne, rosafarbene, schwarze und weiße Flächen sie anlocken. Es ist also ganz einfach, sich vor der Fliegenplage zu schützen, und schon im Interesse der Hygiene wäre es wünschenswert, daß von diesem Mittel allgemein Gebrauch gemacht würde. Die Wissenschaft der Farbenforschung hat aber für die fleißige Hausfrau noch weitere praktisch verwertbare Möglichkeiten zur Hand. Mit welcher Sorgfalt und Liebe versieht die Hausmutter gerade in Stadtwohnungen ihre lieben Blumen auf dem kleinen Balkon und vor den Fenstern. Und da ist es oft gerade die Lieblingsblume, die trotz aller pfleglichen Wartung nicht recht gedeihen will und kläglich dahinkümmert. Auch in solchen Fällen läßt sich durch Farbenlicht bei geeigneter Anwendung eine erstaunliche Regeneration und kräftige Weiterentwicklung an der welken Pflanze bewirken. Gewöhnlich kann man mit einem Gehäuse von blauen Glasscheiben, das man, ohne die Luftzufuhr abzusperren, über der Pflanze anbringt, in verhältnismäßig wenigen Tagen einen guten Fortschritt erzielen. Auch rote Glasscheiben finden häufig Anwendung; man kann leicht beobachten, was für diese oder jene Pflanzenart besonders geeignet ist. Eine feste Regel vermag man noch nicht aufzustellen, da die klimatischen Verschiedenheiten und Bodenunterschiede eine geheimnisvolle Rolle dabei mitzuspielen scheinen. Doch zurück zu unserer tüchtigen Hausfrau. Sie hat schon seit einiger Zeit mit Besorgnis die Entwicklung ihrer Gemüsesorten im kleinen Nutzgarten neben dem Hause verfolgt. Auch hier kann sie sich den Lohn für ihre viele Mühe durch Verwendung der neugewonnenen Kenntnis sichern. Besonders die Pflanzungen im Glasbeet werden zu erstaunlicher Vollsaftigkeit und Schmackhaftigkeit gebracht, wenn sie sie abwechselnd mit einfachen und blauen Glasscheiben überdeckt. Ja, sogar Heizen ist mit blauen Glasscheiben möglich! In der Münchner Wissenschaftlichen Gesellschaft für Licht- und Farbenforschung wird berichtet, daß man im Treibhaus bei einer Außentemperatur von 2 Grad Celsius eine Innentemperatur von 38 Grad Celsius erzielen kann, wenn man blaue und farblose Glasscheiben aufeinanderlegt und auf diese Weise die bisherige Belichtung der Treibhauskulturen ändert. Diese Vorgänge weisen deutlich darauf hin, daß die Farbenkräfte mit dem Sonnenlicht eine uns noch unbekannte elektrochemische Verbindung einzugehen scheinen. Wie schon erwähnt, kann man mit Rotlicht ebenfalls ganz besondere Wirkungen erzielen. So bekommen Erdbeeren, die unter Einwirkung von roter Bestrahlung gezogen werden, ein ganz ungewöhnlich starkes, würziges Aroma. Es sei noch hinzugefügt, daß die Blattläuse und sonstiges Ungeziefer namentlich den Aufenthalt auf Pflanzen mit Blaulichtbestrahlung gar nicht schätzen, sie empfehlen sich oder gehen überhaupt zugrunde.

Hans G. Maurer.

ZUM NACHDENKEN

Rösselsprung.

		nur	we		
kül	so	dich	sich	teilt	schlüs
als	nach	kannst	schen	nig	ge
kennst	sen	du	langt	sen	ur
	selbst	sich	selbst	sal	
wer	er	zu	dich	be	du

Geständnis.

Was ich vielleicht bestaun' als W
Und gar zu gerne hätt',
Ist, wenn ich es genau beseh',
— Wie oft! — kaum mehr als Z.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 3 Männername, 5 Frauenname, 8 südamerikanisches Land, 10 biblisches Land, 11 Landschaft im alten Peloponnes, 12 Tanzschritt, 14 Bucht, 15 Männername, 17 Gottheit, 20 Bestandteil der Milch, 22 inneres Organ, 23 nordisches Land, 24 Einsamkeit, 25 Grünfutter; senkrecht: 1 Stütze, 2 Gesangstück, 3 Musikinstrument, 4 Sanitätergerät, 6 Muse, 7 Gewürz, 9 und 12 Mädchenname, 13 französischer Schriftsteller, 16 Nahrungsmittel, 18 Nebenfluß der Weichsel, 19 Planet, 21 Zeiterscheinung, 22 Körperteil.

Magisches Dreieck.

a	a	a	a	a	a	männlicher Vorname
d	i	i	k	l		desgleichen
o	o	p	p			Waschmittel
r	r	s				weiblicher Vorname
s	s					Spielkarte
s						Mitlaut

Nach Umordnung der Buchstaben ergibt sich das jeweils Nebenstehende. Die entsprechenden Längsreihen stimmen damit überein.

Ergänzungsrätsel.

—e— —o—t —i—l —e—h—e —u—s— —r—e—s—n —e— —c—i—k— —r —n —i— —e—t— —e—t

Bei richtiger Ergänzung der Striche durch Buchstaben ergibt sich der Anfang eines bekannten Wanderliedes.

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben:
ak — bau — ber — bi — bot — cel — cha — de — der — do — e — e — e — ger — hal — hard — ips — ker — la — land — li — liv — man — na — nau — nep — nit — os — pas — ra — ran — re — row — sa — sche — schofs — se — stab — ter — ti — to — to — tung — tun — u — u — un — wa — wich — ze
sind zu 18 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Europäischer Strom, 2 Metall, 3 männlicher Vorname, 4 Randstaat, 5 Erwerbszweig, 6 russischer Staatsmann, 7 italienischer Maler, 8 Molch, 9 Edelstein, 10 Scheitelpunkt, 11 Gespräch, 12 Abendständchen, 13 Wirrwarr, 14 Stadt in England, 15 Muse, 16 geistliches Würdezeichen, 17 Baum, 18 Meeresgott.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben (ch = ein Buchstabe), beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust“.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Denkaufgaben und Rätsel in Nr. 4304.

Wetzsteine des Geistes. Der treue Farmerhund Lux: Die Lösung erscheint vielleicht vielen auf den ersten Blick ziemlich kompliziert. Das wäre auch der Fall, wenn man die einzelnen Teilstrecken, die Lux zurücklegt, berechnen und addieren wollte. Aber eine einfache logische Überlegung hilft über alle Schwierigkeiten hinweg: Der Hund pendelt natürlich so lange, wie die Trennung der Brüder dauert. Diese Trennung dauert aber genau 2 Stunden; denn von der Mitte der Strecke nach einer der Farmen und wieder zur Mitte, wo die Brüder sich wieder treffen müssen, zurück, sind es 12 km, also 2 Wegstunden. Lux ist genau so lange hin und her pendelnd unterwegs, hat also, da er 15 km Trabgeschwindigkeit je Stunde entwickelt, beim Wiederzusammentreffen der Brüder 30 km zurückgelegt. — Im Obstgarten: 6 Stück Nußbäume, 16 Stück Apfelbäume, 25 Stück Kirschbäume.

Kreuzworträtsel wagerecht: 1 Adam, 4 Sara, 7 Wanne, 8 Argus, 10 Diele, 11 Hades, 13 Engel, 15 Ruine, 16 Maure, 17 Kanal, 21 Titan, 25 Amati, 26 Irene, 27 Laura, 28 Meran, 29 Odeon, 30 Rose, 31 Lein; senkrecht: 1 Aarau, 2 Anden, 3 Meise, 4 Salem, 5 Arena, 6 Auber, 7 Wehr, 9 Sole, 12 Diana, 14 Güte, 17 Kamm, 18 Ammer, 19 Atlas, 20 Liane, 21 Tirol, 22 Irade, 23 Anton, 24 neun.

Diagonalrätsel: 1 Nazareth, 2 Anatomie, 3 Mona Lisa, 4 Granaten, 5 Serenade, 6 Zitronat, 7 Beresina.

Halte Maß: Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Ordensrätsel: 1 Haus, 2 Bau, 3 Rat, 4 Land, 5 Frau, 6 Bank, 7 Zins, 8 Holz, 9 Tür, 10 Kauf, 11 Mann.

Silben-Silben-Rätsel: 1 **Die**sel, 2 **Schu**bert, 3 **Le**opard, 4 **De**ssau, 5 **Le**xikon, 6 **Bens**heim, 7 **Kennt**nisse, 8 **Kei**ler, 9 **Nea**pel, 10 **Feo**dor, 11 **Ri**ga, 12 **En**gadin: Die Schule des Lebens kennt keine Ferien.

Geheimschrifträtsel: Verstand und Witz kann leicht ergoetzen, / Doch fesseln kann allein das Herz. — Schlüsselwörter: Schwerin, Dativ, Golf, Kauz.

Neu beginnen: Vollendet.

Unvermeidlich: Alt.

Magisches Quadrat: 1 Gabel, 2 Anita, 3 Biwak, 4 Etage, 5 Laken.

1 2 3 4

5 6 7 8

Zu Abbildung 7 (Formengedächtnis-Prüfung): Welche Figuren haben sich verändert?

Prüfen Sie sich für Ihren Beruf: Lösungen.

(Vgl. den gleichnamigen Beitrag auf den Seiten 390 und 391.)

Formengedächtnis (siehe nebenstehende Zeichnung): Mit Ausnahme der Figuren 1 und 3 haben sich alle Figuren verändert. Der Kreis ist ausgefüllt, das rechtwinklige Dreieck um 180 Grad gedreht, die Raute das Spiegelbild des Originals, das gleichschenklige Dreieck steht auf der Grundlinie statt auf der Spitze, der stumpfe Winkel ist spitz geworden, und der Kreis hat die Öffnung links statt rechts.

Sinn für Mode: Es gehören in der Abbildung 3 dem gleichen Modejahr an: die Kleider 3, 6, 7, 10 — 1, 5, 8, 12 — 2, 4, 9, 11.

Technisches Verständnis A (Abbild. 8): 1. Die Sperrnase rechts gibt das Zahnrad frei; das Gewicht läuft ab und dreht das Rad im Uhrzeigersinn. — 2. Gar nichts. — 3. Sie zieht den Hebelarm rechts herunter und damit die Sperrnase in das Zahnrad, wodurch dieses angehalten wird. — 4. Es fehlen an der Rolle zwei Nocken (Nasen), die bei *einer* Rollenumdrehung den linken Hebelarm *zweimal* herunterdrücken und damit die Sperrung des Zahnrades zweimal auslösen würden.

Technisches Verständnis B (Abbild. 9): Querschnitt durch die Rolle: Schnitt 4 ist der richtige.

1 2 3 4 5

Zu Abbildung 9: Welcher Schnitt gehört zur Rolle?

Silben-Lückentest: Am Felsensprung: Der Schneerücken heißt ein hoher Berggrat, der auf der einen Seite in ein mildes Tal mit grünen Wiesen und reich belaubten Fruchtbäumen, auf der anderen Seite in tiefe, felsige Schluchten niederschaut, wo der schäumende Wetterbach durchrauscht. Er kommt von dem grauen Gletscher herunter, den man hoch zum Himmel ragen sieht, und so wild und gewaltig stürzt dieses Bergwasser dahin, daß es unten in der Schlucht an den Felsstücken, die ihm entgegenliegen, hoch aufspritzt und mit furchtbarem Tosen über die niedrigen Steinblöcke wegläuft. Am lautesten tost und schäumt der wilde Fluß an jener Stelle, wo einst die gewaltigen Felsblöcke sich von dem hohen Berggestein losgemacht hatten und heruntergestürzt waren. Diese hemmen nun den Lauf des Wassers so sehr, daß es sich einmal schäumend zwischen ihnen durchzwängen und sie einmal hoch oben überspringen muß. Hier heißt es „Am Felsensprung“. In diese einsame Bergschlucht hinein, wo kaum eine Menschenstimme vernommen werden kann vor dem unausgesetzten Tosen und Donnern des Wassers, hatten doch Menschen ihre Behausungen gebaut. (Silben, die einen ähnlichen Sinn ergeben, z. B. „brausen“ statt „tosen“, gelten nicht als Fehler.)

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra

Illustrirte Zeitung

KNABE 1927

Verlag • J. J. Weber • Leipzig

NR. 4306. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. SEPTEMBER 1927

Reinnickel-Kochgeschirre sind stark und dauerhaft, leicht und bequem zu reinigen, im höchsten Grad hygienisch, unverändert spiegelblank, mit einem Wort - die unübertroffen zweckmässigsten und wirtschaftlichsten Kochgeschirre der Gegenwart.

BERNDORF REIN-NICKEL

WINTER

BERNDORFER REINNICKEL KOCHGESCHIRRE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Berndorfer Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstrasse 6, München, Weinstrasse 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilierstrasse 19—21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4,. Zweigfabriken: Esslingen am Neckar, Luzern, Murbacherstrasse 1, Mailand, Via Pergolesi 8—10. Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf Nied.-Oest.

Underberg

Wahlspruch: SEMPER IDEM

Sollte in keinem Haushalte fehlen.

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen seit 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt

Zu haben in ganzen, halben Flaschen und Flakons in allen einschlägigen Geschäften.

H. Underberg-Albrecht

RHEINBERG (Rhld.) • Gegründet 1846.

Ortizon

MUNDPFLEGE

ausüben, heißt: sich wirksam gegen ansteckende Krankheiten schützen, deren Keime durch den Mund eindringen.

Ortizon-Mundwasser-Kugeln machen den Mund sofort geruchfrei, bleichen allmählich die Zähne, desinfizieren gründlich und nachhaltig, ohne wie viele andere Mittel, Zahnschmelz und Schleimhäute zu schädigen. Ortizon wirkt gleichzeitig blutstillend und heilend, ein großer Vorzug bei Wundsein des Gaumens, Bluten des Zahnfleisches, Entzündung der Schleimhäute.

Beginnen Sie noch heute mit der Ortizon-Mundpflege. Sie werden ein dauernder Anhänger des vorzüglichen Präparates. Original-Packung „Bayer" in allen einschlägigen Geschäften zu M. 2,25 erhältlich.

Ortizon Mundwasser-Kugeln

OPEL

4 PS

BIT

4 BREMSE

DER WIRTSCHAFTLICHSTE WAGEN DER WELT

ZWEISITZER
ALLWETTER-VERDECK, ECHTE LEDERPOLSTERUNG
M. 2800

VIERSITZER
ALLWETTER-VERDECK, ECHTE LEDERPOLSTERUNG
M. 3100

LIMOUSINE
VIERSITZIG
M. 3600

PREISE AB WERK
SOFORT LIEFERBAR BEI 800 OPEL-VERTRETERN

Billig in der Anschaffung, die durch ein bequemes Ratensystem noch wesentlich erleichtert ist, begnügt sich der Opel 4 PS auch im Betrieb mit denkbar geringsten Kosten. Nur 150 RM beträgt die Jahressteuer, der Benzinverbrauch nur 6—7 Liter auf 100 Kilometer.

Nahezu 50000 Opel 4 PS sind im Verkehr, teilweise 100000, 150000 und mehr Kilometer laufend, ohne je zu versagen. Begeistert ist das Lob ihrer Besitzer, denen der Opel 4 PS — besonders im Dienste des Berufs — ein unbezahlbarer Helfer ist.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4306. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. September 1927.

Allgemeine Notizen.

Die Handelshochschule Leipzig tritt mit dem kommenden Wintersemester in ihr sechzigstes Studienhalbjahr ein. Das Vorlesungsverzeichnis ist erschienen und vom Sekretariat zu beziehen, das auch weitere Auskunft erteilt. Außer der Angabe der reichhaltigen Vorlesungen und Übungen enthält das Verzeichnis näheres über den Bücherrevisorenkurs, das Institut für Steuerkunde, das Weltwirtschafts-Institut und die Studiengesellschaft für Absatzforschung, ferner über die Zulassungsbedingungen zum kaufmännischen und Handelslehramtsstudium, Prüfungen usw. Die Vorlesungen des Wintersemesters beginnen in der letzten Oktoberwoche; die Immatrikulationsfrist läuft vom 17. Oktober bis zum 12. November.

Drei neue Alpenfluglinien sind im Alpengebiet eröffnet worden, womit die lange angestrebte Ost-Westquerverbindung und die erste Ostalpenüberquerung mit regelmäßigen Verkehrsflugzeugen erreicht ist. Die neue Flugverbindung: München — Salzburg — Bad Reichenhall, die im wesentlichen eine Fortführung der älteren Linie München-Reichenhall nach der österreichischen Nachbarstadt ist, wird täglich einmal mit Salzburg als Zwischenlandeplatz geflogen. In Salzburg besteht einerseits Fluganschluß nach Wien, anderseits Anschluß nach Innsbruck. Die zweite neue Fluglinie ist die erste transalpine Ostalpenstrecke: Salzburg—Klagenfurt, die in der Regel in direktem Flug in etwa 2000 m Höhe die Niederen Tauern in der Gegend des Radstätter Tauern überquert, bei ungünstiger Wetterlage ostwärts über den niedrigeren Rottenmanner Tauern ausweicht. In Klagenfurt besteht der Anschluß einerseits nach Venedig und Rom, anderseits Anschluß nach Wien, wobei der Semmering überflogen wird. Als dritte neue Alpenlinie kommt die neueröffnete Strecke: Innsbruck—Konstanz hinzu, ein Teilstück der Verbindung Wien—Salzburg—Bodensee, die von Innsbruck zunächst dem Inntal folgt, den Arlberg übersteigt, um der Bahn folgend, den Bodensee zu erreichen. Diese drei bergüberquerenden, zwischen hohen Gebirgsgruppen ziehenden Strecken mit ihren Einblicken in die Gletscherwelt der Zentralalpen, den vielfachen Tiefblicken auf Seen: Chiemsee, Wörthersee, Bodensee, vermitteln einzigartige Sichteindrücke, auf die auch die überaus starke Frequenz, die sofort nach Eröffnung einsetzte und so lebhaft ist, daß wiederholt zweite Maschinen eingesetzt werden mußten, zurückzuführen ist.

Ein recht schmeichelhaftes Urteil über Bad Elster fällt in einer Abhandlung über „Deutsche Bäder“ Dr. v. Dalmady, der als Teilnehmer an einer Studienreise ungarischer Ärzte Bad Elster besuchte. Er faßt die Eindrücke, die er und die anderen fachärztlichen Autoritäten erhielten, folgendermaßen zusammen: „In Ungarn ist Bad Elster als eines der schönsten Bäder Deutschlands ziemlich bekannt, doch nicht entsprechend gewürdigt. Wir hoffen, daß die Mitteilungen, die wir unseren engeren Kollegen gemacht haben, wesentlich dazu beitragen werden, unsere Patienten, die wir nicht zu Hause im Lande behandeln können, oder die aus anderen Gründen ein ausländisches Bad vorziehen, in größerer Anzahl nach Bad Elster zu schicken, als dies bis jetzt geschah. Über die Schönheit und Vollkommenheit Bad Elsters hier zu sprechen, hieße so viel, wie Eulen nach Athen tragen. Wir waren einfach erstaunt über Dimensionen und Vollkommenheiten der Badeanstalten und der Einrichtungen für Moorbäder. Besonders lehrreich war der Besuch im Sanatorium des Geheimen Sanitätsrates Dr. Köhler, in dem auf dem Gebiet der orthopädischen Krankheitsbehandlung mit den vorhandenen Mitteln verblüffende Erfolge erzielt werden. Die Einrichtung und die Administration der genannten Institute sind zweifellos als mustergültig zu bezeichnen“.

Neue Dampferverbindung Kiel-Finnland. Die finnische Reederei „Finska Aengfartygs Aktienbolaget“ hat auf ihrer internationalen Dampferlinie England—Finnland eine neue Anlaufstation, und zwar Kiel (Nordhafen) eingerichtet. Die Linie dient dem Passagier- und Frachtverkehr und bietet Gelegenheit zu einer etwa 2½ Tage dauernden Fahrt durch die ganze Ostsee. Der finnische Dampfer verläßt Kiel an jedem Freitagvormittag 10 Uhr.

Von der Navigazione Generale Italiana, der bedeutendsten italienischen Schiffahrtsgesellschaft, werden zwei weitere Ozeandampfer in den Dienst gestellt: die Motorschiffe „Augustus“ und „Orazio“. Ersteres wird mit seinen 32500 Tonnen das größte und schnellste Motorschiff der Welt sein und ist für den Südamerikadienst bestimmt, während der „Orazio“ nach Zentralamerika und der Südwestküste fahren wird. Die ersten Ausreisen erfolgen: „Augustus“ ab Genua am 10. November und „Orazio“ ab Genua am 22. Oktober. Nähere Auskünfte erteilt die Generalvertretung für Deutschland: Das Reisebureau Deschita, Stuttgart, Friedrichstraße 50b.

Illustrirte Zeitung

MÄDCHENKOPF

NACH EINER RADIERUNG VON E. L. EULER

Hindenburg bei der Flottenschau in der Ostsee.

Die Linienschiffe in Kiellinie bei der Flottenparade am 14. September.
Im Oval: Reichspräsident v. Hindenburg und Admiral Zenker (links), Chef der deutschen Marineleitung, an Bord der „Schleswig-Holstein“ während der Flottenparade.
Links nebenstehend: Riesige Menschenmengen bringen im Hafen von Swinemünde Hindenburg bei seiner Ausfahrt zur Flottenparade begeisterte Ovationen dar.

Rechts nebenstehend: Von der 1600-Jahrfeier des Domes in Xanten, der ersten christlichen Kirche am Niederrhein, am 10. und 11. September: Die Geistlichkeit beim Verlassen der Domkirche St. Viktor.

Großflugtag auf dem Flughafen Tempelhof in Berlin am 11. September: Während der Vorführungen; Geschwaderflüge von Verkehrsflugzeugen.

Rechts nebenstehend:

Kampf der Jugend gegen die Schundliteratur: Mitglieder von Berliner Jugendverbänden bei einer Kundgebung gegen den Schund, bei der auf einem Scheiterhaufen Schundbücher verbrannt wurden.

DIE BRITISCHE MACHT IM INDISCHEN OZEAN

VON DR. KONRAD HOFMANN, FREIBURG I. BR.

Das politische Bild des Indischen Ozeans hat sich im Lauf der Jahrhunderte immer eindeutiger und einheitlicher auf eine erdrückende britische Vormachtstellung hin entwickelt, derart, daß fast alle Machtfragen im Kraftfeld des Indischen Ozeans mit Rücksicht auf England zu bewerten sind. Gegenüber den verzettelten Kolonialgebieten anderer europäischer Mächte im Bezirk des Indischen Ozeans, von denen nur Niederländisch-Ostindien einen ganz respektablen Wert darstellt, hebt sich der britische Besitz um so gewaltiger, die englische Zusammenfassungspolitik um so beherrschender ab. Mit genialer Weitsicht und unerbittlicher Zähigkeit trachtete der Brite nach Umrundung des Indischen Ozeans. Auch im Weltkrieg sah er darin eines seiner vornehmlichsten Kriegsziele. Ein beispielloser Erfolg hat diese seit dem 18. Jahrhundert währenden Anstrengungen gekrönt. England hat heute den größten Teil der Randländer in seiner Hand. Ein anderer Teil, wie Arabien, Persien, Afghanistan und Portugiesisch-Ostafrika, steht mittelbar unter seiner politischen und wirtschaftlichen Kontrolle. Es ist der eigentliche Herr von Ostafrika, von Vorder- und Südasien und von Australien. Das gesamte britische „Indiameerreich" umfaßt 23 Millionen Quadratkilometer und zählt 380 Millionen Einwohner. Nach der Fläche sind dies zwei Drittel, nach der Bevölkerung vier Fünftel des britischen Weltreiches. Auf die ganze Erde umgelegt, macht dies ein Sechstel der gesamten Landfläche und über ein Viertel der Menschheit aus. Demgegenüber fällt der Kolonialbesitz der übrigen Staaten, der zusammengenommen im Umkreis des Indischen Ozeans 11 Millionen Quadatkilometer und 80 Millionen Seelen betragen mag, beträchtlich ab.

Das großzügig aufgebaute Indiameerreich Englands ist eines der ersten Produktionsgebiete der Erde. Namentlich im Rahmen des britischen Wirtschaftslebens bildet es einen ausschlaggebenden Faktor infolge seines Reichtums und seiner Mannigfaltigkeit an tropischen, aber auch an subtropischen Erzeugnissen. Ja, man muß es geradezu als das größte in einer Hand und nach einheitlichen Gesichtspunkten zusammengefaßte Wirtschaftsgebiet der Erde bezeichnen. Reichlich ein Drittel des britischen Gesamthandels beziehungsweise etwas über ein Zehntel des Welthandels entfällt auf die englischen Besitzungen um den Indischen Ozean. Nach Tendenz und Art erinnert diese politische Abrundung an die altrömische Expansion um das Mittelländische Meer. Allein mit seiner Bedeutung für das ganze heutige Macht- und Wirtschaftssystem der Erde stellt es jene gewaltigste Machtschöpfung des Altertums in den Schatten. Das Wort des bekannten schwedischen Staatswissenschaftlers Rudolf Kjellen ist darum keine Übertreibung: „Einen kühneren geopolitischen Griff sah die Welt nie als diese meerumfassende Staatsbildung rings um einen Ozean, der damit in ein britisches Binnenmeer verwandelt wird, und zwar ohne daß die Briten daran wohnen."

Wenn man nach den tragenden Pfeilern dieses Riesengebäudes forscht, so wird man sie leicht in der von Cecil Rhodes erträumten, jetzt verwirklichten afrikanischen Diagonale Kap-Kairo, der vorderasiatischen Kraftlinie Kairo-Kalkutta und der australasiatischen Inselbrücke Kalkutta-Sidney erkennen: ein ebenso einfacher wie gigantischer Grundriß, als wohlgefügter Machtblock wuchtig hineingebaut in die weltpolitische Kräftekonstellation. Er steht vor uns als das weitgespannte Mittel- und Mittlerglied zwischen der atlantischen und pazifischen Welt, das den reichen Warentransport und indirekt auch die Kulturbeziehungen zwischen dem Abendland und dem aufsteigenden Fernen Osten vermittelt. Bilden die großen Landblöcke das Massiv des ganzen Machtbereichs, so bedeutet die engliche Herrschaft über die wichtigsten Inseln, Einlässe, Häfen, Kohlenstationen und strategischen Stützpunkte die handfeste Sicherung und Stütze hierfür. Die Land- und Seewege zum Indischen Ozean befinden sich unter britischer Aufsicht. Die entscheidenden Engpässe des Seeverkehrs, nämlich die Durchfahrt durch das Mittelländische Meer, das Rote Meer und die Malakkastraße, liegen in englischer Faust. Gibraltar, Malta, Suez und Aden, alles Marinestationen ersten Ranges, schirmen die Verbindung mit dem Mutterlande. Durch sie empfängt im besondern der Scheitelpunkt des britischen Kolonialgebildes, die „Torwächterstube" des britischen Weltreiches an der Nilmündung, einen weitausladenden Schutz. Singapore, die an der Scheide zweier Erdteile und Ozeane gelegene Durchgangsstation für nahezu den gesamten europäisch-ostasiatischen Verkehr, wird zum Sammelplatz und Hauptstützpunkt der britischen Flotte, zum „Gibraltar des Ostens" gegen einen Einfall vom Stillen Ozean her ausgebaut. Es hat näherhin die Deckung und Verteidigung der hinterindisch-malaiisch-ostasiatischen Stellung Englands zu übernehmen. Auch die entlegeneren südlichen Umfahrten beherrscht England. Den Einmarsch feindlicher Seestreitkräfte um Afrika und Australien herum in den Bezirk des Indischen Ozeans wehren die auf Kapstadt und Sidney — das eine wie das andere eine ausgezeichnete Operationsbasis — sich stützenden britischen Geschwader.

Wie zur See, so hat sich England auch zu Land den Zugang zum Indischen Ozean verschafft. Aus dem Weltkrieg hat es das Mandat über Palästina, Transjordanien und Mesopotamien (Irak) als Gewinn seiner mit den Waffen durchgeführten Orientpolitik eingeheimst. Damit hat die britische Staatskunst eine zusammenhängende Landbrücke vom Mittelländischen Meer zum Golf von Persien, diesem wehrgeographisch bedeutsamen Ausläufer des Indischen Ozeans, geschaffen, entschlossen, sie durch eine Überlandbahn Port-Said-Euphratmündung — womöglich mit der Fortführung über Südpersien nach Indien — und durch regelmäßigen Kraftwagen- und Luftdienst intensiver nutzbar zu machen. Mit dieser territorialen Festsetzung seitens Englands sind Arabien, Persien und Afghanistan für eine Bedrohung in den Raum des Indischen Ozeans hinein so ziemlich unschädlich gemacht. Gleichzeitig wurde damit eine Abdämmung der französischen Expansion im Orient erreicht. Noch mehr: auch der mit der Bagdadbahn und ihrer Fortsetzung an den Persischen Meerbusen geplante deutsche Vorstoß nach Vorderasien in Richtung auf den Indischen Ozean ward auf diese Weise völlig niedergeschlagen. Ähnlich ist es England mit dem Erwerb von Deutsch-Ostafrika geglückt, die Durchkreuzung der eigenen ostafrikanischen Verkehrs- und Machtziele aufzuheben und die selbständige Stellung Deutschlands an den Westgestaden des Indischen Ozeans zu beseitigen. Mit dem russisch-englischen Abkommen von 1907 und dem Zusammenbruch des Zarenreiches durch die Revolution 1917 sah sich England von dem Alp des Vordringens Rußlands auf Indien zu und ans Meer befreit. Schließlich wirkt sich auch das Washingtoner Abkommen für die britische Stellung am Indischen Ozean insofern günstig aus, als es vorläufig den japanischen Druck auf die malaiische Inselwelt und auf Australien, also auf die Flankenglieder gegen den Stillen Ozean, wesentlich gemildert hat.

So darf sich England für die nächste Zeit als verhältnismäßig wenig bedrohten Herrn des Indischen Ozeans fühlen. Mehr und mehr betrachtet und schützt es ihn als die Klammer seines Indiameerreiches, ja, als die Kernzone seines gesamten weitverästelten Kolonialreiches. War hier sein Verhalten bis zum Weltkrieg mehr aggressiv und ausdehnungslustig, so wird es von nun an die Verteidigung seines Massenbesitzes und die Aufrechterhaltung seiner Machtposition in den Vordergrund stellen. Die Gefahr der Zukunft liegt nicht in einer schärferen Rivalität oder gar Bedrohung seitens der anderen europäischen Kolonialmächte. Eine solche ist kaum zu befürchten im Hinblick auf die Aussichtslosigkeit einer von ihnen etwa beabsichtigten Änderung der Macht- und Länderverteilung im Bereich des Indischen Ozeans. Die Wolken, die dereinst den jetzt noch heiteren Horizont der britischen Kolonialmacht verdüstern werden, rühren vielmehr davon her, daß die Kolonialvölker beginnen, zu erwachen und auf Selbständigkeit zu pochen. Südafrika und Australien arbeiten auf Erweiterung ihrer Autonomie bis zur förmlichen und völligen Unabhängigkeit hin; die indische Nationalbewegung sucht den Engländern vorläufig wenigstens den Dominionstatus abzutrotzen. Andererseits droht sich die rührige, rasch wachsende, konkurrenzfähige gelbe Rasse bevölkerungs-, wirtschafts- und machtpolitisch in der hinterindisch-australischen Inselzone festzusetzen und Englands Verteidigungsstellung von der Ostflanke her aufzurollen.

Natürlich wird sich der Brite dann aufs äußerste wehren und in gewissem Sinn den Vorkämpfer des westeuropäischen Kolonialsystems und der abendländischen Zivilisation spielen. Und dies hauptsächlich um Indiens willen. Wie seither der Ausdehnungsdrang Englands im ganzen Raum des Indischen Ozeans immer und in erster Linie auf Britisch-Indien und dessen allseitige Sicherung abzielte, so bleibt letzteres auch der Angelpunkt und die eigentliche Triebfeder seiner weiteren, mehr defensiv gerichteten Politik. Begreiflich; denn Indien, nach Volkszahl wie nach Menge und Vielseitigkeit der Erzeugnisse im wahrsten Sinne des Wortes das Herzstück des britischen Außenbesitzes und die wertvollste Kolonie der Erde überhaupt, ist ja eine Hauptquelle des Reichtums, des Handels, der Macht des englischen Weltreiches. Dieser einzigartigen Bedeutung wegen wird, um das zugespitzte Wort eines führenden englischen Diplomaten des vorigen Jahrhunderts zu gebrauchen, England eher sich selbst als Indien aufgeben. Deshalb hat der ganze um den Indischen Ozean gruppierte britische Besitz letzten Endes die Funktion, Flankendeckung oder Glacis für die indische Festung und Schutzgebiet für die ungestörte Verbindung des Kaiserreiches mit dem Mutterland zu sein.

TAGESGESCHICHTE

In der Pommerschen Bucht hatten sich am 14. September die bescheidenen Reste der alten deutschen Kriegsmarine zu den **Flottenmanövern** und der **Parade**, abgenommen durch den Reichspräsidenten, den obersten Befehlshaber der Wehrmacht des Reiches, eingefunden. Am Morgen traf Hindenburg in Swinemünde ein und begab sich nach den Begrüßungsfeierlichkeiten an Bord des Flottenflaggschiffes „Schleswig-Holstein", um die mit 35 Einheiten vollzählig (abgesehen von dem auf Weltreise befindlichen Kreuzer „Emden") versammelten Schiffe vorbeiziehen zu lassen. Nach dem Vorbeimarsch setzte sich die „Schleswig-Holstein" an die Spitze der Flotte, und die Übungen begannen. Zunächst wurde im Gesamtverband manövriert, später setzten nur die Linienschiffe und Kreuzer die Vorführungen fort. Eine Vorbeifahrt der „Schleswig-Holstein" an sämtlichen Schiffen, wobei der Reichspräsident von der Kommandobrücke aus Schiffe und Mannschaften grüßte, beendete die Manöver.

In **Xanten** wurde die **1600-Jahrfeier des St.-Viktor-Doms** begangen. In dem am 11. September veranstalteten Festzug wurde auch der kostbare Schrein, der die Gebeine des heiligen Viktor enthält, mitgeführt. Der Heilige war als römischer Hauptmann zum Christentum übergetreten und starb als Märtyrer in Xanten, wo im Jahre 327 die erste christliche Kirche am Niederrhein eingeweiht wurde. Das Gebäude des Doms in seiner jetzigen Gestalt wurde in den Jahren 1213—1525 aufgeführt; es besitzt einen reichen Schatz von Kunstwerken. — Die Festaufführung des St.-Viktor-Spiels im römischen Amphitheater zu Birten und eine festliche Beleuchtung des Doms, der Stadt und der Höhen beschlossen die Feier.

Eine großartige **Flugveranstaltung** sah am 11. September der **Tempelhofer Flughafen in Berlin**. Der Aufstieg von vier Freiballonen, die von vierzig Kraftwagen verfolgt wurden, eröffnete das Programm des Tages. Dann wurden viertausend Brieftauben nach allen Gauen Deutschlands abgelassen. Ein Ballonspringen, eine in Amerika vielgepflegte Sportart, wurde gezeigt, bekannte deutsche Kunstflieger präsentierten sich in der hohen Schule des Fliegens. Nach der Typenvorführung und dem Gruppenfliegen der deutschen Verkehrsfliegerschule startete der Flieger Gerhard Fieseler, Gewinner des zweiten Preises der Internationalen Akrobatikmeisterschaft in Zürich, zu seinen neuartigen Vorführungen, die eine besondere Sensation darstellten. Ihren Luft-Schleppzug (Flugzeug mit Anhänger) zeigten die Piloten Raab und Katzenstein. Ein Flugzeugrennen, Geschwaderflüge von Verkehrsflugzeugen, Höhenfeuerwerk und Kunstflüge bei Nacht bildeten den Abschluß des gelungenen Tages.

In **Nizza** ist am 14. September die berühmte Tänzerin **Isadora Duncan** durch einen Unfall ums Leben gekommen. Bei einer Autofahrt verwickelte sich der im Winde flatternde Schal in eines der Hinterräder und erwürgte sie, wie eine Schlinge wirkend. Isadora Duncan stammt von einer schottischen Familie ab und wurde am 27. Mai 1878 in San Franzisko geboren. Ihre ganze Tanzlaufbahn hat sich aber in Europa abgespielt. Ihr Familienleben war reich an Mißgeschick. Die beiden Kinder verunglückten in Paris mit dem Automobil, und ihr zweiter Gatte, der russische Dichter Jessenin, endete durch Selbstmord. — Isadora Duncans großes Verdienst ist es, in einer Zeit schablonenhaften Ballett-Tanzes für eine freiere Tanzkunst eingetreten zu sein. Ihr Ideal waren die Griechen; die Tanzkunst unserer Tage ist andere Wege gegangen, aber an deren Ausgang steht doch als Weiser ins Neuland die Duncan.

Zur 450-Jahrfeier der schwedischen Universität Upsala.

Upsala, der Sitz der ältesten und größten Universität Schwedens, beging vom 15. bis zum 17. September mit großartigen Feierlichkeiten und in Gegenwart des Königs Gustav das 450jährige Bestehen der Universität. Gegründet im Jahre 1477 von dem Reichsverweser Sten Sture, kam die Universität erst zum Gedeihen, nachdem ihr Gustav Adolf II. (1594—1632) nicht weniger als 300 große Bauerngüter geschenkt hatte, die in den umliegenden Provinzen lagen, und aus denen die Universität auch noch heute den wesentlichsten Teil ihrer Einnahmen bezieht. Wie in Lund, der zweiten schwedischen Universitätsstadt, geben auch in Upsala die Studenten in ihren weißen Samtmützen dem Stadtleben das Gepräge. In Upsala beträgt deren Zahl etwa 2000. Das schwedische Studentenleben weicht erheblich vom deutschen ab, indem sich die schwedischen Studenten nach Landsmannschaften — Stationer — sondern, die fast alle ihre eigenen Gebäude, „Stationshäuser", mit Versammlungssaal, Lesezimmer, Bibliothek usw. besitzen. Jede Landsmannschaft hat einen ordentlichen Professor als Inspektor. Wie so häufig bei schwedischen Gebäuden, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielen, zeichnen sich auch die Räume des Kanzlers der Universität durch große Pracht aus. Hier steht unter anderm der Augsburger Kunstschrank, der, aus Ebenholz mit Mosaikeinlagen bestehend, im Jahre 1632 von der Stadt Augsburg dem König Gustav Adolf geschenkt worden war und ein Meisterwerk der damaligen Augsburger Kunsthandwerker bildet. Jedoch die größte Sehenswürdigkeit Upsalas birgt die Bibliothek, Carolina Rediviva, in dem hier aufbewahrten Codex argenteus, worin fast vollständig die vier Evangelien in gotischer Sprache enthalten sind. Sie wurden von Bischof Ulfilas (ums Jahr 382 gestorben) in Gold und Silber auf rotes Pergament geschrieben und waren 1648 bei der Einnahme von Prag erbeutet worden. Später erwarb sie der Universitätskanzler M. de la Gardie für 600 Kronen und ließ die beiden silbernen Deckel dazu machen, wovon der Kodex den Namen hat. Als ältestes Schriftdenkmal germanischer Mundart ist er eine Seltenheit ersten Ranges. Es gibt nur noch zwei weitere Bruchstücke dieser Bibelübersetzung: den Codex Carolinus in Wolfenbüttel und den Mailänder Kodex.

Artistische Hochleistungen: Links: Thea Alba schreibt gleichzeitig einen spanischen (linke Hand) und einen französischen Brief (rechte Hand) und diktiert dazu noch einen englischen Brief. Rechts: Gleichzeitiges Schreiben von fünf verschiedenen Namen auf eine Tafel, wobei der eine Stift mit dem Mund geführt wird.

Artistische Hochleistungen: Die Kunst, vieles zugleich zu tun.

Als Kinder haben wir uns wohl alle zum Vergnügen mit der Geschicklichkeitsaufgabe beschäftigt, auf dem rechten Bein zu stehen und dabei gleichzeitig mit der rechten Hand einen Linkskreis und mit dem linken Bein einen Rechtskreis zu schlagen. Oder wir versuchten, mit der linken Hand auf die Brust zu klopfen und die rechte Hand senkrecht auf und ab zu bewegen. Wer diese „einfachen“ Bewegungen zum erstenmal auszuführen versucht, merkt, daß sie gar nicht so einfach sind. Einige von uns haben einmal das Klavierspielen gelernt und entsinnen sich noch, wie schwer es ihnen zunächst geworden ist, mit der Linken eine Begleitung und mit der Rechten die Melodie zu spielen; und wir wissen auch, daß sich das schließlich doch erlernen, einüben ließ. Sehr viele Menschen werden, was die Technik der Instrumentenbeherrschung anlangt, durchschnittlich gute Klavierspieler oder Geiger; aber unter Hunderttausenden davon wird einer ein Virtuose wie Franz Liszt oder Paganini. Es gehört zum Wesen jeder echten Geschicklichkeitsleistung, daß die Ergebnisse, die ein bestimmtes Individuum erzielen kann, durch dauernde Übung immer besser werden, daß das Ergebnis einer bestimmten Übungszeit für dieses Individuum typisch ist, und daß sich seine Leistung von der einer beliebigen anderen Person unterscheidet. Fälle von übernormaler Übungsfähigkeit für bestimmte Geschicklichkeitsleistungen, die immer zugleich geistige Leistungen sind, gibt es selten: und deshalb werden sie von der nur durchschnittleistungsfähigen Mitwelt gebührend bestaunt. Ein Jongleur wie Rastelli, der drei, vier verschiedene Jonglierbewegungen und ganz schwierige Balanceakte gleichzeitig ausführt, ist mit Recht das Gespräch aller Erdteile. Seiner Leistung verwandt, ihr qualitativ gleichstehend ist die eines Phänomens, das sich gegenwärtig auf den Varietébühnen Europas produziert: Thea Albas.

Diese blonde Dame schreibt auf eine berußte Tafel gleichzeitig mit der rechten Hand einen französischen, mit der linken Hand einen spanischen Brief, während ihr Mund einen englischen spricht. Ein Projektionsapparat wirft alles, weithin sichtbar, auf eine Projektionsleinwand. Aber noch besser: Zwei verschiedene Sätze schreibt sie mit je einer Hand, vorn beginnend, während sie den dritten mit einem im Munde festgehaltenen Schreibstift von hinten beginnt. Ein andermal nimmt sie in jede Hand zwei Schreibstifte und schreibt so zweimal zwei Sätze zusammen. Und schließlich nimmt sie noch einen fünften Schreibstift in den Mund und schreibt fünffach.

Aber es kommt noch viel erstaunlicher. Aus dem Publikum läßt sie sich fremde Sprachen zurufen. Italienisch, Türkisch, Spanisch und Indisch, Bulgarisch und Rumänisch, Französich, Ungarisch und Russisch und andere Sprachen werden genannt; 28, soviel ich mich entsinne, beherrscht sie zumindest so, daß sie Sätze schreiben kann. Mindestens zwei Sprachen „erledigt“ sie dann auf einer großen Wandtafel. Oft schreibt sie den einen Satz mit der rechten Hand von rechts nach links und den zweiten mit der linken von links nach rechts. So erscheint blitzschnell auf der Tafel unten mit lateinischer (Antiqua-) Kursivschrift das hebräische „Masel und Broche“ (Glück und Segen) und oben darüber dasselbe in Hebräisch.

Ferner schreibt sie zwei Wörter gleichzeitig. Das untere können wir lesen: Ch. Chaplin; das obere steht offenbar auf dem Kopf. Thea Alba dreht die Tafel um 180 Grad: Siehe da, es heißt „Pola Negri“. Ob sie von vorn oder von rückwärts oder in Spiegelschrift, ob sie mit der linken Hand, mit der rechten oder mit dem Munde schreibt, ja, ob sie mit jeder Hand zwei Wörter und mit dem Mund eins = fünf Wörter gleichzeitig schreibt, das scheint ihr ziemlich gleichgültig zu sein. Alles geht fabelhaft elegant und schnell.

Dann spielt sie Klavier. Die Rechte spielt den Bauernwalzer aus dem „Freischütz“, die Linke: „Oh, du lieber Augustin“, und der Mund singt „Freut euch des Lebens“. Wer vorher ihre Schreibleistungen gesehen hat, findet dies jetzt schon fast natürlich. Wir wissen aus der experimentellen Psychologie, daß Übung auf irgendeinem Gebiet auch verwandten Tätigkeiten zugute kommt; und so groß ist ja auch der Unterschied zwischen Schreiben und Klavierspielen, wenigstens, was die technische Fertigkeit anlangt, nicht. Schließlich läßt sich unsere Künstlerin die Augen verbinden, spielt mit einer Hand Klavier und schreibt mit der anderen, von rückwärts beginnend, blind einen Satz auf eine Tafel. Und malt zum Abschluß mit beiden Händen gleichzeitig in erstaunlich kurzer Zeit ein großes Pastellgemälde, das sich zum mindesten sehen lassen kann. Die Zuschauer rasen Beifall, ehrlich begeistert.

Zweifellos handelt es sich hier um einen weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Grad von Übungsfähigkeit. Alle Albaschen Darbietungen liegen auf der Linie des Möglichen, sind weder Bluff noch übernatürlich; aber nur ganz wenigen Menschen wird jener großartige Grad von Übungsfähigkeit für solche Leistungen gegeben sein. Thea Alba sagt, daß sie selbst auf ihre außergewöhnliche Begabung gestoßen sei und durch größte Willensanspannung und lange Übung so weit gekommen sei, wie sie eben heute ist. Und selbst wenn wir als wahrscheinlich annehmen, daß ihre Darbietungen zum größten Teil heute sozusagen automatisch ablaufen, ohne viel Konzentration und bewußte Willensanstrengung — ein Ausnahmemensch bleibt Thea Alba wegen ihrer Geschicklichkeitsleistungen doch.

Richard Lehmann, Leipzig.

Japan in Berlin: Schlußbild des I. Aktes aus der burlesken Ausstattungs-Operette „Der Mikado“. Bei den Aufführungen im Großen Schauspielhaus in Berlin fand Max Pallenberg als Schneider Koko besonderen Beifall. (Musik nach Arthur Sullivan, neuinstrumentiert; Libretto von Gilbert; bearbeitet von R. Bernauer und R. Österreicher.) Phot. Zander & Labisch.

Isadora Duncan,
bekannte Tänzerin, die der Tanzkunst neue Wege gewiesen hat, kam am 14. September bei einer Autofahrt in Nizza durch einen unglücklichen Zufall ums Leben.

Aus der Fest-Vorstellung von Gerhart Hauptmanns Scherzspiel „Schluck und Jau“ zum 25 jährigen Bestehen des Schauspielhauses in Leipzig am 10. September: Szenenbild mit Eva Bischoff als Sidselill und Josef Krabé als Fürst (Mitte oben); davor G. A. Koch als Jau. (Phot. S. Genthe, Leipzig.)

Geheimrat Dr. L. Kastl,
geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, hervorgegangen aus der kolonialen Laufbahn, der am 9. September vom Völkerbundsrat zum deutschen Mitglied der Mandatskommission ernannt wurde.

Dr. Max Fischer,
bedeutender Führer der deutschen optischen Industrie, früherer Bevollmächtigter der Karl-Zeiß-Stiftung in Jena, bis 1926 in der Geschäftsleitung der Firma tätig, wurde am 9. September 70 Jahre alt.

Rechts nebenstehend:

Zu der 450-Jahrfeier der schwedischen Universität Upsala: Das Universitätsgebäude. (Hierzu eine ausführliche Notiz in „Tagesgeschichte“ auf S. 421.)

Humor bei Hofe: Lustige Versteigerung von Gemälden zu Wohltätigkeitszwecken bei einem Gartenfest des englischen Hofes in Schloß Balmoral (Grafschaft Aberdeen) in Gegenwart der Königin Mary (×). — Im Kreis: Eröffnungskämpfe der Boxsaison in der Arena am Kaiserdamm in Berlin am 9. September: Der ehemalige deutsche Schwergewichtsmeister Franz Diener (×) mit seinem englischen Gegner Charlie Smith (××), über den er einen K.-o.-Sieg erringen konnte.

Bei den braunen Abcschützen: Unterricht in einer indischen Mädchenschule, dem die Mütter mit Handarbeiten beschäftigt, beiwohnen.

Die Dicke Berta im „friedliebenden“ Amerika: Ein neues Riesengeschütz zur Küstenverteidigung auf Fort Arthur in Kalifornien.

Dr.-Ing. e. h. Felix Deutsch,
Geheimer Kommerzienrat, am 16. Mai 1858 in Breslau geboren, trat bereits 1883 in die Deutsche Edison-Gesellschaft, die Vorläuferin der AEG, Berlin, ein, wo er seit dem Tode Rathenaus den Vorsitz im Direktorium innehat.

Abraham Frowein,
Vertreter der Seidenindustrie, bekannter Wirtschaftspolitiker, gehört dem Vorläufigen Reichswirtschaftsrat an und ist stellvertretender Vorsitzender des Präsidiums des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.

FÜHRER DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT

RADIERUNGEN VON ERICH HEERMANN

Prof. Dr. Dr.-Ing. e. h. Carl Bosch,
Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender des Vorstands der Interessen-Gemeinschaft der Chemischen Industrie in Ludwigshafen, wurde 1874 geboren und trat 1899 als Chemiker in die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen ein. Sein besonderes Verdienst ist die technische Durchführung des Verfahrens zur Bindung des atmosphärischen Stickstoffs, das unter dem Namen Haber-Bosch-Verfahren bekannt ist.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(19. Fortsetzung.)

Sie sind ohne Worte gegangen, Svend Olsen. Ich wünschte, Sie hätten lange mit mir gesprochen; denn Sie haben mir vieles zu sagen."

„Soll man Worte machen um die Größe dieses Schicksals, Maria? Ich weiß keine Worte, die tief genug wären, um an dieser Stätte ausgesprochen zu werden. Sie sollten mich allein lassen, Maria. Mein Bleiben hier ist zwecklos, ist Unvernunft."

„Warum sagen Sie das jetzt?"

„Ich kann und darf es Ihnen nicht erklären. Es ist Zeit, daß ich dieses Land verlasse. Man glaubt sich über den Dingen stehend und sieht plötzlich, daß man mittendrin schwimmt und sich nicht mehr helfen kann. Fragen Sie nicht, Maria. Es wird bald Zeit, daß ich gehe."

„Warum wollen Sie uns verlassen?"

„Der Herbst kommt! Sehen Sie, schon färbt sich das Laub der Bergbuchen. Immer, wenn es Herbst wird, muß ich gehen."

„Geben Sie mir Ihre Hand, Svend Olsen! Ich muß Ihnen etwas gestehen; ich darf es nicht verschweigen. Ich liebe Werner Golm. Wir haben uns gefunden, jetzt, nach vielen Jahren. Ich habe ihn immer geliebt. Aber ich fürchte mich so vor dieser Liebe."

„Ich weiß es."

„Er will sich von allem abwenden. Er will mich nicht mehr verlassen. Es wird mir so unsäglich schwer, Ihnen das zu sagen."

„Warum wird es Ihnen schwer, Maria?"

Sie blieben beide stehen, und sie sprach es leise und mit gesenkten Augen: „Weil ich weiß, daß Sie mich lieben!"

Er gab keine Antwort und drängte sie, weiterzugehen. Betroffen von der Offenheit ihrer Worte, sprach er halblaut und mehr in sich selbst gekehrt: „Ich habe schon einmal eine Frau geliebt und sie verlassen. Meine Flucht war ihr Tod und war doch der einzige Ausweg. Ich bin unheilvoll gezeichnet. Man sollte sich nicht mit mir einlassen."

„Sie dürfen so nicht von mir gehen! Sagen Sie irgendein frohes Wort, damit ich nicht verzweifle!"

„Ein frohes Wort an dieser Stelle hier? Was verlangen Sie von mir! Wir müssen wachsen, Maria. Immer wachsen und aus der Dumpfheit unseres Lebens heraustreten. Aber nur durch Leid können wir wachsen. Auch die Qual ist einfachstes Gesetz. Wir müssen durch sie hindurch, um über sie hinauswachsen zu können. Die Welt ist nur einmalig und so, wie wir selbst sie sehen. In jeder Brust spiegelt sie sich neu; sie bleibt sich ewig gleich und ist doch tausendfältig, weil unsere Seelen tausendfältig sind."

Sie ging eine Weile schweigend an seiner Seite und dachte über die Worte nach, die er gesprochen hatte. Ein Gedanke lastete schwer auf ihr, und sie fühlte den Drang, sich mitzuteilen, um nicht einsam zu bleiben mit ihrer Furcht.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Svend Olsen. Wissen Sie, daß zwischen Werner und mir eine Frau steht?"

„Ich habe das schon immer gewußt. Es ist Achstetters Tochter. Er muß sich befreien von ihr. Es gibt nur einen Weg; ein Doppelspiel ist hier nicht möglich. Golm muß die Kraft haben, sich frei zu machen —"

„Wird er diese Kraft besitzen? Ich fürchte, daß er auch diese andere liebt. Ich habe ein Gefühl, als ob er nicht wüßte, wohin es ihn zieht. Er ist ein Mensch, der zwischen zwei Welten pendelt ohne seine Schuld. Schrecklich für mich, zu denken, daß er eine Frau verlassen muß um meinethalben."

„Lassen Sie mich Ihnen etwas sagen, Maria: Golm ist dem Leben gegenüber ein Schwächling. Er hat ein gewisses Talent zum Untergang. Man muß sich seiner annehmen. Man muß ihn führen wie ein Kind. Die Bahn hat ihn halb zugrunde gerichtet, weil sie den Zwiespalt in ihn hineingepflanzt hat. Er fühlt eine Schuld, wo in Wirklichkeit keine ist. Man muß ihn führen. Haben Sie Geduld mit ihm! Ich weiß, daß er Sie liebt, aber Sie müssen ihm Zeit lassen, sich zurechtzufinden."

„Ja, ich will ihm Zeit lassen. Ich sollte fortgehen von hier und erst wiederkommen, wenn alles zu Ende ist."

„Es gibt keine Entscheidung für ihn; es gibt nur eine Klärung aus Wirrnis und Verstiegenheit. Golm ist ein Schwächling. Sie müssen ihm beistehen, so gut Sie können."

„Ich fürchte mich vor dieser Frau. Ich weiß, daß sie zwischen uns treten, daß es Kämpfe geben wird, und ich habe solche Angst vor diesen Kämpfen."

„Aber Sie lieben ihn doch! Und wenn Sie ihn lieben, dann müssen Sie ihm auch vertrauen; dann müssen Sie in seinen Fehlern noch eine Seligkeit und in seinen Verbrechen noch eine Tugend finden."

„Das mag wohl so sein. Ich habe noch kein Unrecht an ihm gefunden. Und wenn ich mich von ihm abwandte, so war es gegen mein Gefühl und nur, um meinem Vater nicht wehe zu tun. Mag es ein Unrecht sein, daß er unsere Bergheimat zerstört hat, ich müßte ihn auch ohne Heimat lieben. Mag er mir Erinnerung verdüstert und Hoffnung vernichtet haben, ich könnte nicht von meiner Liebe lassen."

„Ich will nun allein weitergehen, Maria! Leben Sie wohl!"

Er ging mit raschen Schritten und ließ sie hinter sich. Als er nach langer Zeit sich umschaute, sah er sie in der Wiese stehen an der Stelle, wo er sie verlassen hatte. Sie schaute ihm unverwandt nach, und als sie sah, daß er zurückblickte, winkte sie mit beiden Armen und ihm schien, als ob sie Flügel hätte.

„Ich kann nichts dafür!" sprach er im Weitergehen. „Ich komme nicht an gegen das Gift, das in meiner Brust sitzt. Ich muß dieses Land verlassen."

Bei der Talbiegung trat er in den Hochwald und stieg zwischen den mächtigen Tannen bergan bis zu einem engen Tobel, wo bemoostes Gestein sich übereinanderwarf. Zwischen den Bäumen hindurch wurde ein Ausblick frei. Er sah das Tal bis Ponthilara und jenseits die Berge in strahlender Weite und vom Licht weißblendend getroffen.

Dort setzte er sich nieder, und seinen Gedanken wuchsen Flügel, die ihn hinaustrugen in den farbigen Tag. Eine hohe Beglückung faßte ihn mit einem Male, weil sein Erleben so reich, sein Leid so tief und seine Freude so unerschöpflich waren. Einzelnes Menschenleben, Glied nur in der ewig wiederkehrenden Kette, so klein und kurz und doch so farbig; so ohne Bedeutung für das Ganze und doch so unermeßlich reich. Falter, bunter Falter! Klein zu sein und nur Staub und doch alle Welt umarmen können; festkleben auf der Scholle, auf winzigsten Punkt gekettet und doch hinausfliegen können bis in das Blau des Himmels und auf den fernsten aller Sterne. O Gnade des Lebens und Seligkeit des Seins!

Zurückgelehnt in das Geröll, saß Svend Olsen, und seine schweifende Seele flog über das Land hinaus und zog immer weiter und weiter, Berge und Täler und bunte Landschaft wie ziehende Bänder hinter sich lassend.

Nordische Heimat. Graues Gestein und ödes Hochland. Fjord und Gjäll und schreiende Raubmöwen.

Auch ich war ein Kind. Gestern noch war ich ein Kind. Zeit ist über mich hinweggebraust, und ich weiß nicht, wo ich geblieben bin. Auch ich war ein Kind. Ach, einmal stand ich oben und sah das Meer; und sah den Himmel ins Meer steigen. Und hatte den Wunsch, mit meinem Finger die Stelle zu berühren, wo der Himmel ins Meer steigt. Einmal war ich Kind und wußte nichts von Liebe.

Und zwischen Kindsein und heute liegt das Chaos.

Ich habe geliebt und gehaßt, geflucht und gebetet; ich habe über das geweint, was ich vorher verspottet hatte; ich habe gelacht über meinen Schmerz und über meine Torheit; ich war Gott und Teufel, Segen und Verderben, war tausendmal fröhlich und hunderttausendmal traurig; ich war Freund und Feind, Fluch und Schicksal, ein Schiff mit geblähten Vollsegeln und müde Kreatur, in mich zusammengesunken. Schlaf und Wachsein gingen über mich hinweg, Traum und Wirklichkeit verschwammen mir. Ich war Wesen mit dunklem Drang, unsichtbar geführt und oftmals irregeleitet. Ich war Mensch, nichts als Mensch.

Zwischen Kindsein und heute: das Chaos! Hier sitze ich und bin Spielball meiner Gedanken. Zeit weht wie Föhnwind über mein Leben. Bin ich ärmer, bin ich reicher geworden? Einmal war ich Kind. Zwischen dort und jetzt eine Schlucht, angefüllt mit Trümmern. Viel Unrat und viel Geschmeide. Und mancherlei Edelgestein. Helgard! Helgard! — — —

Nachdem er den Tag im Hochwald verbracht hatte, ging Svend Olsen nach der Gletscherstation hinauf. Dort traf er Werner Golm, der aus einer Sitzung kam.

„Mir ist, als hätte ich dich monatelang nicht gesehen. Du hattest dich oben bei deinen Sprengstellen vergraben. Wie ich höre, habt ihr das halbe Gebirge in die Luft gesprengt."

„Leider, ja, leider! Du weißt alles, Olsen; ich habe nicht nötig, dir zu erzählen. Du warst heute bei Maria!"

„Wer hat dir das gesagt?"

„Niemand. Ich sehe es dir aus den Augen. Du kannst dich nicht verleugnen."

„Was meinst du damit? Bist doch nicht eifersüchtig auf mich alten Mann. Ich bin ja grau und bröckelig wie verwaschener Fels. Oh, ich bin so ungefährlich, daß es eine Schande ist."

Golm nahm ihn in den Arm. „Komm, laß uns spazierengehen. Sie haben mir jetzt wieder den Kopf dösig geschwätzt. Ich verfluche alle Sitzungen und Beratungen. Du glaubst nicht, wie nervös mich das viele Schwätzen macht. Manchmal, wenn ich selbst am Tisch stehe und rede, habe ich das deutliche Gefühl, ich müßte plötzlich umsinken und alles vergessen."

„Du solltest in eine andere Gegend und dich erholen. Geh ans Meer!"

„Ich habe darüber nachgedacht, was eigentlich mit mir los ist, und warum ich allen Ernstes schon an den Browning gedacht habe, der in meiner linken Schreibtischschublade liegt. An mir hangen zu viele Konflikte. Zuviel Ungelöstes, Ungewisses, Ausweglose ist um mich. Ich finde mich nicht mehr zurecht. Morgen wird Dieffenbronners Frau beerdigt. Ich kann es immer noch nicht fassen. Und von allem bin ich Ursache und Werkzeug."

„Geh ans Meer, Golm!"

„Und Maria?"

„Trenne dich so lange von ihr, bis du äußerlich und innerlich frei bist und ihr ohne schlechtes Gewissen vor die Augen treten kannst. Geh ans Meer!"

„Ich werde mich von Cornelie trennen."

„Gib mir deine Hand darauf, Golm!"

Er reichte ihm zögernd die Hand. Olsen sah, daß die Hand zitterte. Der Mensch vor ihm stand in ungeheueren Kämpfen.

„Hilf mir, Svend, hilf mir, daß ich von ihr lassen kann! Du weißt nicht, wie ich leide. Wenn ich an sie denke und mir vorstelle, daß sie einem andern gehört, will ich fast verrückt werden. Ich bin krank, ich fühle es. Ich gebe dir mein heiligstes Wort, daß ich Maria mehr liebe als mein Leben. Aber wenn mich Cornelie verläßt, glaube ich es nicht tragen zu können. Ich bin krank und müde. Ich möchte immerfort schlafen."

„Jedes Gefühl ist nur maskierte Schwäche. Alles, was lebt, steht unter der Diktatur des Geschlechts. Wir müssen es nur erkennen, um uns befreien zu können. Wir alle sind tief beglückt und ebenso tief gestraft. Was dir fehlt, ist Stärke. Du brauchst die Kraft zu einer Tat. Meine Flucht damals war eine sittliche Tat. Ob recht oder unrecht, es war eine Tat, und ich bin an ihr gewachsen. Golm, laß alles hinter dir, verleugne deine Adresse und geh ans Meer!"

„Ich — kann nicht!"

„Dann verdienst du die Lächerlichkeit deines Schicksals. Wenn du Maria verrätst, will ich dich aus meinem Gedächtnis löschen. Wenn du zwischen diesen beiden Frauen stehen bleibst, bist du verloren; denn diesem Ansturm bist du nicht gewachsen. Wenn du Maria verrätst, Golm, dann soll alles Unheil des Geschlechts über dich kommen."

Sie waren im Wald angekommen. Golm blieb stehen und lehnte sich gegen einen Stamm. Sein Haar war ungeordnet; das Gesicht schien grau, und die Lippen waren ohne Blut. Erregung durchwühlte seinen Körper.

„Ich will sie nicht verraten! Aber du sollst mir helfen! Was soll ich tun, um gesund zu werden?"

„Geh ans Meer!"

XXVII.

Das Begräbnis hatte eine große Menschenmenge angelockt. Der Friedhof von Ponthilara war angefüllt mit Schaulustigen. Das Volk drängte sich durch die Pforte. Auf der Mauer saßen sie und auf Bäumen. Das Ereignis, so selten und außergewöhnlich in seiner Art, war in aller Munde. Ein Berg von Blumen und Kränzen häufte sich vor dem Grab. Alle Bergführer im Umkreis waren erschienen. Nur Job fehlte.

Werner Golm war an Marias Seite, als der Sarg sank. Sie stand still und aufrecht und war ohne Tränen. Zu stark hatte sie sich gewappnet, um diese Stunde bestehen zu können. Nur als der Sarg hinabgelassen wurde und eine flutende Bewegung durch die Menge ging, als Hälse sich reckten und Augen sich weiter öffneten, wurde ihr benommen im Kopf, und sie hatte einen Augenblick das Gefühl, umzusinken. Sie griff nach Golms Hand, der sich ihr fragend zuwandte. Da war der Schwindel auch schon vorüber, und sie stand wieder gerade und in allen Fasern gefaßt, wie ihr Vater, der ohne Bewegung war, und dessen Antlitz der Gruft sich zukehrte, als müsse er nun immerfort so stehen bleiben, bis ihm die Lösung des grausamen Rätsels würde.

Golm wagte nicht, sich umzublicken. Er hatte Furcht vor den Menschen, und sein Inneres war auf der Flucht vor dieser trostlosen Schaustellung.

Das Grab wurde geschlossen. Ein Meer von Blumen goß sich über die frische Erde. Der Abend war nahe, und die Luft wurde weich und kühl. Es war wie Ahnung von Herbst und Schnee. An der Friedhofsmauer färbten sich schon die Eschen.

Langsam, während die Bergdämmerung hereinbrach, verlief sich das Volk. Die drei aber standen immer noch vor dem Grab und fanden keine Worte für die Traurigkeit des Abends.

Als der Friedhof leer war und eine schwingende Stille wie Flügelschlag sich breitete, wurde der Duft der Blumen stärker, und Maria fühlte, wie die Schwäche langsam in ihren Körper kroch. Dann schwamm es vor ihren Augen, und die Duftwellen der Blüten wurden ihr unerträglich. Golm nahm sie in den Arm und führte sie vom Grabe weg. Dieffenbronner, ganz gefangen von dem Geschehnis, sah nicht, daß die beiden gingen. Er verharrte reglos und war wie eine Figur, groß und wuchtig und im Gewande der Bergsteiger. Jetzt erst war ihr Tod ihm unabänderlich und eine schwermütige Gewißheit, in die er sich langsam hineinlebte. Sein Rücken beugte sich vor der Macht des Todes, der unsichtbar an seiner Seite stand und nichts von Milde hatte. Keine Furcht empfand er vor dem Körperlosen, nur die Erkenntnis, daß man ihm ausgeliefert ist in unablässig sich wandelnder Form. In jeder Maske kam der Tod; denn er war vielgestaltig wie das Leben, ja, eine Form des Lebens selbst, nur jenseits unseres Begreifens. Jetzt sang eine Amsel. Dieffenbronner schaute auf und sah den Vogel in einer verkrüppelten Zypresse sitzen. Er sah auch, daß er allein war, und daß alle ihn verlassen hatten. Es war gut so, denn er hatte Hunger nach Alleinsein.

Werner Golm ging mit Maria dem Ausgang zu. Er hielt sie im Arm und fühlte den sanften Druck ihres Körpers. So schritten sie durch die Pforte, ein stilles Paar und von einer seltsamen Verklärung umflossen. Als sie ins Freie traten, hob Golm wie unter einem inneren Drang den Kopf und sah Cornelie, die abseits unter einer Tanne stand und wie eine Erscheinung war. Den Kopf leicht nach hinten geworfen, schaute sie zu ihm herüber und verriet durch nichts ihre Erregung. Im Augenblick, als er sie sah, war er so betroffen, daß er sich von Maria löste und starr stehen blieb wie unter einem Befehl, dem er sich nicht entziehen konnte. Sein Handeln war ohne Sinn und Bedeutung.

Maria erkannte die Frau und blieb still und gefaßt; denn sie hatte auf solche Begegnung gewartet. Sie wollte sich scheu entfernen, aber Golm, immer noch im Banne des überraschenden Zusammentreffens, faßte sie krampfhaft an der Hand, als müsse ihre Nähe ihm Schutz sein und Beistand. Dann ging er Cornelie entgegen, seltsam steil aufgerichtet, mit zurückgelehntem Oberkörper und so, wie man einer Gefahr in die offenen Arme läuft. Im Gehen ließ er Marias Hand los und trat nun wie ein Schlafwandler unter die Tannen. Was sich um ihn abspielte, wußte er nicht. Wer schuld war, daß er in dieser Hölle stand, war ihm unbegreiflich. Er ging nur immer geradeaus und kam sich vor wie ein Schauspieler in bewegter Szene.

„Cornelie!" kam es heiser aus seinem Mund, und er fühlte eine Trockenheit, die bis in den Schlund reichte. Er hielt ihr die Hand hin, als gäbe es hier nur ein alltägliches Wiedersehen. Sie verschmähte aber die Hand, blieb unbeweglich stehen und war von Bitterkeit erfüllt. Sie sah, daß die andere sich umwandte und langsam und gebeugt durch die Wiesen schritt.

„Werner!" sprach sie und deutete mit der Hand. „Deine Braut verläßt dich. Du sollst sie nicht allein lassen!"

Er hatte nicht den Mut, sich umzublicken. Er ließ alles mit sich geschehen, was die bittere Torheit des Augenblicks ihm eingab. „Cornelie!" sprach er wieder und wußte nichts zu beginnen. „Gib mir deine Hand! Wir müssen zusammen reden. Alles wird gut werden, alles wird sich ändern, wenn ich erst einmal mit dir gesprochen habe."

Jetzt kam der Spott um ihre Mundwinkel. Sie warf den Kopf zurück und lachte, aber ihr Lachen war von Eifersucht durchglüht. „Ich weiß nicht, was du mit mir noch reden willst. Ich bin nicht da, um mit mir Fangball spielen zu lassen. Ich bin auch keine Gelegenheitsliebe für dich."

„Cornelie, was sprichst du! Wir haben Marias Mutter begraben. Laß uns zusammen reden, Cornelie. Es ist Wahnsinn, was mich gepackt hat. Laß mir Zeit und Ruhe!"

„Ich habe weder Zeit noch Ruhe für dich. Ich reise morgen schon wieder ab."

„Wohin willst du? Warum verbirgst du dich mir?"

„Ich habe vor dir nichts mehr zu verbergen. Ich reise morgen ab, und du wirst mich nicht daran hindern."

„Ich zwinge dich, zu bleiben!" Er rief es erregt, und sein Körper zitterte.

„Deine Braut geht allein. Schau' dich um. Fehlt dir der Mut, dich umzuschauen? Du läßt deine Braut im Stiche. Du bist ein Feigling!"

„Das — sagst — du — zu — mir!"

„Das sage ich zu dir. Du wirst nie die Kraft haben, eine Frau ganz zu besitzen. Ich sage es dir frei ins Gesicht: innerlich, seelisch habe ich dich schon lange verloren; denn du bist kein Mann."

Er stürzte auf sie zu und wollte mit beiden Händen sie anfassen. Sie wich zurück und lachte ihn aus.

„Was willst du von mir? Ich habe keine Gemeinschaft mit dir! Sieh dich um! Du läßt deine Braut im Stiche!"

„Maria ist — nicht — meine Braut!"

„Feigling!" Sie stieß ihm das Wort hart hin, und es traf ihn wie körperliche Züchtigung. Er sank zusammen unter diesem Schlag. Ich kann nicht weiterleben, dachte er und fühlte, wie er schlaff wurde und elend. Geh ans Meer! Oh, über den Schwätzer!

„Ich kann nicht leben ohne dich — Cornelie!"

„Ich lache dir ins Gesicht, wenn du so redest. Laß mich jetzt gehen. Ich habe hier ausgespielt."

„Ich habe noch mit dir zu reden. Ich muß sterben, wenn du gehst."

„Ich gehe!"

Da senkte er den Kopf und grübelte. Formlose Bilder jagten durch sein Denken. Er grub und scharrte nach Möglichkeiten. Was um ihn sich abspielte, erschien ihm wie Krankheit und Fieber. Mutlosigkeit und dumpfe Öde brachen über ihn herein. Er schaute zu ihr auf und nickte mit dem Kopf.

„Geh!" sprach er, und dieses Wort war wie Dolchstoß in die eigene Brust. Er wandte sich ab von ihr und wollte sie verlassen, um die graue Unabänderlichkeit nicht mehr länger aufzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Schafschur in Pommern. Nach einem Gemälde von Hugo Köcke.

Das Geburtshaus Hermann Sudermanns zu Matzicken (Kreis Heydekrug) in Ostpreußen.

Sudermanns Besitztum Schloß Blankensee bei Trebbin (Mark), seine Sommerwohnung.

DER SIEBZIGJÄHRIGE HERMANN SUDERMANN

Daß Hermann Sudermann am 30. September das Alter der Patriarchen betritt, ist seinen älteren Zeitgenossen ein persönliches Ereignis. Es ist ihnen, wie sonst im engeren Kreise den Freunden eines Betagten: sie wirkten neben ihm jahraus, jahrein und werden nun mit einem Male inne, daß der rüstige Arbeitnehmer der Zukunft siebzig Jahre hinter sich hat. Altersunterschiede von zehn oder acht Jahren zählen für die Mitlebenden von klein auf nicht. Sudermanns öffentliches Dasein begann ja für uns am 27. November 1889 mit der Aufführung der „Ehre“; von diesem Tage stammt unser gemeinsamer Kalender. Der Dichter hatte schon Jahre zuvor neben heute vergessenen Unterhaltungsschriften bemerkenswerte Erzählungen geschrieben, unter anderm den Roman „Frau Sorge“ (1887), das Buch seiner sorgenvollen ostpreußischen Heimat, das der treueste Spiegel seiner dichterischen Persönlichkeit geblieben ist. (Er ist in Matzicken bei Heydekrug geboren.) Für die Geschichte einer Gegenwart erhielt Sudermanns Vorher und Nachher eine ergreifende Bedeutung mit der Uraufführung seines ersten Theaterstücks, die mit der Überraschung eines Wetterschlags und schier ohne Beispiel den Namen des Zweiunddreißigjährigen den Machthabern der Weltbühne beigesellte.

Wer heute das Schauspiel „Die Ehre“ liest oder nach dessen jahrzehntelangem Siegeszuge die Aufführung auf einer Wanderbühne kostet, muß den Büchern und ehemaligen Kampfschriften vertrauen, soll er dem ungeheueren Eindruck des Stücks auf ein Zeitgeschlecht Glauben schenken. Wir aber, die, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, der Uraufführung im Berliner Lessingtheater beigewohnt haben, fühlen es noch leise, wie heftig damals die Nerven zitterten. Es ist ja richtig, was viel später die Literaturkritik schonungslos ins Feld führte: das kritische Gesellschaftsstück war französischer Herkunft (Augier!), und noch deutlicher der Raisonneur Graf Trost, der hier recht unpersönlich aus seinem langen Bart heraus die modernen Pointen warf. Die Personen waren mit theaterwirksamer Einseitigkeit auf die allgemeinen Typen sozialer Gegensätze zugerichtet — mit Ausnahme vielleicht der Alma, des bis dahin für die Bühne noch nicht entdeckten, von der Großstadt verderbten kindlichen Mädchens. Aber diese neuen Kontraste von Vorder- und Hinterhaus, diese willkürlich verallgemeinerten Gegensätze im moralischen Empfinden zweier Menschenschichten wirkten zu einer Zeit, in der das Theater die sozialen Fragen noch sehr oberflächlich behandelte, aufwühlend, und die dramatische Schlagkraft brachte den großen Erfolg.

Wenige Jahre nach der „Ehre“ setzte die Fehde der Berliner Kritik gegen Sudermann ein, deren Heftigkeit zuweilen in Verfolgung ausartete. Sie leistete den künftigen Bühnenerfolgen des Dichters auch dann einen zähen Widerstand, wenn er sich in einzelnen seiner überall mit sicherem Publikumstriumph gespielten Schauspiele vom bestechenden Effekt den ernsteren Problemen zuwandte. Die eigentliche Ursache dieses übers Ziel schießenden Kampfes war die vorausgegangene kritiklose Übertreibung seiner Ewigkeitswerte. Die zeitliche Gemeinschaft der „Ehre“ mit Gerhart Hauptmanns erstem Drama („Vor Sonnenaufgang“) hatte dazu verführt, Sudermann und Hauptmann in ein allgemeinverbreitetes Schlagwort zusammenzuspannen; ja, es fehlte auch nicht an Chorführern, die zwischen Schillers Revolutionsdrama „Kabale und Liebe“ und Sudermanns gegen die Übel der guten Gesellschaft gerichteten Satiren Parallelen zogen ... Die Widersacher Sudermanns behandeln ihn heute nicht mehr als Kampfobjekt. Ihre ruhigere und gerechtere Einsicht wird an dem Gedenktag einer Würdigung seiner erheblichen Verdienste schwerlich widersprechen.

Neueste Aufnahme des Dichters.

Die drei Triebkräfte jedes dramatischen Dichters, die des Dichters, des Dramatikers, des Theatermenschen, sind mit ungleicher Stärke diesem Bühnenherrscher verliehen: Er ist selbstverständlich auch Poet. Nicht nur der lyrische Zauber seines Romans „Frau Sorge“, auch manche für die Bühne geschaffene Gestalt (so die Marikke in „Johannisfeuer“, der Handlungsreisende Keßler in der „Schmetterlingsschlacht“!) beweist es. Er bewährt sich als starker Dramatiker überall dort, wo nicht die Leidenschaft für das Bloß-Theatralische seine Fügungen beirrte. Vom Standpunkt der inneren dramatischen Technik aus gesehen, ist der Einakter „Fritzchen“ ein Meisterwerk. Sudermanns theatralische Begabung aber ist so groß, daß man leider sagen darf: Er hat das Theater, aber das Theater hat auch ihn!

Die Schauspieler erhielten von Sudermann eine Reihe glänzender Rollen. Daß diese Rollen nicht ohne weiteres als Talmi abzutun sind, das lehrt uns schon ein Blick auf die innerlichsten und ragendsten Bühnenkünstler. Die Duse, die Sorma, Albert Bassermann haben immer wieder ihre Kunst und Natur Sudermannschen Schauspielen geweiht.

Ohne Zweifel wird von Sudermanns satirischen Komödienbildern, ob er auch einem strengen Realismus oft zugunsten einer packenden Bühnenwirkung entsagte, mancher Schattenriß des Getriebes unseres Jahrhunderts für die Nachwelt beträchtlich sein. Obwohl er nicht, wie Bernard Shaw, ein aufbauender Antagonist der Gesellschaft, sondern ein sarkastischer Spottgeist der Gesellschaften gewesen ist.

Wir Zeitgenossen haben schuldige Ursache, Sudermanns an seinem 70. Geburtstag dankbar zu gedenken.

Hermann Kienzl.

Bildnis Hermann Sudermanns aus seiner Gymnasialzeit.

Wie Sudermann vor ungefähr 25 Jahren aussah.

Der Dichter als etwa Dreißigjähriger, zur Zeit seiner ersten Erfolge.

Pappeln bei Laubegast a. d. Elbe.

Linden am Borsberg bei Graupe.

Im Schrammsteingebiet (Sächsische Schweiz).

Wetterfichten auf dem Kahleberg bei Geising-Altenberg (Erzgebirge).

DIE SCHÖNHEIT DES BAUMES IN DER LANDSCHAFT: BILDER AUS SÜDSACHSEN

Nach photographischen Aufnahmen der „Gartenschönheit".

Der alte Mann. Holzschnitt von H. O. Schönleber. (Bavaria-Verlag, München.)

DAS GEBET IM ISLAM

VON DR. G. STRATIL-SAUER

Die fünf Hauptgebote des Islams fordern Fasten im Monat Ramasan, Almosengeben, Bekehrung der Ungläubigen, tägliches Beten und eine Wallfahrt nach Mekka. Da jedoch die sinkende politische Bedeutung der islamitischen Völker und die wachsende Armut der Gläubigen die strenge Ausführung dieser Vorschriften meist verbieten, bleibt neben dem Fasten, als das einzige Gebot, das heute noch seine volle Gültigkeit hat, das Beten.

Die fünf täglichen Pflichtgebete eines jeden Mohammedaners sind bestimmten Tageszeiten zugeordnet, wenn auch nicht in der Art, die uns am klarsten und eindeutigsten erscheinen würde: Mohammed vermied es bewußt, die Gebetszeiten mit dem Kulminationspunkt der Gestirne zusammenfallen zu lassen, damit der Kult seiner Gläubigen nichts gemeinsam habe mit dem der Sonnenanbeter. So hebt die Gebetszeit erst nach der Kulmination, dem Auf- oder Untergang eines Gestirns an und hat einen Spielraum bis zum Beginn der nächsten Gebetszeit; doch gilt der Anfang des betreffenden Zeitraums als die bevorzugte Stunde und wird daher auch „waqht al falida", die günstigere Zeit, genannt.

Der Gebetsrufer.

Das Mittagsgebet (suhr) darf beginnen, nachdem die Sonne den Meridian geschnitten hat. Das zweite Gebet (asr) wird meist am späten Nachmittag abgehalten. Etwas nach Sonnenuntergang, wenn die Abendröte schon erlischt, darf man das Abendgebet (maghrib) verrichten, während dem Nachtgebet (ischab) ein Spielraum vom Anbruch der Nacht bis zu ihrem Schwinden gelassen ist. Und wenn dann der Tag zu dämmern beginnt, setzt das Morgengebet (subh) ein.

Das Beten ist nach Wortlaut und Begleitbewegungen streng festgelegt und darf auch von besonders Kundigen oder Frommen nur durch Einfügung von Koranstellen erweitert werden. Ist die „waqht al falida" gekommen, so versammelt der Gebetsrufer die Gläubigen, indem er nach allen vier Himmelsrichtungen auf arabisch die Worte ruft: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet." — Ursprünglich hatte dieser Ruf eine so unbedingte Gültigkeit, daß die Mohammedaner darauf unverweilt zum Gebet antraten, gleichviel, wo und wie sie gerade beschäftigt waren.

Nach genau ausgeführten Vorschriften hat sich der Gläubige vor dem Beten zu waschen. Daß diese klugen Gesetze Mohammeds tatsächlich befolgt werden, zeigt nicht nur die relative Sauberkeit der islamitischen Völker den anderen, primitiven Asiaten gegenüber, sondern am Körper der meisten Gläubigen treten auch die Grenzen der täglichen Waschungen deutlich hervor.

Nun beginnen die eigentlichen Gebetszeremonien: Auf einem ausgebreiteten Teppich versammeln sich die Beter, nachdem sie ihre Fußbekleidung abgelegt haben, und wenden sich nach Mekka. Aufrecht stehend, die Hände über dem Schoß zusammengelegt und das Haupt zur Erde gesenkt, sagt jeder leise Gott an, wie viele Rekas (Touren) er ihm heute bringen will. Die vorgeschriebene Pflichtzahl beträgt mindestens zwei Rekas.

Das eigentliche Gebet wird dadurch eingeleitet, daß man die Hände zu den Ohren hebt und dazu spricht: „Allah hekbärh!" (Gott ist groß!) Wieder die vorige Haltung einnehmend, sagt dann jeder die erste Sure aus dem Koran vor sich hin, der der Vorbeter nach Gutdünken oft noch die 112. Sure oder andere Koranstellen anfügt.

Waschung vor dem Gebet.

Erste Stufe: Die Zahl der Rekas (Gebetstouren) wird angesagt.

Nebenstehend: Dritte Stufe: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des allerhöchsten . . .“

Zweite Stufe: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des großen . . .“

Die zweite Stufe beginnt mit einer Neigung nach Mekka, zu der man, die Hände aufs Knie stützend, sagt: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des großen (bezeuge ich).“ Nachdem man diese Bewegungen und Worte wiederholt hat, löst man die Hände mit der Formel: „Gott will hören, der ihn lobpreist; unser Herr, der Preis ist Dein!“ und richtet sich wieder auf. Darauf wirft man sich in die Knie und neigt den Oberkörper nach vorn, bis die Stirn die Erde berührt, auf die man gleichzeitig beide Handteller flach auflegt. Dazu wird zwei- oder dreimal gesprochen: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des allerhöchsten (bezeuge ich).“ Mit erneutem „Allah hekbärh“ richtet man sich nun wieder bis zum Knien auf, um sich nochmals mit den gleichen Worten und Begleitbewegungeen niederzuwerfen. Endlich nimmt man, wiederum „Allah hekbärh“ sprechend, die kniende Stellung wieder ein. Nachdem man gemeinsam noch einige Koranstellen hergesagt hat, ist die erste Reka beendet.

Die zweite Reka verläuft vom Heben der Hände zum Ohr bis zum letzten „Allah hekbärh“ genau wie die erste. Falls nicht noch weitere freiwillige Rekas gelobt worden sind, ist nun das Gebet zu Ende, und die Schlußzeremonien, wie alle Formeln in arabischer Sprache gehalten, können angeschlossen werden. Sie setzen mit dem Segen ein: „Der Preis ist Gottes und das Gebot und die guten Werke. Friede sei Dir, Prophet, und die Barmherzigkeit und die Segnungen Gottes. Friede sei über uns und den Knechten Gottes, den gläubigen!“ Dann wiederholt man das Glaubensbekenntnis (Es ist nur ein Gott . . .) und beendet schließlich das Gebet mit dem Segensgruß: „Friede sei mit Euch und die Barmherzigkeit Gottes!“, wobei man den Kopf zur rechten und dann zur linken Schulter wendet, um die beiden Schutzengel, die jedem Gläubigen folgen, zu grüßen.

Während der Vorbeter vor dem Endgruß noch laut gesprochene Koranstellen einflicht, steht es den übrigen frei, persönliche Bitten in der Muttersprache vorzutragen, die dann — zumal bei primitiven Völkern — von dem poetischen und geistigen Niveau des vorgeschriebenen arabischen Wortlautes grell abstechen: „Lieber Gott, du bist so reich, und ich bin so arm, so schenke mir denn eine hübsche graue Eselstute. . .“

Wenn jemand sich besonders durch Frömmigkeit hervortun will oder von irgendwelchen Nöten bedrängt wird, so fügt er noch ein Gebet nachts gegen zwei Uhr ein, betet zwischen Mittag und Abend mit dem Tesbih, dem islamitischen Rosenkranz, oder läßt sich vom Priester einen wundertätigen Koranspruch nennen, den er dann mit Hilfe seiner Freunde und Verwandten Tausende von Malen hersagt, damit das Wort um so sicherer wirkt.

Mohammed hat mit seiner ausgesprochenen organisatorischen Begabung die Gebetsübungen so streng gefordert und so bis ins einzelste vorgeschrieben, damit sie eine beherrschende Rolle im Leben der Gläubigen spielen. Und wenn man sieht, wie sich die Form des Gebets unerschütterlich bis heute gehalten hat, so muß man die Klugheit des Propheten bewundern. Eins aber hatte er nicht bedacht, daß nämlich eine so strenge Wahrung dieser starren Form gegen den seelischen Gehalt abstumpfen könnte, bis von dem Gebet, in dem der Gläubige einst unmittelbaren Verkehr mit Gott fand, nichts mehr bliebe als totes, entkerntes Ritual.

Die Aufnahmen zeigen das Gebet der Mohammedaner im Gefängnis zu Kabul.

Nebenstehend: Vierte Stufe: „Allah hekbärh!“ (Gott ist groß!)

Vortrag persönlicher Bitten: „Lieber Gott, schenke mir . . .“

Ende der Gebetshandlung: Formelle Schlußgebete.

Erstarrte Glut.
Granit des Fichtelgebirges.

Bankartige Absonderung am Rudolfstein. — Nebenstehend: Goethes schematische Zeichnung zur Entstehung der Granitformationen auf der Luisenburg.

Der Granit, ein aus Feldspat, Quarz und Glimmer zusammengesetztes Tiefengestein, bildet die Hauptzüge des Fichtelgebirges und verleiht den Höhen jenes eigenartige Gepräge der „Granitlandschaft", wie sie gerade im Fichtelgebirge in wilder Schönheit sich auftut. Wenn auch die eruptiven Massen glutflüssig (als Magma) in Zeiten gewaltiger Veränderungen der Erdrinde aus dem Innern des glühenden Erdballs emporgedrungen, dürfen gerade die Granitblockbildungen des Fichtelgebirges, wie sie heute stehen, nicht auf vulkanische Ereignisse und Erdbeben zurückgeführt werden. — Die früheren Erklärungen der Ereignisse, die keine Augenzeugen hatten, haben sich als irrig erwiesen. Noch im Jahre 1783 schrieb Hofrat Dr. Joh. Dav. Schoepf an einen Schweizer Freund, daß er gar nichts wage, wenn er behaupte, daß ein Erdbeben die Ursache der Zerstörungen gewesen wäre. Aber es mußte ein anderer kommen, der mit klarem Forscherblick die Natur des Berges erkannte und eine tiefgründige Erklärung gab, die von Alexander v. Humboldt, Karl Wilhelm Gümbel und der modernen Wissenschaft bestätigt wurde. Goethe widmete dem grandiosen Felsenlabyrinth der Luisenburg sein wissenschaftliches Interesse. In seinen „Tages- und Jahresheften" (1820) schreibt er: „Mein Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichem Erdbeben, Vulkanen, Wasserfluten und anderen titanischen Ereignissen geltend zu machen versuchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick sich gar wohl erkennen ließ, daß durch teilweise Auflösung, wie teilweise Beharrlichkeit des Urgesteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen und zwar in ungeheuren Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäß sich ergeben habe." — In den naturwissenschaftlichen Schriften „Mineralogie und Geologie" (1820) behandelt er die Frage eingehender und fügt eine instruktive schematische Zeichnung bei, die ohne weitere Erklärung erkennen läßt, daß die Gesamtmasse der „teils äußerlich festen, teils leicht verwitterlichen" Felskolosse unter dem Einfluß fortschreitender, ungleichmäßiger Verwitterung abrutschte und getrennt wurde oder zu den chaotischen Felspartien zusammenbrach. Die leicht verwitterlichen Teile fielen den Einflüssen von Regen und Frost, Sonnenbestrahlung und Abkühlung zunächst zum Opfer, und dadurch wurde den festen Granitkernen die Stütze entzogen, und die Gipfelfelsen stürzten allmählich. Die wollsackartige Abwitterung im Felsenchaos der Luisenburg gibt ein einzigartiges Beispiel für einen derartigen Zusammenbruch.

Daß Goethe mit seiner Ansicht recht hatte, beweist ein fast unbekannter Felsen in der Luisenburg mit einem großen (1,38 m × 1,10 m) ausgewitterten Becken an der senkrechten Seite, im Gegensatz zu den vielen anderen derartigen Verwitterungserscheinungen (Druidenschüsseln), die horizontal auf den oberen Flächen der Granitfelsen sich finden (besonders schön auf dem granitenen Blockgipfel des Nußhardt, wo sich sogar neue, flache Verwitterungsmulden bilden).

Wo geschlossene Gesteinsmassen nicht abrutschten oder abstürzten, erscheint der Granit durchzogen von parallelen horizontalen Klüften, wie das in ausgezeichneter Weise die Felstürme des Rudolfsteins erkennen lassen. In der Anlage waren diese in dem massigen Gestein von vornherein vorhanden als Folge der mit der Abkühlung Hand in Hand gehenden Zusammenziehung des Granits. Längs derselben schreitet die Zersetzung durch die Witterungseinflüsse schneller ins Innere hinein vorwärts, und so kommt es, daß diese plattige oder bankartige Absonderung, wie man die Erscheinung nennt, in verwitterten Felspartien immer deutlicher hervortritt.

Wollsackartige Verwitterung des Granits. — Nebenstehend: Muldenförmige Auswitterung im Granit.

Wegen seiner Härte und Widerstandsfähigkeit nimmt der Granit für technische Verwendung eine hervorragende Stellung ein. Vergangene Steinhauergeschlechter haben auch im Fichtelgebirge den Granit frühzeitig verarbeitet. In die Stille der Ruinen aber klingt das Hämmern aus den großen Bruchanlagen, die nach dem Aufschwung in der Granitverwertung anfangs der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts die moderne Zeit im Fichtelgebirge entstehen ließen. In großer Zahl gehen die gesprengten Blöcke hinaus in alle Lande. In Bauten und Denkmälern stehen die behauenen, geschliffenen und polierten Granitquadern und -säulen und zeugen vom Schaffen der Steinhauer im Fichtelgebirgswalde, der die heimische Arbeitsstätte umrauscht. Hermann Schoepf, München.

Das Monte Carlo des kleinen Mannes

Der Bajazzo-Automat.

Fällt die oben aus einer Öffnung heraustretende Kugel in das Hütchen des Bajazzos, so gibt der Automat einen mehrfachen Betrag des Einwurfs heraus.

Das Ballfang-Spiel.

Wem in sein Fangnetz eine bestimmte Anzahl von Bällen fällt, wird Sieger.

Rechts nebenstehend:

Fortuna unter Glas.

Mit Hilfe eines Schiebers werden die unter Glasglocken befindlichen Scheiben mit Würfeln in Bewegung gesetzt.

Vorsicht, Kopf weg!

Durch Drücken eines Knopfes wird jeweils ein an der Decke hangender Bolzen ausgelöst, der auf eine bestimmte Stelle auf dem weißen Ausschnitt der rotierenden Scheibe zu treffen hat.

Eisenbahnspiel für die Großen.

Drückt man auf einen Knopf, so beginnt eine Lokomotive loszufahren; bleibt sie schließlich an einer bezeichneten Stelle stehen, dann hat der Spieler gewonnen.

Das Glücksrad, ein unentbehrliches Requisit unserer Jahrmärkte.

Das Stahlblatt muß beim Stillstand des Rades im Gewinnfalle über einer Nummer stehen bleiben.

Monte Carlo — das ist ein Name von verführerischem Klang, ein Traumbild der Spielfreudigen, aller Glücksdurstigen Verlangen. Aber nicht jeder kann dem Rufe „Mesdames, messieurs, faites votre jeu — rien ne va plus!“ des Croupiers mit eigenen Ohren lauschen. In weitaus schlichterer Form muß der „kleine Mann“ seinen Wett- und Wagewünschen Genugtuung schaffen. Er geht also auf den Rummelplatz. Da gibt es zwar kein Vermögen zu gewinnen, aber er will ja auch „nur mal sehen“, ob er Glück hat. Hat er sich schließlich nach langem Mühen einen, wennschon minderwertigen Teddybären errungen, dann zieht er schmunzelnd nach Hause und denkt bei sich: Ja, könnte ich erst in Monte Carlo mein Glück versuchen — — —

AM UFER DER ELBE: BLICK AUF COSWIG IN ANHALT

NACH EINEM GEMALDE VON GERHARD GRAF

Der 4000-Dollar-Smaragd.

Von Martin Proskauer.

Dudley Jenkins war seit zwölf Jahren im Geschäft von Thomas Taffing, dem feinsten Juweliergeschäft der Stadt, tätig. Er wußte, daß er kostbare, von Gefahren umlauerte Ware zu betreuen hatte, und war es gewohnt, wenn ein Kunde den Laden betrat, sich sofort ein Gedankenbild des fremden Gastes zu machen, eine Art blitzschneller psychologischer Skizze, die ihn bei anständigen Leuten und bei Gaunern bisher noch nie getäuscht hatte.

Als jetzt die Ladentür langsam geöffnet wurde und der hereindringende Straßenlärm plötzlich wie eine schmutzige Welle von Geräuschen in den vornehmen hellen Laden schlug, sah Jenkins dem Eintretenden mit kühlem, beruflich gespanntem Interesse entgegen.

Kaufmann, vielleicht Börsianer, dachte er, großer, breitschultriger Kerl, treibt gewiß viel Sport, Hände und Arme schlenkern ungelenk, war vielleicht früher Schwerarbeiter, brutales Gesicht, dicke fleischige Ohren, schmaler Mund, Anzug aus gutem Stoff, fertig gekauft. Krawatte ohne Geschmack gewählt.

Die zwei Sekunden, die der Kunde von der Tür bis zum Ladentisch brauchte, hatten dem erfahrenen und durch jahrelangen Umgang mit schönen Dingen ästhetisch geschulten Dudley Jenkins genügt, seinen gedanklichen Steckbrief aufzunehmen.

Jetzt verbeugte er sich höflich zurückhaltend:

„Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich möchte ein Schmuckstück, ein Geschenk für eine Dame — etwas Apartes, Schönes."

Der Fremde sprach lässig und auch ein bißchen undeutlich, als ob er ein Zahngeschwür hätte, wie Jenkins, unbewußt weiterbeobachtend, feststellte. Er griff schon in eine Schublade.

„Ich möchte Ihnen Perlen vorschlagen," sagte er, einige schöne Ketten mit sanft schimmernden Kugeln ausbreitend, „dies hier ist sehr schön, ganz gleichmäßige, rosenfarbige —"

Der Kunde fuhr flüchtig mit der Hand über das Halsband.

„Nein, keine Perlen. Ich glaube, für die Dame ist etwas Glitzerndes besser."

„Vielleicht einen schönen Ring", schlug Jenkins vor. „Hier, bitte, eine Auswahl der modernsten Fassungen."

„Was kostet dieser?"

„Das ist ein prachtvoller Brillant — bitte sehen Sie nur, dieses Feuer — er kostet viertausend Dollar."

„Und dieser hier?"

„Ein Saphir und ein Brillant — siebentausend Dollar."

„Das ist mir zu hoch. Dieser grüne Stein hier ist auch ganz hübsch."

„Das ist ein Smaragd erster Qualität, mein Herr. Fünftausend Dollar, ein sehr billiger Preis für ein so herrliches Stück. Bitte — beobachten Sie dieses klare Grün, ganz wolkenfrei und sanft — nicht so giftig wie die billige Ware. Zum Beispiel der Stein hier ist ebenso groß und kostet nur tausend Dollar — Sie werden den Unterschied sofort sehen."

„Ja, der Ring ist ganz nett. Aber die Fassung gefällt mir nicht. Können Sie ihn neu fassen — nach meinen Angaben?"

„Bedaure sehr, mein Herr, diese fertigen Stücke können nicht geändert oder umgesetzt werden."

„Schade, der Stein gefällt mir gerade. Aber die Fassung ist viel zu protzig. Haben Sie ein Stück Papier da? Sehen Sie, so muß das Metall um den Smaragd sitzen."

Mit einigen Strichen zeichnete der Kunde den skizzenhaften Entwurf eines Ringes auf.

Jenkins sah, mit den Augen das Tablett mit den Schmuckstücken und die zeichnende Hand gleichzeitig umfassend, zu. Der Mann versteht was, dachte er, wie er die Flächen des Steins zeichnet, wenn auch wahrscheinlich kein Kunde — zum echten Käufer ist er mir zu gleichgültig — so doch ein Fachmann."

„Darf ich Ihnen ungefaßte Steine zeigen? Ich habe da ein paar sehr schöne Smaragden, diesem hier fast gleichwertig."

„Gut," nickte der Fremde, „ich kann sie ja ansehen. Aber mittelmäßiges Zeug will ich nicht haben, für mich kommt nur ein ganz erstklassiger Stein in Frage."

Der Verkäufer legte auf das Tuch der Unterlage eine Anzahl kleiner Briefe, denen er eng gefaltetes Seidenpapier entnahm.

„Hier habe ich ein paar sehr schöne Steine — dieser hier — und auch der große."

Der andere beugte sich über den Glastisch.

„Hm, scheinen ganz passable Sachen zu sein, aber gegen das Tageslicht kann ich nicht ordentlich sehen. Wollen Sie die Steine mal zum Fenster bringen?"

Jenkins sah einen gedankenschnellen Augenblick auf, dann trat er zur Sicherheit auf die unten am Ladentisch entlanglaufende Fußleiste, die nun automatisch die Türen verriegelte. Wer jetzt die Türklinke anfaßte, fand den Ausgang verschlossen und entfesselte durch den vergeblichen Druck einen Höllenlärm elektrischer Klingeln — so, jetzt konnte man ruhig zum Fenster gehen und die Smaragden zeigen.

Die beiden standen neben dem Fenster der Ladentür. Jenkins neigte das Brett, auf dem er die Kostbarkeiten trug, so daß das Licht in den grünen Tiefen der Steine lockend aufleuchtete.

Der Fremde stieß mit dem Finger die Steine leicht an.

„Dieser hier gefällt mir in der Form nicht — 'n bißchen wolkig — was kostet der hier?"

„Viertausend Dollar."

Der andere sah sich unschlüssig um.

„Ich weiß nicht — diese Smaragden sind vielleicht doch zu bunt — zeigen Sie doch mal die Brillanten."

Jenkins brachte die Brillanten.

„Nein — ich kann mich nicht entschließen", sagte der Fremde und ging wieder auf den Ladentisch zu, gefolgt von Jenkins. Auf halbem Wege blieb er an einer großen Vitrine mit gewölbten gläsernen Wänden stehen.

„Nette Zigaretten-Etuis hier," brummte er, „was kostet so 'n Ding? Ich wollte schon immer eins haben."

Jenkins hatte das Tablett mit den Steinen in das unterste Fach hinter dem Tisch gestellt und kam jetzt an die Vitrine.

„Dieses Etui, mit Email ausgelegt, kostet hundert Dollar, die anderen von hundert bis zu dreihundert."

„Nee," sagte der Fremde und verzog zum erstenmal sein Gesicht zum Lachen, „so viel gebe ich für mich selbst nicht aus, da bleibe ich bei den Blechschachteln, die kriegt man gratis zu den Zigaretten. Na, ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Mühe."

Er griff nach seinem Hut. Jenkins verbeugte sich: „Bitte sehr, vielleicht ein andermal, mein Herr," und schob rasch mit der Fußspitze die Alarmleiste hoch, um die Tür zu entsichern.

Da war es ihm, als ob der Fremde, der sich bisher so langsam und schwerfällig bewegt hatte, mit raschem Schritt zur Tür strebte — hatte er nicht auch seltsam schnell nach seinem Hut gegriffen?

Rasch die Fußleiste herunter — und als der Fremde auf die Türklinke drückte, ging ein Höllenlärm wie von tausend Klingeln los.

Aus den Nebenräumen stürzte alles herbei, der Hausdetektiv, der Chef, Thomas Taffing, die anderen Verkäufer, die Mittagspause gemacht hatten, auf der Straße vor dem feinen, vornehmen Juweliergeschäft drängte sich schon die Menge der Zufälligen, ein Polizist kam in langen Sprüngen über den Fahrdamm.

Der Fremde ließ die Klinke los, das Klingeln verstummte, und er sah sich erstaunt um.

„Hallo, Sie da," rief er den mit bleichem Gesicht in den Papieren kramenden Jenkins an, „sind Sie verrückt geworden — haben Sie sich vielleicht den großen Brillanten ins Gehirn getreten — oder was ist los?"

„Herr Taffing," rief Jenkins, „hier, ein Stein fehlt, ein Smaragd, der große für viertausend Dollar — fünf waren drin — und hier sind nur noch vier."

„Donnerwetter," sagte der Fremde, „jetzt wird es mir aber zu toll. Wo ist der Chef?"

„Hier, ich bin der Besitzer, Herr Taffing", sagte der Chef und trat zu dem Mann, der noch immer an der Tür stand. Draußen klopfte der Polizist.

„Zunächst bitte ich Sie, in mein Privatkontor zu kommen", sagte Taffing energisch.

„Meinetwegen."

„Roby," rief der Chef dem Hausdetektiv zu, „sagen Sie dem Polizisten, daß er die Leute vor dem Laden wegbringt, er soll erzählen, der Alarm sei durch Kurzschluß losgegangen — oder was ihm sonst einfällt —"

Eine halbe Stunde später sagte im Privatkontor der Fremde:

„Nun passen Sie mal auf, Herr Taffing, jetzt habe ich die Sache satt. Sie beschuldigen mich des Diebstahls, ich lasse mich von Ihren Kerlen bis auf die Haut untersuchen, Sie stöbern jedes Fältchen durch, Sie gucken mir in die Brieftasche — habe ich Ihnen schon mal in Ihren Liebesbriefen herumgeschnüffelt, Herr? Jetzt ist es genug. Ich habe keine Lust, zu warten, bis sich Ihr Smaragd winderfindet. Wer weiß, ob Ihr Verkäufer sich nicht noch mal verzählt und mir noch ein halbes Dutzend fehlender Steine in die Schuhe schiebt! Also jetzt Schluß! Wenn ich nicht sofort in Ruhe gelassen werde, zeige ich Sie dem nächsten Polizeirichter wegen Freiheitsberaubung an — und Sie wissen, wie das in diesem famosen Lande bestraft wird!"

Taffing sah den eben eintretenden Hausdetektiv an. Der zuckte bedauernd die Achseln.

„Wir haben Teppiche und Fußboden mit der Lupe abgesucht, nichts zu finden."

Taffing trat zurück.

„Sie sind frei, Herr —"

„Galloway", warf der Fremde ein — „Sie haben die Visitenkarten in meiner Tasche so genau besehen, daß Sie meinen Namen eigentlich auswendig wissen müßten."

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Galloway," fuhr der Chef fort, „es hat sich leider —"

„Na, sehr aufrichtig ist Ihr Bedauern nicht, Herr. Ich hoffe, daß der Smaragd wirklich fort ist, damit Ihre Firma für das schlechte Benehmen gegen harmlose Kunden bestraft ist."

Der Fremde zog sich die Jacke an.

„Also leben Sie wohl, Herr Taffing, ich hoffe, Sie nicht wiederzusehen."

*

Der Besitzer kündigte auf der Stelle dem Hausdetektiv und fuhr zum Vorsitzenden der Schutzgenossenschaft amerikanischer Juweliere. Dieser hörte den Bericht an und sagte:

„Lieber Taffing, die Sache ist finster. Schade, daß Sie den Kunden laufen ließen."

„Das sagen Sie so," knurrte Taffing, „wir haben ihn abgesucht, als ob wir ihm die Flöhe wegfangen wollten, es war nichts zu finden. Ich hatte keine Lust, zu dem Verlust auch noch eine Klage wegen Freiheitsberaubung auf den Hals zu kriegen. So was kostet im Handumdrehen zehntausend Dollar. Aber wo ist der Stein?"

„Ich kann es auch nicht sagen. Aber wenn Ihr Verkäufer nicht die Hände drin hat —"

„Jenkins? Niemals!"

„Na gut — dann liegt hier irgendein verdammter Trick vor, mit dem man morgen vielleicht mich oder einen anderen reinlegt. Ich werde den Fall auf Kosten der Schutzorganisation übernehmen und schicke Ihnen nachher gleich Schrader, unseren besten Detektiv. Sie lassen ihm völlig freie Hand und richten sich ganz nach dem, was er sagt."

„Gern," seufzte der Juwelier, „wenn er mir nur meinen Stein wiederverschafft."

Am Abend erschien in Taffings Juwelengeschäft ein kleiner, grauhaariger, gänzlich unbedeutender Mann und überreichte dem Chef die Ausweiskarte der Juweliersvereinigung.

„Sie sind Schrader?" fragte der Juwelier erstaunt.

„Jawohl, Herr Taffing", sagte Schrader ruhig und schlug zum erstenmal die Augen auf, die in bezwingendem Ausdruck den andern ansahen. „Bitte, bringen Sie mich zu Ihrem Verkäufer, dem das Mißgeschick passiert ist."

Taffing führte den Detektiv in den Laden. Jenkins mußte mehrmals genau in Wort und Bewegung den Hergang schildern. Schrader hörte mit gesenkten Augen zu.

„Hm, also zum Ladentisch — dann zur Tür — und zurück, wobei er an der Vitrine stehen blieb?"

„Jawohl", bestätigte Jenkins.

Schrader schloß die Vitrine auf und untersuchte sie und die einzelnen Stücke genau.

„Hat er die Etuis angefaßt?"

„Nein. Er hat nur gefragt, und ich habe den Preis der Etuis genannt, ohne die Vitrine zu öffnen."

Schrader nickte und ging mit dem Chef ins Privatkontor.

„Irgend etwas stimmt nicht," sagte er, „aber ich weiß noch nicht, was. Auf alle Fälle werde ich die nächste Zeit Ihr Geschäft bewachen. Ich trete morgen früh als Verkäufer bei Ihnen ein, bitte instruieren Sie Ihr Personal."

Ein Monat war vergangen, ohne daß sich Besonderes ereignet hätte. Geduldig stand Schrader hinter dem Ladentisch und machte durchaus den Eindruck eines bescheidenen und etwas bedrückten Verkäufers, der durch seine unbedeutende Erscheinung die Pracht der Edelsteine und goldenen Geräte, die er anzubieten hatte, doppelt hervorhob.

Eines Abends waren schon einige Kunden im Laden, als ein junges, nettes, bürgerlich-elegant gekleidetes Fräulein eintrat. Da die anderen Verkäufer beschäftigt waren, ging Schrader auf sie zu. Sie fragte nach goldenen Armbändern für Herren, sah die vorgelegten ohne Interesse an und schien unschlüssig zu sein, ob sie wieder gehen sollte.

„Ich suche ein Geschenk für einen Herrn, nicht so kostbar, ich habe nicht soviel Geld," setzte sie mit hübschem Lächeln hinzu, „ich fürchte, Ihre Sachen sind für mich zu teuer."

Da erblickte sie die Vitrine.

„Da sind schöne Zigaretten-Etuis," sagte sie, „vielleicht ist etwas Passendes dabei."

Sie blieb, den einen Arm leicht gegen die Vitrine gelehnt, stehen, bis Schrader herankam und die einzelnen Preise nannte.

„Nein, alles zu teuer," seufzte sie und ließ den Arm sinken, „entschuldigen Sie die Bemühung."

Damit wandte sie sich zur Tür. Schrader blieb in höflicher Haltung stehen und sah, wie sie die Hand vom Bügel der Handtasche nahm, das leise Zuschnappen des Bügels klang an sein immer waches Ohr — wie sie rasch die Tür öffnete und auf die Schwelle trat.

Schrader stand noch einen Augenblick unbeweglich, sah die Vitrine an und sprang dann zur Tür.

„Kein Aufsehen, mein Fräulein," sagte er leise und hielt die Kundin am Arm fest, „bitte folgen Sie mir."

Eine Minute später stand die Dame im Privatkontor.

„Empörend," rief sie fast weinend, „was erlauben Sie sich!"

„Es tut mir leid," sagte der Detektiv, „aber uns fehlt seit einiger Zeit ein wertvoller Stein, von dem wir nicht wissen, wo er geblieben ist."

„Ich verbitte mir das — ich gehe sofort zur Polizei", schrie das junge Mädchen.

Taffing kam in das Kontor gestürzt.

„Herr Taffing, lassen Sie doch, bitte, eine Frau kommen, die dieser Dame beim Entkleiden behilflich ist."

Das Mädchen fuhr herum und auf Taffing los. Da sprang Schrader von der Seite heran und riß ihr mit einem Ruck die Handtasche aus der krampfhaft geballten Hand.

Sie wollte sich auf den Detektiv stürzen, aber dieser wehrte sie ab und sagte:

„Herr Taffing, halten Sie mir das aufgeregte Fräulein eine Minute vom Leibe, ich muß mal in die Handtasche sehen."

Er öffnete die Tasche und schüttete den Inhalt auf den Schreibtisch.

„Schlüssel, Lippenstift, Puderbüchse," sprach er halblaut vor sich hin, „na ja, das Übliche. In der Puderbüchse nichts weiter drin — hallo!"

„Was ist?" rief Taffing, der alle Kraft aufbieten mußte, um das sinnlos gegen ihn drängende Mädchen abzuwehren. Schrader hatte ein Stückchen grauer Masse in der Hand, groß wie eine Mandel und hart wie vertrockneter Brotteig oder Glaserkitt.

Er trat zum Fenster und drückte mit dem Daumen auf die graue Substanz. Dann drehte er sich um und hielt Taffing die Handfläche hin.

„Hier ist Ihr Smaragd, Herr Taffing."

Das Mädchen sank laut aufweinend auf einen Stuhl.

„Sie, Fräulein," sagte Schrader, „wo wartet e r?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Das sage ich nicht, ich verrate ihn nicht."

Schrader lächelte.

„Das ist sehr tapfer von Ihnen. Vielleicht läßt Herr Taffing auch einmal Gnade für Recht ergehen. Er hat ja seinen Stein wieder."

Taffing stand mit ratlosem Gesicht da.

„Ich lasse mich hängen, wenn ich ein Wort verstehe, Herr Schrader. Wollen Sie mir nicht mal erklären —"

„Aber gern, Herr Taffing. Ich habe bemerkt, daß diese nette junge Dame hier sich an der Vitrine zu schaffen machte und mit einer Hand an die hintere Kante der Vitrine faßte, scheinbar sich in ungezwungener Art stützte. Aber mir fiel das auf, und als Sie beim Hinausgehen den Bügel ihrer Handtasche zuschnappte — sie hatte nichts gekauft — da wollte ich sie mir doch mal genauer ansehen. Und ich hatte recht. Ihr Smaragd war tief in ein Stück Kaugummi eingedrückt, das Ihr damaliger Kunde Galloway an die Rückwand der Vitrine geklebt hatte. Erinnern Sie sich, daß Ihrem Jenkins das undeutliche Sprechen des Mannes aufgefallen war? Das war der Kaugummi, den er schon fertig zur Tat im Munde hatte. Die Besichtigung der Etuis hatte nur den Zweck, den Smaragd in seiner Kaugummi-Fassung so lange zu deponieren, bis er später einmal in Ruhe abgeholt werden konnte. Dazu erschien heute diese junge Dame, und sie hat ihren Auftrag auch ziemlich ordentlich ausgeführt. Ein bißchen Glück gehört eben zu jedem Geschäft!"

Bequem zu Hause

Bella Herzog in schwarzem Combination.

Links oben:

Dreiteiliger Pyjama aus gelber und blauer Seide. (Modell: Zwieback.)

Rechts oben:

Schwarzseidener, mit bunten Vögeln bestickter Kimono.

Links nebenstehend:

Kleidsamer Pyjama, bestehend aus heller Hose und gestreiftem Herrenrock. Trägerin: Marion Mill.

Rechts nebenstehend:

Die Schauspielerin Maria Bard in einem japanischen Morgenrock. (Phot. Geiringer-Horovitz.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.
Alle Aufnahmen bis auf das Bild rechts unten von Kitty Hoffmann, Wien.

Die Astronomie in Humor und Satire.

Von Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.

Die wundersamen Erscheinungen am Himmel, jener scheinbaren Kugel, als deren Mittelpunkt sich ein jeder betrachtet, der seine Blicke zu den fernen Himmelskörpern erhebt, haben zu allen Zeiten die menschliche Phantasie mächtig angeregt. Schon der Umstand, daß d
Sterne dem menschlichen Au
erst in geheimnisvoller Na
zeit sichtbar werden, wenn
große Tagesgestirn es r
mehr blendet, hat dazu
getragen, daß ihre Erforsch
mystische Erwägungen aller
beeinflußt haben. Einstr
war die Betrachtung
Sternhimmels noch ein ki
nes Wagnis, dessen sich r
jene unterfangen sollten,
sich stark genug fühlten, d
Schleier der in den Sterr
geschriebenen Zukunft
wenig zu lüften. In meist
hafter Weise hat Spitzw
auf seinem Gemälde „
Sterndeuter" das Zagen u
Bangen wiedergegeben, d
den Laien erfüllt, der zu
erstenmal durch den gehein
nisvollen Tubus die schic
salverkündenden Sterne be
trachten darf. — Der all
befreiende Humor wie die kritische Satire konnten sich auf dem von Mythos und Mystik durch Jahrhunderte so sehr beherrschten Gebiete der Sternkunde erst zu einer Zeit betätigen, in der die nüchtern beobachtende Naturwissenschaften bereits eine strenge Scheidewand zwischen mathematisch fundiertem Wissen und phantasievoller Deutung gezogen hatten, denn den Zeiten des fast allgemeinen Glaubens an den Einfluß der Gestir

So bin ich ein Astronomus/
Erkenn zukünfftig Finsternuß/
An Sonn vnd Mond/durch das Gestirn
Darauß kan ich denn practiciern/
Ob künfftig komm ein fruchtbar jar
Oder Theuwrung vnd Kriegßgefahr/
Vnd sonst manicherley Kranckheit/
Milesius den anfang geit.

Der Astronom.
Holzschnitt von Jost Amman, 1568. (Verse von Hans Sachs.)

der Sonnennähe.

der Venus mit dem Saturn.

Astronomische Betrachtungen.
Gezeichnet von Cajetan, gestochen von Andr. Geiger. Aus „Bäuerles Theaterzeitung", Wien, 1831.

Der Venusdurchgang vom Jahre 1852.
Satirische Beilage zur „Wiener Allgemeinen Zeitung".

auf die Geschicke der Menschheit wäre selbst der harmloseste Spott als Blasphemie erschienen.

Die Sonne, der Zentralkörper unseres kosmischen Systems, und der Mond als der unserer Erde am nächsten stehende Himmelskörper werden in der humoristischen Darstellung der neueren Zeit gewöhnlich als unglücklich verheiratetes Ehepaar vorgeführt, wobei die Rollen von Mann und Weib bisweilen gewechselt sind. In französischen Darstellungen ist nach klassischem Muster die Sonne der Gatte, der sich nach beendigtem Tagewerk zur Ruhe begibt, während seine Gattin erst aufsteht und — ihre eigenen Wege geht. Nur ab und zu vereinigen sich die beiderseits ungetreuen Ehehälften und dieses Ereignis (Sonnenfinsternis) wird dann von den neugierigen Erdenkindern mit optischen Hilfsmitteln aller Art ebenso eingehend wie indiskret beobachtet. Nach deutscher Darstellung begibt sich jedoch Frau Sonne zur Ruhe, und Herr Mond, der alte Schwerenöter, geht zur Nachtzeit auf Abenteuer aus. Von den Planeten erfreuen sich namentlich Venus und Mars, das schon in der Mythologie recht übel beleumundete Paar, sowie auch Merkur und Saturn, besonders, wenn sie als Jahresregenten in Frage kommen, einer großen Beliebtheit bei den Humoristen. Unter den Fixsternen sind es die Sternbilder des bekannten Tierkreises, die recht häufig humoristisch behandelt werden. Besondere astronomische Lieblinge der Humoristen sind jedoch die merkwürdigen Kometen, die Vagabunden am Himmel.

Die wiedervereinten Gatten: Sonnenfinsternis.
Satire von J. J. Grandville aus „Un autre monde", 1843.

Rechts nebenstehend:

Das neue Himmelswunder!
Scherzblatt aus dem Londoner „Punch", 1860.

Der Astronom in der Dachkammer.
Stich von P. Fränkel nach einem Gemälde von J. Laufberger.

Oben Mitte: Der Spießer kontrolliert die Wissenschaft.
Karikatur von Honoré Daumier.

Der Sterndeuter.
Gemälde von Karl Spitzweg.

Frau Sonne begrüßt einen solchen Gesellen mit den Worten: „Ein netter Herumtreiber bist du — alle 75 Jahre kommt er einmal nach Hause!"

Auch die astronomischen Forschungen und ihre Ergebnisse hat die Satire in ihren Spottbereich gezogen. Sie kann sich nur dann wirksam betätigen, wenn sie besondere Anlässe für satirische Behandlung findet. Eigentliche Spottbilder über bedeutende Astronomen gibt es fast gar nicht, denn die wenigen vorhandenen Porträtkarikaturen würdigen die wissenschaftlichen Verdienste der Abgebildeten zumeist in einer harmlos humoristischen Weise. Ungleich schärfer wird jedoch die Satire, wenn ihr Spott gleichzeitig eine mehr oder minder abfällige Kritik der Ergebnisse der astronomischen Forschung darstellt. Es handelt sich in solchen Fällen meistens um kosmische Ereignisse, die entweder gar nicht oder nicht rechtzeitig oder nicht in der durch die Tagespresse lange vorher bekanntgegebenen Weise eingetroffen sind. Ein besonderes Kapitel bilden die beliebten Alarmnachrichten von dem Erscheinen von Kometen und die daran geknüpften Diskussionen über die eventuellen Folgen ihres Zusammenstoßes mit unserem Planeten. Wenn dann nach glücklichem Verlauf des Ereignisses die bange Beklemmung von einem befreienden Aufatmen abgelöst wird und der Spott sich gegen die Schwarzseher wie gegen die Forscher wendet, die den Eintritt einer derartigen kosmischen Katastrophe in den Bereich der Möglichkeit gerückt hatten, kann uns das nicht wundernehmen. Auch die so oft und ernsthaft besprochenen Fragen

Der große Komet am politischen Horizont.
Wiener Karikatur von Th. Zajaczkowsky in „Floh", 1881.

über die Bewohnbarkeit der fremden Himmelskörper sowie über das Vorhandensein von Lebewesen auf diesen beschäftigten ständig die Phantasie der Satiriker. Das Ergebnis bilden zumeist groteske oder rein humoristische Schilderungen des Aussehens der Bewohner der fernen Welten und ihrer Lebensverhältnisse. Die darin etwa enthaltene Satire nimmt aber keineswegs die astronomische Forschung aufs Korn, sondern hat zumeist eine satirische Kritik unseres Erdendaseins zum Inhalt.

Ganz besonders aber hat es die Satire auf jene Amateure und Dilettanten abgesehen, die ohne wissenschaftliche Vorbildung und mit unzulänglichen Hilfsmitteln kühn auf Entdeckungsreisen im Himmelsraum ausgehen wollen. Die Zahl solcher „Sterngucker" ist größer, als man glauben sollte, und nimmt natürlich bei besonderen Anlässen, wie Sonnen- und Mondfinsternissen, Venusdurchgängen, beim Sichtbarwerden von Kometen u. dgl., besonders zu. Schon Daumier spottete über den Spießbürger, der sich auf seinem abendlichen Spaziergang am Arme der beleibten Gattin mit eigenen Augen überzeugen will, ob sich der große Astronom Leverrier nicht doch geirrt hat, der auf mathematischem Wege das Vorhandensein eines großen Planeten — des Neptun — festgestellt hatte. Auch die politische Satire tritt häufig in astronomischem Gewand auf. Mit besonderer Vorliebe werden große Staatsmänner wie Bismarck und andere als bedeutsame Erscheinungen am politischen Sternhimmel abgebildet.

Das Flugzeug als Sternenschreck.
Satire von Schaberschul aus „Motor", 1914.

Ein unsolider Herr.
Frau Sonne zum Kometen: „Ein netter Herumtreiber bist du — alle 75 Jahre kommt er einmal nach Hause!" — Scherzbild aus den „Lustigen Blättern".

Vom Buntglas zum Kunstwerk.

Aus einer Werkstatt für Glasmosaiken

Zerkleinern der gepreßten Glaskuchen (vorn am Boden) mit dem Spitzhammer zu Mosaikwürfelchen.

Blick in einen Teil eines Mosaiklagers, wo die Glaskuchen und Glaswürfelchen, in reichster Auswahl nach Farben sorgfältig geordnet und numeriert, aufbewahrt werden.

Erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit wird die Glasmosaikkunst in Deutschland angewendet. Künstler von Ruf haben auf diesem Gebiete Besonderes geleistet, und zwar nicht nur für kirchliche Zwecke, sondern hauptsächlich auch für Profanbauten. Wir haben im Mosaik eins der reizvollsten und prächtigsten Ausdrucksmittel für die dekorative Ausschmückung architektonischer Entwürfe. Neben dem historischen Vollmosaik wendet man zur Erreichung von Raum- und Farbenwirkung das Putzmosaik an. Hand in Hand hiermit geht eine neue Technik, die Goldplattenmalerei, bei der das Material aus stark nuancierenden Gold- bzw. Silberplatten besteht. Ein Gang durch eine Glasmosaik-Werkstätte wird uns mit der Technik dieser wunderbaren Kunst näher bekannt machen. In der Schmelzhütte werden die Glasplatten selbst gegossen und hergerichtet, das breiige, flüssige Glas wird mit Löffeln auf Platten gegossen und kommt dann unter die Hebelpresse. Auf diese Weise erhalten die Platten alle eine gleichmäßige Stärke von $^1/_2$ cm. Die runden, etwa 10 bis 15 cm großen farbigen Glasplatten werden nun, bevor sie ins Atelier kommen, in Stücke zerschlagen. Das Lager weist Glasstücke in etwa 14000 verschiedenen Farbentönungen auf.

Im Atelier ist eine vielseitige Vorarbeit nötig, bevor man an eine Zusammensetzung der Mosaiken gehen kann. Von den vom Künstler angefertigten Entwürfen in Originalgröße des herzustellenden Kunstwerkes werden zunächst Pausen hergestellt und hiermit ein genaues Spiegelbild auf Papier übertragen. Dieses Bild wird nun in verschiedene Einzelteile zerlegt und den Mosaikarbeitern überantwortet. Auf ihrem Arbeitstisch finden wir viele Einzelschälchen mit verschiedenfarbigen Glasstücken. Vor den Plätzen an der Wand hängt das Original des Künstlers, und es ist nun die Aufgabe des Mosaikarbeiters, alle Farbenfeinheiten des Originals bei der Zusammensetzung zu berücksichtigen. Das schon erwähnte Spiegelbild wird vorher mit Kleister bestrichen, und die zum Teil winzig kleinen Glasstücke werden mit der Pinzette auf dies Bild gedrückt. Sobald Einzelteile fertig sind, werden sie zusammengestellt und auf ihre Gesamtwirkung hin geprüft. Fällt diese nach Wunsch aus, so werden die Einzelteile zusammengesetzt. In feuchten Sanduntergrund, womit das Mauerwerk, welches das Bild aufnehmen soll, bedeckt wird, werden die Mosaikstücke mit der Glasseite eingedrückt, so daß für den Beschauer das Mosaikbild zunächst verschwindet. Ist der Sand verhärtet, so wird die Unterlage abgenommen, die Glasstücke vom Kleister gereinigt, und das Kunstwerk ist fertig.

Im Zeichenatelier.
An der Wand die Werkzeichnung (im Spiegelbild) für ein Untergrundbahnhof-Mosaik. Die Werkzeichnungen werden in Ausschnitten den Mosaik-Setzern übergeben.

Zusammenstellen der auf die Ausschnitte der Werkzeichnung gesetzten Mosaikstücke.

Abweichen des Papiers der Werkzeichnung, nachdem das Mosaik umgekehrt auf einem Putzgrund befestigt worden ist.

Beim Ausschmücken von Gewölben werden Nachbildungen von Gewölben in Holzmodellen hergestellt, um die Spiegelbilder hiernach einrichten zu können.

Noch einige Worte über die Färbung der Gläser. Sämtliche verwendeten Farben sind Metalloxyde, die beim Zusammenschmelzen mit dem Glas nicht verbrennen. Nur bei Gold und Silber wird eine Glasplatte mit ganz dünnen Stückchen Gold oder Silber zusammen unter eine Hebelpresse gebracht und beides auf einer weiteren gewöhnlichen Glasplatte hart gepreßt, damit das Blattmaterial von Glas bedeckt wird.

H. Herzberg.

Ein Touristen-Einfallstor zum Alpengebiet: Vor dem Bahnhof in Garmisch-Partenkirchen bei der Ankunft der Fremden.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Wissen und Leben

Höhen- und Tiefenmessungen mit dem Behmlot. Bisher war man zur Messung von Meerestiefen ausschließlich auf Handlotung mit Draht und Senkblei angewiesen. Jetzt hat man hierfür eine neuartige Meßmethode, die sogenannte Echolotmessung. Der Erfinder dieses Systems, der bekannte Physiker A. Behm, hat in langjähriger, rastloser Arbeit dieses neue Verfahren zu einer ausgezeichneten Vollkommenheit ausgebaut. Unsere linke Abbildung zeigt die Anwendung des Behmlotverfahrens zur Tiefseemessung. Die Lösung des Echolotproblems gelang erst dadurch, daß Behm den Schallschatten, den der Schiffskörper wirft, dazu benutzte, den Echo-Empfänger vor der direkten Einwirkung des Schallsignals zu schützen. Die Wirkungsweise des Behmlotverfahrens ist aus der Abbildung deutlich zu ersehen. Es wird auf der einen Seite des Schiffes mittels einer Lotpatrone ein Schallsignal abgegeben, das in seiner Einwirkung auf den auf der anderen Seite des Schiffskörpers befindlichen Echo-Empfänger durch das Schiff selbst abgeschirmt ist. Dadurch ist es möglich geworden, auch geringe Wassertiefen zu messen. Für die Messungen wird als Schall die Explosion einer kleinen Patrone verwendet. Nach Abschuß der Patrone erfolgt die Explosion durch einen Zeitzünder erst in 1 bis 2 m unter dem Wasserspiegel. Die Schallwellen, die zunächst auf den sogenannten Abgangsempfänger treffen, pflanzen sich durch das Wasser bis zum Meeresgrund fort, werden von dort aus zurückgeworfen und erreichen den Echo-Empfänger. Mit dem Behmzeitmesser vermag man die Zeit vom Vorbeigang der Schallwelle am Abgangsempfänger bis zum Eintreffen im Echo-Empfänger einwandfrei zu messen und sichtbar zu machen. Die verstrichene Zeit kann dann an einer Skala, die direkt in Tiefen- oder Höhenmetern geeicht ist, sofort abgelesen werden. Der Erfolg der Tiefseemessungen durch das Echolot führte Behm auch zur Anwendung des Echolots für die Luftfahrt zur Höhenmessung. Die rechte Abbildung stellt diese Anwendung vom Luftschiff aus dar. An einem Fenster der Führergondel ist der Geber befestigt, von dem aus die Patrone abgeschossen wird. Der Knallpunkt ist deutlich erkenntlich gemacht. Die Schallwellen gehen wiederum vom Abgangsempfänger zum Erdboden und werden von dort aus zum Echo-Empfänger zurückgeworfen. Es ist Behm gelungen, auch für Höhenmessung im Flugzeug eine Methode auszubilden, die durch Echozeitmessung eine außerordentlich schnelle Bestimmung der Flughöhe fast bis auf Null herunter mit einer Genauigkeit von 10 cm erhält. Ing. B. v. Römer.

Ein neues System für Tiefen- und Höhenmessungen: Das Behmlot in seiner Anwendung zur Messung der Meerestiefe (links) und zur Höhenmessung vom Luftschiff aus. Zeichnungen von H. und B. v. Römer. (Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

Alte deutsche Los- und Stechbücher. Zwei Fragen haben die Menschen immer wieder an die Zukunft gestellt und haben alle ihnen dienlich erscheinenden Mittel angewandt, diese beiden Fragen zu beantworten. Was wird geschehen? heißt die eine. Was soll ich tun? lautet die andere. Scheinbar wesensverschieden, ja, einander wechselseitig aufhebend (gründet sich die erste doch auf einen mehr oder weniger unbedingten Fatalismus, die zweite auf den Glauben an die Freiheit des Willens), sind sie doch in Wahrheit nahe verbunden, da der losende Mensch sich ja seiner angeblichen, ihm sehr unheimlichen Freiheit begibt und sich unter die Vormundschaft einer höheren Notwendigkeit stellt. So sind also auch die Methoden, Antwort auf die beiden Fragen zu erlangen, nicht streng voneinander zu trennen: Orakel und Los gehören zusammen. Immerhin darf man sagen, daß die Orakel im engeren Sinne (von der Katze, die mir gestern über den Weg lief, bis zur Astrologie und hellseherischen Prophezeiung) die Frage nach dem künftigen Geschehen beantworten, ohne einen Rat für das Tun zu geben; während die Untergattung des Losorakels eher solch beratender Deutung fähig wird, mag sie auch nur ermutigend oder abratend wirken. Wenn Gretchen ihre Blume auszupft mit dem Sprüchlein: „Er liebt mich, er liebt mich nicht ...“; wenn Walter von der Vogelweide einen langen Strohhalm mit einem kurzen „abmißt“ und zwischen „Sie tut's“ und „Sie tut's nicht“ tröstliche Loswahl findet; wenn einer beim Salvatorbier an den Knöpfen abzählt, ob er noch ein Krügel riskieren darf: so wollen sie alle nicht wissen, was geschehen wird, sondern, was schon ist, um die Hemmungen ihres weiteren Tuns glücklich zu überwinden. — Die älteste und primitivste Art des Losens ist sicher die, so nur auf Ja! oder Nein! hinausgeht. Sie erfordert noch keine Deutung, da sich ja die beiden Zeichen auf Losstäben, Lostäfelchen, Losteinchen selbst leicht anbringen lassen oder das Dilemma, wie in obigen Beispielen, einfach durch Abzählen gelöst wird. Aber auch der Gebrauch mehrerer Zeichen auf den Losstäben ist uns von Skythen, Kelten, Finnen früh bezeugt, von den Deutschen zuerst sicher bei Tacitus (98 n. Chr.), nach dem Stäbchen von einem fruchtbaren Baum, durch gewisse Zeichen voneinander unterschieden (Vorläufer, wenn auch nicht Ahnen unserer „Buchstaben“!), über ein weißes Tuch ausgestreut und drei davon unter zauberischen Zeremonien aufgenommen werden, um gedeutet den Zukunftswink zu geben. — Schon ein Stück weiter gehen griechische und römische Lostäfelchen, auf denen je ein ganzer Vers (des Homer, des Virgil) verzeichnet war: das „gezogene“ Los wurde dann ebenfalls als Ratschlag höherer Mächte gedeutet. Im christlichen Mittelalter spielt dann die Bibel eine gleiche Rolle, und bis in unsere Zeit sind neben dem Buch der Bücher allerlei Erbauungsschriften, besonders die sogenannten Schatzkästlein, nur selten Bücher weltlichen Inhalts, als Orakel in jedem Sinne befragt worden; mochte auch die Kirche gegen diesen Mißbrauch eifern. In den Konventikeln der Mystiker und der Pietisten war dieses Befragen von Losbüchern sehr im Schwange. Goethe erzählt von dem Schatzkästlein der Mutter, das sie neben der Bibel als „Stechbuch“ verwandte, indem sie mit einer Nadel zwischen die Blätter stach und den aufgeschlagenen Spruch für sich deutete. Im „Buche der Sprüche“ des „Westöstlichen Diwans“ hat der Dichter dann selbst ein poetisches Stechbuch scherzend geschaffen, in den Noten und Abhandlungen dazu aber hat er den alten Brauch seelenkundig beleuchtet: „Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschluß, dem Ausspruch des Loses sich zu unterwerfen.“ Wir vermögen heute noch etwas tiefer zu sehen und einen guten Sinn in dieser Art des Loses zu finden. Überall dort, wo ein Spruch, ein Vers, ja selbst nur ein geheimnisvolles Wort oder gar nur ein Zeichen auf uns zu deuten ist, entsteht durch den Deutungsversuch eine Verbindung unseres Bewußtseins mit den schicksalhaften Urgründen des Unbewußten, das in der heutigen Psychologie wieder eine so große Rolle spielt. Schon der romantische Seelenforscher Carus behauptet (1846!), „der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens“ liege „in der Region des Unbewußtseins“. Die Psychoanalyse hat diese Wahrheit erst neu entdecken müssen, und wir

Los- und Stechbücher, aus denen unsere Vorfahren ihr Schicksal zu erkunden suchten: Drehscheibe (links) und erste Textseite des nur in einem einzigen Exemplar in der Preußischen Staatsbibliothek noch vorhandenen Losbuches von Martin Flach, Basel, 1485. Faksimiles herausgegeben von E. Bouillième, 1923. Die Zunge des Tieres ist ergänzt. (Hierzu nebenstehender Beitrag.)

dürfen heute sagen (ob wir sonst zu Freud oder zu Adler, zu den Schweizern oder vernünftigerweise zu keiner dieser Sekten halten): das Unbewußte birgt nicht nur den Schlüssel zur Erkenntnis der bewußten Seele, sondern, was mehr ist, auch den Schlüssel zu unserem Schicksal, das weithin von unbewußten Mächten geleitet wird. Die subjektive Deutung der Loswahl geschieht nun so, daß wir das Orakelwort in eine persönliche Beziehung zu uns setzen, wodurch es sich für uns wandelt, umbaut, aufhellt, ordnet, um so mehr, je stärker unbewußte Tendenzen sich darin unserem Bewußtsein mitteilen können. Wie in einem Spiegel erscheint uns dann das eigene Innerste als etwas Äußeres, uns vom Schicksal Aufgegebenes, und wir nehmen williger und mutiger das Gebot hin, das uns so erteilt wird. Darum bewahrheiten sich natürlich die Schicksalssprüche nur dann, wenn wir von vornherein an sie glauben. Es spricht nicht gegen, sondern für den unvermindert zähen Glauben an die alten Losorakel, daß seit dem 13. Jahrhundert in Europa Bücher auftauchen, die aus der Schicksalsfrage ein heiteres, unverbindliches Gesellschaftsspiel machen. Sie gehören, psychologisch genommen, zu den gleichen Beruhigungsmitteln wie das Sprichwort von den Träumen, die Schäume sein sollen. Der mittelalterliche Mensch und der Mensch der Renaissance besitzt noch die beneidenswerte Fähigkeit, über ernste Dinge sich lustig zu machen, ohne sie darum weniger ernst zu nehmen. Diese Losbücher, viele von ihnen heute nur noch in einem einzigen Exemplar erhalten, sind kostbare Seltenheiten unserer Bibliotheken geworden. Alle diese Bücher enthalten Anordnungen scherzhafter Antworten auf gestellte oder gedachte Fragen, für Männlein und Weiblein oft besonders. Die jeweilige Orakelantwort wird durch das Los, d. h. durch den Zufall gefunden, bei den älteren Büchern mit Hilfe eines Kartenspiels oder der Würfel, deren mögliche Kombinationen im Buche systematisch abgebildet sind und mehr oder weniger verzwickt auf den rechten Spruch leiten. Später trägt das Titelblatt auf beiden Seiten eine bewegliche Drehscheibe, die man von der Vorderseite her in Umdrehung setzt, um dann auf der Rückseite nachzusehen: dort weist ein Zeiger, die Zunge eines Ungeheuers oder ein Einhorn auf Zeichen, Bild oder Stichwort des „gesuchten" Losspruches. In dem hier als Beispiel wiedergegebenen Losbuch des Baseler Druckers Martin Flach (Unikum in der Preuß. Staatsbibliothek, Berlin; um 1485) sind es Tiernamen, die dann im Büchlein aufzusuchen sind. Ein Zusammenhang der Tiere mit den Sprüchen (die auch aus anderen Losbüchern bekannt sind) besteht nicht. Das Flachsche Losbuch hat nur eine Drehscheibe. Strengkirchliche Kreise empfanden diese lustigen Losbüchlein als Unfug und suchten sie durch andere, erbauliche und nützliche (wie sie meinten) zu verdrängen. Ohne Erfolg, da diese christlichen Losbücher kaum eine Auflage absetzten. Auch die frommgläubigen Kreise haben sich des neuen Büchleins nicht bedient, sondern sind bei den Stechbüchern ihres Vertrauens geblieben: bei der Heiligen Schrift, beim Gesangbuch, beim Schatzkästlein, von dessen zahllosen Ausgaben das pietistische von Bogatzky heute noch weitverbreitet ist. Ob auch zu Orakelzwecken mit gläubiger Nadel, weiß ich nicht. Dr. Hans Hajek.

Die Kulturleistungen der Menschheit. „Unsere Zeit hat den Beruf, die entwickelte Gesamtübersicht der menschlichen Kultur wissenschaftlich zur Vollendung zu bringen... die letzte Zusammenschau wird verlangt, ‚das natürliche System' der Menschheitskultur." — Diese Zeilen sind einem groß angelegten Werke mit dem Titel „Die Kulturleistungen der Menschheit" (Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig, 1927) entnommen, dessen Verfasser Dr. Hermann Schneider, Professor der Philosophie und Pädagogik, Mitdirektor des Philosophischen Instituts der Universität Leipzig, ist. Vom 1. Bande des imposanten Werkes, der den Titel „Die Völker des Altertums" trägt, liegt bisher die 1. Abteilung vor. Er behandelt die urzeitlichen Steinkulturen Europas bis zur Jungsteinzeit, sodann die Schrift-Erfinder unseres Kulturkreises: Ägypter, Babylonier und Kreter, schließlich die Schriftübernehmer und Kulturvollender: Juden, Perser (bis hierher reicht die vorliegende 1. Abteilung des 1. Bandes), Hellenen und Römer. Ein Anhang soll den Indern und Chinesen gewidmet sein. Der 2. Band wird die europäischen Kulturen der Neuzeit: Italiener, Spanier, Engländer, Franzosen, Holländer, Deutsche, Skandinavier, Russen, Polen, betrachten und erst danach die mittelalterlichen Kulturen in Europa, Asien und Afrika — namentlich den Islam, schließlich auch die „Mittelalter" in Persien, Indien, China, Japan. Dieses universale Werk ist das Ergebnis jahrzehntelanger Forschung und Sammlung, deren Weg und Entwicklung durch eine ganze Reihe vorhergehender Werke des Autors (von 1906 bis 1922) gekennzeichnet sind. Die Universalität des Werkes offenbart sich nicht nur in der geographischen und chronologischen Erstreckung der dargestellten Kulturentwicklung der Menschheit, sondern vor allem darin, daß die jeweilig betrachtete Kultur bis in ihre sämtlichen Gebiete hinein durchleuchtet wird, also Rassengrundlage, Staatsverfassung und Ständebildung, Dichtung, Musik, Bildkunst, Wissenschaft, Weltanschauung und Religion der betreffenden Völker und Kulturen jedesmal einzeln gewürdigt werden. Dabei soll Fehlendes auf einzelnen Gebieten einzelner Kulturen nicht als vorhanden vorgetäuscht werden; es wird als fehlend ausdrücklich vermerkt — um des reichen Aufschlusses auch solcher Ausfälle willen. — So erfahren wir etwa über die Schaffung von Handel und Recht durch die Priesterkönige der älteren babylonischen Kultur, über die Benutzung des Dezimalsystems, das sie von Ägypten übernahmen, durch die alten Kreter schon vor 3000—4000 Jahren; wir hören, daß sich um dieselbe Zeit die Babylonier des Duodezimal-(Zwölfer-)Systems bedienten und mit ihm bereits recht komplizierte Rechenoperationen vornahmen. Wir vernehmen von der Scheidung des Jenseits in Himmel und Hölle bereits bei den alten Persern, von der frühzeitigen Entstehung einer bürgerlichen, d. h. auf Familie, Menschheit und einen einzigen Gott gerichteten Religion bei den alten Juden. Aber wir erfahren andererseits etwa auch, daß über die Musik in diesen alten Kulturen oft fast nichts erhalten ist; wir gewinnen ein Bild der aus sehr spärlichen Resten spät erst erkannten großzügigen, weltgewaltigen und daseinsfreudigen Kultur des alten Kreta. Es ist natürlich hier nicht möglich, von dem Reichtum der an der Hand des Buches zu durchwandernden alten, ehrwürdigen Kulturen auch nur eine genauere Andeutung zu vermitteln. — Nicht unwichtig ist es, daß dieses Buch gerade in Deutschland erscheint, das seit Herders und Hegels, ja, fast schon seit Leibniz' Zeiten als der eigentliche Sitz des universalhistorischen Bewußtseins bezeichnet werden darf. Der Verfasser des Werkes, der unter die Fortsetzer der Lamprechtschen Tradition gerechnet werden muß, steht mit seinem umfassenden und doch wirklichkeitsgesättigten, tatsachengetreuen Blick auch in jener obengenannten umfassenderen Tradition, deren Ertrag gerade auch in seinem Werke höchst bedeutsam zu reifen beginnt. Privatdozent Dr. W. Schingnitz.

Wie der Gletscher arbeitet. Man weiß, daß das Wasser nicht allein in flüssiger Form in nie ermüdender Tätigkeit an der Landschaft ändernd arbeitet, sondern auch in fester Form, als Eis und Firn gewaltige Arbeit vollbringt. Neuere Forschungen schwedischer und deutscher Geologen haben sich mit der Technik der Gletscherarbeit befaßt. Das Eis hat eine Gestaltungskraft, die man in zwei Teilkräfte zerlegen kann, und zwar in eine wagrechte mit losbrechender Arbeit und in eine senkrechte, die glättet. Je dicker das Gletschereis ist, desto mehr glättet es, und je dünner das Eis ist, desto stärker wirkt die losbrechende Kraft. Darum schleifen mächtige Eisströme ihren Untergrund mehr ab, während die dünnen Eislagen, besonders in der Nähe des Eisrandes, eine große losbrechende Arbeit verrichten. Eine dünne Eisscholle wirkt vor allen Dingen schiebend und stoßend und weniger den Untergrund abnützend. Darum ist ihre Wirkung als Kargletscher in den Alpen und zur Eiszeit in manchen deutschen Mittelgebirgen erstaunlich. Diese Arbeit kann oft intensiver sein als die gewaltig dicker Eisschichten, deren glättende, abschleifende Tätigkeit mehr Zeit erfordert. Rudolf Hundt.

ZUM NACHDENKEN

Kammrätsel.

Nach Einordnung der Buchstaben a d e e e e e g g g g i i l l n n o o o o o o r r r r t t ergibt der Rücken des Kammes eine Verdische Oper. Die Zinken nennen: 1 und 3 je ein Tonstück, 2 und 5 je ein Musikinstrument, 4 Singstimme.

Vorsetzrätsel.

Enkel – Range – Osten – Alm — Porto — Nebel — Ende — Wald — Tier.

Durch Vorsetzen je eines Buchstabens vor die einzelnen Wörter sind Wörter mit anderer Bedeutung zu bilden. Die vorgesetzten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, einen altgriechischen Dichter.

Kreuzworträtsel.

(Zu nebenstehender Figur.)

Wagerecht: 1 Verfasser, 5 zweirädrige Droschke, 7 Märchenfigur, 9 Bergwiese, 11 große Grasflur, 13 Spielkarte, 14 ägypt. Sonnengott, 15 Tiererzeugnis, 16 griech. Buchstabe, 17 Hafenstadt in England, 20 Notbrücke, 22 weibl. Vorname, 24 Königreich, 26 Elend, 28 Berg bei Innsbruck, 31 Reiterballspiel, 33 italienischer Fluß, 34 Auerochs, 35 Anschrift, 38 Ausdruck für je, 39 Grundlage der Musik, 40 Nebenfluß der Saale, 41 Himmelskörper; senkrecht: 2 Reingewicht, 3 sibirischer Fluß, 4 türk. Kopfbedeckung, 6 Getränk, 8 engl. Adelstitel, 9 Gewürz, 10 Wasserfahrzeug, 12 römisches Gewand, 18 Schlingpflanze, 19 der Musik geweihte Stätte, 21 beschädigte Plastik, 22 Fluß in Bayern, 23 Behörde, 25 Felsenklippe, 27 Befestigung, 29 Abkürzung für „Summa“, 30 Badestrand bei Venedig, 31 Staatsmonopol, 32 Flächenmaß, 35 Körperteil, 36 Baum, 37 griechische Göttin.

Magisches Quadrat.

Wenn die Buchstaben a a a a a a b b e e l l m m o r r r r r t t t u u richtig in die Felder des Quadrats geordnet werden, ergeben sich 5 Wörter, die wagerecht und senkrecht gleich lauten. Die Wörter bedeuten: Riechstoff, sittlicher Begriff, Angelobte, geometrische Figur, Lebensperiode.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4307.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4305

Rösselsprung: Wer sich beurteilt nur nach sich, / Gelangt zu falschen Schlüssen — / Du selbst erkennst so wenig dich, / Als du dich selbst kannst küssen. (Bodenstedt.)

Geständnis: Wunder — Zunder.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Otto, 5 Irma, 8 Brasilien, 10 Moab, 11 Elis, 12 Pas, 14 Bai, 15 Udo, 17 Ase, 20 Rahm, 22 Herz, 23 Grönland, 24 Öde, 25 Klee; senkrecht: 1 Stab, 2 Arie, 3 Oboe, 4 Tragbahre, 6 Melpomene, 7 Anis, 9 Ida, 12 Pia, 13 Sue, 16 Sago, 18 San, 19 Erde, 21 Mode, 22 Hals.

Magisches Dreieck: Kaspar, Alois, Soda, Pia, As, r.

Ergänzungsrätsel: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, / den schickt er in die weite Welt.

Silbenrätsel: 1 Donau, 2 Uran, 3 Gerhard, 4 Livland, 5 Ackerbau, 6 Uwarow, 7 Botticelli, 8 Salamander, 9 Topas, 10 Zenit, 11 Unterhaltung, 12 Serenade, 13 Chaos, 14 Ipswich, 15 Erato, 16 Bischofsstab, 17 Eberesche, 18 Neptun. — Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.

ANEKDOTEN

Edelmut. Als Philipp dem Schönen angeraten wurde, den Bischof von Pamiers zu strafen, weil er am meisten zu den Streitigkeiten zwischen dem König und dem Papste Bonifazius VIII. beigetragen habe, antwortete er: „Ich kann es wohl tun; aber es ist schön, etwas können und es doch nicht tun!“

Wie Äschylus starb. Dem Poeten Äschylus war prophezeit worden, daß er vor seinem Hause erschlagen würde. Der Dichter war vorsichtig genug, nur noch bei Tage auszugehen. Aber das Geschick wollte es anders. Als Äschylus einmal unter die Tür trat, fiel aus der Höhe eine Schildkröte, die ein Adler in die Luft getragen hatte, auf den kahlen Schädel des Poeten; und er starb.

Ewige Scheidung. Als Königin Christine von Schweden hörte, daß die Gräfin von Suze gern von ihrem Mann geschieden sein wollte, und daß sie deshalb zum katholischen Glauben übergetreten sei, sagte sie: „Die Gräfin hat darum ihren Glauben verändert, daß sie ihren Gemahl nie mehr, weder in dieser noch in der anderen Welt, zu sehen bekommt!“

Fürsten und Philosophen. Aristippos wurde einst von Dionysius gefragt, warum die Philosophen so oft zu den Fürsten kämen, während umgekehrt aber die Fürsten nie zu den Philosophen gingen. Darauf antwortete Aristippos: „Weil die Philosophen einsehen, was ihnen fehlt — die Fürsten aber nicht!“

Was tut ein König? Von Heinrich IV. sagte man: „Er sagt nicht alles, was er denkt. Er tut nicht alles, was er sagt. Er will nicht alles, was er kann.“

Das Warum vom Warum. Die Königin Sophie Charlotte von Preußen wollte einst von dem Philosophen Leibniz die ersten Grundursachen der Dinge kennenlernen. Da sprach der Weise: „Allergnädigste Königin, es ist nicht möglich, Sie zu befriedigen; denn Sie wollen das Warum vom Warum wissen.“

Die zurechtgewiesene Fliege. Jakob I. von England saß einmal über einer Arbeit, da kam eine Fliege und setzte sich dem König auf die Nase, und alle Mittel vermochten nicht das Tier wegzubringen. Da zürnte der König und sprach: „Ich habe drei Königreiche — kannst du denn darin keinen anderen Platz finden?“

Die Verjüngung der Frau von Frau Dr. Thea Sutoris, Berlin.

Das heutige Leben stellt an jeden einzelnen erhöhte Anforderungen. Die Waffen der Frau: Anmut und Liebreiz — Vorteile der Jugend — sind dieselben geblieben wie vor tausend Jahren. Aber, wenn wir nun altern? Welche Frau erbleicht nicht bei dem Gedanken? Seitdem nun Steinach und Voronoff die Greise zu Jünglingen machen durch Operationen und Übertragung von Affendrüsen, haben die (wohlhabenden) **Männer** ihren Messias gefunden — wir Frauen aber stehen ratlos da. Alle bisherigen Verjüngungsverfahren galten nur für das männliche Geschlecht — abseits stehen wir Frauen. Während wir unser armes Hirn noch zermartern — denn auch die Schälkur, die Paraffinkur, die Schildkrötensalbenkur und anderer Unsinn helfen bestenfalls vorübergehend oder versagen ganz, — mutet uns wie ein Märchen aus 1001 Nacht die Kunde an von der natürlichen Verjüngungsmethode durch die indische Beerenfrucht **Lukutate**, von welcher der deutsche Forscher Freiherr von Gagern und neuerdings auch namhafte deutsche Gelehrte Fabelhaftes zu berichten wissen. Lukutate wird als Drüsenmittel der Zukunft gerühmt. Lukutate befreit das Blut und den Körper von allen Schlacken. Es wirkt auf die innersekretorische Tätigkeit ein und verursacht auf diese Weise die Ausströmung der Gifte und den nötigen Stoffwechsel. Lukutate bewirkt Ausscheidung aller schädlichen Giftsekrete, auch vom Darm, daß die Schilddrüse wieder freier arbeiten kann. Allem Anschein nach enthält die Beere vitaminähnliche Stoffe, die genau wie bei den schon bekannten Vitaminen in Reinkultur nicht zu gewinnen sind, aber in der wohltätigen Wirkung auf den Gesamtorganismus ihr Vorhandensein beweisen. Die Wirkung der Lukutate tritt im Gegensatz zu den obenerwähnten und übrigens meist unerschwinglich teuren „Kuren" verblüffend schnell ein. Schon wenige Wochen nach dem Verbrauch einer verhältnismäßig kleinen Menge ist eine Nervenerfrischung und Neubelebung, eine wunderbare Verjüngung des ganzen Organismus deutlich zu spüren. Wir Frauen empfinden es besonders dankbar, daß uns durch die Lukutate-Beere ein **natürliches** Mittel zur Verjüngung in die Hand gegeben ist.

In Paris befindet sich in der Nähe des Place Étoile und des immergrünen Bois de Boulogne die Rue de Brunel, in der in Nr. 44 das neue, mit jeglichem Komfort ausgestattete **Hotel Rovaro** eröffnet wurde. 350 Zimmer mit Bad und Telephon, eine Anzahl von luxuriösen Appartements, eine vorzügliche Küche und ein mit allen Finessen ausgestatteter Keller sowie auch deutschsprechendes Personal stehen den Gästen zur Verfügung. Die Leitung des Hotels liegt in den Händen einer der ältesten Hotelierfamilien Frankreichs, der Gebr. Charnisey.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Mecel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier

Illustrirte Zeitung

ZU HINDENBURGS 80. GEBURTSTAG

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4307. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 29. SEPTEMBER 1927

Reinnickel-Kochgeschirre sind stark und dauerhaft, leicht und bequem zu reinigen, im höchsten Grad hygienisch, unverändert spiegelblank, mit einem Wort · die unübertroffen zweckmässigsten und wirtschaftlichsten Kochgeschirre der Gegenwart.

BERNDORF REIN-NICKEL

BERNDORFER REINNICKEL KOCHGESCHIRRE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Berndorfer Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstrasse 6, München, Weinstrasse 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstrasse 19—21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4,. Zweigfabriken: Esslingen am Neckar, Luzern, Murbacherstrasse 1, Mailand, Via Pergolesi 8—10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf Nied.-Oest.

Ein Zweizylinder-Motorrad NSU

500 ccm

für billiges Geld!

Rahmen- und Gabelfederung gibt dem Motorrad den elastischen, bequemen Gang. Wenn Sie stundenlang auf Touren sind, kennen Sie keine Ermüdung. Die Rahmen- und Gabelfederung schont die Maschine und das Reifen-Material. — Dieses NSU Zweizylinder-Motorrad müssen Sie sich von unserem Vertreter zeigen lassen. Sie werden es sicher kaufen, denn Sie zahlen nicht mehr, als für eine Einzylinder-Maschine. Machen Sie keinen Fehler und greifen Sie zu keiner Marke, von der Sie das Vertrauen nicht so haben dürfen, wie zu NSU Zweizylinder.

Touren-Modell 1225.— Mk. Sport-Modell 1250.— Mk.

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G. Neckarsulm Württ.

Die Original Lange-Uhr

A. LANGE & SÖHNE

Glashütte in Sachsen.

Bezug nur durch Uhrenhandlungen.

GA 1870

Hausfrauen erleichtert Euch die Küchenarbeit! Benutzt das Schnellrührsieb

Lotte!

Erhältlich in allen guten Fachgeschäften.

Auf Wunsch senden wir Ihnen Prospekte mit Erläuterungen kostenlos

Hersteller GEBR. ARNDT, Metallwarenfabrik, QUEDLINBURG

Das Beste, was Paris bietet, ist das

HOTEL **AMBASSADOR**

das grösste Pariser Hotel am neuen Boulevard Haussmann

600 Zimmer mit Bad

Einzelzimmer mit Bad . . . . . . Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad . . . . . Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad Fcs. 200.-

COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
TRÉMOÏLLE
GROSVENOR

DIREKTION: DUHAMEL

Hotel Balmoral, Paris 23, Rue de Montenotte in der Nähe des Étoile und Bois-de-Boulogne. Neu eingerichtet, Zimmer mit u. ohne Bad. Toilette, W. C. u. Telefon zu jed. Zimmer, Grill- u. Tee-Saal. Tel.-Adr.: Balmorabel-Paris 74, Tel.: Wagram 77-21 u. 30-50. Man spricht deutsch.

PARIS HOTEL PENNSYLVANIA 45 Rue des Acacias. — Etoile — Jetzt eröffnet. — Tel.-Adr.: PENNATEL 74. — Renommierter Keller und Küche. — Garage i. Hause u. gratis. — Spezielle Pensionspreise für Familien u. längeren Aufenthalt. — Mit deutschen Gästen erfahrene Direktion.

HOTEL RADIO, PARIS

120 Zimmer. 64—66 Bd. Clichy. 80 Badezimmer.

Wurde im Mai dieses Jahres neu eröffnet.
Größter Komfort. — Restaurant. — Bar. — Keller.
Zimmer von RM. 5.—, mit Bad von RM. 7.—

TREFFPUNKT DER DEUTSCHEN

Telegr.-Adr.: Hotradio 90 Paris.

HOTEL ROVARO

Nahe dem Place Étoile. Neu eröffnet. 44 Rue Brunel PARIS Vorzüglich. Restaurant - Keller - Bar.

HOTEL SEVRES-VANEAU
PARIS 86, rue Vaneau
Das Heim der Intellektuellen.
Moderner Komfort. — Mässige Preise.

Schreibe mit „Klio"

„Klio" ist der beste Goldfüllhalter.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4307. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. September 1927.

Allgemeine Notizen.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat aus Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums vom Offizierkorps des Infanterie-Regiments v. Hindenburg einen prachtvollen Ehrensäbel mit wundervoll ausgeführter Damaszierung zum Geschenk erhalten, den der Herr Reichspräsident bei allen Gelegenheiten trägt. Der Säbel ist ein kunstgewerbliches Meisterwerk. Die eine Seite der Klinge enthält die Widmung des Offizierkorps und das Wappen v. Hindenburgs. Auf der anderen Seite sind die Namen der sämtlichen Schlachten angebracht, an denen das Regiment v. Hindenburg bis zum April 1916 teilgenommen hat. Das Regiment lag zu diesem Zeitpunkt vor Dünaburg. Der Säbel wurde von einer Abordnung der Offiziere dem Herrn General-Feldmarschall im großen Hauptquartier überreicht. Er entstammt der Firma Weyersberg, Kirschbaum & Cie. in Solingen, die auf dem Gebiet der Waffenherstellung unbestrittenen Weltruf besitzt und im Lauf der Jahre für alle Länder der Erde derartige Ehrenpräsente für Kaiser und Könige, verdiente Generale, Staatsmänner usw. angefertigt hat.

Die Baugeschichte des Mainzer Domes gleicht einem Drama. Neun Jahrhunderte haben an seiner Fertigstellung gearbeitet und immer wieder, wenn das herrliche Werk vollendet schien, zerstörte irgendein schicksalhaft hereinbrechendes Unglück die Schöpfung unzähliger fleißiger Hände. Nachdem Erzbischof Willigis 975 die Fundamente gelegt hatte und der fertige Dom 1009 feierlich eingeweiht wurde, brach am Tag der Einweihung plötzlich ein Brand aus, der alles in Schutt und Asche legte. 1036 war der Neubau fertig, aber schon 1081 wird er von einer neuen Feuersbrunst wieder vernichtet. Kaiser Heinrich IV. und Erzbischof Adalbert I. gingen ans Wiederaufbauwerk. Die Wölbung des neuen Doms wurde um 1137 vollendet, doch einige Jahre darauf zerstörte ein Brand abermals Teile des Bauwerks, so daß um 1200 bereits Erneuerungsarbeiten begonnen werden mußten. 1767 suchte ein vierter Brand den Dom heim. Der 82 Meter hohe westliche Hauptturm und die Seitentürme wurden nach diesem Brand mit feuersicherer Bekrönung aus Stein versehen. 1792 besetzten die Franzosen die Stadt; bei der Wiedereroberung durch die Deutschen 1793 geriet der Dom während des Bombardements zum letztenmal in Brand. Nur eine düstere

Ruine blieb von dem stolzen Wahrzeichen des „goldenen Hauptes des Deutschen Reiches“ übrig, wie Mainz in den Schriften der mittelalterlichen Chronisten genannt wird. Militärmagazine, Pulverlager, Notlazarette füllten die Gewölbe, das Innere der Kirche ward verwüstet, und die Kunstschätze wurden verschleppt. Schon war die Niederlegung der Ruine beschlossen, als der neue Mainzer Bischof Jos. Ludwig Colmar die Rettung des Domes übernahm. Er richtete von 1803 ab mühsam das, was zerstört war, wieder auf, aber schon 1868 begannen der Ostturm und die Seitentürme sich zu senken; sie mußten abgetragen und neu aufgebaut werden. Trotzdem drohte seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts aufs neue der Einsturz. Bei einer eingehenden Untersuchung 1910 ergab sich eine Senkung der Fundamente. Der gesamte Dom wurde nun in mehr als zehnjähriger Arbeit um etwa 3 Meter tiefer auf neue Fundamente gelegt und innen wie außen völlig renoviert. Die letzten Wiederherstellungs- und Rettungsarbeiten wurden 1925 in Angriff genommen und gehen jetzt, wie uns die Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung mitteilt, ihrer Vollendung entgegen.

Eine Jagd- und Touristenfahrt nach Abessinien unternimmt im November der seit 35 Jahren bestehende Orient-Reiseklub Leipzig. Die Reise sollte ursprünglich Ende Dezember beginnen. Nun wird aber unter der Leitung von mit Land, Leuten und Sprache bekannten Herren, unter denen sich der frühere deutsche Geschäftsträger Abessiniens, ferner der Leiter der vorjährigen Nilquellenforschungsexpedition, weiter ein Arzt, ein Geologe usw. befinden, eine deutsche Äthiopische Expedition ausgerüstet, die bereits im November die Ausreise antritt. Der Hauptzweck dieser Expedition ist, Neuland für Deutsche, Arbeits- und Absatzgebiet für deutsche Industrie zu schaffen. Der Leiter der Expedition hat den Orient-Reiseklub eingeladen, sich anzuschließen und Abessinien touristisch mit erschließen zu helfen. Diese Einladung verspricht mancherlei Vorteile für die Teilnehmer der Klubfahrt, gewährt große Sicherheiten und verringert die Kosten für den einzelnen. Wer sich daher für die Fahrt des Orient-Reiseklubs ernstlich interessiert, wende sich sogleich an einen der beiden Leiter der Jagd- und Touristenfahrt, an Klubvorstand Arthur Wünsch, Leipzig N 22, Ehrensteinstraße 32, oder an das langjährige Ehrenreiseausschußmitglied des Klubs Graf Viktor v. Schlieben in Abwinkel am Tegernsee, Villa Tannenhof.

Was man vom Sekt wissen muß.

Während der Wein bekanntlich im Faß gärt, ist für die Güte und Bekömmlichkeit des Schaumweines die Gärung auf der Flasche von entscheidender Bedeutung. Nach diesem fast 200 Jahre alten Flaschengärverfahren, dem die Schaumweinindustrie ihre Entstehung und ungeahnte Entwicklung in aller Welt zu verdanken hat, werden auch die Sektmarken der bekannten deutschen Sektkellerei Deinhard & Co., Koblenz am Rhein und Mosel, hergestellt. Aus feinen, auserlesenen Weinen werden hier von bewährten Fachleuten die Cuvées zusammengestellt, die jahrelange Lagerung zu köstlicher Reife entwickelt und uns unter den Markenbezeichnungen Deinhard-Kabinett, Deinhard-Hochgewächs und Deinhard-Lila begegnen. Nicht nur bei uns in Deutschland, sondern in fast allen Ländern der Erde haben diese Marken begeisterte Aufnahme gefunden. Fast die Hälfte der gesamten deutschen Sektausfuhr entfiel nach der amtlichen Statistik des letzten Jahres auf die Marken der Firma Deinhard & Co. Das ist wohl der beste Beweis für die unvergleichliche Güte und große Beliebtheit der Deinhard-Sektmarken.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden
Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.
Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.
Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster
Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.
Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.
Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.
Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.
Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Reichenhall
Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee
Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden
Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.
Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.
Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.
Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.–.
Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.
Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden
mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.
Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.
Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.
Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.
Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen
Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee
Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien
Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.
Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.
Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.
Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad
Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt
Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.
Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.
Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Braunlage
Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.
Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld
Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)
Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.
Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee
Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.
Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg
Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.
Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.
Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.
Hotel Radau. Mit allem Komfort.
Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.
Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal
Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Suderode
Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)
Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

ERZGEBIRGE

Dresden
Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)
Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Oberbärenburg
Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THURINGEN

Eisenach
Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda
Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.
Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.
Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.
Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.
Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.
Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.
Städt. Hotel Kurhaus.
Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein
Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.
Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.
Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.
Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.
Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.
Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.
Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.
Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.
Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.
Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.
Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen
bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.
Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz
Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.
Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.
Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.
Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.
Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.
Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.
Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

NORDSEEBÄDER

Norderney

OSTSEEBÄDER

Heringsdorf
Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.
Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.
Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad
Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck
Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden
Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa
Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.
Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.
Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.
Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel
Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.
Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.
Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.
Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.
Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.
Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.
Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Davos
Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Locarno
(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano
Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.
Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.
Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.
Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.
Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.
Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.
Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.
Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.
Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.
Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.
Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Gastagnola
Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz
Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina
Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.
Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.
Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.
Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.
Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.
Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera
die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.
Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.
Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.
Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.
Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.
Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse
Karersee (Carezza al lago) Canazei.
Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.
Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.
Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.
Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran
Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.
Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.
Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.
Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.
Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Pension Hampl. Altrenommiert.
Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.
Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.
Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.
Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.
Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.
Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.
Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.
Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.
Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Rapallo
Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

San Martino di Castrozza.
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita
27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa
Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig
Der schönste Strand der Welt!
Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.
Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.
Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.
Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Los von der Küche! Wieviel Kilometer Weg legt die Hausfrau jährlich in der Küche zurück? — Sehr oft schon ist diese Frage behandelt worden. Noch interessanter aber wäre es, einmal festzustellen, wieviel Kilometer davon die Hausfrau ersparen könnte. Gar manche Arbeit im Haushalt wird mit einem Kraftaufwand ausgeführt, der sich bei Anwendung moderner Hilfsmittel ganz erheblich verringern ließe. So kann z. B. der Tee, sei es nun für den Morgen, den Nachmittag oder Abend, ohne Hin- und Herlaufen unmittelbar am Tische bereitet werden. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß man nicht nach alter Weise verfährt, sondern sich der modernen Zugsieb-Teekanne („Kompletta" genannt) bedient. Diese neue, praktische Teekanne ist übrigens, worauf die Hausfrauen hingewiesen sein mögen, nicht im Handel zu haben, vielmehr kann sie lediglich gegen Rückgabe leerer Umhüllungen von Packungen der bekannten „Teekanne"-Tees erworben werden, ebenso die auch dazugehörigen Tassen, Zuckerdose und Sahnegießer. Ausnahmsweise gibt die Teekanne-Co., Dresden-A. 1 auch Kompletta-Service gegen Bezahlung ab (Kanne Mk. 3.—, Tasse, Zuckerdose oder Sahnegießer je Mk. 1.— einschließl. bruchsicherer Verpackung und Franko-Zusendung) in der Weise, daß der Betrag später, wenn die genügende Anzahl leerer Packungen gesammelt ist, zurückvergütet wird. Da die Mehrzahl aller Hausfrauen wohl aber ohnedies zu den Verehrerinnen der „Teekanne" zählt, wird es ihnen ein leichtes sein, sich in den Besitz eines Kompletta-Services zu setzen. H. K.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post
bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

Illustrirte Zeitung

Für die „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gemalt von Fritz Grotemeyer

von Hindenburg

Zum 80. Geburtstage des Reichspräsidenten v. Hindenburg

VON OBERSTLEUTNANT A. D. ALFRED NIEMANN.

Hindenburgs Vaterhaus in Pinne (Regierungsbezirk Posen), wo Hindenburgs Eltern früher ihren Wohnsitz hatten.

Das Geburtshaus Hindenburgs in Posen.

Der 2. Oktober 1927 wird für das deutsche Volk ein Tag tiefen innerlichen Erlebens sein. In der ehrwürdigen Gestalt seines 80jährigen Reichspräsidenten tritt in sein Bewußtsein ein Jahrhundert deutscher Geschichte: das ganze schwere Ringen um nationale Einheit und nationale Geltung; eine Summe unübertrefflicher Leistungen neben schicksalhafter völkischer Unzulänglichkeit; Persönlichkeitswerte, wie sie kaum eine andere Nation aufzuweisen hat; ein gottbegnadeter Führer in schwersten Stunden, zu kühnem Höhenflug bestimmt, aber durch Hemmungen außer ihm zu Boden gedrückt; ein stolzer, in allen Anfechtungen aufrecht stehender Held, tragisch verstrickt in die Tragödie seines Volkes, ein trotziger Held, mit ungebrochener sittlicher Kraft emporstrebend zu neuen lichten Höhen.

Jahrhundertealte geschichtliche Verknüpfungen schufen in einer langen Geschlechterfolge den Typus Paul v. Hindenburgs. Im Kampfe um die deutsche Ostmark, im zähen Ringen um Preußens Geltung erhielten seine Vorfahren aus den Familien v. Beneckendorff und v. Hindenburg, die sich dann zu einem Geschlecht verschmolzen, ihre Prägung. Die Behauptung der ostischen Scholle und der Dienst am Staate der Preußenkönige wurden zur Familientradition. Wie seinem Vater, so war auch Paul v. Hindenburg die Wahl des Königlichen Heeresdienstes eine blutmäßige Selbstverständlichkeit.

Im preußischen Kadettenkorps empfing er die Vorbildung für seinen Beruf, eine Vorbildung, die wirksam ergänzte, was treu sorgende, menschlich hochstehende Eltern keimhaft gepflegt hatten: Selbstzucht, Gottverbundenheit, einen hohen moralischen Ehrbegriff, peinliches Pflichtgefühl, Arbeitsamkeit und Durchsetzigkeit. Als der Jüngling, achtzehnjährig, am 7. April 1866 das Kadettenkorps verließ, um als Leutnant in das 3. Garderegiment eingereiht zu werden, da war er charakterlich bereits zum Mann gereift.

Zwei dicht aufeinanderfolgende Kriege gaben dem jungen Offizier Gelegenheit, sich soldatisch zu bewähren. Bei Königgrätz nahm er in kaltblütiger Geistesgegenwart mit stürmender Hand eine überraschend auffahrende österreichische Batterie. Auf dem Schlachtfelde von Saint-Privat zeigte er als Bataillonsadjutant so viel Umsicht und taktischen Instinkt, daß der Regimentsführer ihn zum Regimentsadjutanten machte. Als solcher gehörte er zu den Auserwählten, die der Kaiserproklamation in Versailles beiwohnen durften.

Dem Kriegserleben folgen Jahre ernster wissenschaftlicher Arbeit. Der

Hindenburg als junger Offizier (rechts stehend) im Kreise seiner Eltern und Geschwister.

Aus der militärischen Laufbahn des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg: Links: Als Kadett in Wahlstatt (1860). Mitte: Als Oberst und Kommandeur des Oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91 in Oldenburg im Jahre 1894. Rechts: Als Generalmajor und Chef des 8. Armeekorps in Koblenz (1897).

Hindenburg und sein engerer Stab in der Schlacht bei Tannenberg am 29. August 1914. (Aus Hugo Vogel: „Als ich Hindenburg malte", Verlag Ullstein, Berlin.)

Genius des Feldherrn, der in ihm steckt, drängt auf virtuose Beherrschung des Handwerkszeuges. In systematischer Schulung wird sein Talent entwickelt. Das „ora et labora", der Wahlspruch seines Vaters, ist auch das Leitmotiv des Sohnes. Ob aus dem Talent Meisterschaft wird? — Wer kann es wissen? Im preußischen Generalstabsdienst gilt der Grundsatz: „Sei mehr, als du scheinst." Wahres Feldherrntum läßt sich weder am Schreibtisch noch im Manöver beweisen; es ist göttliche Gnade, die sich erst in der Feuerprobe der Wirklichkeit offenbart. Die Schule des preußischen Heeres ist sich bewußt, daß den Feldherrn nicht nur technisches Können macht, sondern daß die Feldherrntat aus seelischer Kraft geboren werden muß, einer Kraft, die in Stille und Verinnerlichung gezeugt wird.

So sind denn auch alle Versuche vergeblich gewesen, im Leben Paul v. Hindenburgs, der als Siebenundsechzigjähriger ganz überraschend zeigte, daß der göttliche Funke wahren Feldherrntums in ihm lebte, etwas Außerordentliches zu entdecken. Ungewöhnlich vielseitig hatte sich sein militärisches Arbeitsleben allerdings gestaltet, und gerade diese Vielseitigkeit hat es wohl vermocht, seine rein menschlichen Eigenschaften, seine seelischen Anlagen, seine Urteilskraft in allen Fragen des menschlichen und völkischen Daseins weit über die Grenzen, in die ihn seine preußische Tradition und seine berufliche Tätigkeit wiesen, zu weiten. Paul v. Hindenburg wurde in seinen Wanderjahren, die ihn vom Osten nach dem Norden und Westen, vom Westen nach dem Süden und vom Süden in die Mitte des deutschen Vaterlandes führten, unter Abstreifung jedes ungesunden Sondergeistes ein bewußter Deutscher. Ohne sein eigenstes preußisches Wesen zu verwässern, nahm er die für die Prägung eines gesamtdeutschen Typs wertvollen Merkmale aller deutschen Stämme in sich auf. Das gab ihm die Weite; das ließ ihn verstehen und duldsam werden; das verlieh ihm letztlich die Macht der Persönlichkeit, die ihn fähig machte, in schwerster Stunde der Hort deutscher Einheit zu werden.

Die Verbitterung über den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges hat die Großtaten dieses Krieges lange Jahre überschattet. Je weiter der Abstand wird, um so leuchtender kehrt ins Bewußtsein zurück, was der Feldmarschall v. Hindenburg dem deutschen Heere und deutschen Volke in den schweren Jahren völkischer Not gewesen ist. Die Schlachten in Ostpreußen im Jahre 1914, die seinen Namen zum Palladium der deutschen Nation werden ließen, bedeuteten mehr als „ordinäre" Siege; sie wehrten eine Lawine ab, die sich anschickte, nicht nur das Donaureich zu zermalmen, sondern auch die deutschen Lande östlich der Oder zu überfluten. Der folgende Feldzug in Polen krönte das bei Tannenberg begonnene Werk. Die Operationen in ihrem gigantischen Ausmaß zeigen in Anlage und Durchführung klassische Meisterschaft. Aus Abwehr und Rückzug wurde eine Lage gestaltet, aus der eine vernichtende Niederlage des gesamten russischen Heeres werden konnte. Aber mit der Entfaltung höchsten Feldherrntums beginnt gleichzeitig die Feldherrntragödie Hindenburgs. Die politisch-strategische Kriegsleitung versagt. Sie hat bereits vor der Marneschlacht den Leitgedanken Schlieffens aus dem Auge verloren, daß „ein derartiger Krieg nicht durch Zurückwerfen des einen oder des anderen Teils, sondern nur durch möglichste Vernichtung erst des einen, dann des anderen Gegners zu Ende zu führen sei"; sie kann diesen Leitgedanken im Herbst 1914 nicht wiederfinden. Die durch Hindenburg im Osten geschaffene Erfolgsmöglichkeit bleibt mangels rechtzeitiger Kräfte-

Hindenburg inmitten seiner ihm zujubelnden Truppen nach der Winterschlacht in Masuren (7.—15. Februar 1915).
Nach einem Gemälde von Kurd Albrecht.

zuführung ungenutzt. Im folgenden Jahre wiederholt sich die Chance. Der von Hindenburg befehligte Nordflügel des deutschen Ostheeres hält sich bereit, über Kowno-Wilna tief in den Rücken der überall weichenden russischen Heeresmacht vorzustoßen und damit den „ordinären" Sieg zu einer Vernichtungsschlacht größten Stiles zu gestalten. Wiederum bleiben die zur Durchführung des genialen Gedankens erforderlichen Kräfte aus.

In unendlich schwierig gewordener strategischer Situation nimmt der Feldmarschall die Zügel der Gesamtoperationen im August 1916 in seine festen Hände. Durch eine kühne Teiloffensive in Rumänien schafft er den bedrängten Mittelmächten Luft. Das dritte Kriegsjahr stellt dann sein Feldherrntum auf die stärkste Probe. Nur durch fortgesetzte Verlegung des Schwerpunktes an die jeweilig entscheidende Stelle im Westen, Osten und Süden vermag er die Ententeheere, die ihres Endsieges im Jahre 1917 sicher zu sein glauben, im Zaume zu halten, und er bringt es darüber hinaus fertig, das russische und italienische Heer bis zur völligen Ohnmacht zu schwächen.

Aber das, was der Degen des Feldherrn errungen hat, wird politisch nicht ausgenutzt. Der geniale Schlachtenlenker findet nicht die notwendige Ergänzung in einem genialen willenskräftigen Staatsmann, der die Nation in politischer Disziplin hält, der, gestützt auf den disziplinierten Willen der Nation und das von meisterhafter Hand geführte Kriegsinstrument, den Weg zum Frieden bahnt. Nur ein schneller entscheidender Sieg über die Westmächte, ehe das amerikanische Heer auf dem Kampfplatz erscheint, vermag schließlich den Knoten zu lösen, aber auch nur dann zu lösen, wenn der Staatsmann die sofortige politische Ausnutzung der militärischen Erfolge frühzeitig in die Wege leitet.

Der Feldmarschall steht vor einer militärischen Aufgabe, wie sie schwieriger kaum gedacht werden kann: das feindliche tief gegliederte Stellungssystem überraschend zu durchbrechen, die feindlichen Reserven zu binden und abzulenken, den erfolgten Durchbruch in beweglicher Operation so zu gestalten, daß erst der eine, dann der andere feindliche Flügel in Flanke und Rücken gefaßt und operativ zermalmt wird. Was an vorbereitender Arbeit geleistet werden kann, wird geleistet. Aus gedanklicher Schöpferkraft wird eine neue Taktik geboren, die für alle Armeen der Welt vorbildlich geworden ist.

An der Schwelle des Endsieges zerbricht dem Feldherrn das Kriegsinstrument. Die Heimat vermag den Sturz von überspannter Siegeszuversicht zur Katastrophengefahr nicht zu ertragen. Die Bundesgenossen kapitulieren in völkischer Ermattung. Der Krieg kann nicht mehr mit einem Vergleich abgeschlossen, er muß unter schweren Opfern liquidiert werden.

Eine innere Staatsumwälzung vernichtet unendliche moraliche Werte, lockert alle Bande staatlicher Ordnung und droht in einer schmachvollen Auflösung des „Volkes in Waffen" zu enden. Der Feldmarschall, der drei Königen und Kaisern gedient hat, dessen Kindheitserinnerungen an die Zeit des großen Preußenkönigs anknüpfen, mit Preußens Wiedergeburt nach schwerem Fall verflochten sind, muß an führender Stelle erleben, wie das, wofür er gelebt und gearbeitet hat, wie das, was sein Stolz und ein Bestandteil seiner inneren Ehre geworden ist, in revolutionären Zuckungen zerbrochen wird.

In der dunkelsten Stunde der neudeutschen Geschichte wird der Feldherr, wenn auch zunächst unsichtbar und vielleicht sich selbst noch unbewußt, zum Staatsmann, zum politischen Führer seines Volkes. Nicht dämonischer Gestaltungsdrang, noch weniger der Ehrgeiz des genialen Könners sind in seiner Natur die treibenden Motive. In schmerzvollem inneren Ringen sucht er lediglich den Weg der vaterländischen Pflicht, schlicht und gottverbunden, verantwortungsbewußt und vorurteilsfrei. — An dem Beispiel, das er gibt, gewinnt das Heer den Rückhalt für die reibungslose Durchführung der

Ein Abend bei Hindenburg im Hauptquartier Ost in Kowno: Im Felde nach dem Leben (1916) gezeichnet von Prof. Arnold Busch. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Generalstabschef bei einer Besprechung mit Kaiser Wilhelm II. und General Ludendorff, Erstem Generalquartiermeister, im deutschen Großen Hauptquartier zu Kreuznach im Januar 1917.

Links: Besichtigung von Landsturmtruppen durch Generalfeldmarschall v. Hindenburg in Lyck am 3. Mai 1915. — Rechts: Generalfeldmarschall v. Hindenburg beim Verteilen von Kriegsauszeichnungen an Angehörige seines Oldenburgischen Infanterie-Regiments (Nr. 91) auf dem Westlichen Kriegsschauplatz.

Die 70. Geburtstagsfeier des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg im Großen Hauptquartier in Kreuznach am 2. Oktober 1917: **Links:** Der Generalfeldmarschall beim Kaffee. **Rechts oben:** Hindenburg im Kreise seiner Familie. Von links nach rechts: Rittmeister v. Pentz, Hindenburgs Schwiegersohn; Frau v. Pentz; Frau v. Hindenburg; Generalfeldmarschall v. Hindenburg; Frau v. Brockhusen, Tochter Hindenburgs. **Mitte links:** Das Hoch auf Hindenburg nach der Ansprache des Landrats v. Nasse.

Rechts nebenstehend: Hindenburgfeier auf dem Königsplatz in Berlin am 4. September 1915 vor dem von Georg Marschall entworfenen Standbild v. Hindenburgs.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg (in österreichisch-ungarischer Uniform) nach dem **Trauergottesdienst für den am 21. November** 1916 verstorbenen Kaiser Franz **Joseph I. im deutschen** Großen Hauptquartier in Pleß.

Aus Deutschlands trübsten Tagen: **Generalfeldmarschall v. Hindenburg, Kommandierender des deutschen Heeres bei seinem Rückzug von der Westfront, begrüßt im Dezember 1918 in Wilhelmshöhe, dem Sitz der deutschen Obersten Heeresleitung, die aus dem Felde zurückkehrenden Truppen vor ihrem Einmarsch in Kassel.**

Die Villa Hindenburg an der Seelhorststraße in Hannover, ein Geschenk der Stadt Hannover an ihren Ehrenbürger bei seiner Heimkehr am 4. Juli 1919.

Hindenburg als Privatmann: Der Feldmarschall mit seiner Gattin auf einem Spaziergang in Hannover. (Aufnahme aus dem Sommer 1919.)

furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen. Unmöglich Scheinendes wird möglich durch die Autorität seines Wortes, durch das grenzenlose Vertrauen, das ihn mit dem Heere unzerreißbar verbindet. In die furchtbare Verwirrung der Ostfront greift er ordnend ein. Mit rücksichtsloser Energie setzt er dem andrängenden russischen Bolschewismus und polnischen Eroberungsdrang einen festen Damm entgegen.

Sein klarer, für die Erfassung des Wesentlichen geweiteter Blick findet auch sofort die richtige Linie, um die politischen Wirren in der Heimat, die auf ein allgemeines Chaos hinsteuern, zu meistern. Über alle parteipolitischen Schranken hinweg sucht er alle Kräfte zu sammeln, die willens sind, anarchischer Willkür ein Ende zu machen und zur Formung eines festen Rechtsstaates zurückzufinden. Diesen politischen Kräften schafft er aus dem sich an der Grenze der Heimat auflösenden Heere eine freiwillige Truppenmacht, die bereit ist, nach vier Kriegsjahren dauernder Todesgefahr und härtester Strapazen ihr Leben von neuem für den Bestand des deutschen Staates und für die Autorität dieses Staates in die Schanze zu schlagen. Man sagt nicht zuviel, wenn man, zurückschauend, feststellt, daß um die Wende des Jahres 1918 der Fortbestand der deutschen Staatsidee in Paul v. Hindenburg die letzte, allen Deutschen sichtbare Verkörperung gefunden hat.

Erst als das Versailler Diktat eine für den deutschen Heerführer unerträgliche Lage geschaffen hat, legt er den Oberbefehl nieder, um in sein Familienheim nach Hannover zurückzukehren, ebenso geräuschlos und schlicht, wie er es fünf Jahre vorher verlassen hat, damals eine unbekannte Größe, jetzt zu den Unsterblichen der Geschichte gehörend.

Aus den Tagen der Reichspräsidentschafts-Kandidatur des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg: Kundgebung für Hindenburg vor seiner Villa in Hannover am 19. April 1925.

Auch in der Abgeschiedenheit bleibt er allen, die ihn suchen, der feste Hort. Seine Sorge gilt vor allem den Opfern des Krieges. Wie er sich in seinen Schlachten niemals als Nutznießer, sondern als verantwortungsvoller Verwalter der seelischen und physischen Kräfte seines Volkes gefühlt hat, so sucht er jetzt Mittel und Wege zu finden, den Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen eine menschenwürdige Existenz zu schaffen.

Seine politische Zurückhaltung steigert die Wirkung wohlerwogener Kundgebungen, die er von Zeit zu Zeit in Augenblicken vaterländischer Entscheidungen in die Öffentlichkeit sendet. Nicht allein das deutsche Volk, sondern die ganze Welt horcht auf, wenn der wortkarge Mann mit seinem untrüglichen politischen und menschlichen Takt in meisterlicher Sprache aus seiner Zurückhaltung heraustritt. Alle wissen, daß er zum Ausdruck bringt, was die deutsche Volksseele in ihren Tiefen bewegt.

Es war selbstverständlich, daß sich aller Augen auf ihn richteten, als das deutsche Volk zum erstenmal von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machte, in freier Wahl sich sein Staatsoberhaupt selbst zu wählen. Aber wohl wenige von denen, die ihm ihre Stimme gaben, sind sich bewußt geworden, welches riesenhafte persönliche Opfer sie dem verehrten Manne zumuteten, indem sie von ihm, dem ehemaligen Königlichen Feldmarschall und obersten militärischen Berater des Deutschen Kaisers, verlangten, an die Spitze der deutschen Republik zu treten. Wenn er dieses Opfer gebracht hat, so hat er es getan in der stolzen Hoffnung, die er einst in die monumentalen Worte gekleidet hat: „Deutschland, das Aufnahme- und Ausstrahlungszentrum so vieler unerschöpflicher Werte menschlicher Zivilisation und Kultur, wird so lange nicht zugrunde gehen, als es den Glauben behält an seine große weltgeschichtliche Sendung. Ich habe das sichere Vertrauen, daß es der Gedankentiefe und Gedankenstärke der Besten unseres Vaterlandes gelingen wird, neue Ideen mit den kostbaren Schätzen der früheren Zeit zu verschmelzen und aus ihnen vereint dauernde Werte zu prägen, zum Heil unseres Vaterlandes.“ Sein Glaube gab ihm die Kraft zu diesem Opfer.

Seit zwei Jahren waltet Paul v. Hindenburg des höchsten Reichsamtes, dem deutschen Volke vorlebend, was er als Ziel völkisch-sittlicher Erneuerung programmatisch verkündet hat. Gott gebe, daß es ihm vergönnt sei, das so verheißungsvoll begonnene Werk überparteilicher, verantwortungsbewußter staatlicher Führung zu vollenden: die zersplitterten Volkskräfte zu einer selbstbewußten, kraftvollen Nation zusammenzuschließen und den Namen des deutschen Volkes wieder zu Ehren zu bringen!

Die Vereidigung Hindenburgs als Reichspräsident am 12. Mai 1925; Reichspräsident v. Hindenburg beim Sprechen der Eidesformel vor versammeltem Reichstag. Rechts neben Hindenburg: Reichstagspräsident Loebe, der die Vereidigung vornahm. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.

Vom Besuch des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg in Ostpreußen im Sommer 1922: Hindenburg im Gespräch mit Kriegsveteranen. (Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.)

Links: Von der Feier des 60jährigen Militärjubiläums Hindenburgs in Berlin am 7. April 1926: Hindenburg (im Portal des Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße stehend, in Generalfeldmarschallsuniform mit dem Marschallstab) begrüßt die Fahnen seiner Regimenter.

Begrüßung des Reichspräsidenten v. Hindenburg durch die Ammerländer vor dem historischen Bauernhaus in Zwischenahn während seines Besuchs in Oldenburg am 7. und 8. Mai 1927.

Von Hindenburgs Besuch der Rheinlande im Frühjahr 1926: Während der Ansprache Hindenburgs (×) in der Großen Festhalle im Rheinpark bei der Befreiungsfeier in Köln am 21. März.

Hindenburgs Arbeitszimmer im Reichspräsidentenpalais. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) — Im Kreis: Reichspräsident v. Hindenburg während seines Erholungsaufenthalts auf dem Gut Dietramszell bei Bad Tölz (Oberbayern) im August 1925: Zwei kleine bayerische Buben wollen von „Onkel Feldmarschall“ begrüßt sein.

Reichspräsident v. Hindenburg bei einem Diplomatischen Tee im Garten des Palais des Reichspräsidenten in Berlin

Farbige Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(20. Fortsetzung.)

Da ging es Cornelie wie brausender Strom durch die Adern. Sie flog Golm entgegen und warf sich an seinen Hals. „Werner!" schrie sie und umklammerte ihn wie besessen. Ihre Umschlingungen waren gepreßt und voll ungebändigter Leidenschaft. Ihr Atem kam jagend aus der Brust. Sie grub sich förmlich in ihn hinein. Er fühlte den Brand ihrer sehnsüchtigen Lippen und die Schärfe ihrer Zähne. Sie ist von Sinnen, dachte er und wollte sich festsaugen an ihr. Da riß sie sich plötzlich los, stieß ihm vor die Brust und taumelte einige Schritte zurück. Die Sinnlosigkeit ihres Handelns wurde ihr offenbar. „Feigling!" schrie sie, „Feigling!" Sie eilte fort, das glühende Feuer ihres Blutes im Gesicht.

Durchwühlt von solchem Ansturm und verwirrt noch von ihrer jugendlichen Nähe, blieb er ratlos stehen und starrte ihr nach. „Cornelie! Verlaß mich nicht!"

Sie gab ihm keine Antwort mehr. Er sah sie zwischen den dunklen Tannen verschwinden und wollte ihr nacheilen; aber der Fuß stockte.

Dann war er allein. Es schlug wie Nacht über ihm zusammen. Wasser stürzten über ihn. Er warf sich ins Gras und legte das Gesicht gegen die Erde. „Ich bin verloren! Was haben sie mit mir gemacht?" Er raufte sich mit gequälten Bildern und kam zu widersinnigen und fast pathologischen Vorsätzen. Das beste, wenn sie tot wäre, überlegte er und malte sich diese Möglichkeit aus. Wenn sie tot wäre, dann könnte aller Kampf zu Ende sein. „Ich will nicht zittern, wenn ich dich vor mir liegen sehe." Dann graute ihm vor den eigenen Gedanken, und er gab sich Mühe, klar zu sein und den Widersinn zu verjagen.

Er raffte sich auf und lief planlos in den Wald hinein, kam zur steinernen Halde und wandte sich aufwärts. Nach kurzer Zeit erreichte er den Stützträger II. Er ging hin und lehnte sich gegen die wuchtigen Profileisen, umklammerte mit einer kranken Inbrunst das Metall und ließ den verstörten Blick über die dämmerige Landschaft gleiten.

Überall Verwüstung und Narben im Fels und Gletscher. Schutthalden türmten sich schmutzig grau und widerlich abstechend von der Harmonie des Gesteins, das zu schwindelnden Wänden anstieg. Die genieteten Gitterträger gruben einen Zug abgeschmackter Häßlichkeit in das Antlitz des Berges, das wie von Aussatz und Fäulnis bedeckt war. Ah, ihm ekelte vor dem Bild, das sich ihm mehr und mehr verzerrte. Von Schwindsucht befallen schien das Gebirge, hatte keinen warmen Glanz mehr für ihn und keine rufende Geste. Er hatte verspielt; es war an der Zeit, zu gehen. Das Land stieß ihn ab. Und Maria war in weiter Ferne; er hatte sie verraten.

Weil er an Tal dachte und Stadt, quollen Eisen und Stahl aus dem Dampf des Tieflandes. Maschinen stampften, und Turbinen drehten sich mit rasendem Summen. Glühende Metallblöcke hingen an Transportkranen; Hämmer fielen dröhnend auf funkensprühende Weißglut, und Profileisen schossen rot züngelnd über die Walzenstraßen. Schrei des Eisens, Besessenheit des Dynamits und fressende Gier des Erzstaubes.

Vielleicht, wenn er irgendwo untersank, wo Hochöfen qualmten, wo der heiße Atem aus dem Maul der Bessemerbirnen strömte und die Walzenzugmaschinen donnerten! Oder wo Dampfturbinen mit achttausend Touren liefen und der Starkstrom in Fesseln geschlagen war!

Nein, alles war Torheit. Der Berg hielt ihn fest; er kam nicht los vom Berg. Er fühlte es, daß der Berg irgendein rachsüchtiges Recht geltend machte, dem er nicht entrinnen konnte. Er mußte diesen Kampf zu Ende führen.

Marias Bild stand riesenhaft vor ihm. Sie lächelte ihn an, und er las etwas wie Verzeihen und Mitleid aus ihrer demütigen Gebärde. Er wollte zu ihr gehen wie ein Bettler und zu ihr sagen: Sie haben mir den Sinn verwirrt, Maria. Sie haben mich krank gemacht und elend. Alles ist nur Müdigkeit und Kranksein und Schlafsucht. Aber ich habe nur dich geliebt, Maria. Vergib mir, daß ich dich verließ! Ich wußte nicht, was ich tat.

Es war schon Nacht, da stand er immer noch an den Stützpfeiler gelehnt und suchte nach Befreiung, stöberte der großen Stille nach, die er sehnsüchtig erwartete, und fühlte nicht, daß die Stunden wie Gespenster an ihm vorüberstrichen.

Mit einem Male sah er ein Licht. Über der Halde, dort, wo der Hochwald in den Fels lief und die Latschen aufwärts krochen, dort wanderte ein Licht langsam durch die Nacht. Seltsam stiller Anblick, dieses rote Glimmen, das wie ein Stern war, der schläfrig durch die Schleier der Finsternis ging. Über die Kämme, die ein mattes Leuchten trugen, kamen graue Schwaden; es stieß wie Atem in die Nacht, der stärker wurde und zum leichten Wehen anwuchs. Das Licht wanderte aufwärts, langsam und kaum merklich, seltsames Auge der Einsamkeit, das jetzt in die Nebelschleier tauchte, zeitweise kurz aufblitzte und wieder von unsichtbarem Wimperschlag verdeckt wurde, um zuletzt ganz zu verschwinden. Der Atem der Nacht wuchs stärker an; es roch nach Schnee. Die nebelartigen Bänder wurden dicker und schwerer, schoben sich düster lastend gegeneinander und bauten sich zu Burgen auf.

Schnee, dachte Werner Golm, Schnee; und suchte das Licht, das in Richtung auf den unteren Gletscher hin versunken war. Da stieß ein dumpfer Laut durch die Finsternis; verhaltener Brüllton, von steinernen Wänden eingefangen und langsam verlöschend. Zittern ging durch die Luft, und dann kam ein kurzes Krachen, das hell und schneidend die brütende Nacht zerschnitt.

Golm, der aufgesprungen war und hochgerichtet in das aufsteigende Wetter horchte, wurde blitzschnell von einer Vorstellung gepackt, die ihn nicht mehr losließ. Er sah im Geiste das Plateau II, sah den finster aufragenden Stützträger schwanken und krachend niederstürzen. Schreck und Erregung töteten alle Grübelei. Das Licht, durchfuhr es ihn, was wollte das wandernde Licht!

„Sie haben den Träger gesprengt!" Er rief es jemand zu und wußte nicht, daß er allein war. Über Geröll und Schutthalden eilte er hinunter zur Talstation. Unterwegs glitt er aus und stürzte. Eine Weile blieb er liegen und lauerte. Der Wind sang in den Ästen; alte Stämme stöhnten auf. Er raffte sich hoch und lief weiter. Die ersten Flocken fielen; sie waren weich und vom Wind wie Vögel getrieben. Sie wurden dichter und dichter, und dann sank der weiße Vorhang vor seine Augen. Als er ins Tal kam, war er halb erschöpft. Das Blut jagte durch seine Adern; er vergaß allen Kampf der verrauschten Stunden und wurde aufgesaugt von dem neuen, geheimnisvollen Ereignis. Er stürmte in die Arbeiterkantine, wo sie bei Bier und Kartenspiel saßen. Wie ein Komet fuhr er unter sie.

„Wir müssen sofort hinauf! Sie haben den Stützträger IV gesprengt!"

Die Arbeiter wußten nicht, was er von ihnen wollte. Sie hielten ihn für verrückt. Sie hatten strenges Verbot, das Gelände zu betreten, solange es nicht gründlich auf die Wirkung der Sprengung durchforscht war.

Einige alte Arbeiter traten mit ihm vor die Kantine, damit er ruhig mit ihnen sprechen könne. Sie lächelten, als er ihnen das Vorkommnis erzählte. Sie glaubten ihm nicht. Der Oberingenieur war krank, war überarbeitet, und jetzt sah er Gespenster.

„Sehen Sie das Schneetreiben, Herr Oberingenieur! Wir können nicht hinauf. Wie sollen wir uns durch das Schneetreiben finden!" — „Es ist vielleicht nur Einbildung, Herr Oberingenieur!"

„Im Dynamitschuppen fehlen 18 Dynamitbomben. Sie haben den Träger gesprengt! Wir müssen hinauf!"

„Es geht nicht, Herr Oberingenieur! Wo sollen wir hin in der Nacht und im Schnee?"

Wind jagte um die Ecken; es heulte durch Ritzen, Fensterladen wurden krachend zugeschlagen. Der Wald war lebendig geworden; er war wie eine Orgel.

„Wir haben Föhn. Es gibt mächtig Schnee. Es geht nicht, Herr Oberingenieur!"

Werner Golm kam plötzlich eine Erleuchtung. Das Licht wurde ihm deutlich, und er kam hinter seine Bedeutung. Das Licht war hinaufgewandert nach Isla Silva. Wer konnte in dieser Nacht, wo der Föhn aufkam, über das verwüstete Gelände? Wem war der Berg so Freund und Heimat und Teil seines Wesens, daß er durch solche Nacht hinaufkonnte? Unmöglich, daß es Arbeiter sein konnten! Keiner von ihnen trug so tiefen Haß in der Brust, daß er dieses Wagnis unternommen hätte. Nur einer war da, dem eine solche Tat zu Gesicht stand. Nur einer war so verwundet vom stählernen Gespenst des Tales, daß er sich so urhaft aufbäumen konnte. „Job!" rief Werner Golm. „Zacharias Job ist oben!"

Da kam das Brüllen wieder. Aus geöffnetem Rachen schrie es in das anwachsende Unwetter.

Golm stand und lauschte auf ein Verhängnis, das er über sich hereinbrechen sah: „Job! Zacharias Job!"

XXVIII.

Es war, als ob ein gieriger Wunsch den alten Bergführer noch mit einer letzten, ungeahnten Kraft begnadet hätte. Um neun Uhr war er vom Einödhof aufgebrochen, als die Dunkelheit das Land ringsum einschloß. Er trug Rucksack, Seil und Pickel und seine alte Handlaterne, in der mit gelbem Licht die Kerze brannte. Sein Ziel stand unverrückbar fest, und er steuerte ihm mit einer fliegenden Hast entgegen. Über die oberste Alm stieg er bis zum Fuße der Steilwand,

die zum Geierkopf anstrebte. Der Himmel war noch klar, aber in der Luft lag ein feuchter Brodem und Ahnung von Schnee. Job windete wie ein Hund und schaute angestrengt nach dem Südgrat der Parsennspitze, die firnüberzogen war und einen trübseligen Schimmer von Licht auswarf.

Dann ging er über das Kar hinüber nach den Baustellen und kam zum Punkt 3000, wo der Blick ins Tal frei wurde. Er blieb eine Weile stehen und schaute über den Abgrund hinunter in die Tiefe. Schwarz lag es unter ihm und ohne Laut. Das Tal schlief; selbst die Generatoren sangen nicht in dieser Nacht. Menschen schienen ihm meilenweit und unerreichbar. Er war allein hier, und das Land lag wie staunend und voll Erwartung. Er nahm den Hut ab, als müsse er demütig bleiben bei seinem Tun und nur das Unabänderliche vollbringen, das keinen Aufschub mehr duldete. Weder Haß noch Rache kam auf in ihm, als er so über der Tiefe stand und seine ungeheure Einsamkeit fühlte. Es war nur der Ruf, dem er folgte, weil er wie eine unbegreifliche Sendung an ihn ergangen war. Er war Gott näher in diesem vergessenen Augenblick und fühlte das Rauschen der schwarzen Flügel über sich. Er stellte die Laterne auf den Fels, faltete andächtig die Hände und betete; halb verschmolz er mit Berg und Raum und Gott und war von Inbrunst und Abschiedsahnung schmerzlich erfüllt.

Über das Trümmerfeld der Sprengstellen stieg er hinüber nach dem Gletscher und gewann langsam das Plateau, das von Nacht und Schatten überwuchert war. Auf dem Weg sah er die ersten Nebeltücher über den Südkamm schweben. Der Wind fuhr mit wesenlosen Fingern durch sein wirres Haar und wuchs bald zum wehenden Strom.

Der Föhn! sprach Job zu sich selbst und drängte vorwärts. Seine Glieder waren schwach, und das Gehen im Geröll fiel ihm schwer. Nach einer Stunde stand er vor dem Eisenträger, der sich lautlos in das Schwarz der Nacht geduckt hatte. Der Wind, stumm noch im ungehemmten Raum, bekam hier schon Stimme und fuhr schwatzend durch das Gitterwerk; ziehende Wolkenfetzen hingen sich streifig um das phantastische Gerippe.

„Ich bin noch nicht tot! Leb' immer noch, meine Herren! Ich hab' mir noch ein Endchen vorbehalten. Ich muß noch etwas Wichtiges vollbringen, was keinen Aufschub duldet, Dieffenbronner, da pass' du nur mal auf!"

Er murmelte es in die Leere, während er Seil und Pickel fortwarf und den Rucksack langsam von den Schultern nahm. Wolken hüllten ihn ein. Mit der Hand griff er das Metall an und schüttelte sich, als er die Kälte spürte und die harte Leblosigkeit. Die Nieten befühlte er; sie tasteten sich an wie Geschwüre. Viele Nieten! Überall Nieten! Wie lange hatten auch die Hämmer geschrien! Eisen, unheimliches Eisen, ineinander verwachsen und dreißig Meter ansteigend. Einen Augenblick zitterte Job, als er sich vorstellte, daß er nun beginnen müsse, diesen Riesen zu fällen. In der Brust wurde wieder der ruhelose Hammer wach und schlug nach seinem Leben.

Zacharias Job, es ist keine Zeit zu verlieren!

„Das war manchmal, daß ich an einer Wand hing und den Herrgott anrief. Er hat mich noch nicht verlassen; er wird halt auch jetzt bei mir aushalten."

Sechs große Sprengbomben mit Zehnminutenzündern, genau nach Vorschrift angebracht. Oh, der rothaarige Bengel verstand sein Handwerk. Hol' ihn der Teufel, den Erpresser!

Sechs große Sprengbomben! Job hielt die Zündschnur an die Kerze, ergriff seine Gerätschaften und eilte von der Stelle. Auf allen vieren kroch er über den Fels, immer aufwärts. In sicherer Entfernung krümmte er sich hinter einen Stein. Als die Minen barsten und ihr Aufrollen die Nacht zertrümmerte, bekreuzigte sich Job. Im Grollen des Dynamits betete er ein Vaterunser.

Noch stand der Träger, schwarz, verdrossen; grimmig aufragend. Hatte ihn dieser Angriff nicht erschüttert? Doch, er wankte! Langsam erst, kaum merklich, sich wehrend wie ein getroffenes Wild. Dann stürzte er, und sein Fall war grauenhaft. Dem Bergführer schnitt es in die Brust, als er den aufheulenden Todesschrei des Eisens hörte. — Stille, lastende Stille und tief wie Tod. Auch das Wetter hatte den Atem angehalten. Dämmerung der Welt.

Job kroch weiter, auf dem Leib wälzte er sich fort wie ein Wurm. Nur fort von hier, wo die abseitige Tat vollendet war. Vergeltung, dachte er angstvoll und suchte Schutz in diesem Wort. Kein Mord, kein Verbrechen, nur Vergeltung und Kampf gegen den Feind, der ins Land gebrochen war.

Das Wetter wurde stärker; der Wind pfiff, und dann kam der lautlos fallende Schnee.

„Wir sind Herr auf unserm Boden. Niemand darf uns die Erde unter den Füßen fortnehmen. Unser Land! Mein Land!" Er saugte neuen Mut aus diesen Vorstellungen, erhob sich und stieg durch das Wetter bergan. Der Schnee fiel dichter, aber Job fand den Weg. Er suchte den Eingang zum Gletscher und kletterte in der Moräne hoch. Die Flocken, gejagt vom Wind, fuhren ihm ins Gesicht. Das Treiben wurde stärker und stärker.

„Ein Lüftchen, ja, ein Lüftchen!" sprach er laut vor sich hin, nur um eine menschliche Stimme zu hören und sich aufzurichten an ihrem Klang. Er fühlte, wie seine Kräfte nachließen. Es kroch ihm bösartig in die Glieder. Die Brust wollte nicht standhalten, sie war zu eng und eingeschnürt, und wenn er aufatmen wollte, ging es nicht; denn auf halbem Weg blieb die Luft weg.

„Ein Lüftchen, verfl... wie ich's doch tausendmal erlebt habe. Unser Land! Mein — Heimatland! Äh, jetzt kommen die stechenden Eisnadeln."

Job stemmte sich gegen die Gewalt. Der Schnee war zu Eisnadeln geworden. Bei einer Biegung warf es ihn nieder. Keuchend lag er in den Felsen der Moräne. Er barg den Kopf tief im Schnee, mit beiden Händen Schutz suchend. Es raste über ihn hinweg; die grauen Bänder jagten.

Isla Silva! Wo war Isla Silva? Er mußte hinauf, um zu vollenden; um die Höhe zu befreien. Wenn er nur erst bei Isla Silva war. Das Abwärtsgehen würde leicht sein, auch die unteren Eisenstützen waren bequem zu finden, und das Wetter würde an Heftigkeit verlieren. Bis Isla Silva aber waren sie vorgedrungen. Dort wuchs der Koloß aus der Felsinsel des Gletschers. Nach Isla Silva mußte Zacharias Job.

Halb verwirrt schon richtete er sich wieder auf und stieg weiter gegen den Strom, unablässig plaudernd und Widersinn gebärend. „Ein Föhn, wie ich ihn nur wünsche, ja. Heute bleiben sie alle zu Hause. Die Nacht heut läßt keinen aus dem Rattenloch. Ist für mich, die Nacht, ganz allein für mich. Unser Herrgott hat sie mir eigens geschenkt. Verd... Eisnadeln. Mir läuft schon das Blut aus den alten Runzeln."

Isla Silva! War es denn eine Ewigkeit heute bis zur Insel! Schritt für Schritt kämpfte er sich hoch. Schneeverwehungen, scharf angeblasen, stellten sich ihm in den Weg. Bis zum Leib watete er durch das weiche Bett. Das Land schien ihm verändert, die Moräne hatte sich verschoben. Schnee, vom Sturm in die Schattenwinkel gepeitscht, häufte sich meterhoch.

Job ließ nicht nach; er holte die letzte, ärmliche Kraft aus seinem Körper. Nur das Vertrautsein durch Jahre hindurch, das innige Vertrautsein mit Nacht und Schnee und Wettersturz konnte ihn aufrecht halten.

Aus Dampf und Qualm, aus jagendem Eis und brodelnder Hölle stellte sich ein Riese ihm entgegen. Halb verschluckt vom Treiben des Wetters, trat er plötzlich vor ihn hin, als wollte er sich freiwillig stellen. Der Stützträger Isla Silva. Aber nicht schwarz war der Riese; kein düsteres Metall, keine Nieten waren zu sehen. Von Eis und Schnee verweht und mit glitzernden Zacken versehen, war er in die tobende Landschaft gestellt und rührte sich nicht.

Job stand davor und schaute hoch. Das kranke Licht seiner Laterne kroch an den Pfeilern hinauf. „Ich meine, wir zwei müßten uns kennen, du! Sind wir nicht alte Freunde, du und ich? Hee!" Er wollte umsinken und griff ins spitze Eis, um einen Halt zu suchen. So ruhte er eine Weile, und während er, tief erschöpft, am Eisen des Trägers hing, brach seine Vergangenheit wie eine Blüte auf. Er ging den Pfad seines Lebens zurück, und die Erinnerung erschloß sich ihm und war wie ein Garten, in den er staunend eintrat, um die hunderttausend Seligkeiten seines Bergsteigerlebens zu finden. Ja, er hatte ein Leben vollbracht zwischen Firn und Fels und an Eishängen klebend. Die Nordwand des Silbernen Lichtes hatte er als erster bezwungen; durch den berüchtigten Kamin hatte er einen Anstieg auf den Gipfel des Weißzahnes gefunden. Ohne Frau und ohne Kind war er gewesen, allein und nur dem Fels verschwistert.

Magdalena Dieffenbronner! Wer hatte ihm von Magdalena erzählt? Sie hatten ihren Leichnam im Gletscher gefunden. So war ihm erzählt worden. Wann denn nur und wo? Es war Lüge, Trug und Hirngespinst. Sie schlief im grünen Sarg. „Mehr als zwanzigmal hing ich am Seil, um sie zu suchen."

Bergfahrten gaben ihr strahlendes Erlebnis wieder. Einsam war er gewesen, ein Leben war verrauscht, aber Gott hatte ihn gesegnet. Er raffte sich auf und trug das dankbare Verwundern in den Augen. Bilder versanken, und der Föhn rauschte.

„Ich hab' wohl noch ein Endchen Zeit. Ich hab' wohl noch was übrigbehalten, das lasse ich mir nicht abspenstig machen."

Er wühlte im Rucksack und brachte die Sprengkapseln hervor. Es war schwer, sich zurechtzufinden und sie sachgemäß zu befestigen. Mit dem Pickel mußte er das Eis von den Streben schlagen. Diese Zündschnüre konnte kein Wetter löschen.

Ein trockenes Lachen stieß er aus und machte sich davon. Er wollte über Schnee und Fels kriechen, um sich in Sicherheit zu bringen, da fällte ihn seine Schwäche. Es überfiel ihn aus dem Hinterhalt, plötzlich und mitten in seiner Flucht. Er sank um und konnte nicht weiter. Mühsam stützte er sich auf die Hände und wollte den Oberkörper hochrichten. Kurz kam der Atem aus seiner Brust.

Der Träger, gleich wird der Träger stürzen. Heilige Maria, Mutter Gottes! Der Träger! Eisen und Stahl über ihm!

Auf dem Bauch wollte er weiterkriechen, aber die Kraft verließ ihn; er klebte am Boden und war gelähmt von Schwäche und Entsetzen. Da schrie er wild hinaus, und sein Schrei drang durch die Stimme des Wetters.

Dröhnen, Rauschen und Bersten. Ruf gewaltigen Donners. Furchtbarer Laut untergehender Welt.

Im letzten Augenblick, als das Eisen ihn erschlug, wurde er von einem sehnsüchtigen Bild umarmt. Mit zitternden Händen griff er nach der bunten Verheißung.

(Fortsetzung folgt.)

Ansicht des Tannenberg-Denkmals (in der Nähe von Hohenstein, Ostpreußen) während der Einweihungsfeier am 18. September. **Rechts nebenstehend:** Reichspräsident v. Hindenburg (×), der Sieger von Tannenberg, mit Generalfeldmarschall v. Mackensen (××) und Generalquartiermeister Ludendorff (×××) im Ehrenhof des Tannenberg-Denkmals bei der Gedenkfeier für die Toten.

Die Weihe des Tannenberg-Nationaldenkmals.

Vom Ostasienflug des Fliegers Koennecke mit der „Germania“: Koennecke (links) und sein Begleiter Graf Solms auf dem Flugplatz Butzweilerhof bei Köln vor dem Abflug am 20. September.

Aus der Ausstellung „Die Mode der Dame“, die am 21. September in der Funkhalle in Berlin eröffnet wurde: Blick in die Ausstellungshalle. **Links:** Vom Aufenthalt des Präsidenten des westafrikanischen Negerfreistaats Liberien, Charles Dunbar Burgeß Kings, in Berlin, wo er dem Reichspräsidenten am 21. September einen Besuch abstattete. Von links nach rechts: Der Adjutant des Präsidenten; Präsident **Ch. D. B. King; Generalkonsul Massaquoi.**

STIGMATISIERTE IM LICHTE DER FORSCHUNG

Stigmatisation — Betrug oder Wunder? Die Heilige von Konnersreuth, Therese Neumann, lenkt jetzt die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Dem historisch Interessierten dürfte da ein kurzer Rückblick willkommen sein — zunächst: Was sind überhaupt Stigmatisationen? Es sind Bildungen von Wundmalen nach Art der Wunden, wie sie Jesus bei der Dornenkrönung, der Geißelung und der Kreuzigung am Haupt, an der Seite, an Händen und Füßen zugefügt worden sind. Der Name für diese Wundmale ist dem 6. Kapitel des Galaterbriefes (V. 17) entnommen, wo Paulus von sich sagt: „Denn ich trage die Malzeichen (ta stigmata) des Herrn Jesu an meinem Leibe." Daraus darf man nicht folgern, daß der Apostel Paulus ein Stigmatisierter im oben definierten Sinne gewesen wäre — sondern wahrscheinlich bedeuten diese Worte einen Hinweis auf die zahlreichen Mißhandlungen, die Paulus während seiner Wirksamkeit zu erdulden hatte. Nach der Überlieferung gilt als erster der Stigmatisierten Franz v. Assisi, der 1224 auf dem Monte Alverno seine Stigmen empfangen haben soll. Von dieser Zeit an ziehen sich die Stigmatisationen wie eine blutige Kette durch die Geschichte der christlichen Kirche hindurch — bis in die Gegenwart hinein.

Die Geschichte weiß übrigens auch von Stigmen nicht religiösen Charakters zu erzählen. „Als im russischen Kriege die Franzosen nach Moskau kamen," so berichten die „Blätter von Prevorst", „begegneten ein Kosak und ein Franzose einander in einer Sackgasse und kämpften miteinander. Ein Einwohner hatte sich in dieselbe Gasse geflüchtet und konnte nicht heraus, geriet beim Anblick des Gefechtes in tödliche Angst, und als er nach Hause kam, befanden sich an seinen Armen und am übrigen Körper dieselben Wunden, die der Kosak dem Franzosen geschlagen hatte, so daß er blutete und sich heilen lassen mußte." Ein anderer, angeblich wohlbeglaubigter Bericht (Dr. Papst, „Ein Wort über die Ekstase", 1834) sagt von der Schwester eines jungen Mannes, der als Soldat zum Gassenlaufen verurteilt worden war, daß sie „im Augenblick der Exekution — entfernt von ihm, zu Hause inmitten der Ihrigen — die Streiche, die den Bruder trafen, in einer Art von Verzückung wimmernd und ächzend mitempfand, bis sie ohnmächtig zusammenstürzte und zu Bett gebracht werden mußte, wo man dann entdeckte, daß ihr das Blut von dem wie aufgehauenen Rücken herabrann." — Es existieren sehr verschiedene Angaben über die Zahl der im Laufe der Jahrhunderte vorgekommenen Stigmatisationen — je nach der Stellung, die die Berichterstatter zu dieser Frage einnehmen. Clemens Brentano nennt 50, August Tholuck nur 32 in der katholischen Heiligenlegende erwähnte. Der katholische Arzt Dr. Irmbert-Gourbeyre zählt über 200 Stigmatisierte, wogegen die „Stimmen aus Maria Laach" 80 wohlbeglaubigte Fälle nennen. Die großen Zahlenunterschiede erklären sich wohl zum Teil daraus, daß man unterscheiden muß zwischen voll Stigmatisierten und solchen, die nur teilweise die Malzeichen trugen. Die Zahl der stigmatisierten Männer ist wesentlich kleiner als die der Frauen. Erklärungen dafür wurden versucht — so der Hinweis auf die größere Neigung der Frau zu religiöser Schwärmerei, zu Hysterie und ähnlichen nervösen Störungen. Irmbert-Gourbeyre bestreitet das energisch; er behauptet sogar, daß Verzückung beim Manne häufiger sei als beim Weibe, daß Hysterie sehr selten im Nonnenleben zu finden sei, und daß man unter verheirateten oder in freier Ehe lebenden Frauen mehr Hysterische finde als unter Jungfrauen. Wichtiger als diese Meinungsverschiedenheiten erscheint uns vom ärztlichen Standpunkt aus eine unbestreitbare Gemeinsamkeit der Stigmatisierten: sie waren alle kranke, zum Teil schwerleidende Personen. Die „Revue de Deux Mondes" kommt zu dem Schluß: „Alle Stigmatisierten sind Ekstatiker und deshalb Neuropathiker." Nicht nur Neuropathiker — fast alle, nach genauen Schilderungen der Zustände einer Anna Katharina Emmerich zu Dülmen, Maria Mörl zu Kaltern, Maria Domenica Lazzari in Capriana, Maria Beatrix Schumann in Pfarrkirchen, Luise Lateau in Bois d'Haine u. a., waren mit einer Fülle schwerer, rein körperlicher Leiden behaftet. Und ist denn Hysterie keine „Krankheit"? Noch immer verbinden viele mit diesem Begriff ein Werturteil, während man objektiv nur sagen kann, daß bei Hysterischen eine besonders große Beeinflußbarkeit des Körpers durch psychische Vorgänge besteht — wenn man den Menschen in Körper und Seele aufteilen will; und eine solche Disposition ist keineswegs als „minderwertiger" zu bezeichnen als etwa die Neigung zur Zuckerkrankheit oder zur Gicht. — Wie schon erwähnt, tauchten die blutigen Stigmen erst im Beginn des 13. Jahrhunderts mit Franz v. Assisi in der Geschichte der christlichen Kirche auf. Um diese Erscheinungen zu verstehen, müssen wir die Zeit betrachten, in der sie sich abspielten — es war das Zeitalter der Kreuzzüge, eine Epoche der Massensuggestion, die ja 1212 oder 1213 auch die Kinder erfaßte und sie zu dem traurigen Kinderkreuzzug begeisterte. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ergriff die Völker eine neue Massenpsychose: die Scharen der Flagellanten oder Geißler durchzogen die Lande — Italien, Ungarn, Österreich, Sachsen, Frankreich, die dänischen Inseln — geißelten sich vor den Kirchen bis aufs Blut und erregten offenbar die von der Pest erschreckten Gemüter aufs heftigste. Zur gleichen Zeit, als in Deutschland und den Niederlanden der Schwarze Tod wütete, trat eine neue psychische Epidemie auf, die Tanzwut. Männer und Frauen tanzten so lange im Kreise umher, bis sie in Ekstase gerieten und in Visionen den Himmel offen sahen. Viele Zuschauer wurden von der Raserei mitergriffen und nahmen am „St.-Veits-Tanz" teil. Bodenbereitend für die Stigmatisationen war ferner die mystisch-ekstatische Frömmigkeit, die namentlich in den Frauenklöstern gepflegt wurde. Das „christförmlike Leiden", wie es Suso nennt, steht ja in jener Zeit im Mittelpunkt des religiösen Lebens. Man stellte sich das Bild des Gekreuzigten mit grausiger Deutlichkeit vor, man litt und starb mit ihm. Eine Christina Ebner, 14 Jahre alt, schneidet, krank zu Bett liegend, mit einem Messer ein Kreuz in die Haut über ihrem Herzen, wobei das Blut fließt. Nun war nur noch ein Schritt zur inneren und äußeren Stigmatisation. Die Nonne Elsbeth in Katharinental, Irmgard von Kirchberg, Agnes von Nordera tragen die Schmerzen der Wundmale, um die sie innig gebeten haben. Heinrich Suso, der große Mystiker, gräbt sich mit einem Griffel den Namen Jesu über dem Herzen ein; er verhängt schwere Bußübungen über sich — schläft auf einer harten Tür, trägt Riemen mit spitzen Nägeln unter seinem engen Kleid, enthält sich jeglichen Getränks. Solch mystisch-ekstatischer Drang war fruchtbarer Boden, auf dem die Stigmatisationen erwachsen konnten — die Voraussetzungen waren gegeben für das spontane Hervorbrechen der Malzeichen am Körper des Ekstatikers auf psychophysischer Basis. — Bei dem großen Stigmenträger, Franz v. Assisi, handelt es sich, wie wir mit Dr. Jakobi („Die Stigmatisierten, Beiträge zur Psychologie der Mystik") glauben möchten, mit großer Wahrscheinlichkeit um eine Selbstverletzung, vorgenommen in glühender Ekstase nach lang dauernder, harter Aszese in der Einsamkeit des Monte Alverno. Die Dominikanerin Katharina von Siena (14. Jahrhundert) war, ebenso wie ihre deutsche Zeitgenossin Margarete Ebner, nur innerlich stigmatisiert, d. h. sie fühlte die Schmerzen. — Doch genug der Einzelheiten. Aus den zahlreichen Berichten über Stigmatisierte können wir einige allgemeine Erkenntnisse gewinnen — zunächst die, daß nicht alle Stigmenträger gleich zu beurteilen sind; einige brachten sich in der Ekstase die Wundmale selbst bei — zweifellos ohne irgendwelche „Betrugsabsicht"! — andere standen unter dem suggestiven Einfluß ihres Beichtvaters — wie Maria Mörl zu Kaltern bei Bozen (geb. 1812), bei anderen wieder war Autosuggestion wirksam — und bei einigen konnte durch strenge und kluge Bewachung Betrug, nämlich bewußte und bis zur Überführung geleugnete Selbstbeibringung in völlig wachem Zustande nachgewiesen werden (so das „Wundermädchen" A. M. Kinker in Burgloh um 1798 und Caroline Beller in Lützeneder bei Warburg). Nun zum Schluß die wichtigste Frage: Wie ist die Entstehung der Stigmen zu erklären? Beaunis, Professor der Physiologie zu Nancy, wies schon 1856 darauf hin, daß man nur einen Teil seines Körpers aufmerksam anzusehen brauche, um dort Prickeln, Brennen usw. zu erzeugen; er glaubte von dieser Erfahrungstatsache aus einen Weg zum Verständnis der Stigmatisationen zu finden. Später berichteten die Forscher Bourru und Burot über Nasenbluten und Blutschwitzen, das sie bei einem hysterischen Mann durch Suggestion hervorgerufen hatten. Es steht außer Frage, daß dies auch durch Selbstsuggestion bewirkt werden kann. Untersuchungen aus jüngster Zeit bringen reiches Beweismaterial dafür, daß Blutungen im Unterhautzellgewebe als Ausdruck gefühlsbetonter Vorstellungen experimentell hervorzurufen sind. — Die Alternative „Betrug oder Wunder", die auch anläßlich der Stigmatisierten von Konnersreuth wieder hier und da gestellt wird, ist irreführend und entspricht keineswegs dem Stand unserer, wenn auch noch lückenhaften Kenntnisse psychologischer Erscheinungen — und wir glauben, daß die Möglichkeit einer „natürlichen" Erklärung, d. h. einer solchen durch die Kräfte des Organismus, im Gegensatz zum Wunder-Eingreifen einer „Kraft von außen", heute außerordentlich nahe liegt. Wunderbar bleibt dann noch immer die Gefühlsinnigkeit dieser religiösen Mystiker, die es vermochten, sich selbst so ganz aufzugeben im wahrhaften „Mitleiden" der Martern Christi. S. Hupfer.

Tagesgeschichte.

Das nahe Hohenstein in Ostpreußen errichtete Tannenberg-Denkmal, das dem Andenken an die gewaltige siegreiche Schlacht bei Tannenberg (23. bis 30. August 1914) gegen die Russen gewidmet ist, wurde am 18. September in Gegenwart des Reichspräsidenten Generalfeldmarschalls v. Hindenburg und der übrigen an der Schlacht beteiligten Generalität eingeweiht. Acht riesige Türme, jeder über 20 m hoch, bilden die Eckpfeiler des mächtigen Achtecks, das Mauern, von wehrgangartigen Galerien gekrönt, umschließen. Vor dem Denkmal liegt ein Vorhof, während innen sich 40 Ehrenhallen, in denen die Erinnerungstafeln der einzelnen Truppenteile aufgestellt werden sollen, nach einem 20000 Menschen fassenden Ehrenhof öffnen. — Am Weihetag wurde Hindenburg von Generalmajor a. D. Kahns, dem Vorsitzenden des Tannenberg-Nationaldenkmal-Vereins, begrüßt. Hindenburg dankte darauf und gab dann im Rahmen seiner Ansprache eine vielbeachtete Erklärung gegen die Kriegsschuldlüge ab. Darauf fuhr er die lange Front der Verbände und der Mitkämpfer von Tannenberg entlang. Nach der Umfahrt hielten die beiden Divisionsgeistlichen des Wehrkreises I den Feldgottesdienst ab. Es folgte eine Feier im Ehrenhof, den Hindenburg nach Übergabe des goldenen Schlüssels eröffnete, und wo er am Fuße des Granitblocks inmitten des Hofes einen goldenen Kranz zu Ehren der Gefallenen niederlegte. Dann begann draußen der Vorbeimarsch der Weiheteilnehmer, der drei volle Stunden dauerte. Danach begab sich Hindenburg nach Allenstein, von wo aus er über Pillau, Swinemünde nach der Reichshauptstadt zurückkehrte.

An Stelle des geplanten, wegen der ungünstigen Wetterverhältnisse aber aufgegebenen Ozeanfluges unternahm der Flieger Koennecke am 20. September von Köln aus einen Überlandflug, der ihn nach Ostasien führte.

Der deutsche Weltrekordmann, Dr. Peltzer, konnte in Paris über den bisherigen Titelhalter Martin im 1000-m-Lauf den Sieg erringen und damit einen neuen Weltrekord aufstellen.

Von der vor kurzem vollendeten Legung des dritten Seekabels zwischen Deutschland und Schweden: Aussetzen von Ballonbojen, die das Küstenkabel tragen und später abgeschnitten werden. Oben rechts: Kartenskizze mit Lageangabe der drei Kabel.

Das soeben vollendete neue Seekabel zwischen Deutschland und Schweden führt ebenso wie die in den Jahren 1919 und 1921 gelegten zwei Fernsprechseekabel von Zarrenzin (Pommern) nach Kämpinge (Schweden). Die Kabellänge beträgt 162 km, davon liegen 120 km auf dem Meeresgrund. Während die meisten See-Fernsprechkabel zur Erhöhung der Selbstinduktion nach dem Krarup-System gebaut sind, hat man diesmal das Pupin-System vorgezogen, weil es sowohl in elektrischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht dem ersteren überlegen ist. Das aus 48 Adern bestehende Kabel kann gleichzeitig mit 12 Ferngesprächen belastet werden und ist trotz seiner Leistungsfähigkeit nur 59 mm dick. Auch dieses Kabel stellt einen bedeutenden technischen Fortschritt dar, insofern, als es das größte und längste bisher verlegte pupinisierte See-Fernsprechkabel mit Papierisolation und Bleimantel ist.

Geheimrat Dr. Max v. Gruber, Obermedizinalrat, Professor für Hygiene und Bakteriologie an der Universität München, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, † am 16. September im 75. Lebensjahre.

Ago Freiherr v. Maltzan, Botschafter in Washington, im Jahre 1922 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt, ein überaus befähigter Diplomat, † bei einem Flugzeugunglück in der Nähe von Schleiz am 23. September, 50 Jahre alt.

Die Unglücksstelle bei Schleiz, wo am 23. September das Verkehrsflugzeug Berlin-München abstürzte. Rechts vorn eine zertrümmerte Tragfläche; in der Mitte der Motor, tief in die Erde eingebohrt; links das Fahrgestell, dahinter die zweite, abseits aufgefundene Tragfläche. Sämtliche sechs Insassen, unter ihnen Botschafter v. Maltzan, wurden getötet.

Vom Weltrekordlauf Dr. Peltzers, Stettin, bei den großen Internationalen Olympischen Wettkämpfen in Paris am 19. September: Dr. Peltzer geht beim 1000-m-Lauf vor dem Franzosen Seraphim Martin durchs Ziel und stellt mit 2 Min. 25,8 Sek. einen neuen Weltrekord auf.

Von der Eröffnung der Generalstaaten (der beiden gesetzgebenden Kammern) in Holland am 20. September durch die Königin Wilhelmina: Die königliche Familie begibt sich auf dem Schloß im Haag zur Staatskalesche. Auf der Treppe (rechts) Prinzessin Juliana, die zum ersten Male an der Feier teilnahm.

Von den Feierlichkeiten zum 450jährigen Jubiläum der schwedischen Universität Upsala (15.—17. September): Erzbischof Prof. Söderblom ernennt den 90jährigen, krankheitshalber an der Teilnahme verhinderten Bischof Ullman zum Jubeldoktor, indem er gleichzeitig dessen Doktorhut emporhebt.

Zum Weltmeister-Boxkampf in Chicago am 22. September, dem etwa 135000 Zuschauer beiwohnten: Die beiden Gegner Gene Tunney (oben) und Jack Dempsey zeigen ihre Reichweite. Tunney wahrte sich den Meisterschaftstitel durch einen Punktsieg über den ehemaligen Weltmeister.

Basarleben in Zentralasien.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Mitten in glühenden Lehmstädten stehen dunkle Gangstraßen wie Tunnel, mit Mattengeflechten gegen die Sonne geschützt, der Boden kühl, aufgeweicht von Wasser, das Halbnackte aus Bocksschläuchen spritzen. Die Wände entlang reihen sich die Läden, offene Zellen, etwas erhöht, in denen die Händler, grellbunt gekleidet, hoch beturbant, über ihren Waren hocken, Tee trinkend und mit Freunden plaudernd, die sich auf der hohen Schwelle niedergesetzt haben: Laut drängt sich die Menge vor ihnen, fragt zu ihnen herein, oft vom Pferd, vom Esel herunter — bunt gekleidete Städter, Bauern in langen weißen Hemden und weiten Hosen, Frauen, bis zum Boden in blaue Mäntel gehüllt, den schwarzen Schleier vorm Gesicht, wie Riesensäcke ohne Farbe und Form. Jungen, die Brote ausschreien, welche sie in Körben auf dem Kopf tragen, schieben dich beiseite, Händler mit grünen Feigen, Trauben, Pfirsichen hocken die Wegschwellen entlang, und rettest du dich herunter auf die Straße, so bedrängen dich Karawanen von Säcke schleppenden Dromedaren, das Durcheinander von hohen zweirädrigen Karren, von deren Pferden herunter die Führer gellend „Poscht, poscht" den Fußgängern in die Ohren rufen, und die ewig schreienden Lastträger. — Denn der Basar ist die „City" der islamitischen Stadt, und zwar viel ausgesprochener als gewöhnlich in Europa. Aller Geschäftsverkehr drängt nach ihrem Zentrum. Betritt man an Basartagen, die immer zweimal in der Woche stattfinden, die Außenbezirke, so sieht man durch die Gartenzone, die sich rings um die Stadtmauern breitet, allen Verkehr vom Lande in die Stadt fluten, sieht an deren Rande die Lasttiere und Wagen in den Karawansereien zurückbleiben und durch die Straßen der Stadt den lückenlosen Zug der Käufer und Warenzubringer fluten. — Zwar ist die Zeit des höchsten Glanzes längst vorbei,

Schilfverkäufer in einem dörflichen Basar bei Buchara.

Baumwollbasar in Andischan (Turkestan).

Heimkehr vom Basar in Osch (Turkestan).

als Samarkand die Residenz Timurs und also das Herz des Ostens war, als aller Reichtum Indiens, Chinas, Persiens, Ägyptens in die Basare Turkestans strömte. Was China heute über den Pamir nach Andischan, Persien nach Aschabad sendet, ist wenig bedeutend. Aber der Gesamteindruck ist phantastisch reich, und dabei herrscht in dem scheinbaren Chaos größte Ordnung. Jedes Handwerk und jeder Handelszweig hat seinen Platz und wohnt in einer Straße zusammen. Da wird an einer Stelle in großen schattigen Hallen Reis und Getreide verkauft, an einer anderen Baumwolle, und den Fleischbasar verraten die Geier über ihm. Die Grobschmiede haben ihre Werkstätten gewöhnlich etwas abseits, und man kann sie, da alles offen ist, an ihren kleinen Öfen, deren Blasbalg ein kleiner Lehrling zieht, geschickt ihre Eisen bearbeiten sehen. Aus einer anderen Gasse tönt das Klingeln der Kupferschmiede, die hier die schönen Kannen treiben, in denen man Wasser holt, edle Gefäße, deren Form uralte Tradition ist, und wieder anderswo handhaben die Silberschmiede ihre feinen Hämmerchen und dünnen Lötrohre. Die Stoffhändler — die Rechtgläubigen beturbant auf der einen Seite der Gasse, die Juden mit ihren flachen Mützen auf der anderen — breiten schmale großgemusterte Seidenbahnen vor dem Käufer aus, die Kleiderhändler bunte Chalate, Seidenröcke und die samtenen Festtagsmäntel der Frauen, die teurer sind als die kostbarsten Pariser Roben. Und aus der Nebengasse pochen die schweren Holzhämmer der Walker, denn Arbeit und Verkauf geschehen überall am selben Ort. Über kleinen kühlen Wasserläufen stehen die Hockbänke der Teestuben, der Tschaichanas, von deren Mattendächern in gestrickten Vogelkäfigen schmetternde Gebirgswachteln und chinesische Papierspiele, die der Wind dreht, herabhangen.

Dabei ist der Charakter des Basars an jedem Ort ein anderer, düster im fanatischen Buchara, offen und lebhaft in Samarkand und der Fergana, am buntesten in den kleinen Dörfern, wo es eigentlich keine festen Stände gibt, sondern wandernde Händler ihre Waren auslegen. Und je weiter vom Bahnverkehr entfernt, je näher am Gebirge, desto reiner einheimisch ist die Kultur, desto schöner sind die Töpfereien, Stickereien und Gewebe, die in den großen Städten schon von der Moskauer Fabrikware verdrängt werden.

Dr. Ernst Cohn-Wiener.

Drechslerbuden in einem Basar Samarkands.

Fleischhändler in Bohur-eddin bei Buchara.

Schwäbisch-fränkische Burgen

Vorburg zur Feste Vellberg im Bühlertal.

Oben rechts: Feste (Schloß) Vellberg, vom Tale aus gesehen.

Rechts nebenstehend: Groß-Komburg bei Schwäbisch-Hall.

Unten links: Schloß Neuenstein an der Eppach.

Unten rechts: Schloß Braunsbach an der Kocher.

(Vgl. zu unseren Abbildungen den gleichnamigen Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben".)

WANN GEHT'S NUN ENDLICH LOS?
Meute junger englischer Jagdhunde in Erwartung einer Fuchsjagd.

Amphibien der Technik

MIT FÜNF ORIGINALZEICHNUNGEN VON H. UND B. v. RÖMER

In der Naturwissenschaft versteht man bekanntlich unter Amphibien im allgemeinen Tiere, die sowohl auf dem Lande als auch im Wasser leben und sich fortbewegen können. Die einen, Schildkröten, Krokodile und Echsen, die sog. beschuppten Amphibien, stehen nach Körperbau und besonderer Entwicklung den Säugetieren nahe, während die anderen, Frösche und Molche, die sog. nackten Amphibien, mit den Fischen verwandt sind.

Die Technik, die nicht selten die Natur zum Vorbild nimmt, hat in neuerer Zeit Fahrzeuge geschaffen, deren Verwendung nicht nur auf dem Lande, sondern auch im Wasser und sogar in der Luft möglich ist, und ihnen mit Recht den Namen „Amphibien" gegeben.

In dieser Hinsicht am weitesten fortgeschritten sind die Amphibien in der Flugtechnik. Hier erkannte man schon frühzeitig die großen Vorteile der Kombination von Land- und Seefahrzeug. Besonders im Ausland ist eine Reihe bemerkenswerter Konstruktionen hauptsächlich für militärische Zwecke entwickelt worden. Eine der besten Maschinen stellt das amerikanische Loening-Amphibium dar (Abb. 1). Drei solcher Flugzeuge fanden bei der Mac-Millan-Arctic-Expedition Verwendung. Neben großen wissenschaftlichen Erfolgen wurde bei diesem Unternehmen zum erstenmal durch die Tat erwiesen, daß die Anlage von Proviantdepots in der Arktis am besten mit Amphibienflugzeugen möglich ist, da diese sowohl auf den Eisfeldern als auch in den großen Wasserrinnen niedergehen können. Derartige Depots kann die Polarforschung vorläufig noch nicht entbehren, wie auch das Schicksal des englischen Südpolarforschers Kapitän Scott und seiner Gefährten beweist, die dem Tod im arktischen Eise vielleicht entronnen wären, wenn ihnen damals ein Flugzeug für die Hinterlegung von Nahrung und Brennmaterial zur Verfügung gestanden hätte. Die Stelle der Katastrophe war nämlich nur 220 km, also kaum zwei Flugstunden, von dem nächsten Winterquartier entfernt, von wo aus die Expeditionsteilnehmer ihrem Führer hätten Hilfe bringen können.

1. Das Loening-Flugzeug der amerikanischen Mac-Millan-Arctic-Expedition bei der Landung auf den Eisfeldern der Arktis zur Anlegung von Proviantdepots. (Vgl. hierzu Abbildung 4.)

2. Eine Auto-Amphibie: Land- und Wasserfahrzeug bei der Fahrt vom Land ins Wasser.

Neuerdings führten fünf Loening-Amphibien des amerikanischen Heeres den großen Panamerikaflug von den Vereinigten Staaten über Mexiko, Panama, Chile, Argentinien, Venezuela nach Brasilien und zurück mit Erfolg durch. Eine Reihe solcher Flugzeuge ist auch zum Küstenschutz eingesetzt. Durch die sinnreiche Konstruktion des Aluminiumbootkörpers und der Anordnung des 400-PS-Liberty-Motors mit hangenden Zylindern konnte der Antrieb mit Zugpropeller beibehalten werden. Sehr geschickt ist die Ausbildung des hochziehbaren Landfahrgestells gelöst, das mittels eines kleinen Elektromotors oder durch Handkurbel in 10 Sekunden hochgezogen bzw. herabgelassen werden kann (Abbild. 4).

In der Automobilindustrie sind ebenfalls in Amerika Versuche mit Fahrzeugen unternommen worden, die auf den Straßen wie über Schnee und Eis fahren können, aber auch eine Fortbewegung im Wasser gestatten. Eines dieser Auto-Amphibien (Abbild. 2) ähnelt in seinem Aufbau unseren modernen Gleitbootkonstruktionen. Die Karosserie, deren Unterseite vollständig wasserdicht geschlossen ist, enthält mehrfache Schotteneinteilung. Der Antrieb erfolgt durch einen Motor von 70 PS, der am Heck des Fahrzeugs auf einem Bock montiert ist und eine zweiflügelige Druckschraube in Umdrehung versetzt. Das Automobil ist in der Lage, von der Straße aus direkt in das Wasser zu fahren und dort seinen Weg fortzusetzen. Der Antrieb durch Luftschraube hat sich ausgezeichnet bewährt und sich als vorteilhafter erwiesen als die Kraftübertragung auf die Hinterräder bzw. auf eine Wasserschraube.

In diesem Zusammenhang dürfen einige kühne Projekte deutscher Ingenieure nicht unerwähnt bleiben, welche Amphibienfahrzeuge betreffen, die vorwiegend als Hilfsmittel für Forschungs- und Expeditionsreisen Verwendung finden sollen. Diese Fahrzeuge sollen, unabhängig von Kunststraßen und sonstigen Kunstbauten, bei möglichst geringen Gestehungs- und Betriebskosten eine ausreichende Rentabilität verbürgen.

4. Detailskizze des Fahrgestells eines Loening-Amphibiums, das in besondere Aussparungen des Bootskörpers eingeklappt werden kann. (Ein Loening-Flugzeug selbst s. Abbild. 1.)

Für Expeditionen in die Länder der Arktis wird ein neuartiges Land- und Wasserfahrzeug, der sogenannte „Polartank" (Abbild. 3) vorgeschlagen, der sich auf festem Boden, über die Schnee- und Eisfelder hinweg, mittels Raupenketten und im Wasser durch Schiffsschraube fortbewegen soll. Dieses Amphibium wird außer dem Führer- und Beobachtungsstand auf Deck in seinem Innern den Maschinenraum sowie Vorrats-, Wohn- und Aufenthaltsräume für die Besatzung aufweisen.

Nebenstehend:

5. Der „Rollende Ozean-Expreß", ein interessantes Projekt des deutschen Ingenieurs Benz, der durch seinen neuartigen Antrieb, Raupenketten aus einzelnen Schwimmkörpern, große Geschwindigkeiten erreichen soll.

Ein Verkehrsmittel der Zukunft, das neuerdings viel erörtert wird, soll der „Rollende Ozean-Expreß" (Abbild. 5) werden, dessen Antriebsraupenketten aus einzelnen Schwimmkörpern bestehen. Wegen seines geringen Tiefganges dürfte dieses Fahrzeug größere Geschwindigkeiten erzielen als unsere heutigen Ozeandampfer. Bei genügender Festigkeit des Raupenantriebs wäre eine Fortbewegung auch auf dem Lande möglich, so daß derartige Fahrzeuge auch als „Wüstenschiffe" geeignet sein würden. Gerade in den unendlichen Sandwüsten Afrikas, in denen sich bisher jedes andere Verkehrsmittel zur Beförderung großer Nutzlasten als unzureichend gezeigt hat, wird sich das Wüstenschiff durchsetzen.

Ing. Botho v. Römer.

3. Der „Polartank", ein deutsches Projekt für Forschungszwecke in der Arktis.

Links oben: Fertig zur Aussaat: Drei Schalen verschiedener Formen, gefüllt mit sandiger, leichter Erde, die durch die beiden Andrücker geglättet ist. Links die Samentüte. Die Schale rechts vorn ist zur Hälfte mit Sumpfmoos bedeckt. — Rechts oben: Erstes Verpflanzen der Sämlinge aus der Saatschale (links) durch Herausheben mit dem Pikierholz. Die schon etwas langen Sämlinge kommen nicht ganz bis an die Keimblätter in die Erde der anderen Schale.

Anzucht, Vermehrung und Verpflanzung von Zimmerpflanzen.

Mit Abbildungen der „Gartenschönheit."

Wer bei der Anzucht von Zimmerpflanzen durch Samen guten Erfolg haben will, hat gar vieles zu beachten. Zur Aussaat ist eine sandig-humose Erde notwendig, am besten gut abgelagerte Lauberde, die zur Hälfte mit feinem Torfmull und scharfem Sand in gleichen Teilen gut vermengt wird. In flachen Gefäßen mit mehreren Löchern am Boden, die durch Topfscherben überdeckt sind, wird die Erde durch Holzinstrumente leicht angedrückt, so daß sich etwa 1 cm unter dem Rand eine glatte Oberfläche bildet, auf die man die Samen ausstreuen kann. Das muß recht gleichmäßig geschehen und erfordert namentlich bei feinen Samen große Sorgfalt. Solche Samen werden dann auch nur ganz fein mit Sand übersiebt, während man dickere bis zur Samenstärke mit feiner Erde überdeckt. Große Samen, wie etwa die der Kapuzinerkresse, können auch gleich zu zweien und dreien in kleine Stecklingstöpfe gebracht werden. Nach der Aussaat erfolgt ein vorsichtiges feines Überbrausen mit lauem Wasser. Dann kommen die Schalen, wenn man kein Frühbeet oder Glashaus hat, auf das Fensterbrett einer nicht zu warmen Stube. Sie werden auch oft mit einer dünnen Schicht von fein zerzupftem Sumpfmoos (Sphagnum) bedeckt, um ein zu schnelles Austrocknen zu verhindern. Werden Glasscheiben darübergelegt, dann deckt man diese zunächst mit dunklem Papier ab. Sobald aber die Keimung beginnt, müssen die Sämlinge sofort Licht und später auch genügend frische Luft (keine kalte Zugluft) haben. Sobald die Sämlinge außer den beiden Keimblättern (Cotyledonen) auch schon die ersten winzigen Blättchen entwickeln, entnimmt man sie der Saatschale und versetzt (pikiert) sie in eine Pikierschale. Hier stehen sie, bis sie gut durchwurzelt sind und mehr Raum brauchen: dann kommen sie in kleine Stecklingstöpfe.

Links nebenstehend: Vermehrung durch Stecklinge: Zwei alte Ageratum-Pflanzen, von denen die Triebenden als Stecklinge abgeschnitten wurden. Vorn frische, in den kleineren Töpfen bereits eingewurzelte Stecklinge.

Im Oval und oben: Verpflanzen von Dracaena durch Austopfen (im Oval) des stark durchwurzelten Ballens und nachherige gute Auflockerung. Hierauf wird die Pflanze in einen etwas größeren Topf als der alte neu eingesetzt.

Die Vermehrung durch Stecklinge zeigt unsere Abbildung der für Sommerbeete allbekannten Ageratum. Die Pflanzen werden meist im Herbst eingetopft und überwintert. Von ihnen schneidet man die Triebenden als Stecklinge ab und setzt sie gleich in kleine Töpfe. Sie müssen zunächst geschlossen gehalten werden, bis sie wurzeln und nach und nach reichlich frische Luft verlangen. Beim Fehlen eines Vermehrungskastens wird am besten ein Frühbeetkasten benutzt. Im Zimmer ist ein Zimmertreibhäuschen zu wählen.

Bei Blattbegonien verbindet man das Verpflanzen gleich mit der Vermehrung durch Teilung. Die herausgenommene alte Pflanze wird je nach der Größe in zwei bis mehr Stücke zerschnitten, doch soll jedes Teilstück gute Wurzeln haben. Die geteilte Pflanze wird dann in kleinere Töpfe gesetzt. Bei sehr stark durchwurzelten Dracaenen (oder auch Palmen) wird der verfilzte alte Wurzelballen stark gelockert. Dann erst wird die Pflanze neu eingetopft. Die verpflanzten Gewächse sollen auch in der ersten Zeit möglichst etwas geschlossen stehen. Sie sind jedenfalls im Zimmer an einem geschlossenen Fenster in einer ganz zugfreien Ecke zu halten. Man gieße vorerst nur wenig, nachdem beim Versetzen gut angegossen worden war.

Vermehrung durch Teilung alter Pflanzen: Zwei neue Blattbegonien-Stöcke, von denen der noch nicht eingetopfte die Schnittfläche zeigt.

Aus einer schlesischen Landstadt: Auf dem Ring in Liegnitz, dem Stelldichein der Bürger und der benachbarten Gutsbesitzer, zwischen dem Gasthaus „Rautenkranz" (links) und dem historischen Erkerhaus „Wachtelkorb" (rechts). Zeichnung von Martin Frost,

SCHLESISCHE KÜNSTLER

AUF DER JURYFREIEN KUNSTAUSSTELLUNG BRESLAU 1927

O. van Hout: Bildnis Frau O.

Auch in diesem Jahre hat die Kulturwarte des deutschen Ostens ihren Kunstsommer erlebt. Wesentlich trug zum Gelingen die Ausstellung der „Juryfreien Arbeitsgemeinschaft Schlesien" bei. Um der notorischen Stagnation des Kunstlebens im Osten zu steuern, trat eine Reihe schaffender Künstler zu diesem Ring zusammen, der sich die Aufgabe stellte, das Publikum heranzuziehen. Die Südhalle der Breslauer Messegesellschaft öffnete der Ausstellung in großzügiger Weise ihre Tore. Besucherzahl und Kauflust waren sehr beachtenswert. Geleitet von dem Erfolg, plant die Gemeinschaft im kommenden Jahr eine Schau, die das gesamte deutsche Kunstschaffen erfassen soll.

Von nahezu 600 ausgestellten Arbeiten seien hier herausgegriffen: von J. Aschheim, „Stadt in der Bretagne". Das Bild zeigt eine koloristisch starke Eigennote und wirkt wie aus der Seele der Landschaft herausgeschöpft. Von Alfred Buchwald kaufte die Stadt Breslau das „Stilleben mit Würfeln" an. Das Kontrastieren der Farbentöne, das Spiel des Lichtes auf der weißen Fläche, die wohlerwogene Komposition und die Durchbildung kennzeichnen diese Arbeit als Leistung jüngster Zeit; noch prägnanter kommt der Zug des Malers im Porträt zur Geltung, sein Können in der sachlichen Vortragsart der jüngsten Auffassung wirkungsvoll zu erweisen. Georg P. Heyduck hat sich namentlich als Bildnismaler einen Ruf erworben. Das hier wiedergegebene Bildnis beweist, daß sich der Maler keiner modischen Manier verschreibt, sondern in überzeugter Weise seiner künstlerischen Auffassung gerecht wird und bestrebt ist, seine Impressionen in bester Vollendung zu gestalten. Alexander Bernhard Hoffmann, dessen landschaftliche Kompositionen bereits für einen Interessentenkreis geworben haben, ist in jüngerer Zeit als Bildnismaler hervorgetreten. In dem Kinderbildnis hat der Maler das Charakteristische der Physiognomie herausgehoben und damit diese schwierige Aufgabe zu meistern gewußt. O. van Hout beschickte die Ausstellung mit einem Selbstbildnis, einer dalmatinischen Küstenlandschaft, einem Bild vom Rummelplatz und dem Damenbildnis, bei dem ihm die Eigenheit der Frau zum Problem wurde; die Koloristik unterstrich ganz eigen das Problemhafte. Eine klare, frische Winterluft weht durch das Aquarell von Otto Kalina. Kompositionell ist die Sicht über die Dächer interessant, die nicht zur Monotonie verflacht, sondern lebhaft den Blick weiterführt durch verschneite Gärten und Straßen, hinüber in die Berge. Hanns Oberländer, Ober-Schreiberhau, stellte unter anderm ein Doppelbildnis aus, das durch die entwickelte Spannung fesselt. Nicht allein dadurch, daß er die Bildnisse in Architektur und Landschaft hineinkomponiert, sondern auch durch die Entwicklung einer dynamischen Spannung zwischen den Porträtierten weiß er den Reiz zu erhöhen. W. Paschke, Glogau, wurden zwei Fohlen zum künstlerischen Motiv. Es schwingt der eigene Lebensrhythmus durch das Werk, der in künstlerischer Stoffmeisterung einen lebendigen Ausschnitt aus der Empfindungswelt des Malers widerspiegelt. Herbert Schnürpel, Liegnitz, der eine Kollektion aufzeigt, hat sich mit Landschaft, Stilleben sowie größeren Figurenkompositionen auseinandergesetzt. Religiöse Themen werden ihm gleichfalls zum Vorwurf, wie Karfreitag und die Flucht nach Ägypten. Alfred Weißenberg hat sich in einer eigenen Sprache festgelegt. Flächefüllendes Kolorit verrät jugendfrisches Schaffen, dem die Klärung aus der Arbeit heraus noch folgen wird. Von Werken der Plastik springen immer wieder die des Oberschlesiers Thomas Myrtek als reife, selbständige Arbeiten ins Auge, die ganz und gar die gesunde Bodenverwurzelung des Künstlers atmen. Die wiedergegebene Architekturplastik ist ganz klar und sicher herausgearbeitet und gibt ein Bild von des Künstlers tiefem Hineinschauen in das Leben. Eine ganz andere Vortragsart und noch ein Suchen nach eigener Ausdrucksform verrät die weibliche Halbfigur von J. Hübner. Die äußerste Durchbildung spricht für sicheres Können, das noch auf eigene Wege hoffen läßt.

Guido Leitgeb.

Georg P. Heyduck: Bildnis des Musikers Heinrich Haberstrohm.

Alfred Weißenberg: Arabische Töpfer.

Alfred Buchwald: Stilleben mit Würfeln.

W. Paschke: Fohlen.

Otto Kalina: Winterlandschaft.
Links oben:
Hanns Oberländer: Doppelbildnis.

Alex. Bernh. Hoffmann: Kinderbildnis. — Links: J. Hübner: Weibliche Halbfigur. — Rechts Mitte: Thomas Myrtek: Architekturplastik.

J. Aschheim: Stadt in der Bretagne.

Herbert Schnürpel: Flucht nach Ägypten.

Die Herren-Kleidung zur Winter-Saison

Karierter doppelreihiger Vormittagsanzug.

Doppelreihiger Herbstmantel aus Kamelhaarstoff.

Blauer, auf zwei Knöpfe gearbeiteter Nachmittagsanzug.

Links nebenstehend:

Dunkler Überrock für den Abend, dazu passender Smokinghut.

Rechts nebenstehend:

Praktischer heller Sportanzug aus meliertem Homespun.

SÄMTLICHE ABBILDUNGEN NACH MODELLEN VON KNIŽE & CO., BERLIN-WIEN, GETRAGEN VON DEM GESELLSCHAFTSTÄNZER JUSSY v. HORVATH; PHOTOGRAPHISCHE AUFNAHMEN VON FRANZ XAVER SETZER, WIEN

Die Vigne von Baja

Novelle von Kurt Martens

Vor etwa zwanzig Jahren hatten zwei befreundete deutsche Maler nach einer Reise durch Unteritalien in Neapel Quartier genommen und einen der schon etwas kühlen Herbsttage zu einem Besuch der Phlegräischen Felder benutzt. Das ist jene merkwürdige vulkanische Gegend im Westen des Golfes, wo sich in dem mit Lava bedeckten Gelände Krater an Krater drängt und giftige Gase aller Art über stummen Seen lagern oder sich in der Tiefe von Schluchten und Grotten sammeln. Von den Abhängen der Berge ziehen sich zwischen der Stadt Pozzuoli und dem öden, fast nur aus antiken Ruinen bestehenden Baja Rebenpflanzungen bis ans Meeresgestade hinab; hier und da lädt eine bescheidene Osteria oder eine einsame Vigne mit Ausblick über den Golf zu einem Trunk des feurigen Landweins ein.

Die leichte, einspännige Carretta, die Bruno und Wendelin zu ihrem Ausflug benutzt hatten, hielt abends auf ihren Wunsch vor einer dieser Vignen; hinter Pinien und Lorbeergebüsch versteckt, inmitten seiner üppigen Weinstöcke, lag das blinkend weiße, villenartige Häuschen, nahe den verfallenen Bädern des Nero, eine Viertelstunde von Baja entfernt. Sie befahlen dem Kutscher, zu warten, damit er sie, nachdem sie einen Imbiß eingenommen, ohne weitere Unterbrechung nach Neapel zurückbrächte.

In der Gaststube, die sie mit höflichem Gruß betraten, war nur einer der Tische besetzt; am Herde machte sich neben einer älteren Frau die schlanke, schöne Padrona zu schaffen. Kaum hatte Wendelin, der Jüngere, seinem Freunde voran die Schwelle überschritten, als die Wirtin sich wie aufgeschreckt nach ihm umwandte und ihn mit einem Ausdruck von Überraschung und Verwirrung scharf ins Auge faßte. Die Männer hinter ihren Gläsern, zwei Carabinieri und ein weißbärtiger, würdiger Landmann, erwiderten kurz den Gruß der Fremden und setzten ihr Geplauder fort; nur der vierte unter ihnen, ein stattlicher Jüngling, mit der früher landesüblichen roten Fischermütze auf den schwarzen Locken, warf Wendelin einen finsteren, mißtrauischen Blick zu und tauschte einen vielsagenden, nicht minder düsteren mit der jungen Frau.

Diese aber hatte sich rasch gefaßt, fragte die Herren, was sie ihnen bringen dürfe, und servierte das Bestellte mit liebenswürdigster Anmut und einem Anflug von Koketterie auf dem Nebentisch, an dem die Fremden sich niedergelassen hatten.

Es wurde still in dem engen, doch wohnlich sauberen Raum. Das Gespräch der Italiener erstarb allmählich; sie bezahlten und gingen davon. Der malerisch, fast reich gekleidete junge Fischer folgte ihnen zögernd, nicht ohne sich nach den Fremden noch einmal wortlos umzusehen.

Die Padrona, eine verwitwete Marietta Pirotti, wie am Gartentor zu lesen war, ging zum Kutscher hinaus, ihm im Auftrage der Maler ein Viertel Wein zu bringen. Durchs Fenster beobachtete Bruno, wie sie einige Sätze mit dem Neapolitaner wechselte. Der aber nahm den Wein nicht entgegen, sondern — betroffen wies Bruno den Freund darauf hin — trieb plötzlich sein Pferd an und sauste davon.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Bruno Frau Pirotti, sobald sie zurückgekehrt war. „Wir müssen doch gleich nach Neapel zurück!“

„Leider unmöglich, Signori! Der Kutscher bittet, zu entschuldigen. Ein wichtiges Geschäft ist ihm eingefallen; er konnte nicht länger warten.“

„Doch das macht nichts,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ich habe zwei gute Zimmer frei; da können Sie angenehm und billig übernachten.“ Sie richtete ihre Einladung, begleitet von aufmunternden Blicken ihrer dunklen, heißen Augen, vorzugsweise an Wendelin, der, wie Bruno bemerkte, an ihnen längst Feuer gefangen hatte und die Flucht des Kutschers durchaus nicht bedauerte.

Bruno schlug vor, die Bahn zur Heimfahrt zu benutzen; allein es erwies sich, daß von Baja kein Zug mehr ging. Sie hätten also in der Dunkelheit eine Wegstunde bis Pozzuoli wandern müssen, um dort einen anderen Wagen aufzutreiben. Das lehnte Wendelin, unterstützt von den Überredungskünsten der Frau Marietta, entschieden ab. Er fand es verlockend, die Nacht hier zu verbringen und noch eine Zeitlang die angenehme Gesellschaft der reizenden jungen Frau zu genießen, deren Mutter sich ohnehin schon zurückgezogen hatte.

Seinem Freunde war die Sache nicht ganz geheuer. Zwar dachte er nicht an Raub und Erpressung; denn Marietta Pirotti war nach ihrer gepflegten Erscheinung und dem ansehnlichen Besitztum, in dem ihr zwei Winzer und eine Magd dienten, eine wohlhabende Frau. Auch die Gäste von vorhin, darunter sogar die Carabinieri, sahen keineswegs wie geldbedürftige Lazzaroni aus; aber daß sie den Kutscher weggeschickt hatte, erschien ihm außer Zweifel.

Er teilte Wendelin seine Bedenken in deutscher Sprache mit. Der jedoch lachte nur und sagte:

„Siehst du denn nicht, wie entzückend sie ist und mich zu einem Flirt geradezu herausfordert? Ich wäre doch ein Dummkopf, wenn ich mich gegen ihre Gastfreundschaft sträubte!“

Bruno hatte schließlich ein Einsehen und brummte verdrießlich:

„Nun gut! Dann bin ich hier aber jedenfalls überflüssig. Mir macht der Abendspaziergang nach Pozzuoli nichts aus. Ich werde von dort schon nach Neapel kommen. Morgen finde ich dich hoffentlich vergnügt und wohlbehalten an unserem Mittagstisch vor.“

Er war jedoch kaum eine halbe Stunde gewandert, als ihn abermals die Unruhe packte und er es verantwortungslos fand, den Freund in der einsamen Vigne allein zurückgelassen zu haben. Nach kurzem Schwanken machte er kehrt und eilte zurück.

Die Stube im Erdgeschoß hatte noch Licht, auch war die Tür noch nicht verschlossen. Frau Marietta trat ihm entgegen:

„Ah, Signore! Anders besonnen?“ begrüßte sie ihn ein wenig spöttisch. „Soeben wollte ich schlafen gehen. Sie können Ihre Kammer haben oder auch mit Ihrem Freund die seine teilen, die zwei Betten hat.“

„Dann bitte ich, mir dies andere Bett zu geben.“

„Vabbene! Kommen Sie nur, ich führe Sie.“

Im oberen Stockwerk auf eine Tür weisend, wünschte sie ihm eine gute Nacht und ging nach der anderen Seite, sich bei ihrer Mutter zur Ruhe zu begeben.

Bruno drückte die Klinke nieder. Wendelin, noch wach, richtete sich hastig in den Kissen auf und bemerkte, den Freund erkennend, trocken:

„So, du bist es! Ist der dunkle Weg dir zu lang geworden? Nun, gleichviel! Mache dir's nur bequem, dann lösche ich die Kerze.“

Auf Brunos Fragen murmelte er verstimmt irgend etwas von gefallsüchtigen Katzen, die den Fremden zum besten haben. Dann versanken sie beide in ruhigen Schlaf. —

Die Sonne stand noch schräg über dem östlichen Küstensaum und warf einen rötlichen Schimmer über das Meer, als sie von der Stimme Frau Mariettas erwachten, die den wütend bellenden Hund besänftigte.

„Es wird wieder ein herrlicher Tag“, sagte Bruno, wohlgelaunt aus dem Bett springend. „Ich denke, wir machen uns sogleich auf den Weg.“

Wendelin hatte es weniger eilig. Nach einigem Hin- und Herreden kam es heraus, daß er gern noch eine Stunde unten allein geblieben wäre.

„Noch einmal dein Glück versuchen?“ neckte Bruno.

„Nur nach einer kurzen Aussprache mit dieser rätselhaften Frau verlangt es mich. Da liegt ein Geheimnis, dem ich auf den Grund kommen möchte. Vielleicht gibt sie sich heute weniger wortkarg.“ Aber es war klar, die Sache ging ihm nahe genug; schon schien das Herz in Mitleidenschaft gezogen.

Sie verabredeten, daß Bruno immer vorausgehen und Wendelin in der Bahnhofswirtschaft von Baja erwarten sollte. Nachdem er Frau Marietta das gemeinsame Nachtquartier bezahlt hatte, verabschiedete er sich von ihr; sie rief ihm ein freundliches „a rivederla“ nach.

Es war ein angenehmer Marsch in der Morgenfrische. Die ganze Gegend war noch wie ausgestorben, keine Menschenseele begegnete ihm. An der vereinbarten Stelle wartete er auf Wendelin. Er wartete geduldig eine Stunde lang, etwas ärgerlich eine zweite, beunruhigt eine dritte. Dann lief er, auf die Gefahr hin, ihn zu verfehlen, nach der Vigne zurück.

Frau Pirotti war sichtlich erschrocken.

„Aber Ihr Freund hat kurz nach Ihnen das Haus verlassen!“ Sie rief ihre Magd und die beiden Winzer herbei. Alle drei bestätigten, daß sie den jungen Herrn auf der Landstraße nach Baja hatten davongehen sehen. „Suchen Sie nur am Bahnhof, Signore! Er wird inzwischen sicher dort eingetroffen sein“, bemühte sich die verstörte Frau, Brunos Besorgnis und ihre eigene zu beschwichtigen.

Allein weder am Bahnhof noch bei den Ruinen war von Wendelin etwas zu entdecken. Die Stationsbeamten versicherten, daß kein Frem-

der den Zug bestiegen habe, keiner der wenigen Ortsbewohner hatte ihn gesehen.

Nachdem Bruno sein Gepäck aus Neapel hatte kommen lassen, bezog er ein Zimmer im Gasthof von Baja, entschlossen, den Ort nicht zu verlassen, bis er über das Schicksal seines Freundes Klarheit gewonnen. Sein Aufenthalt dehnte sich auf Wochen aus. Vernehmungen fanden statt; mit Hilfe der Polizei und der Einheimischen ward die ganze Gegend sorgfältig abgesucht. Vergebens! Von dem jungen Maler fand sich nirgends eine Spur. Er blieb verschollen, und Bruno reiste verzweifelt zurück in seine deutsche Heimat.

*

Kürzlich erst, als der Fremdenverkehr in Italien sich wiederbelebte, fuhr Bruno noch einmal hinab nach Neapel und suchte auch die Vigne bei Baja auf. Sie war noch immer im Besitz der Frau Marietta, die jetzt aber, zum zweiten Male verheiratet, den Namen Gamba trug.

Gebeugt und gealtert, mit verhärmten Zügen, trat sie ihm entgegen und erkannte ihn gleich. Sein Besuch erschütterte sie derart, daß sie in Tränen ausbrach. Seine erste Frage war, ob sie inzwischen niemals etwas über den Verbleib seines Freundes in Erfahrung gebracht habe. Und jetzt endlich erklärte sie sich bereit zur Auskunft, nachdem er ihr vollstes Stillschweigen gelobt hatte:

Ihr verstorbener zweiter Mann, Leone Gamba, warb um sie zu ebenjener Zeit. Sie liebten einander leidenschaftlich, ohne daß jemand außer ihnen selbst darum wußte. Am Morgen des Tages, an dem die beiden Maler ihre Vigne besuchten, hatte sie mit Leone ein Zerwürfnis darüber gehabt, daß sie einer Untreue von ihm mit einer englischen Dame auf die Spur gekommen war. In ihrem Zorn versicherte sie ihm, daß sie sich zur Vergeltung dem ersten jungen Fremden, der abends ihr Haus betreten würde, an den Hals werfen werde. Im Grunde ihres Herzens jedoch war es ihr keinen Augenblick ernst mit dieser Drohung. Leone war der Fischer, der mit am Tische der Carabinieri saß, und Wendelin der Unglückliche, der zuerst über die Schwelle trat. Marietta begann ihr Spiel mit ihm und erregte dadurch in ihrem Verlobten die glühendste Eifersucht. Nachdem er die Vigne mit den anderen verlassen hatte, kehrte er heimlich zurück und bemerkte, hinter den Reben verborgen, daß der ältere der Fremden allein davonging. Sofort war sein Entschluß gefaßt. Die Nacht brachte er an der Rückseite des Hauses im Gartengebüsch zu, halb irrsinnig vor Wut sich auf dem Rasen wälzend. Der Hund, der früh ins Freie gelassen wurde, hatte ihn dort aufgespürt. Daß Bruno so bald zurückgekehrt war, bei seinem Freunde übernachtet und sich in aller Frühe wieder auf den Weg gemacht hatte, war ihm entgangen. So ward sein Verdacht zur Gewißheit.

Als Wendelin nach 6 Uhr das Haus verließ, lauerte ihm Leone an der Landstraße auf und erbot sich, nach Art der Ortskundigen, ihm die Bäder des Nero zu zeigen. Und dort, in einer nur ihm bekannten unterirdischen Grotte, stieß er den Ahnungslosen in die von heißen Quellen und Dämpfen erfüllte Tiefe.

„O Signore," schloß Marietta schluchzend ihren Bericht, „ich ahnte es gleich, daß mein Geliebter der einzige war, der Bescheid wußte über das Verschwinden Ihres Freundes. Ich schwur ihm bei allen Heiligen, daß ich ihm die Treue nicht gebrochen hatte, er glaubte mir auch; aber da war es schon zu spät.

Ich habe seine Tat an niemand verraten, habe ihn sogar trotzdem zum Manne genommen. Das war wohl eine schlimme Sünde, und er hat die seine nicht einmal gebeichtet. Deshalb hat auch die Madonna unseren Bund nicht gesegnet. Kein Kind ward uns geschenkt, und nach einem Jahr schon hat Leone am Fieber sterben müssen. Eine arme, unglückliche Frau bin ich geworden. Oh, tragen Sie es mir nicht nach, daß ich aus übermäßigem Zorn mitschuldig geworden bin an dem Tode Ihres Freundes! Schweigen Sie um der Barmherzigkeit Christi willen, und zerstören Sie mir nicht meinen Ruf dafür, daß ich Ihnen die Wahrheit bekannt habe!"

Entsetzt und bekümmert, doch frei von Groll, wiederholte Bruno sein Versprechen. Dann ließ er sich von ihr zu jener düsteren Stelle der antiken Bäder führen, die seines Freundes Grab geworden war. Unter Tuff-Felsen und Lavagestein tat sich ein schroffer Abgrund vor ihm auf, dem noch immer, wie vor Jahrtausenden, die heißen, erstickenden Dämpfe entquollen.

Von einem Pudel

Skizze von Alexander Kuprin.

In meinem Hause lebt jetzt ein kleiner schwarzer Pudel. Sein Name ist „Schuft". So hat man ihn gar nicht deshalb genannt, um seine Hundewürde zu kränken. Sondern einfach, weil er, wenn ihn die Zähne juckten, die Beine der Tische und der Stühle benagte, verschiedene Lieblingsporträte kaute und sie in einem eingeweichten und abscheulichen Zustand zurückgab, wie wahnsinnig in den Hühnerstall der Hausbesitzerin eindrang, von dort alle Hühner hinausjagte und laut hinter ihnen dreinbellte; und noch lange stoben die erschrockenen Vögel mit gespreizten Federn, laut gackernd, über den Hof.

Einmal stürzte er während eines kleinen Hauskonzerts in das Zimmer herein und begann einen berühmten Geiger so schlecht zu begleiten, daß dieser Geiger seither uns nicht mehr besuchte und uns auch wohl schwerlich noch jemals besuchen wird.

Ich spreche schon nicht von jenen Unannehmlichkeiten, die er den Dienstboten bereitete. Es scheint mir, daß man ihn im geheimen in der Küche auch dafür verprügelte.

Heute morgen habe ich ihm ein Butterbrot angeboten; aber vorsichtig und offenbar nur aus Höflichkeit leckte er bloß die Butter ab, streckte sich wieder zu meinen Füßen aus und blickte mich mit traurigen, fragenden Augen an.

Ich weiß es gut, daß er jetzt ein Jahr alt wird, und daß es folglich für den Hund Zeit ist, sich im Freien auszutoben; aber ich weiß es ebenso fest, daß in diesem armen Tier das Bewußtsein erwacht ist und es darunter leidet.

Unermüdlich, höflich, hartnäckig zieht er mich, zusammen mit ihm auf die Straße hinauszugehen, eine Droschke zu nehmen und loszufahren, und er wird unterdes neben dem Wagen einherlaufen und das Rad anbellen, das sich dreht! Dann wird er vorauslaufen und bellend zu der Pferdeschnauze hinaufspringen.

Und wird dem Pferde sagen: Bitte, bleib stehen! Laß mich nachdenken, warum sich das Rad dreht. Ich kann das nicht begreifen, ich will das begreifen!

Aber das macht auf das Pferd keinen Eindruck; in ihm sind noch die großen tierischen Instinkte lebendig, die wir Menschen uns so gleichgültig nutzbar machen, d. h. wir nutzen seine Kraft, sein Ortsgedächtnis, seine außerordentliche Feinfühligkeit, die Schönheit seiner Formen, seine Dummheit, seine anspruchslose Nahrung.

Das Pferd läuft unter der Peitsche und denkt an den Hafer.

Und da kehrt der arme schwarze Pudel wieder zurück, springt zu mir in die Droschke hinauf, setzt sich neben mich und weint: So erkläre mir doch, du kluger, für mich unergründlicher Zauberer, du, der du Wunder wirken kannst, das Feuer anzuzünden vermagst, dir so leicht Nahrung beschaffst, dessen Blick ich nicht ertragen kann — erkläre mir: Warum dreht sich das Rad? Warum bin ich auf dieser Welt? Warum fühle ich eine so unüberwindliche Zuneigung zu dir. Und wäre es nicht besser für mich, als ausgehungerter und böser Wolf durch einen finsteren Wald zu laufen, unter den Wurzeln eines Baumes zu schlafen und mit Wonne das Blut eines Hasen zu lecken, dem ich den Hals durchgebissen habe?

Liebes, gutes, armes Hündchen, du mein Freund!... Darum handelt es sich ja, daß auch mein Leben nicht leichter ist als deines. Darum handelt es sich ja, daß auch ich den Rand des sternübersäten Mantels Gottes küsse und in Sehnsucht und Qualen ihn frage: Was ist die Zeit? Was ist die Bewegung? Warum ist mein Leben so sinnlos und so kurz? Und warum ist jeder Schritt meines Lebens durch Leiden vergiftet? Manchmal sogar auch durch ein süßes Leiden! Mein lieber, mein guter Hund, niemand gibt uns darauf Antwort.

Und vielleicht weint auch er selbst jetzt irgendwo, in Tränen gebadet, sich quälend in Schrecken und Schmerzen und darunter leidend, daß in ihm das Bewußtsein erwacht ist.

Und vielleicht ist doch das alles dermaßen einfach, daß ich und du, mit all unseren Qualen, lächerlich sind. Vielleicht sitzt irgendwo irgendein Schlauberger und weiß vorzüglich, daß die ganze Sache in einer hübschen, einfachen und gar nicht komplizierten algebraischen Formel besteht. Sitzt dort und weiß es, wird es aber aus purem Schabernack uns nicht erzählen, weder mir noch dir, mein liebes schwarzes Hündchen „Schuft".

Wird es uns niemals erzählen!

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Valentin Skidelsky.)

Wissen und Leben

Schwäbisch-fränkische Burgen. (Hierzu die Bildertafel auf S. 469.) Klimaten, Völker und Rassen, Frieden und Kriege, Handel und Wandel, alles das pflegt den Ländern und Landschaften das besondere Gepräge zu verleihen. So sind Schottland und das kriegverschonte Norwegen verhältnismäßig arm, Deutschland, Frankreich, Italien unendlich reich an Beispielen architektonisch alter Kultur. Bei den Bauwerken selbst, ihrer schmuckhaften Gliederung und Verzierung und dem Timbre, der Farbennuance gleichsam, die sie der Landschaft zu geben vermögen, spielt das natürliche Gestein der Gegend eine wichtige Rolle. Der Baustein Wiens ist z. B. der lichtgelbe Kalkstein, die Kuppel der Peterskirche zu Rom wurde aus dem bekannten Travertin von Tivoli errichtet, Dresden verdankt sein helles, sonniges Aussehen dem weißen Elbsandstein. Eine höchst gewichtige Rolle aber bei Burgen und Bauten eines Landes spielen neben Naturreichtum und Klima vor allem Handel und Handelsverbindungen, da der Anschluß an den brausenden Strom des Welthandels Geld, Kultur und Anregung in reichem Maße vermittelte. So darf es nicht wundernehmen, daß das früh besiedelte Schwaben- und Frankenland reich ist an altertümlichen lieblichen Dörfern, Städtchen und Burgen. Durch ihre Mitte ergoß sich der goldene Strom des Handels, wirkten und werkten die großen Kaufherren des Mittelalters. Auf ihren ragenden Sitzen, den Burgen und Schlössern, walteten die alten Gaugrafen und Herrengeschlechter — und sind jene alten Familien auch meist ausgestorben, leben wenige mehr in ihrer Väter Hallen, Turm und Mauerwerk ragen noch in unsere Zeit herüber. Eine der schönsten, ältesten und am besten erhaltenen Burgen ist die Komburg bei Schwäbisch-Hall. Auf freiem Hügel ragt sie gewaltig und eindrucksvoll empor, eine seltsame Vereinigung von Schloß und Stift, von Burg und Kloster, uns gemahnend an ihre imposanten Schwestern im fernen Osten, Marienwerder und Marienburg. Die Komburg stammt in ihren Grundlagen aus sehr alter Zeit, sie soll schon um 800 gegründet worden sein. Später war sie die stärkste Feste der Kochergaugrafen von Rothenburg-Komburg, die lange dort gehaust. Unter einem der letzten, dem Grafen Burkhardt, baute man sie in ein Benediktiner-Kloster um; 1488 ward sie zum adeligen Ritterstift erhoben, später (1802) säkularisiert. So bietet die Komburg, infolge ihres hohen Alters, eine wahre Fundgrube der Architekturentwicklung aus acht Jahrhunderten. Hoch ragen die romanischen Münstertürme, wuchtig trotzen allen Stürmen die mächtigen Mauern und uralten Tore; in all diesen Bauwerken aber finden wir alle Stile vom frühesten bis zu Renaissance und Barock. Der Kunsthistoriker Paulus wertet das Schloß als eines der ältesten romanischen Bauwerke des Landes! Noch älter wäre freilich die jetzt nur noch in einer Kirche vorhandene Stöckenburg, deren Entstehen auf das Jahr 500 zurückgeht, und die als merowingisches Kastell zum Stützpunkt für die Christianisierung jener Gegenden diente. Die heute noch bestehende Martinskirche wird schon um 741 bezeugt. Anmutig grüßt das nahe gelegene malerische Vellberg, dem sagenumwobenen Lichtenstein vergleichbar, ernster droht Braunsbach mit seinen Türmen, der Stammsitz kriegerischer Ritter, hoch und stattlich glänzt der restaurierte Fürstensitz Neuenstein (13. Jahrhundert). In ihnen allen aber finden wir eines verkörpert, was uns mit Stolz und Ehrfurcht erfüllt, die Seele unserer Vorfahren mit ihrem starken, großen Wollen. Ferdinand Bruger.

Moderne Rauschgifte. Der Dämonenzug des Morphins war die erste Giftseuche, die über Europa etwa um das erste Drittel des 19. Jahrhunderts kam; sie ist in ihrer elementaren Gefahrzone an der Spitze geblieben, denn in ihr macht sich die Möglichkeit, trotz der Giftzufuhr nach außen hin normal zu erscheinen und in einer bestimmten Gebrauchsphase noch werktätig sein zu können, am ehesten ausführbar. Darin liegt das Gleißnerische dieses den wirksamen Bestandteil des Opiums bildenden Giftes, daß in der Vortäuschung gesteigerter Vitalität, wie sie im Augenblick der Einverleibung der Spritze zutage tritt, der stets wachsende innere Erschlaffungszustand verschleiert wird, bis mit der Aufhebung der inneren Widerstandskräfte durch die übergroßen Mengen der Zusammenbruch von Nerven und Körper erfolgt. Der Morphinist ist ein geistig Kranker in noch höherem Grade als der Säufer, das pathologische Triebleben schafft eine krankhafte Veränderung der Gesamtpersönlichkeit, die für Arbeit und normales Empfinden unbrauchbar geworden ist. Behandlung und Heilung, soweit diese bei der häufigen Rückfälligkeit möglich ist, können nur in einer geschlossenen Anstalt durchgeführt werden, jedes andere Beginnen ist völlig fruchtlos. Denn Lüge und Täuschung gehören zu den seelischen Verkleidungskünsten, mit denen der Morphinist operiert, um seinen Hunger nach dem Gift stillen zu können; das schrankenlose Ich-Leben läßt moralische Bedenken nicht aufkommen. Dem Opiat Morphin nahe steht die Verwendung der reinen Muttersubstanz, des Opiums, das vor allem in China eine volkszerstörende Rolle spielt und in der Form des Opiumrauchens in den oberen und des Opiumessens in den ärmeren Klassen der Bevölkerung schrankenlose Verwendung findet. Der klägliche Zusammenbruch der vierten Opiumkonferenz vom November 1924 hat gezeigt, daß das wirtschaftliche Moment hinsichtlich Produktion und Ausfuhr bei den daran beteiligten Ländern nach wie vor eine ausschlaggebende Rolle spielt und daher von gemeinsamen Schritten zur Eindämmung dieser Volksseuche kaum etwas zu erwarten ist. Das reine Opium in den eben erwähnten Genußformen hat zumal in Deutschland weniger Verbreitung gefunden — die etwas komplizierte Technik und die Geschmacksempfindung der westeuropäischen Zunge scheinen dem abhold zu sein — um so schlimmer wütet in jüngster Zeit der Kokainismus. Das auf chemischem Wege gewonnene Alkaloid der Kokapflanze — in ihrem ursprünglichen Zustand wird sie, gemischt mit Kalk oder Pflanzenasche, vor allem in den südamerikanischen Staaten von den Eingeborenen in ungeheuren Mengen gekaut und gegessen — wird in allen Formen von der Einspritzung unter die Haut an bis zum Trinken von Kokainwein oder -champagner, bis zum Rauchen von kokainisierten Zigarren oder Zigaretten, zum Einpinseln in die Nase oder dem Gebrauch als Schnupfpulver verwendet; es ist heute *das* Betäubungsmittel, dessen hohe Preisstellung allein die Verbreitung im Volke noch hindert. Deshalb sind gerade ihm und seinen verderblichen Folgen gegenüber weiteste Aufklärung und rücksichtslosestes staatliches Vorgehen am Platze, denn der Kokainismus bedeutet in seinen Folgeerscheinungen Siechtum, Tod oder Irrenhaus. Die Verwüstungen, die das Kokain in den Hirnfunktionen veranlaßt, sind noch roher als die des Morphins; dadurch vollzieht sich bei den von der Sucht danach befallenen Individuen das körperliche und seelische Schicksal noch schneller und brutaler. — Als drittes Gewächs in dieser Sammlung von Giftpflanzen erscheint der indische Hanf und seine Verwendung als Haschisch, sei es als Getränk, sei es als Tabak. Die Wirkung ähnelt dem des Scopolamins, des wirksamen Bestandteiles des Bilsenkrauts, das infolge seiner mannigfachen ärztlichen Verwendung auch bereits anfängt, zum Mißbrauch zu führen. Der Haschischrausch erzeugt vorzugsweise Sinnestäuschungen, eine Art halluzinatorischen Glücksgefühls mit mehr oder minder hinzutretenden Verwirrungserscheinungen. Trugwahrnehmungen des Gesichts, Gehörs und des Allgemeingefühls mit gleichzeitigen abnormen Bewegungstrieben stehen im Vordergrund der zutage tretenden Wirkungen. In Ägypten und Indien, wo das Hanfrauchen Volkssitte ist, kennt man aber außer den oben geschilderten Zuständen

mit ihrem relativ milden Charakter schwerste Formen von Geistesstörungen bei chronischem Mißbrauch in gehäufter Form, so daß also auch hierbei der Schluß seelische Zerstörung ist. Dem Übel in seinen Ursprungsländern Einhalt zu tun, ist trotz staatlicher Maßnahmen nicht gelungen. Verbannt man die Betätigung aus öffentlichen Orten, so wuchert sie um so üppiger im verborgenen. Der stumpfe Fatalismus des Orientalen wird die Ertötung des Alltags wunschgemäß anstreben. In Europa aber, dem menschliches Wollen und Menschenarbeit Zweckbegriffe des Lebens sind, muß gegen die hereinbrechenden Seuchen und gegen ihre tückische Verführung mit allen erzieherischen und belehrenden Mitteln gekämpft werden, denn das unaufhaltsame Wachsen der diesen Giftstoffen Verfallenen wird zu einer nicht mehr zu übersehenden Volksgefahr. Dr. Julian Marcuse.

Die Veränderlichkeit der Schwerkraft auf der Erde. Warum ist ein Körper schwer? Die Antwort von Newton lautet: weil sich je zwei Körper einander anziehen; im Falle der Erdschwere ist der eine Körper immer die Erde selbst. Das Newtonsche Gesetz besagt, daß die Anziehungskraft von der Größe der beiden Massen abhängt, und daß sie im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Entfernung steht (genauer: zur zweiten Potenz der Entfernung). Daraus erhellt, daß die Schwerkraft auf der Erde keine konstante Größe sein kann; sie ändert sich, weil der Abstand vom Erdmittelpunkt — in diesem kann man sich die Masse der Erde vereinigt denken — verschieden ist. Auf einem Berg ist die Schwere also geringer als im Meeresniveau. Der Unterschied ist allerdings nicht groß. Bei einer Erhebung auf den höchsten Berg beträgt er etwa 3 Promille — ein Gewicht von 100 kg wird also in dieser Höhe um 300 g leichter sein. Durch Laboratoriumsversuche konnte sogar die Gewichtsdifferenz einer 5 kg schweren Quecksilberkugel bei einer Erhebung um nur 20 m festgestellt werden. Sie ergab sich, wie es die Rechnung verlangt, zu 30 Milligramm (Prof. Jolly, München). Da ferner die Erde abgeplattet ist — mit Wülsten am Äquator — ist die Erdschwere an den Polen am größten, am Äquator am kleinsten. Diese Wirkung wird nun aus einem anderen Grunde noch unterstützt. Infolge der Drehung der Erde um sich selbst wirkt die dadurch entstehende Zentrifugalkraft am stärksten am Äquator, gar nicht am ruhenden Pol. Jedes Teilchen am Äquator wird dadurch nach außen gedrängt. Würde sich die Erde 17 mal schneller um sich selbst drehen, so würden sich Zentrifugalkraft und Schwere gerade das Gleichgewicht halten: die Körper würden am Äquator nicht mehr zur Erde fallen. Da die Geschwindigkeit indessen nur 500 m in der Sekunde beträgt, ist die Wirkung nur die, daß die Schwerkraft etwas vermindert wird. Auf diese Weise beträgt der Unterschied der Schwere zwischen Pol und Äquator infolge der beiden Wirkungen etwa $^1/_2$ Proz. Der Gewichtsunterschied von 100 kg ist also 500 g; innerhalb Deutschlands würde dieser Unterschied 75 g betragen. Es ergibt sich ferner, daß ein Gewicht, das sich am Äquator im Sinne der Erddrehung bewegt, etwas leichter ist als das ruhende Gewicht, und daß ein im entgegengesetzten Sinne bewegtes Gewicht etwas schwerer wird. Auch diese Wirkung ist durch Beobachtungen auf fahrenden Schiffen bestätigt worden. Es mag erscheinen, als ob alle diese geringen Änderungen der Erdschwere nicht von besonderem Interesse sein könnten; indessen ist ihre Bestimmung unerläßlich für die genaue Kenntnis der Gestalt und des Aufbaues der Erde. Gelehrte aller Länder haben die entsprechenden Vermessungen gemacht. Sogar für die praktische Geologie haben diese Messungen große Bedeutung, da durch anormale Werte der Schwere unterirdische Massendefekte oder Massenanhäufungen, etwa durch ausgedehnte Erzlager, festgestellt werden können. Dr. A. Döge.

Die Farbe des Blutes. Schon die alten Ärzte haben interessante Beobachtungen über die Farbe des Blutes gemacht und haben den Unterschied in der Farbe des arteriellen und venösen Blutes wahrgenommen. Vielleicht hatten sie wegen dieses Unterschiedes in der Blutfarbe die Lungenarterie als Vene und die Lungenvenen als Arterien bezeichnet. Auch war es den alten Chirurgen bekannt, daß das Gerinnsel, das aus dem beim Aderlasse hervortretenden Blut entsteht, in den oberen Schichten die hellrote Farbe des arteriellen und in den tieferen Schichten die schwärzliche Farbe des venösen Blutes aufweist. Nun beobachtete Fracassati, ein namhafter Bologneser Arzt, im Jahre 1665, daß die hellrote Farbe der oberen Schicht des Gerinnsels durch die Einwirkung der Luft bedingt war, und daß man nur das Gerinnsel umzudrehen brauchte, um zu veranlassen, daß die schwärzliche Schicht, die in Kontakt mit den Wänden des Behälters gestanden hatte, den dem arteriellen Blute eigenen Farbenton annahm. Diese Beobachtung wurde 1669 von dem Anatomen Lower bestätigt. Ebenfalls bei Aderlässen machte der damalige Schiffsarzt Julius Robert Mayer (1814—1878), der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, in Java die Beobachtung, daß dort das Venenblut eine „hellere Röte" zeigte als in der nördlichen Zone. Wir finden tatsächlich in dem „Handbuch der menschlichen Physiologie" (1801) von Autenrieth, den Mayer als Lehrer hoch verehrte, ebenfalls den Satz: „Auch beim Menschen nähert sich das Venenblut im Sommer an hellerer Röte dem Arterienblut." Seit dieser Zeit ist dieser in den verschiedenen Breiten wechselnde Farbenton des Blutes kaum mehr Gegenstand der Betrachtung gewesen. Aber man hat es bei krankhaften Zuständen schon mit bloßem Auge bei stark fetthaltigem Blut, wie es besonders bei der Zuckerkrankheit vorkommen kann, trüber und blasser als in der Norm gesehen. In den höchsten Graden der sog. „Lipämie" sieht das Blutserum milchähnlich aus. Zum Schluß mögen hier noch einige Worte über das sog. „blaue Blut" des Adels angefügt werden. Der Ausdruck „Sangre azul" (blaues Blut) findet sich nach den Mitteilungen von Prof. Wahl und Basler bereits in der mittelalterlichen Geschichte Kastiliens erwähnt. Es hatte sich nämlich in dem Lande, das jahrhundertelang im Kampfe gegen die Mauren und Araber lag, im Schoße des Rittertums ein Rassegeist entwickelt wie in keinem anderen Lande Europas. Man hatte dort — wie wahrscheinlich auch in anderen Gegenden — bei den Angehörigen der Adelsgeschlechter die Hautvenen blau durch die zarte Haut schimmern sehen und nahm daher zur Erklärung dieser Erscheinung an, daß in solchen Fällen das Blut durch blaue Farbe ausgezeichnet sei. Die physiologische Erklärung geht aber dahin, daß der Ausdruck mit der Pigmentarmut der nordischen Rasse zusammenhängt, bei deren Angehörigen, die den höheren Gesellschaftskreisen entstammen, die Haut der Arme zarter und heller als bei Handwerkern und Bauern ist. Die Haut bildet also bei der „Aristokratie" ein helles durchscheinendes Medium, durch das die mit Blut gefüllten Hautvenen blau hindurchschimmern. Manchmal erscheinen sie an den Beugeseiten des Unterarmes wie mit Indigo aufgemalt. In Wirklichkeit handelt es sich dabei nur, wie eben Basler gezeigt hat, um einen besonderen Fall des Phänomens, daß ein mit einem trüben Medium bedeckter dunkler Gegenstand blau erscheint. Durch die pigmentreiche Haut des Bauern kann man die Blutgefäße begreiflicherweise nicht sehen. So hat auch die Farbe des Blutes, das Mephisto mit Recht einen ganz besonderen Saft nennt, eine interessante Geschichte, die sich nur aus der historischen Entwicklung verfolgen und verstehen läßt. Dr. Erich Ebstein.

Wesen und Schutz des Namens. Kann man darüber im Zweifel sein? In der Tat. Dies schon, was die Ehefrau anlangt. Daß sie durch die Verehelichung den Familiennamen des Mannes erlangt, das weiß jedermann. Daß sie nun aber diesen ehemännlichen Namen nicht ohne weiteres ihrem eigenen Familiennamen oder Künstlernamen anfügen darf, das ist schon unbekannter. Oder wie ist's bei der geschiedenen Frau? Die geschiedene Frau Müller, verw. gew. Lehmann, geb. Richter kann sich nennen — je nach Wahl — Müller, Lehmann oder Richter. Sie muß sich aber der Behörde gegenüber entschließen, kann nicht wechseln (heute so, morgen so), muß sich auch Einschränkungen dieses Wahlrechts gefallen lassen, wenn sie bei der Scheidung für schuldig befunden wurde. Um von der Ehefrau auf das

Kind zu kommen, auch hier ein Beispiel. Paul Schulze, an Kindesstatt angenommen von Ida Schneider geb. Schuster, heißt fortan Paul Schuster, kann sich aber auch Schuster-Schulze nennen. Zum Personennamen gehört auch der Vorname. Ihn bestimmen Vater und Mutter. Wenn sie nun säumig sind, was dann? Nun, dann muß dem Kind die Möglichkeit der Bestellung eines Pflegers nützen. Für Findelkinder regelt die Polizei die Namensgebung. Es ist also genau umgrenzt, wie ich heiße. Von mir aus kann ich nichts hinzutun, wohl aber kann es der Staat, z. B. wenn er den Angehörigen der Familie des Attentäters Nobiling den Namen Edeling zuläßt oder den Dichter des Kutschkeliedes (aus den 1870er Tagen) sich Hoffmann-Kutschke nennen läßt. Wie nun, wenn ich mich eines mir nicht zukommenden Namens bediene? Dann mache ich mich, abgesehen von einer Übertretungsbestimmung, unter Umständen der Steuerhinterziehung, der Urkundenfälschung, des Betrugs, des Delikts des Öffnens fremder Briefe usw. schuldig. Welches Recht aber hat der, dessen Namen ich mich bediene, gegen mich? Es kommt § 12 des bürgerlichen Gesetzbuches in Frage, wo es heißt: Wird das Recht zum Gebrauch eines Namens dem Berechtigten von einem andern bestritten oder das Interesse des Berechtigten dadurch verletzt, daß ein anderer unbefugt den gleichen Namen gebraucht, so kann der Berechtigte von dem andern Beseitigung der Beeinträchtigung verlangen (eventuell Klage auf Unterlassung bei Besorgnis weiterer Beeinträchtigungen). Das im Paragraph erwähnte Bestreiten braucht nicht nur rechtlich, es kann auch tatsächlich geschehen. So, wenn ich des andern Türschild abreiße, um es als eigenes zu benutzen. Kein Vergehen natürlich bei gestatteter Namensführung. Graf Zeppelin gestattet dem A, sich seines Namens zu bedienen. Aus der Gestattung für A darf nun nicht etwa ein B für sich Schlüsse ziehen, auch bedeutet Gestattung niemals Übergang des Namens. Auch darf nicht der Armenhäusling Lahmann dem Baumwollfabrikanten Müller seinen Namen Lahmann überlassen. Das wäre unlauter. Neben der Abwehr- auch unter Umständen Schadenersatz- oder Beleidigungsklage: so, wenn mich ein Schriftsteller in einem Roman zur lächerlichen Figur macht. Was vom Schutz des Namens gilt, gilt auch vom Pseudonym, vorausgesetzt, daß es Anerkennung fand, auch nicht gegen die öffentliche Ordnung verstößt. Was vom Schutz des Namens der natürlichen Person gesagt, gilt ferner auch bei der sog. juristischen, so der Aktiengesellschaft, auch unter Umständen nur bezüglich des schlagwortartigen Teils in ihrem Namen. Was vom Schutz des Personennamens gesagt, kann auch auf Ortsnamen (Oberammergauer!) zutreffen. Im übrigen ist — nach Bestimmungen aus dem unlauteren Wettbewerbsrecht — namentlich Vorsicht gerade bei Ortsnamen am Platze. Sie können, für Waren gebraucht, deren Güte garantieren (Glashütter Uhren). Mißbrauch kann hier sogar strafbar sein.

Geheimrat Neuberg.

Bilder aus der Schule von heute, diesen Haupttitel trugen vier in unserer „Illustrirten Zeitung" erschienene Beiträge von Paul Georg Münch, die sich mit dem pädagogischen Neuland der Arbeitsschule beschäftigten. Da diese illustrierten Aufsätze großen Anklang fanden, entschloß sich der Verfasser, sie in Buchform herauszugeben. Erschienen ist jetzt diese Sammlung in Dürrs Verlag, Leipzig, unter dem Titel „Natürlich ist die Schule schuld! Ein fröhliches Bilderbuch für Väter und Mütter." In humorvoller Weise führt der fachmännische Verfasser den Laien in köstliche Sonnenwinkel des Kinderlandes. Wesentlich unterstützt wird der Text durch die 50 Zeichnungen von Alfred Seckelmann. Seine Kindergestalten sind tief durchseelt, die dargestellten Szenen sprühen von lebendigem Leben.

Dr. V. T.

ZUM NACHDENKEN

Füllrätsel.

A	A	A	A	A	A	A	Ungarischer Politiker
A	A	B	B	C	D	D	Beleuchtungsmittel
E	E	E	E	E	E	E	Singstimme
E	E	E	E	E	E	E	Ort in Tirol
F	F	F	F	F	G	H	Eßgerät
H	I	I	I	I	I	K	Pförtner
K	L	L	L	L	L	L	europäisches Gebirge
L	L	L	M	N	N	N	vulkanische Urgesteine
N	N	N	N	O	O	O	deutscher Schriftsteller
O	P	P	P	P	R	R	Vorhang
R	R	R	R	S	S	S	Mädchenname
S	S	S	T	T	T	T	Wirtschaftsbetrieb
T	T	T	U	U	U	U	Gefäß

Sind die Buchstaben des links stehenden Rechtecks so geordnet, daß sie Wörter der nebenstehenden Bedeutung ergeben, so nennen die drei stark umrahmten schiefen Linien je einen Fisch.

Verwandlung.

Änderst bei einer Figur aus „Egmont" einen Buchstaben du,
Eine italienische Insel erscheint im Nu.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Schlachtort aus dem Weltkriege, 3 Spielkarte, 5 Insel im Mittelländischen Meer, 9 Heilmittel, 10 kleiner Weißfisch, 11 Geschäftsraum, 12 Stadt in Arabien, 13 Geldmünze, 15 Schwur, 17 seemännischer Ausdruck, 18 Anteil, 19 Drama, 21 Haarwuchs, 22 Gattung, 23 medizinische Maßnahme, 24 Stoffart, 25 Behörde, 26 Umschlagtuch, 29 weiblicher Vorname, 30 spanisches Wort für Fluß, 32 Laufvogel, 33 Kreislinie, 35 Prophet, 36 Zündschnur, 37 Singvogel, 38 geologischer Begriff; senkrecht: 1 Erdteil, 2 neuzeitliche Erfindung, 3 geistlicher Würdenträger, 4 Pelzart, 5 Futterpflanze, 6 selten, 7 Männerstimme, 8 Gemütszustand, 14 Stadt in Mitteldeutschland, 16 Theaterstück, 18 Verbindungsstück, 20 Teil des Baumes, 21 Vorwort, 22 Verbrennungsrückstand, 24 landwirtschaftliches Gerät, 25 weiblicher Vorname, 27 Geigenbauer, 28 heller Kopf, 30 Blume, 31 Stadt i. Schlesien, 33 Gewässer, 34 Falz. (ch = ein Buchstabe).

1	2		3	4	■	5	6		7	8
9	10				■	11	12			
		■	13		14			■		
15		16	■	17			■	18		
19			20	■		■	21	22		
■	■	23							■	■
24	25			■		■	26		27	28
29			■	30		31	■	32		
		■	33				34	■		
35					■	36				
37					■	38				

Ziffernblatträtsel.

(Hierzu nebenstehende Figur.)

An Stelle der Ziffern sind Buchstaben einzusetzen. Es ergeben dann: 1. 1—2 Faultier, 2. 1—4 Oper, 3. 2—4 Mädchenname, 4. 3—6 inneres Organ, 5. 4—5 Flächenmaß, 6. 4—6 Körperteil, 7. 4—8 trauriger Zustand, 8. 6—8 edle Eigenschaft, 9. 7—9 Person aus der deutschen Heldensage, 10. 8—11 musikalisches Intervall, 11. 9—11 Mineral, 12. 9—15 Stadt in Armenien, 13. 11—13 Element, 14. 13—15 Getränk, 15. 13—17 Lärm, 16. 15—18 Verbrechen, 17. 16—20 Befehl, 18. 18—20 bestimmter Artikel, 19. 19—22 nordischer Männername, 20. 19—23 Blume, 21. 22—24 Gebirgsschlucht, 22. 22—1 türkischer Name, 23. 23—24 Flächenmaß, 24. 23—1 Papagei, 25. 24—3 Streifzug.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4308.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4306.

Kammrätsel: Rigoletto, Rondo, Geige, Largo, Tenor, Orgel.

Vorsetzrätsel: **S**enkel, **O**range, **P**osten, **H**alm, **O**porto, **K**nebel, **L**ende, **E**wald, **S**tier. — Sophokles.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Autor, 5 Cab, 7 Fee, 9 Alm, 11 Savanne, 13 As, 14 Ra, 15 Ei, 16 ro, 17 Hull, 20 Steg, 22 Ida, 24 Dänemark, 26 Not, 28 Isel, 31 Polo, 33 Po, 34 Ur, 35 Adresse, 38 pro, 39 Ton, 40 Ilm, 41 Stern; senkrecht: 2 Tara, 3 Ob, 4 Fes, 6 Ale, 8 Earl, 9 Anis, 10 Kahn, 12 Toga, 18 Liane, 19 Odeon, 21 Torso, 22 Inn, 23 Amt, 25 Riff, 27 Fort, 29 Sa., 30 Lido, 31 Post, 32 Ar, 35 Arm, 36 Erle, 37 Eos.

Magisches Quadrat: Ambra, Moral, Braut, Raute, Alter.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.